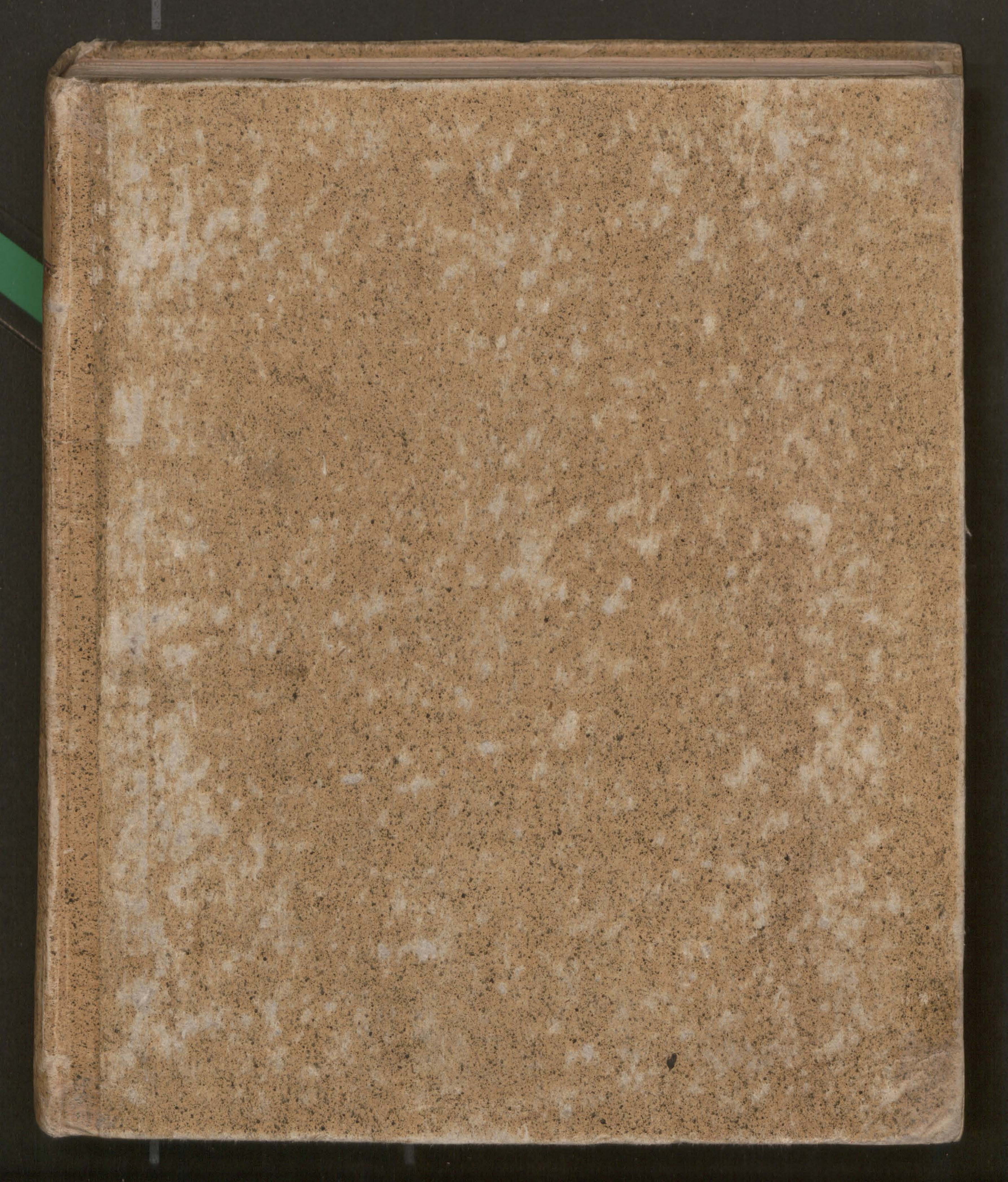


M 1

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1794.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.

1794.


BIBLIOTEKA JAGIELLOŃSKA

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1794.

No. 320—350.

worunter 27 ordentliche Stücke und 3 Beylagen.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Churfürſtl. Sächſiſchen Zeitungs-Expedition.



NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich fechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Regifter erfcheinen,

Koftet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Grofchen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Grofchen*, die neuen feit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für diefe *Acht Thaler* liefern die nächften löbl. Poftämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutfchland die A. L. Z. wöchentlich poftfrey; bey gröfsrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden befondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Poftamte, bey welchem die Beftellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ift.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ift zur Aufrechthaltung des Inftituts durchaus nöthwendig, wenn anders die löbl. Poftämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten follen. Da wir uns lediglich mit diefen, nicht mit unfern geehrteften Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, fo fetzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es fey dann auf ihre eigene Gefahr und Rifico, keine Exemplare zu fpediren anfangen, folglich allezeit in Stande feyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget fehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermafsen berichtigten Exemplare zu fufpendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der erften Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich beftellten Exemplare *Schreibpapier* verfprachen, fo fahen wir uns doch bald in läftige Nothwendigkeit verfetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterfchied auf Schreibpapier abdrucken zu laffen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorifch geftiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, diefen äuſserlichen Vorzug unfers Journals aufzugeben und fie fernerhin, wie es mit allen deutfchen gelehrten Zeitungen gefchieht, auf Druckpapier abdrucken zu laffen, fo haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbeffern, als in irgend einem Stücke fchlechter werden zu laffen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch fchlechterdings unmöglich ift für eben den Preis fo gutes Schreibpapier als in den beiden erften Jahren zu liefern, fo laffen wir für folche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muss dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden. weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, dass man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten. nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn *wollten*, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, dass wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; dass uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directe an uns sogleich zu melden.

7. In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, dass wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*, jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise a *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition läst die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 31sten October. 1794.

Expedition
der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. October 1794.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Schöne: *Lehrbuch der Astronomie*, von *Abel Bürja*. Erster Band. (Mit vielen eingedruckten Holzschnitten). 1794. 304 S. 8. samt 84 S. Einleitung. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Bekanntlich hat Hr. *Bürja* seit einigen Jahren angefangen, eine Reihe mathematischer Lehrbücher, vorzüglich zum Selbstunterricht für Anfänger, herauszugeben. In einem solchen Cursus der Mathematik, der gewissermassen ein vollständiges Ganzes liefern sollte, glaubte Hr. B. fordere die Krone mathematischer Wissenschaften, die Astronomie, ihre eigene Stelle. Diess zur Rechtfertigung der Erscheinung des gegenwärtigen Lehrbuchs, womit der Vf. nicht nur Lesern, die schon an seine übrigen Schriften gewöhnt sind, sondern auch andern zu nützen hofft. Wirklich hat man auch in Deutschland an astronomischen Lehrbüchern zwar nicht Mangel, doch nicht gerade Ueberfluss; Hrn. B. Darstellungsart hat überdiess eine gewisse Deutlichkeit, auch trägt er die astronomischen Lehrsätze nicht bloss historisch vor, sondern sucht solche überall, soviel möglich, mit zureichenden für Anfänger fasslichen Beweisen zu unterstützen. Die *Einleitung* des Werks begreift eine kurze Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf unsere Zeiten, eigentlich eine Geschichte der vornehmsten Astronomen; von noch lebenden nichts; angehängt ist eine allgemeine Uebersicht der wichtigsten astronomischen Schriften. Der andere Hauptheil der Einleitung enthält die nöthigsten astronomischen Vorerkenntnisse, in einer Reihe einzeln numerirter Sätze, die bloss historisch vorgetragen sind; wegen der Beweise verweisst der Vf. auf seinen selbstlernenden Geometer und andere Schriften. Aus der Geometrie sind bloss die hauptsächlichsten Sätze von der Neigung der Ebenen gegen einander angeführt, weil diese nicht in allen (nicht in den meisten ältern) Lehrbüchern sich finden; ferner findet man, in Beziehung auf Astronomie, die wichtigsten Lehrsätze, auch Formeln aus der sphärischen Trigonometrie, aus der Lehre von den Kegelschnitten, aus der Dynamik und aus den optischen Wissenschaften. Das Werk selbst, wovon hier der *erste Theil* in acht Hauptstücken geliefert wird, fängt mit Erklärung der sinnlichen Erscheinungen am Weltgebäude an; daher beschreibt der Vf. zuerst die künstliche Himmelskugel mit ihren eingebildeten Kreisen. Dann geht er zu den Sternbildern über, handelt von den Sternen überhaupt, und von den merkwürdigeren insbesondere. Die sämmtlichen Sternbilder, hundert an der Zahl, theilt der Vf. um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in vier Felder oder Reiche ein, welche durch die Milchstrasse und den Thierkreis gebildet werden, nemlich in das Reich des Herkules, Friedrichs (oder, wenn es Ausländern mehr beliebte, der Andromeda) Orions und der Centauren, wozu noch die im Gürtel der Milchstrasse und des Thierkreises selbst liegenden Sternbilder kommen. Des Vf. unmassgeblicher Rath an die Sternkundigen wäre, da die Anzahl der Bilder schon so sehr angewachsen ist, nun den Himmel als *geschlossen* anzusehen, und von jetzt an alle astronomische Apotheosen irgend eines Gegenstandes oder einer berühmten Person aufhören zu lassen, so dass die Friedrich dem II. erwiesene Ehre die letzte ihrer Art wäre. Ein vielleicht gut gemeynter, aber, wie die meisten dieser Gattung, überflüssiger Rath, da die Mitwelt selten, und die Nachwelt, wie billig, gar keine Notiz von dergleichen Wünschen zu nehmen pflegt. Und welcher Astronom darf sich anmassen, den Schlüssel des Himmels auf die Art, welche hier der Vf. andeutet, zu besitzen, und ihn als *Bindeschlüssel* gebrauchen zu wollen? — Nach der eben erwähnten Abtheilung giebt der Vf. von den einzelnen Sternbildern eine genauere Beschreibung, welche aber ohne eigene Abbildungen und Karten, die hier fehlen, nicht ganz verständlich seyn kann. Nun erst, nachdem der Vf. einige Anleitung zur nähern Kenntniss der auf der künstlichen Himmelskugel abgebildeten Sterne vorausgeschickt hat, handelt er vom Gebrauche derselben durch Auflösung der bekanntesten sphärischen Aufgaben, und verbindet damit die Erklärung und Gebrauch der künstlichen Erdkugel. (Statt Länge und Breite eines Orts auf der Erde sagt der Vf. meistentheils Standlänge und Standbreite, um Zweydeutigkeit zu vermeiden. Der Beysatz: *geographische* Länge und Breite, den man längst zu brauchen gewohnt ist, scheint jedoch jene neuen Wörter überflüssig zu machen. Für Standlänge, meynt der Vf. könnte man auch Aufsteigung eines Orts sagen. Man weiss, dass kürzlich von Hn. *B.* in den gesammelten Schriften der Berliner Akademie zur Aufnahme der deutschen Sprache ein Aufsatz über deutsche mathematische Kunstwörter, deren er mehrere neugebildete vorschlägt, erschienen ist. Auch in diesem astronomischen Lehrbuche hat er es versucht, mehrere fremde Kunstwörter der Sternkunde mit deutschen zu vertauschen, doch so, dass er anfänglich, welches nöthig war, die alten gewöhnlichen Benennungen darneben setzt, z. B. Feststerne (Fixsterne) Standschräge (Azimut) u. s. w. Zu viele neue Namen, wenn sonst nichts gebessert wird, dürfte sich wohl die Mathematik mehr, als jede andre Wissenschaft, verbitten. Mit einem so übertriebnen Purismus der Sprache verbindet der Vf. eine Rechtschreibung

bung, wie: *Prozion, Zefeus*, die vollends ganz unerträglich ist, und nichts als unnöthige Verwirrung verursacht. Der folgende Abschnitt: auf welche Weise Weltkugeln, wie auch Himmels-Land- und Seecharten verfertiget werden, ist mit vieler Ausführlichkeit und Deutlichkeit bearbeitet; bekanntlich findet man in astronomischen Lehrbüchern für Anfänger wenig über diesen Gegenstand. In der Theorie der Kartenzeichnung ist besonders die Lehre von der Projectionsebene, welche jede Zeichnungsart voraussetzt, sehr gut auseinander gesetzt. Zeichnung ganzer Planisphären, wenn zur Entwurfsebene entweder der Aequator, oder der erste Meridian, oder der Horizont angenommen wird. Wie einzelne Striche der Erd- oder Himmels-Oberfläche zu zeichnen. Mercators und andere Seekarten. Delisle's Entwerfungsmethode. — Von astronomischen Instrumenten. Ein Artikel, der ebenfalls in den meisten astronomischen Lehrbüchern vermisst wird. Hier sollen zwar nicht astronomische Instrumente aufs genaueste und mit allen ihren Verrichtungen beschrieben, doch von den gebräuchlichsten ein Begriff gegeben werden. Optische Instrumente, mit Vorschriften sie zu stellen und zu lenken, für leichtere, schwerfälligere auch ziemlich lange Werkzeuge dieser Art. *Herschels* Gestell zu seinen Fernröhren, nach *Schröter* beschrieben. Winkelmesser; bewegliche und Mauerquadranten; Sextanten für einen oder zween Beobachter; der Hevelsche und Hadleysche Octant; Sectoren von weniger Graden; Mittagsrohr; Aequatoreal und parallatische Maschine (nach Hn. B. genannt Gleicherwerk und Abweichungswerk). Von mikrometrischen (kleinmessenden) Verrichtungen; ausser dem Fernrohr, Nonius und Vernier; im Fernrohr, Netz von 45 Graden, Rautennetz, Fadenmikrometer, Heliometer nach *Bouguer*, nach englischer Einrichtung, und vor der grosen Oefnung eines katadioptrischen Teleskops; *Herschels* Lampenmikrometer, Beschreibung und Gebrauch nach *Schröter*; was man daran vermissen könne; *Schröters* Scheiben — Lampenmikrometer. — Der letzte Abschnitt handelt von der Eintheilung der Zeit. Anweisung die Mittagslinie zu finden, auch den Durchgang der Sonne durch die Mittagsebene zu beobachten. Von Stundenwinkeln, correspondirenden Höhen, Mittagsverbesserung, wie sie zu berechnen. Die Gröse des tropischen Jahrs zu finden. Mittlerer und wahrer Ort der Sonne. Gleichung der Zeit, wofür der Vf. *Vergleichung* (abermalen eine Namensänderung) vorschlägt. Wie durch Fixsterne die Zeit zu bestimmen. — Wie viele Bände diesem ersten noch folgen sollen, darüber hat sich der Vf. nicht erklärt; es ist zu wünschen, dass das Werk für seinen Zweck nicht zu weitläuftig ausfallen möge.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn: ***Beyträge zur praktischen Astronomie in verschiedenen Beobachtungen, Abhandlungen und Methoden***, aus den astronomischen Ephemeriden des Hrn. Abbé *Maximilian Hell*, berühmten K. K. Hofastronomen auf der Universität zu Wien, u. s. w. gezogen, und aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Kupfertafeln. Vierter Band. 1794. 372 S. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Der Name des Uebersetzers (ohne Zweifel ist es der vorige, Hr. Prof. *Jungniz* in Breslau) ist bey diesem vierten Bande nicht angezeigt. Schon im vorhergehenden dritten Bande sind *Hells* Aufsätze, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1761. betreffend, nebst dessen vollständiger Beobachtung des Durchgangs von 1769. zu *Wardhus* eingerückt worden: der vierte Band beschäftigt sich nun ganz mit dem letztern Durchgange von 1769. und daraus hergeleiteten Schlüssen für die Sonnenparallaxe. Die erste Abhandlung (ein Anhang der Ephemeriden von 1773) enthält zuerst: Untersuchung der *Cajaneburger* Beobachtung des Durchgangs von 1769. Dann: Bestimmung der Sonnenparallaxe aus der *Hellschen* Beobachtung) mit andern, vorzüglich den Amerikanischen und östlich-Asiatischen verglichen: Noch folgt ein Zusatz zur vorstehenden Abhandlung, und *Lexells* Schreiben an *Hell* mit des letztern Bemerkungen. Die zwote, den Ephemeriden von 1774. angehängte Abhandlung begreift: Regeln und Merkmale, nach welchen man die Güte und Genauigkeit der Beobachtungen des Venusdurchgangs, welche zur Bestimmung der Sonnenparallaxe dienen sollen, zu unterscheiden und zu beurtheilen hat, in Beziehung und als Zusatz zu den vorhergehenden Abhandlungen, samt einer Untersuchung über die Sonnenparallaxe aus zween innern am selben (an demselben) Orte beobachteten Berührungen von *Anton Pilgram*, Adjunct auf der K. K. Sternwarte zu Wien. — Alle vorhergenannten Aufsätze beleuchten die etwas lebhaft geführte Streitigkeit, welche, wie man weiss, *Hell* mit *Lexell* und *de la Lande* über der Sonnenparallaxe bekommen hat, und von welcher vielleicht jetzt, nach dem Tode der beiden erstern, und nach einem Zeitraum von mehr als 20 Jahren, mit weniger Partheygeist sich urtheilen lässt. Allerdings scheint *Hell*, soviel sich aus den jetzt geschlossenen Acten des Streits ergiebt, etwas zu weit gegangen zu seyn, dass er schlechterdings darauf bestand, die von ihm hauptsächlich aus seiner eigenen Beobachtung hergeleitete mittlere Sonnenparallaxe 8″, 70. welche übrigens mit den ausgewählten Beobachtungen und Berechnungen anderer ganz gut einstimmt, könne sich von der Wahrheit nicht mehr als höchstens um ein paar Hunderttheile einer Secunde entfernen; eine Genauigkeit, an welche vor dem nächsten Venusdurchgange schwerlich ein competenter Richter in dieser Sache Ansprüche machen wird. Die weitesten Grenzen nimmt *Hell* in seinen Bemerkungen zu *Lexells* Schreiben zwischen 8″, 67 und 8″, 73 an, und am Schlusse der ersten Abhandlung dieses Bandes ruft er sogar pathetisch aus: „Taheiti und Wardhus werden die beiden Säulen seyn, auf welchen die Sonnenparallaxe 8″, 70 wie auf ehernen Bergen bis zur Kenntniss der spätesten Nachwelt ruhen, und von allen künftigen Altern mit dem Preise ihrer Aechtheit wird verherrlicht werden.“ (Diess zugleich als Probestück der Uebersetzung.) Doch genauere Erwägung der eigentlichen Streitpunkte, und der Hellschen in diesem Bande vorgelegten Gründe und Gegengründe wird, wie wir glauben, jeden partheylosen Zuschauer so ziemlich überzeugen, dass *Hell* wohl in den meisten Stücken mehr Recht als seine Gegner, besonders

sonders als Hr. *de la Lande*, hatte. Und unbegreiflich muss es scheinen, dass Hr. *de la Lande*, nachdem er auf obige von *Hell* bekannt gemachte Abhandlungen im *Journal des Savans* 1773 sich öffentlich erklärt hatte, dass seine Streitsache mit *Hell* beygelegt sey, und dass er mit diesem die Cajaneburger Beobachtung für zweifelhaft, und die Wardhuser für richtig und ächt erkenne, nun doch in der neuesten Ausgabe seiner *Astronomie* von 1792. §. 2149 und 2150. sich anstellt, als ob er alles wieder vergessen hätte, und eben daselbst, zum Nachtheil der Wardhuser und zu Gunsten der Cajaneburger Beobachtung, seine alten im *Mémoire sur le Passage de Venus* von 1772 enthaltenen Bestimmungen und Vergleichungen der Sonnenparallaxe unverändert wiederholt, so sehr sie auch von *Hell* schon vor 20 Jahren widerlegt, und ihr Ungrund und grober Rechnungsfehler von diesem in den angeführten Abhandlungen genugsam aufgedeckt worden sind. — Rec. versucht es hier, zur kurzen Uebersicht die zuverläsigsten Resultate über die mittlere Sonnenparallaxe aus dem Durchgange der Venus von 1769 zusammenzustellen: sie sind eine Frucht unglaublich weitläuftiger und nach den verschiedensten Methoden angestellter Rechnungen der berühmtesten Astronomen, welche in dieser Materie vorzüglich gearbeitet haben. Die mittlere Sonnenparallaxe findet *Euler* 8", 68 (Astronomie par La Lande. III Edit. N. 2150.) *Hell* 8", 70. *Lexell* 8", 63. (Comment. Acad. Petrop. Tom. 17.) *de la Lande* 8", 60. (Astronomie, N. 2151.) *Pingré* 8", 80. (ibid.) *Hornsby* 8", 78. (Philos. Transact. Vol. 61.) *Du Séjour* 8", 81. (Traité analytique, Tome I. 1786.) und nach den neuesten Untersuchungen: *Fixlmillner* 8", 54. oder 8", 66. (Acta Cremif. 1791.) Das Mittel aus diesen acht Bestimmungen gezogen ist 8", 70. oder auf Ein Hunderttheil einer Secunde einerley mit *Hells* Angabe. Dieser mittlern Parallaxe 8", 70 entspricht der mittlere Abstand der Erde von der Sonne zu 23708. Erdhalbmessern oder 20 Millionen und 376000. deutschen Meilen. Alles wohl überlegt, glaubt Rec, die weitesten Grenzen der mittlern Sonnenparallaxe, soweit sie für jetzt bekannt ist, zwischen 8", 50 und 8", 85 (oder den Abstand zwischen 20,855.000 und 20,031,000 d. Meilen) annehmen zu dürfen, so dass die ganze Ungewissheit innerhalb dieser Grenzen auf etwa 800,000 d. Meilen (für den Astronomen eine Kleinigkeit!) ankäme.

Steyer, mit Medterschen Schriften: *Acta Astronomica Cremifanensia*, divisa in partes duas, quarum prior observationes ab anno 1776 ad annum 1791, earum calculos et comparationes cum tabulis, posterior vero exercitationes seu enodationes variarum materiarum astronomicarum complectitur, collecta et elaborata a P. *Placido Fixlmillner*, Benedictino et Astronomo Cremifanensi. (Samt Kupertafeln). 1791. 556 S. 4.

Man kennt längst den Hrn. P. *Fixlmillner*, (den Nachfolger des würdigen Abts Alexander Fixlmillner auf der schönen von dem letztern erbauten Sternwarte in Cremsmünster) als einen der geschicktesten jetztlebenden Astronomen in Deutschland sowohl aus seinem: *Meridianus Speculae Astronomicae Cremif.* 1765. und dem: *Decennium Cremisanense* 1776. als aus mehreren einzeln in den Wiener und Berliner Ephemeriden indess erschienenen Beobachtungen. An die Sammlung des eben erwähnten Decennium schliesst sich nun die gegenwärtige neue an, welche diessmal anderthalb Decennien umfasst, und abermalen eine Reihe sehr schätzbarer Beobachtungen enthält, samt daraus gezogenen Schlüssen, und einer Zugabe interessanter astronomischer Excurse. — Man findet hier *Beobachtungen* von Sonne, Mond und den Planeten, auch den neuen eingeschlossen, welche mit den neuesten und besten Tafeln, deren sich Hr. *F.* damals bedienen konnte, verglichen sind: die Masonsche Aufgabe von *Mayers* Mondstafeln, so wie auch die nach *de la Place's* Theorie von *de Lambre* verbesserten Tafeln für Jupiter, Saturn und Uranus (hier Urania genannt), zu benutzen, war Hn. *F.* noch nicht möglich; indess ist doch von einer Gleichung des Hn. *de la Place* für den Saturn schon Gebrauch gemacht. — Die astronomischen *Excurse oder Abhandlungen*, welche den zweyten Theil des Werks ausmachen, begreifen: 1) Untersuchungen über die Sonnenparallaxe aus dem Durchgange der Venus 1769. So vielfältig und nach so verschiedenen Methoden diese Materie schon bearbeitet worden ist; so haben doch die neuen von Hn. *F.* unternommenen Berechnungen ihren eigenen Werth, und Hr. *F.* wusste sogar die letzteren zu einer Stufe von Genauigkeit zu erheben, die man bisher darinne vermisst hatte. Der Vf. macht nemlich die Astronomen hier auf zween Umstände in dieser Art von Calcul aufmerksam, die man wegen ihrer Geringfügigkeit ohne Gefahr vernachläsigen zu können geglaubt hatte, auf die Verbesserung wegen der sphäroidischen Gestalt der Erde (welche, wie man weiss, beym Mond schon lange in Betrachtung gezogen wurde) und wegen der Azimuthalparallaxe der Sonne; genaue Rechnungen machen es augenscheinlich, dass beydes in gewissen Fällen auf die Bestimmung der Sonnenparallaxe einen Einfluss hat, der immer beträchtlich genug ist, um in Rechnung genommen zu werden, in dem Falle wenigstens, wenn man, wie bisher, die Genauigkeit auf Hunderttheile der Secunde der Sonnenparallaxe treiben will. Hr. *F.* fand daher aus dem nemlichen verglichenen Paare von Beobachtungen öfters Resultate, die von dem Calcul älterer Astronomen einigermassen abweichen. Ein Mittel aus vielen genauen über diesen Gegenstand geführten Rechnungen gab Hn. *F.* die Sonnenparallaxe für den mittlern Abstand der Erde 8", 54. oder mit Ausschluss der Cajaneburger Beobachtung 8", 66. Das Mittel zwischen diesen beiden wäre 8", 80. Die Wardhuser und Cajaneburger Beobachtung sind bekanntlich die einzigen Europäischen Beobachtungen von 1769, in welchen die ganze Dauer des Durchgangs (am letzten Orte jedoch etwas unvollständig) beobachtet wurde, und welche daher in Vergleichung mit der ganzen Dauer der amerikanischen Beobachtungen die zuverläsigsten Resultate geben können: man hat aber nicht nur längst wichtige Einwendungen gegen die Cajaneburger Beobachtung gemacht, sondern auch Hr. *F.* hält sie für zweifelhaft, weil er überhaupt den Beobachtungen der innern Berührungen weit mehr

Genauigkeit, als den äufsern, zufchreiben zu müffen glaubt. Wir führen noch den Inhalt der übrigen Abhandlungen an: 2) Saturnus Bedeckung vom Monde 18 Febr. 1775. Beobachtungen famt Schlüffen. 3) Genauere Berechnung der Mondparallaxen durch die Methode des Nonagefimus. 4) Aberration und Nutation in Rückficht auf heliocentrifche Oerter der Planeten, wo man fie anwenden darf oder nicht. 5) Kreuzfäden in Fernröhren, wie fie zu berichtigen find. 6) Ueber Aberration der Fixfterne; ihre Theorie und Regeln, welche die Rechnung abkürzen. 7) Methode, die Bahn des Uranus zu berechnen. 8) Von einer neuen Gattung eines aftronomifchen Netzes, in Form eines Kreifes. Der Vorfchlag des Hn. *de la Lande*, den leeren Kreis als Mikrometer zu gebrauchen, ift hier anfehnlich verbeffert; Hr. *F.* lehrt die Theorie und Anwendung diefes Kreifes, zeigt auch, wie man mittelft einer Mafchine Kreife auf Glas reifsen könne. Man vergleiche mit diefem Auffatze die Erläuterungen, welche Hr. *Käftner* darüber in feiner Abhandlung: Ueber einen Kreis als Mikrometer, in Hn. *Bode's* aftron. Jahrbuch für 1795. ohnlängft gegeben hat. 9) Wie die Lage der Sonnenflecken genauer zu beftimmen, auch über Vergröfserung des Erdfchattens bey Mondsfinfterniffen. Aus Beobachtungen der Sonnenflecken berechnet Hr. *F.* im Mittel aus mehreren Beftimmungen die Rotation der Sonne um ihre Axe 25 Tage 12 Stunden, den auffteigenden Knoten des Sonnenaequators 8 Zeichen, 12° 22' und Neigung 7½ Grade. (*Bofcovich* aus Beob. von 1777. findet jene Rotation der Sonne 26 Tage 18 St. *De la Lande* im Mittel 25 Tage 10 St. Sowohl der letztere, als Hr. *F.* geftehen, dafs fich ihre Beobachtungen über diefen etwas fchwierigen Gegenftand nicht alle gut untereinander vereinigen laffen.

Halle, b. Curt. (Des) *Herrn von Fontenelle Unterredungen über die Mehrheiten der Welten.* Ein aftronomifches Handbuch für das fchöne Gefchlecht, von R.... Mit Titelvignette und Kupfern. 1794. 181 S. 8. (12 Gr.)

Schon im J. 1726. ift von *Fontenell's* berühmter Schrift: *fur la pluralité des mondes*, eine Gottfchedifche Ueberfetzung erfchienen. Warum aber nach der fehr verbefferten Berliner Ausgabe von 1780. mit Anmerkungen und Kupfertafeln von *Bode*, nun fchon wieder eine neue Ausgabe nöthig geworden feyn foll, kann fich Rec. wenigftens nicht erklären, und auch dem neuen Herausgeber hat es nicht beliebt, einen Wink hierüber zu geben. Hr. R.... gibt in der Vorrede „feinen fchönen Leferinnen" (von *Lefern* ift ganz und gar nicht die Rede) nach einigen vorläufigen Complimenten noch etwas weniges von *Fontanelle's* Leben und Charakter zum Beften. Die Anmerkungen betreffen hauptfächlich Berichtigung der Cartefifchen Wirbel, und Erläuterungen und Zufätze aus der neuern Gefchichte der Aftronomie; fie find meiftens etwas fparfamer, und kürzer gefafst als die bey Hn. *Bode*, mit welchen fie übrigens, wie leicht zu erachten, manches gemein haben; fie holen jedoch hie und da einiges erft feit 1780. entdeckte nach. Am Befchluffe ift vom Herausgeber auf fünf Seiten ein unbedeutender Anhang beygefügt: „Noch etwas über die Planeten und ihre Erfcheinung." Er enthält Unterfchied der Planeten von den Fixfternen nach gewiffen Merkmalen, womit indefs ohne mündliche Anleitung beym Anblicke des Himmels felbften wenig auszurichten ift, auch Erfcheinung der Planeten für 1794. und das folgende Jahr. In einer Anmerkung diefes Anhangs heifst es. „Venus hat einen Mond, der aber wegen der Nähe der Sonne wenig fichtbar ift: wenn nicht die öftere Erfahrung fo vieler Sternkundigen für ihn fpräche, fo fähe feine Erfcheinung einem optifchen Betruge nicht fehr unähnlich." Ein Urtheil, das keinen Kenner der Aftronomie verräth.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Scarron's komifcher Roman*; aus dem Franzöfifchen frey überfetzt. Erfter Theil, 242 S. Zweyter Theil, 216 S. Dritter Theil, 252 S. in 12. 1794.

Diefer Roman macht eigentlich den eilften, zwölften und dreyzehnten Theil der bey Alberti in Wien ganz fauber gedruckten *Damenbibliothek* aus. Man hat fchon mehrere Ueberfetzungen deffelben, worunter die zu Reval 1782 herausgekommene, fo viel wir wiffen, die neuefte ift. Hätten wir diefe zur Hand, fo würden wir mit Gewifsheit urtheilen können, ob die gegenwärtige vorzüglicher, oder überall eine ganz neue Arbeit fey, woran Rec. faft zweifeln möchte. So viel aber kann er, nach Durchlefung einiger Kapitel, und ihrer Zufammenhaltung mit dem Original, diefer Ueberfetzung wenigftens Zeugnifs geben, dafs fie fich leicht und ohne Anftofs lieft, auch nicht ganz ohne die Spuren von Laune ift, die fich freylich, unferm Gefühl nach, auch im Original nur als *rari nantes in gurgite vafto* finden. Aus den beiden Verfuchen, die man zur Vollendung diefes von *Scarron* felbft als Bruchftück hinterlaffenen Romans gemacht hat, nahm der Ueberfetzer nur das, was ihm das Intereffantefte fchien; denn beide Ergänzungen find von keinem fonderlichen Werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. October 1794.

PHILOLOGIE.

Erfurt, b. Keyser: *Deutliche englische Sprachlehre oder Grammatik, nebst nöthigen zweckmässigen Beyspielen und Uebungen*, von *F. C. A. Pistorius*, der Weltw. D. und verschiedener Sprachen Lehrer zu Eisenach. 1794. 242 S. 8.

Der Vf. ist, selbst nach der Vorrede zu urtheilen, von der unumstösslichen Wahrheit überzeugt, dass der, welcher eine fremde Sprache nach Regeln lernt, mit festern und leichtern Schritten zum Ziel gelangt, als wer den schlüpfrigen Nebenpfad wählt, und wohl gar die philosophische. d. h. vernünftige Auseinandersetzung, wie so mancher verschrobene Kopf, für Pedanterie hält. Zufolge dieses ächten Grundsatzes behandelt er seinen Gegenstand zuerst theoretisch. Er lehret die Aussprache deutlich und in möglichster Kürze, erkläret die Redetheile in Hinsicht auf ihren Namen und Gebrauch, entwickelt die Eigenheiten der Sprache auf eine einleuchtende Weise, und berichtiget manches, was in den gewöhnlichen Grammatiken schief und unrichtig vorgetragen wird. Mit diesem System verbindet er eine praktische Anweisung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, wodurch der Schüler die vorausgeschickten Regeln anwenden lernt. Ueberhaupt ist Rec. mit dem Plane und der Behandlungsart des Ganzen sehr zufrieden, und wünscht dieser Sprachlehre die günstigste Aufnahme. Doch erlaubt er sich einige Anmerkungen, die auch selbst dem forschenden Hn. Vf. nicht unangenehm seyn können.

I. Bey der Aussprache. Die erste Sylbe von *damnation* (S. 3.) ist natürlich kurz, weil *m* zu ihr gehöret. Wäre daher z. B. *habitual* oder *laborious* nicht passender? — *Water* (S. 3) hat nicht ein kurzes, sondern ein langes *a*. — Das *e* in *were* (S. 4) lautet kürzer als in *where* und *there*. — *Shire* (S. 5) wird *Shei'r* ausgesprochen; nur am Ende eines zusammengesetzten Wortes klingt es im gemeinen Leben wie *schir*, als *Devonshire*. — In *done* (S. 7.) lieset man das *o* nicht wie *a*, sondern wie kurzes *o*, oder vielmehr wie *u* in *such*. — Nicht allein in der Verbalendung *fy* (S. 9), sondern auch in *ply* lautet *y* wie *ei*. — In *heart* (S. 10) klingt *ea* nicht wie ganz kurz *ä*, sondern wie *a* in *cart*, so dass der Ton zwischen *ä* und *a* fällt. — In *shrewd* (S. 11) hat *ew* den Laut des deutschen *u*, wenigstens nach *Nares*, *Sheridan* und *Walker*. — *Friend* (S. 12) nicht *frind*, sondern *frend*. — *True* (S. 15) nicht *triu*, sondern *truh*. — Wie *g* vor *e* und *i* ausgesprochen wird, ist S. 16 ausgelassen. — Das englische *s* (S. 19) lautet schärfer als das deutsche, ausser wenn es zwischen zwey Vokalen steht in Wörtern, die nicht zusammengesetzt sind. — X klingt nicht immer wie ks (S. 20), sondern auch in gewissen Stellungen wie ghs.

II. Bey der Sprache selbst. Vom Dativ heisst es S. 22: „Ein Wort, das durch *wem? wozu? wohin?* er-„fragt wird, steht im Datiuo. z. B. *He goes to Gotha.*" Bedenkt man, dass dieser Fall bey den Griechen und Lateinern eigentlich dann gesetzt ward, wenn durch das Subject (Nominativ) ein Object (Accusativ) vermittelst der Handlung (Verbum) zu einem andern Gegenstande (Dativ) übertragen werden sollte, so wird man hier *to Gotha* nicht Dativ nennen können, eben so wenig als das französische *à* in dem Satze; *il va à Paris*. Hier ist es die Präposition *to* in ihrer ursprünglichen Bedeutung, wo sie dem *ad*, der Lateiner entspricht. — Bey *little* (S. 28) ist *lesser* angeführt. *Johnson*, *Lowth* u. a. bewährte Sprachkenner nehmen nur *less* an. Der erste sagt sogar: *Lesser is a barbarous corruption of less, formed by the vulgar from the habit of terminating comparisons in er.* Rec. weiss wohl, dass selbst bey *Addison* in mehr als einer Stelle *lesser* erscheint; aber jetzt vermeidet der Engländer *lesser* eben so sehr als *worser*, obgleich *Shakespear* sagt: *Changed to a worser shape thou canst not be.* — Ebendas. werden die *pronomina reciproca* erkläret. Wäre es nicht richtiger sie *reflectiva* zu nennen, da sie doch niemals bey *verbis pronominalibus reciprocis* (wo mehrere Subjecte wechselseitig auf einander wirken), sondern allein bey *verbis pronominalibus reflectivis* (wo Subject und Object eine und dieselbe Person ist) gebraucht werden? Ein englisches *verb. reciprocum* wird durch *one another* oder *each other* angedeutet, hingegen ein *verb. reflectivum* durch *one'sself*, *I myself* u. s. w. — Auf der 31 S. heisst es: „Es ist der meinige, *the mine.*" Die englischen *pronomina possessiva absoluta* nehmen nie den bestimmten Artikel an; daher ist auch das folgende *the thine* nicht nachzuahmen. — Unter den unregelmäsigen Zeitwörtern (S. 53 — 61) sind viele jetzt veraltete Formen beybehalten, wodurch der Anfänger leicht zu Barbarismen verleitet werden kann. Auch sind einige Zeitwörter falsch angegeben; z. B. *to flow* fliessen, geht regelmäsig, also *flowed*, nicht *flew* noch *flown*. Freylich sagt *Roscommon*:

> *For rhyme in Greece or Rome was never known,*
> *Till by barbarian deluges o'erflown.*

Jetzt werden beide nicht mehr gebraucht, auch *ris* von *to rise*, *rid* von *to ride*, *writ* von *to writ*, *tare* von *to tear* nicht mehr; was sollen sie also noch heutiges Tages in einer gesunden Sprachlehre? — „Wenn *to* weg-„gelassen wird," heisst es S. 70. „so muss der Dativus gleich

gleich nach dem Verbo vor dem Accusativo stehen, als „*don't tell him this.* Setzt man aber den Accusativum „vor den Dativum, so muss *to* beybehalten werden, als „*he shall make no shoes to you.*" Diese Regel sollte so lauten: Setzt man den Dativ des persönlichen Fürworts vor den Accusativ der Sache, welches immer geschieht wenn das Fürwort keinen Nachdruck haben soll, so läst man *to* als das Zeichen des Dativs aus, das Zeitwort sey welches es wolle; z. B. *My brother sent me a book.* Verlangt aber das Fürwort besondern Nachdruck, so stehet es hinter dem Accusativ der Sache, und kann alsdenn *to* nicht entbehren; z. B. *My brother sent an book to me, not to my sister.* Auch wird *to* nicht ausgelassen nach *to speak*, wenn der Accusativ der Sache folgt; als *he spoke to me the words above-mentioned*: auch nicht nach *to say* und *to write*, wenn gleich kein Accusativ der Sache folgt; als *he said to me, he wrote to me yesterday.* — Das Adjectiv soll nach dem Substantive stehen (S. 74) „wenn es ein Supinum ist, und noch Worte vor „oder hinter dem Supino stehen, die nicht von demsel„ben können getrennt werden." Warum nicht auch, wenn es ein Participium activi ist? Man spricht ja z. B. *a learned man actually living in America*, ein jetzt in Amerika lebender Gelehrter — S. 76. findet man: „Wenn zwey Dinge durch den Positivum mit einander „verglichen werden, so hat das Adjectiv, das die Ei„genschaft anzeigt, welche die verglichenen Dinge ge„mein haben, *as* vor und nach sich, als *he is as tall* „*as I.*" Wie aber, wenn der Satz verneinend ist? Dann setzt man doch nicht *as* vor das Adjectiv, sondern *so.* — S. 79 lieset man: *It is mine own*, als ein Beyspiel, dass *own* oft zu den besitzanzeigenden Fürwörtern gesellet wird, um ihnen Nachdruck zu geben. Wer hieraus schliessen wollte, dass *own* die absoluten Fürwörter dieser Gattung verlange, der würde sich sehr irren. Warum also nicht lieber *my own?* — S. 81. lehret folgen„den Satz: „Das Pronomen relativum folgt im Engli„schen oft nach dem Substantivo, als *by the help of* „*whom.*" Nicht oft, sondern ohne Ausnahme folgt *of whom* auf das Substantiv, da hingegen *whose* beständig vor dem Substantive steht. — Bey jeder Frage sollte nach S. 83. der Nominativ hinter dem Zeitworte seine Stelle haben. Das ist aber nicht immer der Fall in einer emphatischen oder mit Verwunderung begleiteten Frage. So findet man z. B. *And you have him safe then, Mr. Capias?* (*The man of business.*) — Bey dem Futuro (S. 86.) vermisst man den Fall, wo *shall* auch selbst in der 2ten und 3ten Person vorkommt, welches in Weissagungen, oder gewissen Vorhersagungen zu geschehen pflegt; als in *Milton's Paradise lost:*

the like shall sing
All prophecy that of the royal stock
Of David (so I name this king) shall rise
A son, the Woman's seed to thee foretold
Foretold to Abraham, as in whom shall trust
All nations, and to kings foretold, of kings
The last, for of his reign shall be no end, etc.

Book XII. v. 324.

Von dem Gebrauche des Particips heisst es S. 87. „Das „erste Verbum, das auf die Wörter *als, weil, nachdem,* „*sintemal, indem* u. s. w. folgt, wird gerne (gern) in das „Participium verwandelt." Nicht immer; denn wenn das tempus verbi und das Subject der Rede sich verändert, so ist das Particip zweydeutig und daher fehlerhaft. Bey dieser Lehre vermisst man auch die Art, wie der lateinische Ablativus absolutus durch ein englisches Particip ausgedruckt werden kann. — Der Erklärung der Präposition *after* (S. 92) hätte hinzugefügt werden sollen, dass sie auch stets gebraucht wird, wenn *nach* eine Nachahmung anzeigt. — Bey *at* (S. 93) ist nicht gesagt, in welchem Falle es *in* bedeutet, da es doch ein grosser Unterscheid ist, ob man *at* oder *in* setzt. — Von *by* (S. 95) ist nicht angegeben, dass es auch *neben* und *nach* (secundum) anzeigt. So liesse sich auch bey den übrigen Präpositionen noch manches erinnern. — Die meisten Aufgaben sind für Anfänger zu schwer. Sie gut zu übersetzen, erfodert einen Meister, welcher fähig ist, die vorgetragenen Gedanken in ein englisches Gewand zu kleiden. Eine wörtliche Uebersetzung würde die Regeln des Styls und der Sprache beleidigen.

Leipzig, b. Junius: *Sophoclis Trachiniae*, graece, e recensione Brunckii. Edidit, commentario illustravit, Scholia graeca Indicemque verborum adjecit Jo. Georg. Christian. *Hoepfner.* A. A. M. Philosophiae Dr. et Prof. Publ. extraord. in Academia Lips. etc. 1791. 8. 315 S.

Der Herausgeber dieser Tragödie des *Sophocles*, welche nur einmal (*opera Thomae Johnson. Oxoniae* 1708. 8.) einzeln edirt worden ist, hat sich durch seine im J. 1789. erschienene Bearbeitung des Cyclopen von *Euripides* als einen fleissigen und gelehrten Sammler bekannt gemacht. Von derselben Seite zeigt er sich auch in diesem Commentar, in welchem man überall eine ausgebreitete Belesenheit in den ältern Dichtern und den Werken neuer Philologen bemerkt. Seine Arbeit wird daher vorzüglich jungen Leuten zu empfehlen seyn, welche sich gelegentlich einen Vorath sogenannter philologischer Observationen sammeln, und mehr die Sprache als den Geist des Dichters kennen lernen wollen. Denn so umständlich der Commentar in Beziehung auf die erstern gerathen ist, so wenig befriedigt er den, welcher in den *Trachinierinnen* den tragischen Dichter sucht, und von der Lectüre derselben etwas mehr als eine blosse Wortkenntniss davon bringen will. Nirgends finden wir eine Einleitung oder Uebersicht, weder der ganzen Handlung, noch auch der einzelnen Scenen, sondern die Anmerkungen fangen mit der Erklärung des ersten Wortes an. Auf der letzten Seite schreibt Hr. H. *Scripseram adhuc uberiorem dissertationem de Sophoclis Trachiniis, quam vero, cum libellus in majorem molem me invito creverit, proxime alia occasione cum orbe eruditorum communicabo, aeque ac illam de Euripidis Cyclope* etc. ein Versprechen, mit welchem die Käufer dieses Buches um so weniger zufrieden seyn dürften, da bey einem nothwendigen Bedürfnisse (dergleichen die Oeconomie der Handlung, und die Inhaltsanzeige einzelner Scenen ist) von Schonung des Raumes nicht die Rede seyn kann; und, noch

noch überdieses, bey einer zweckmäsigen Sparsamkeit, die *moles libelli* vielleicht um ein ganzes Drittel hätte vermindert werden können. Wir würden zwar für unsre Person eben nicht verlangen, dass der H. jede sehr bekannte Bemerkung über die vorkommenden Wörter und Wortfügungen hätte wegstreichen sollen — denn für die Leser, welche er sich vorzüglich gedacht zu haben scheint, ist oft auch das Bekannteste noch neu — aber mit Recht glauben wir doch wünschen zu können, dass nichts aufgenommen worden wäre, was an jeder Stelle wenigstens eben so gut, wo nicht noch besser hätte stehen können. Dergleichen ist, um doch einige Beyspiele anzuführen, was V. 217 zu αὐλὸς bemerkt wird: *αὐλὸς est tibia seu potius tibia longa s. recta* (warum nicht gleich *αὐλὸς est tibia longa s. recta?*) *sic dicta, de qua Ovid. Fast. 6, 697. loquitur, quamque invenit Minerva. Pind. Pyth. Od. 12. Sed tibia obliqua est graecorum πλαγίαυλος. De utroque instrumento musico, ut et de χέλυς et κίθαρις vid. Spanh. ad Callim. H. in Del. et Dian. et cel. Manso ad Bion Id. V. 7. p. 257. sqq.* wo zu zwey zur Sache gehörigen Zeilen zehn überflüssige in den Kauf gegeben werden. Noch ärger ist die Anmerkung zu V. 502. wo der ἔννυχος Αἴδας unter den von der Liebe besiegten Göttern genannt wird; *Αἴδης. Orcus. Pluto. Dicitur autem ἔννυχος i. q. ἐννύχιος nocturnus h. l. tenebrosus, quia Orcus est obscurus, tenebrosus, ubi Pluto versatur; vid. Schol.* (welcher sich weit kürzer so ausdrückt: τὸν ἐν σκότῳ διατρίβοντα.) Nach dieser Erklärung folgen einige zwanzig Zeilen, die wir, um den Raum zu sparen, nicht abschreiben mögen, in denen von dem Begriffe des Hades, überhaupt und ohne allen Bezug auf diese Stelle, gehandelt und ein halbes Duzend Stellen aus dem alten Testamente angeführt wird. Wozu mag das dienen sollen; oder wenn es hier dient, was mag einen Commentator abhalten, diese oder ähnliche Bemerkungen jedesmal anzubringen, wo der μέλας oder νύκτιος Αἴδης erwähnt wird? — Aber auch bey Observationen der Art, welche zur Sache dienen, ist die Wort- und Citatenfülle ein wenig gar zu gross. So wird gleich V. 4. die Erklärung der Ellipse in εἰς Αἴδου mit neun Citaten begleitet, unter denen L. Bos und *Vigerius*, welche hier *instar omnium* seyn konnten, nicht vergessen sind. Auch *Camerarii* weitläuftige Anmerkung zu ἄροτος zu V. 69. würde man schwerlich vermisst haben; so wie man bey στεροπὴ V. 100. gewiss die Anmerkung *vide de ejus natura Aristotel. Meteor. 2, 9.* nicht erwartet hätte. Aber leider erinnert dieser Commentar im Ganzen genommen ein wenig allzusehr an das Collectaneenbuch, in welches manche Anmerkung für den künftigen Gebrauch eingetragen, und denn nun hier, ohne gehörige Prüfung der Anwendbarkeit und Zweckmäsigkeit gebraucht worden ist. Die Erklärung der einzelnen Wörter beschäftigt den H. verhältnismäsig weit mehr, als die Erklärung der Sätze, welche den Haupttheil des Commentars ausmachen sollten, während jene, als lexicalische Notizen, in den *Indicem graecitatis* zu verweisen wären. Daher bleibt der Leser, nach weitläufigen Erörterungen jener Art, doch bisweilen über den Sinn einer Stelle ungewiss; weil die einzelnen Elemente der Untersuchung nicht vereinigt und kein Resultat gezogen worden ist. Was V. 133. die κῆρες seyn sollen, erfährt man nun doch nicht, nach allen dem, was über die Bedeutung des Worts im Allgemeinen gesagt worden ist; so wie nach der oben angeführten Untersuchung über den Hades auch nicht mit einem Worte berührt wird, warum der Dichter *diesen* Gott als Beyspiel anführt. Auch da wo wirklich erklärt wird, vermisst man doch bisweilen einen befriedigenden Grund; wie V. 105. wo der H. die Worte τιν' ἄθλιον ὄρνιν, nach einer Seitenlangen und, wie es uns vorkömmt, vollkommen überflüssigen Untersuchung über die *Art des Vogels*, welche der Dichter gemeynt haben könne, lieber von der Nachtigall, als irgend einem andern der in diese Worte hinein erklärten Vögel verstanden haben will. An derselben Stelle, wo S. sagt; οὔποτ' εὐνάζειν ἀδακρύτων βλεφάρων πόθον befinden wir uns in einiger Verlegenheit, wie wir seinen Ausleger verstehen sollen, wenn er sagt: *πόθον propter ardens desiderium, ardentem amorem.* Wo es fast scheint, dass er dieses Wort auf die Dejanira beziehen will, welches doch offenbar den Augen eben darum, *weil sie ohne Unterlass weinen*, beygelegt wird. Noch weniger aber wissen wir uns die Anmerkung zu V. 38. ἐξ οὗ γὰρ ἔκτα κεῖνος Ἰφίτου βίαν, deutlich zu machen, wo der H. von der gewöhnlichen, und, wie uns dünkt, einzig richtigen Erklärung abweicht und folgendes sagt: *ἔκτα dor. pro ἔκτη (aor. 1. verbi κτῆμι) per Apocopen pro ἔκτανε a κτείνω i. e. ἀποκτείνω. βίαν pro πρὸς βίαν i. e. βιαίως.* Wenn aber ἔκτα die dorische Form von ἔκτη und dieses von dem Verbo κτῆμι herzuleiten ist, wie kann denn dasselbe Wort *per apocopen* aus ἔκτανε entstanden seyn? Nun hätte aber ferner gezeigt werden müssen, wie bey der gegebnen Erklärung von βίαν die Worte zu verbinden sind; denn ἔκτανε Ἰφίτου ist doch wohl nicht möglich? und es hätte dargethan werden müssen, dass βίαν statt πρὸς βίαν stehen kann, während die beygefügten Worte: *Ita enim praepositiones (πρὸς βίαν pro βιαίως) vice adverbiorum poni docuit cel. Brunck* gerade den Hauptpunkt nicht berühren. So möchten wohl mehrmals richtige Bemerkungen nicht auf die richtigste Art angewendet seyn; wie V. 3. ἔξοιδ' ἔχουσα *pro ἔχειν i. e. h. l. διάγειν. τρίβειν scil. βίον* (ohne Rücksicht auf die um und neben stehenden Worte) *Participia aliquando pro infinitivis poni constat ex Viger.* etc. Anstatt dass es hätte heissen sollen: *participium ἔχων verbo finito nonnunquam pleonastice jungitur. v. Zeune ad Viger. p. 245.* — Bey der schwierigen Stelle 831. εἰ γάρ σφε Κενταύρου φονίᾳ νεφέλᾳ χρίει δολοποιὸς ἀνάγκα suchten wir Hülfe in dem auch hier nicht wortkargen Commentar, ohne über die φονίαν νεφέλαν eine andre Auskunft zu finden, als die, welche *Camerarius* mit sehr unbestimmten Ausdrücken ertheilt. Bey ἀνάγκη δολοποιὸς heisst es: *est medium, quo callido e consilio uti debebat necessario Deianira, quoniam cupiebat a marito sola amari.* Aber ἀνάγκη ist *id quod necessitatem affert* also hier δόλου ἀνάγκη und endlich δόλος ἀνάγκην ἐπιφέρων Ἡρακλεῖ. Von dieser *unwiderstehlichen, unvermeidlichen* List Deianirens heisst es nun hier χρίει σφε (*Heraclem*) wobey wir die Anmerkung finden: *qua tenus vestis infecta erat sanguine Centauri, eatenus quasi inunxit Deianira maritum isto sanguine.* So stände denn νεφέλᾳ φονίᾳ für

für das *Blut des Centauren*, nach einer, hier wenigstens unerklärten, und uns unbegreiflichen Figur. — Doch es ist Zeit diese Anzeige eines brauchbaren Buches, welche fast gegen unsern Willen mehr tadelnd als billigend geworden ist, zu endigen. Junge Freunde der griechischen Literatur werden immer Ursache haben, dem gelehrten Herausgeber seine Bemühungen zu danken, wenn er sich auch schon bisweilen eine etwas unzweckmäsige Freygebigkeit zu Schulden kommen läfst. Der beygefügte Scholiast ist hin und wieder mit grammatischen Anmerkungen begleitet. Hr. H. verspricht in der Vorrede eine ähnliche Bearbeitung des *Oedipus Col.* die, so viel wir wissen, noch nicht erschienen ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

London u. Edinburg, b. Strahan, Cadell u. Creech: *Sermons*, by *Hugh Blair*, D. D. F. R. S. ED. — *Volume the Fourth.* 1794. 445 S. gr. 8.

Erst ganz neulich ist dieser vierte Band der Blairischen Predigten im Druck erschienen, die nicht nur in England als Muster des Kanzelvortrages gelten, sondern sich auch in Deutschland sehr beliebt gemacht haben. Wir glauben daher mit ihrer baldigen Anzeige vielen unsrer Leser einen angenehmen Dienst zu leisten, und wollen zugleich den Inhalt der in diesem Bande enthaltenen zwanzig Predigten kürzlich anzeigen. I. Ueber die Ursachen, die den Menschen seines Lebens müde machen, aus Hiob X, 1. II. Von der Liebe, als der Hauptsumme des Gebots, aus 1. Timoth. I, 5. III. Unser Leben steht in Gottes Hand; eine Neujahrspredigt, aus Ps. XXXI, 15. IV. Ueber die Mischung guter und böser Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft; aus Matth. XIII 30. V. Ueber die Tröstungen, welche das Evangelium den Leidenden gewährt; bey der Abendmahlsfeyer, nach Matth. XI, 28. VI Von der Ueppigkeit und Ausgelassenheit, über Jes. V, 12. VII. Ueber die Gegenwart, oder das Anschauen Gottes in unserm künftigen Zustande, aus Ps. XVI, 11. VIII. Von der Neugierde über fremde Angelegenheiten; aus Joh. XXI, 21. 22. XI. Von unsrer gegenwärtigen Unwissenheit über die Wege Gottes; aus Joh. XIII. 7. X. Ueber die Sclaverey des Lasters, nach 2. Pet. II, 19. XI. Von der Wichtigkeit des öffentlichen Gottesdienstes, aus Ps. XXVI, 8. XII. Ueber die Vergänglichkeit des Wesens dieser Welt; nach 1 Kor. VII, 31. XIII. Von der Ruhe des Gemüths; Sprüchw. XIX, 5. XV. Von der Rechtschaffenheit als einer Führerin unsers Lebens; Sprüchw. XI, 3. XVI. Von der Unterwerfung unter den Willen Gottes; Hiob II, 10. XVII. Von der Freundschaft; Sprüchw. XXVII, 10. XVIII. Ueber das pflichtmäfsige Verhalten in Ansehung unsrer künftigen Schicksale; Sprüchw. XXVII, 1. XIX. Ueber die Nachfolge des grofsen Haufens im Bösesthun; 2. B. Mos. XXIII, 2. XX. Ueber die Weisheit Gottes; 1. Timoth. I, 17.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Hanover*, b. den Gebrüdern Helwing: *Die englische Aussprache auf einen Grundsatz zurückgeführt.* 1790. 28 S. 8. Wahr ist es, dafs jede Wissenschaft um desto mehr gewinnt, und ihre Erlernung erleichtert wird, je einfacher die Grundsätze sind, worauf man sie zurückzuführen sucht. Dieses wendet der ungenannte Vf. auf die englische Aussprache an, und versucht in gegenwärtigen Bogen dieselbe den Anfängern leichter zu machen, als in den bisher üblichen Sprachlehren geschehen ist. Sein Hauptgrundsatz ist folgender. „Die Aussprache eines „Vokals beruhet darauf, ob derselbe in einer einfachen oder zu-„sammengesetzten Sylbe stehe, ob die Sylbe den Ton, oder was „für einen Accent sie habe, und ob der Vocal dem zufolge lang „oder kurz sey." Einfach nennt er eine Sylbe, wenn sie sich mit einem Vokal endiget, z. B. *me, be.* Zusammengesetzt, wenn sie sich mit einem Consonant schliesst, z. B. *god, bed.* Den Ton unterscheidet er mit Recht von dem Accent; durch jenen bezeichnet er das Verhältnifs der Sylben in einem Worte zu einander in Absicht der Länge oder Kürze, womit sie ausgesprochen werden; durch diesen hingegen das Verhältnifs der Buchstaben in einer Sylbe, in so fern der Vokal lang oder kurz, ziehend oder scharf lautet. Beides Ton und Accent deutet der Strich über dem Vokal an. Geht er von der Rechten zur Linken, so heisst er Acutus, und gibt zu erkennen, dafs der Vokal kurz tönt; geht er aber von der Linken zur Rechten, so heisst er Gravis, und zeigt an, dafs der Vokal lang ist; z. B. *instrúction, devòtion.* Bey mehrsylbigen Wörtern wird der Accent nur auf der Sylbe bemerkt, die den Ton hat. Der Vocal der andern Sylben wird dadurch von selbst kurz, und ihre Aussprache dadurch bestimmt. „Das ist auch eben die Ursache," fährt der Vf. fort, „warum in „solchem Falle in einer einfachen Sylbe der darauf folgende Con-„sonant, wenn er gleich einfach geschrieben steht, gemeiniglich „wenigstens unmerklich verdoppelt, oder an den vorhergehenden „Vocal angeschliffen wird, weil man dadurch die kurze Aus-„sprache des Vokals möglich macht." Nach dieser Vorerinnerung folgen besondere Regeln über den Accent, über den Ton, über die Diphtongen und Consonanten, welche zu kopiren hier zu weitläuftig seyn würde. Am Ende ist eine Tabelle beygefügt, welche zehn Hauptregeln enthält, für jeden Vokal zwey, die alle auf dem oben erwähnten Grundsatze beruhen. Die scheinbaren Diphtongen, welche *Sheridan* Digraphen nennt, schliessen sich an die Regel über den langen Vokal an. Nur die wirklichen Diphtongen, die als solche geschrieben und ausgesprochen werden, sind besonders nebst den Anomalien hinzugefügt.

Rec. läfst dem Vf. gern die Gerechtigkeit wiederfahren, dafs seine Methode ausserordentlich einfach, und hauptsächlich für den sehr brauchbar ist, welcher Boyer's, oder Ludwig's Wörterbuch besitzt, wo über jedem Worte entweder der Acutus, oder der Gravis steht. Freylich fehlt der Tabelle noch viel an Vollständigkeit; allein der Anfänger kann sie wirklich mit Nutzen gebrauchen, und in kritischen Fällen sich an *Nares*, *Walker* oder *Sheridan* wenden. Hier wird er nicht nur die feinen Nuancen in der Aussprache der Vokale und Diphtongen verschiedener Wörter kennen lernen, als z. B. zwischen *gain* und *again*, *word* und *lord*, *cause* und *laugh*, *heart* und *head*, *moon* und *wool* — sondern auch das Mangelhafte der Tabelle glücklich ergänzen; denn wenn es z. B. von dem Vocal i heisst „Lies ihn wie kurz deutsch *i* in den Endungen *ice, ile, ine, ise, ite, iver* — nur lies das *i* wie *ai* in *exercise*, *paradise*, *sacrifice*," so sind diese drey bey weitem nicht alle Wörter, in welchem *i* wie *ei* lautet. Es gehören hierher auch *confine*, *contrite*, *exile*, *supine* und einige andere.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. October 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Kopenhagen, b. Proft: *Gesunder Menschenverstand. An die Einwohner von America gerichtet.* Ueber folgende sehr wichtige Gegenstände: I. Vom Ursprunge und der Absicht der Regierung überhaupt, nebst kurzen Anmerkungen über die Englische Verfassung. II. Ueber Monarchie und erbliche Thronfolge. III. Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Amerikanischen Angelegenheiten. IV. Ueber das gegenwärtige Vermögen America's, mit einigen vermischten Anmerkungen. Von *Thomas Paine.* Aus dem Englischen übersetzt. 1794. 140 S. 8.

Ebendas.: *Sammlung verschiedener Schriften, über Politik und Gesetzgebung.* Von *Thomas Paine*, Secretär der auswärtigen Angelegenheiten bey dem Kongress während des Amerikanischen Krieges und Mitglied des Nationalkonvents in Paris 1792. Aus dem Englischen übersetzt. 1794. 188 S. 8.

Eine neue Uebersetzung des bekannten *Common Sense*, der im Nordamericanischen Kriege so viel Aufsehen machte, um so weniger für überflüssig für diejenigen, die die spätern Schriften des Vf. prüfen, beurtheilen und widerlegen wollen, als der Vf. hier schon eben die Grundsätze aufstellt, deren nähere Entwickelung seine Schrift über die Rechte der Menschheit so merkwürdig und so anstössig gemacht haben. Den Inhalt derselben aber jetzt näher zu zergliedern, würde hier nicht zweckmässig seyn, weil alle Leser, die sich für dieses Fach interessiren, zuverlässig schon davon unterrichtet sind, und der erste Zeitpunkt der Erscheinung dieser Schrift ohnehin so weit über den Anfang der A. L. Z. hinausreicht.

Dagegen halten wir es für zweckmässig anzuzeigen, was man in der zweyten Sammlung zu erwarten habe. Sie ist von sehr gemischtem Inhalt, und steht eigentlich mit Paine's neueren Schriften in gar keiner Verbindung.

Das erste Stück, *Sendschreiben an den Abt Raynal über die Angelegenheiten von Nordamerika, als eine Widerlegung der Irrthümer, welche in seinem* (wie hier behauptet wird, unvollendeten und wider seinen Willen herausgekommenen) *Werk über die Revolution der vereinigten Staaten enthalten sind*, vom 21. Aug. 1782, liefert insonderheit schätzbare Aufschlüsse zur Geschichte des Krieges, wodurch Amerika seine Unabhängigkeit erhielt. Die Ursachen der Revolution, welche erst seit 1763 entstanden, lagen in der, den Constitutionen und Acten der Colonien zuwiderlaufenden Bemühung des englischen Parlaments, die Amerikaner durch willkührliche Bande zu fesseln. Das war der Charakter der *Declarationsacte*, welche zwey Jahre nach Aufhebung der Stempelacte erlassen ward. Die Auflage auf den Thee, an sich unbedeutend, war nur als der erste Versuch, jene in Ausübung zu bringen, so ungemein verhasst. Umständliche Nachrichten von dem Ueberfall der Hessen zu *Trenton* und der Schlacht zu *Princetown.* Das amerikanische Papiergeld, welches zuletzt, dem bezahlten Werth nach nicht über 12 Millionen Pfund betrug, und dieses um 200 Millionen Dollars (etwa einen Conventionsthaler) überstieg, vertrat während des Krieges die Stelle einer Auflage, und konnte nach geendigtem Kriege rechtmässig herabgesetzt und vernichtet werden, weil jeder Amerikaner, als Mitsouverain, in dessen Gebrauch gewilligt hatte. Der Congress wiess am 22. April 1778 die Anträge des General *Howe* vom 18. April, die sich auf zwey den beiden Häusern am 17. Febr. 1778 vorgelegte, mit unglaublicher Geschwindigkeit passirte, und eben so, selbst ohne Beobachtung aller gewöhnlichen Formalitäten nach Amerika übersandte Bills gründeten, mit standhaftem Muth und aus Grundsätzen ab, ehe man in Amerika das mindeste von dem am 6. Febr. 1778 zu Paris unterzeichneten Tractat mit Frankreich wissen konnte. Erst am 2. May kam diese frohe Nachricht nach York-Town, und am 6. Junius bezog sich der Congress zur Beantwortung eines abermaligen Schreibens der englischen Commissarien vom 27. May, schlechthin auf die vorige Antwort vom 22. April, die hier S. 51 bis 59. wörtlich eingerückt ist. Dass an der Allianz Frankreichs mit Amerika das Glück der Menschheit keinen Theil gehabt habe, will Paine nicht zugeben. Diese Verbindung müsse vielmehr, so wie die *erstrittene* Unabhängigkeit von Amerika entschieden heilsame Folgen für die Erweiterung der Civilisirung von ganz Europa hervorbringen, deren es jetzt beides fähig und bedürftig sey. Nicht aus edler Standhaftigkeit, sondern aus irriger Berechnung seiner eigenen und der feindlichen Stärke habe England im J. 1779 die Vermittlung Spaniens verworfen. Raynals Behauptung, dass die Allianz der Amerikaner mit den Franzosen und Spaniern nicht bestehen werde, auch nicht einmal auf Seiten Amerikas bey der Einwohner heimlichen Vorliebe für England, aufrichtig sey, zeuge von Bosheit und Ungerechtigkeit und widerspreche ganz und gar dem Charakter der Amerikaner und ihrem Betragen während des Krieges. Darauf folgen Betrachtungen über einige spätere Vorfälle. Der Krieg mit Holland sey durch die Meynung Englands von dessen Schwäche veranlasst. Die Engländer könnten eben so wenig die Amerikaner durch die Waffen bezwingen, als jemals ihre Zuneigung und Vertrauen wieder gewinnen. Grossbrittannien müsste überhaupt auf eine gänzliche Reform denken

denken, und den Geist des Krieges und der Eroberungen um so mehr unterdrücken, als Frankreich und Spanien ihm mächtig überlegen wären, und jenes bey seiner zweymal so starken Bevölkerung und bey seinen weit ausgedehnten Küsten selbst eine stärkere Seemacht aufstellen könne. Auch der Besitz von *Canada*, *Halifax* und *Neuschottland*, den es vielleicht bey dem Frieden zu behaupten suchen möchte, würde wenig nützen, und, was Canada insonderheit betrifft, entweder der Kosten nicht lohnen, oder, wenn es wieder Vermuthen einst stark bevölkert würde, nur für die vereinigten Staaten einen Zuwachs bilden.

Das zweyte Stück, das *Sendschreiben an den Grafen von Shelburne* (jetzigen Marquis von Landsdown) *auf Veranlassung seiner Rede im englischen Parlament am 10. Jul.* 1782 *über die Unabhängigkeit von Nordamerika*, datirt Philadelphia den 9. Oct. 1782, zeigt das ungegründete in seiner Behauptung, das Grofsbrittanniens Ruhm auf immer verdunkelt seyn werde, wenn es Amerika's Unabhängigkeit anerkenne, und zugleich die Nichtigkeit der Hoffnung, es wieder an sich zu bringen.

In den *Betrachtungen über den Frieden und über die von ihm für die vereinigten amerikanischen Staaten zu erwartenden Vortheile*, dringt er vorzüglich auf eine solche Modification der Verfassung der vereinigten Staaten, wobey die localen Angelegenheiten eines jeden Staats in seinem Schofse entschieden würden, bey auswärtigen Verhältnissen hingegen nur eine einzige, unzertrennte Nationalsouverainität der vereinigten Staaten statt fände. Hier kömmt auch über den Vf. selbst eine merkwürdige Stelle vor, die wir nicht umhinkönnen, unsern Lesern mitzutheilen. „Ich habe alle meine Kräfte angewandt, „um die Gesinnungen meiner Mitbürger einstimmiger zu „machen, ihr Interesse zu vereinigen, und sie in ihren „Grundsätzen einander näher zu bringen. Um in die„sem wesentlichen Plan, auf welchem unsere Freyheit „beruht, um so eher glücklich zu seyn, habe ich alle „Aemter und alle Stellen, sowohl in dem Staat, in wel„chem ich wohne, als bey der allgemeinen Regierung „der vereinigten Staaten ausgeschlagen. Ich habe mich „von allen Partheyen entfernt gehalten, und habe allen „Privatvortheilen entsagt. Wenn wir auf das grofse „Werk sehen, welches wir zu Stande gebracht haben, „und wenn wir alsdann, wie nicht anders seyn kann, „seine Wichtigkeit fühlen, so werden wir begreifen, „dafs unanständiges Streiten und partheysüchtiges Ge„zänk, für unsere Ehre eben so tödlich ist, als für un„sere Ruhe. Amerika's Sache war es, welche mich auf„foderte, Schriftsteller zu werden. Sie machte auf mich „einen so starken Eindruck; und mein Vaterland schien „mir in einer so grofsen Gefahr, als ich sah, dafs man, „anstatt die einzigen Maafsregel zu ergreifen, wodurch „es gerettet werden konnte, die Erklärung seiner Unab„hängigkeit, auf eine unmögliche und widernatürliche „Vereinigung mit denjenigen, die es unterjochen woll„ten, bedacht war, dafs es mir unmöglich war, das „Stillschweigen zu beobachten. Und wenn ich durch „meine mehr als siebenjährigen Arbeiten für Amerika „diesem Lande einige Dienste geleistet habe, so habe „ich ausserdem die Ehre der Wissenschaften aufrecht er„halten, indem ich durch sie die grofse Sache der Mensch„heit mit Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit beför„dert, und gezeigt habe, dafs Geist und Verstand nicht „allemal sich erniedrigen."

In seinem, zu Paris im Junius 1791 gedruckten, *Schreiben an die Verfasser des Republikaners*, eines damals angekündigten Journals, erbietet er sich zu Beyträgen. Bey dieser Gelegenheit erklärt er sich zugleich über seine allgemeine Grundsätze. Er behauptet, dafs sich die republikanische Regierung sowohl für grofse als kleine Staaten passe, und dafs sie, durch Wahl und Stellvertretung, die einzigen bekannten, ja, wie er glaube, die einzigen möglichen Mittel darbiete, die Kenntnisse der Verwaltung in Gleichgewicht mit dem Umfange des Landes zu bringen. Wenn die französische Constitution übereinstimmiger mit den Rechten des Menschen seyn würde, so könnte man Frankreich richtig ein *bürgerliches Reich* nennen; denn seine Regierung würde das Reich der Gesetze seyn, gegründet auf die republikanischen Grundsätze der Wahlrepräsentanten und der Rechte des Menschen.

Die *Briefe von Hn. Imanuel Sieyes und Thomas Paine über die Frage: ob die republikanische Staatsverfassung den Vorzug vor der monarchischen habe*, betreffen, so weit sie hier aus der französischen Nationalzeitung mitgetheilt sind (und mehr ist, unsers Wissens, nicht erschienen), hauptsächlich nur die Bestimmung, was *Sieyes* unter Republik und Monarchie verstehe. *Sieyes* nemlich erklärt sich in dem ersten Briefe an das Publicum, dafs er die Monarchie vorziehe, weil er sich durch Gründe überzeugt habe, dafs es in einer Monarchie mehr Freyheit für den Bürger gebe, als in einer Republik. Er sagt dabey, dafs er vielleicht bald Mufse erhalte, diese Streitfrage aus einander zu setzen, und es dann ehrlich mit jedem Republikaner aufnehmen werde. *Paine* gab sich in seinem darauf folgenden Schreiben vom 8. Jul. 1791 als Streiter an, indem er das Uebergewicht des republikanischen Systems, mit Stellvertretern und auf die Grundsätze der Erklärung der Menschenrechte gebauet, über das Nichtsystem, welches man Monarchie nenne, zu beweisen versprach. Allein *Sieyes* lehnt in seinen zur Beantwortung geschriebenen erläuternden Anmerkungen die Erörterung der Hauptfrage vor der Hand seiner Geschäfte wegen ab, und bringt nur einiges zur Festsetzung der Begriffe bey. Das Resultat derselben sind folgende Sätze. Uebergebt alle politische Thätigkeit, oder was ihr die ausübende Macht zu nennen beliebt, einem ausübenden Rathe, bey dem die meisten Stimmen entscheiden, und welchen das Volk oder die Nationalversammlung ernennt: so habt ihr die *Republik*. Setzt ihr hingegen an die Spitze der Departementer, die ihr ministeriel nennt, und die besser abgetheilt seyn müssen, eben so viele verantwortliche Oberhäupter, unabhängig einer von den andern, hingegen für ihre ministerielle Lebenszeit abhängig von einem im Range höhern Individuum, dem Stellvertreter der feststehenden Einheit der Regierung, oder, welches auf eins hinausläuft, der Nationalmonarchie, welcher den Auftrag hat, im Namen des Volks diese Oberhäupter der ausübenden Macht zu wählen und abzusetzen, wie auch einige

einige andere dem gemeinen Wesen nützliche Geschäfte zu verrichten, für welche seine Unverantwortlichkeit nicht gefährlich werden kann, so ist das die *Monarchie*.

Das letzte Stück, *ein Schreiben an Hn. Dundas, einen der Minister des Königs von England*, datirt Calais den 15. Sept. 1792, enthält eine bloſse Anzeige einer ungebührlichen Durchsuchung seiner und seiner Reisegefährten Papiere zu Dover, wobey der Zollbediente sich auf die bekannte Proclamation und seine darauf sich beziehende Instruction berief, doch ohne sie anzuzeigen.

Bey der Uebersetzung haben wir das Original nicht vergleichen können; sie lieſt sich aber so gut als ein Original.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: *Karl Wilhelm Ramlers Fabellese.* Dritter Band. 1790. 294 S. 8. (18 gr.)

Das Verfahren, welches Hr. P. *Ramler* bey den ersten Bänden dieser schätzbaren Sammlung beobachtete, und wovon er in der Vorrede zu derselben genaue und befriedigende Rechenschaft ablegte, hat er auch bey dem gegenwärtigen Bande, der das fünfte und sechste Buch enthält, unverändert beybehalten. Man findet hier dieselben Vorzüge und Vollkommenheiten zu rühmen, so wie dieselben Mängel und Unvollkommenheiten zu rügen. Auch dieſsmal sind eine Menge Stücke aufgenommen, die in keinem Betracht für wahre Fabeln gelten können -- ernsthafte und komische Erzählungen, Allegorien, Sinngedichte, Lieder, ja sogar eine, *vierzig* Seiten lange, Romanze: *der kleine Schimmel* von Hn. *v. Nicolay.* -- Der Werth dieser Fabellese, so wie der andern ähnlichen Sammlungen und Bearbeitungen unsers groſsen Dichters und Kunstrichters besteht nicht allein in der feinen geschmackvollen Auswahl (wiewohl sich auch hier, was vielleicht bey Arbeiten dieser Art, Niemand ganz vermeiden wird, einige mittelmäſsige und der Nachbarschaft der übrigen unwürdige Stücke eingeschlichen haben) er beruht eben so sehr, und mehr noch auf den gröſstentheils glücklichen Verbesserungen, die er den gewählten Stücken ertheilt hat, und die als das lehrreichste Studium für junge Dichter, so wie überhaupt für jeden, der seinen Geschmack und sein ästhetisches Gefühl vollkommen ausbilden will, empfohlen werden können. Dieſsmal gibt uns Hr. P. *Ramler* eine Nachlese aus *Hagedorn*, *Michaelis*, *Lichtwehr*, *Willamov* u. a. Von *Nicolay* sind viel, von *Pfeffel* bey weitem die meisten Fabeln aufgenommen. Auch aus minder bekannten und selbst aus schlechten Dichtern sind einzelne glückliche Erfindungen ausgehoben und beträchtlich verbessert worden. Eine Anzeige der benutzten Quellen, nicht bloſs im Allgemeinen, sondern bey jedem einzelnen Stücke, wäre gewiſs den meisten Lesern höchst willkommen gewesen: sie hätte dadurch, daſs sie die Vergleichung der aufgenommenen Stücke in dieser neuen mit ihrer ursprünglichen Gestalt erleichterte, den Nutzen dieser Fabellese ungemein erhöht, und ihr überdieſs in den Augen des Literators einen Vorzug mehr gegeben. Von den angebrachten, zahlreichen Verbesserungen können wir hier nur ein paar Beyspiele auszeichnen. Hr. *Pfeffel* hat der neuen Ausgabe seiner Fabeln folgenden Apolog vorgesetzt:

> Ein Gärtnermädchen von Athen
> Saſs auf dem Markt mit ihrem bunten Krame;
> Ein Körbchen wars voll Rosen, Tausendschön,
> Jesmin und Nelken. Eine hagre Dame,
> Sie war histerisch, trat zu ihr:
> Pfui, sprach sie, mit dem Tand, ich gebe nichts dafür:
> Kaum bricht der Abend ein, so werden deine Nelken,
> Jesmin und Tausendschön verwelken.
> Gestrenge Frau, versetzt das arme Kind,
> Der Käufer wird ja nicht von mir betrogen;
> Ich sage nicht, daſs sie unsterblich sind.
> So, Leser, denk' ich auch von diesen Apologen.

Hr. *R.* hat diese Verse, auf folgende Weise verändert, an die Spitze seines fünften Buchs gestellt:

> Ein junges Mädchen in Athen,
> Kalliköete war ihr Name,
> Trug Blumen feil: Narzissen, Tausendschön,
> Jasmin und Nelken. Eine Dame
> (Sie war histerisch) sprach zu ihr:
> Was trägst du solchen Tand den Leuten vor die Thür?
> Kaum bricht der Abend ein, so welken
> Narzissen und Jasmin und Tausendschön und Nelken u. s. w.

Hn. *Ramler's* Veränderungen sind durchaus Verbesserungen, und zwar so einleuchtende, daſs man bey der Vergleichung nicht einen Augenblick unschlüſsig bleibt, ob die ursprüngliche Leseart wirklich einer Aenderung bedurfte? ob der kleine Fleck, der hinweggewischt werden sollte, wirklich vertilgt worden? und ob nicht ein anderer an seine Stelle getreten? — *Hagedorn's* 14te F. des 1. Buchs *der Wolf und der Hund*, verglichen mit *Fabell.* S. 84. Der Wolf bemerkt den enthaarten, abgeschabten Hals des Hundes, und erkundigt sich, woher dieſs komme?

> Mich dünkt, versetzt sein Freund, mir fällt die Ursach ein;
> Des Tages legt man mich mit Schmeicheln an die Kette,
> Aus Furcht, ich möchte sonst falsch oder beiſsig seyn,
> Dafern ein Held, wie ich, stets seinen Willen hätte:
> Was aber schadet dieſs? Ich liege warm und still;
> Mein Herr besuchet mich; der Knecht bringt Trank und Speise.
> Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
> Sucht seinen Rückweg bald und dankt ihm für die Reise.
> Nein! ruft er: auf der Welt ist nichts der Freyheit gleich.
> Sollt' ich mir einen Stand, den sie nicht schmückt, erwählen?
> Dem Weisen gilt sie mehr, als Thron, als Königreich;
> Wenn ihm die Freyheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.

Diese Gesinnungen sind unstreitig sehr edel und schön, allein sie vertragen sich wenig mit dem Charakter des Wolfs,

Wolfs, in dessen Munde die ganze Tirade nicht zum besten angebracht ist. In einem hohen Grad vortrefflich aber ist die Art, wie R. diesen Uebelstand vermieden, den Wolf ganz in der ihm geziemenden Sprache sich ausdrücken lässt, und zugleich einen komischen Zug der Erzählung von Lafontaine benutzt hat:

Daran, versetzt sein Freund, ist wohl allein
Mein Halsband schuld. Man legt des Tags mich an die Kette —
— — — — — —
Allein, was schadet das? ich liege warm und still;
Der Knecht bringt Trank, der Koch bringt Speise....
Ey! ruft der Wolf, Glück auf die Reise!
Wenn ich nicht thun kann, was ich will,
So bleib ich bey der Väter Weise:
Bald wenig, bald vollauf, und danke für den Koch.
Er sagts, läuft fort, und läuft wohl noch.

Hier ist Natur und Wahrheit: so denkt, so drückt sich die Menschenclasse aus, für die der Wolf ein schicklicheres Bild ist, als für den Weisen, den wahren Weisen, der die Freyheit über alles setzt. Der Wolf wünscht ohne Müh und Arbeit schwelgen zu können, aber selbst dem Wohlleben zieht er die Ungebundenheit noch vor. Was er sucht, ist nicht Freyheit, sondern — thun zu können, was ihm gelüstet. — *Lichtwehrs* 13. F. des 1. Buchs hebt also an:

Am Fuss der wüsten Parthenfelder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf: das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab' eh es tagte
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören
Wem sonst davon was wissend sey u. s. w.

Alles, was an diesen Versen tadelhaft war, ist in nachstehender Verbesserung Rs. so leicht und ungezwungen als möglich vermieden:

Im langen Thal der Garamanten
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf: Der Rathsverwandten
Gesammtes Chor stand rings umher.

Sogleich erscheint die Kuh und klaget
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Es hab ihr Kind, eh' es getaget,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören,
Ob in der Näh ein Zeuge sey? u. s. w.

In manchen Fabeln hat Hr. *R.* einen tadelhaften oder schlechten Vers zwar in etwas verbessert, doch nicht in so weit, dass man nun damit zufrieden seyn könnte. So heisst es z. B. in einer Schilderung der Kokerterie bey *Hagedorn:*

Lust, Vorwitz, Scherz, Bewundrung und Vergnügen
Fliehn schnell herzu und loben die Gestalt
Man folgt nur ihr den holden Reiz zu sehen:
Wer sieht nicht gern, was so gefallen kann?;

Der letzte Vers ist unerträglich. Hr. *R.* setzt dafür eine Zeile, die unstreitig besser, aber doch immer noch sehr matt und schleppend ist:

Man folgt ihr nach, den holden Reiz zu sehen,
Woran man gar nicht satt sich sehen kann.

Eben dahin gehört folgendes Beyspiel. *Gellerts* Erzählung, das Schicksal:

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um grössre Kenntniss bat,
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen. — —

Hr. *R.* S. 150.:

Als Moses einst vor Gott auf Horebs Höhen stand
Ihm Fragen von der Weltregierung that,
Und seine Zweifel gnädig aufzulösen bat,
Rief Gottes Stimme: sieh hinab ins flache Land u. s. w.

Nur sehr selten stösst man auf eine Aenderung, von der man sich keinen Grund angeben kann: wie z. B. *Pfeffel* (Poetische Versuche 1. Th. S. 143.)

Ein Iman schickte seine Söhne
Nach Mecca zu des Sehers Grab;
Sie reisten, wie die Diogene,
Das heisst — zu Fuss. Beym Abschied gab
Der fromme Greis, mit einer Thräne
Des Segens jedem einen Stab u. s. w.

Wo bey Hr. *R.* aus dem *frommen Greis* (*Fabell.* 3. Th. S. 39.) ein *Heiliger* geworden ist. Doch — selbst für diese Aenderung liesse sich vielleicht etwas sagen. Der eben nicht angenehme Klang *eis* kömmt in drey Versen nach einander dreymal vor; und dann ist der Besitz eines wunderthätigen Stabes bey einem Heiligen wahrscheinlicher, als bey einem Manne von gemeiner, nicht charakterisirter Frömmigkeit. Fehlt doch selbst *dem* Heiligen, an welchen der Dichter seine Fabel richtete, leider noch bis diese Stunde der Stab zum Wunderthun!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. October 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp: *Joh. Franz Marmontels sämmtliche prosaische Werke* übersetzt von *Chr. Gottfried Schütz.* Erster Band oder der moralischen *Erzählungen* erster Theil — auch mit den besondern Titel: *Marmontel's moral. Erzähl.* Erster Theil. 1794. XIV u. 316 S. 8. Mit Marmontels Brustbild von Lips. (1 Rthlr.)

Marmontel hat, wenn auch nicht unter den grofsen, doch gewifs unter den vortrefflichen Schriftstellern Frankreichs auf eine der ehrenvollsten Stellen gegründeten Anspruch; er gehört unter die noch wenigen Stützen der in der letzten Zeit so tief gesunkenen französischen Literatur, und der hohe Werth seiner meisten, besonders seiner prosaischen, Schriften ist nicht allein durch den allgemeinen Beyfall seiner Landsleute, sondern mehr noch durch die dauerhafte Achtung, worin sie sich seit ihrer Erscheinung bey den gebildetsten Nationen Europens erhalten haben, längst entschieden. Sie sind in das Englische, Italienische und mehrere Sprachen, in keine jedoch häufiger, leider aber auch in keine schlechter, als in die unsrige übergetragen worden. Wenn man die *zweyte* Ueberfetzung der *Incas* (1783), die dem sel. *Bode* zugeschrieben wird, und die Erzählungen von *Anton Wall* nach M. (die aber doch mehr Paraphrase und Nachahmung als eigentliche Ueberfetzung enthalten, und von denen in sieben Jahren erst Ein Bändchen erschienen ist) ausnimmt; so sind alle übrigen Verdeutschungen mehr oder weniger mittelmäfsig oder schlecht, und durchaus nicht so beschaffen, dafs man sie mit nur einigem Vergnügen lesen, geschweige sich aus ihnen eine richtige Vorstellung von dem Werth der Urschriften, zumal in Rücksicht auf Vortrag und Sprache, machen könnte. Die neue Ueberfetzung der sämmtl. prof. Werke Ms, von welcher wir hier den ersten Theil anzeigen, war daher gewifs kein überflüfsiges, vielmehr ein fehr wünschenswerthes Unternehmen, und glücklicher Weise hat sich dazu ein Mann gefunden, der nicht allein alle zu einer Arbeit dieser Art erfoderlichen Talente in einem hohen Grad in sich vereinigt, sondern auch offenbar den guten Willen hatte, sie dabey in steter und angestrengter Thätigkeit zu erhalten.

In der Zueignung an seine Gattinn — (ein Muster, wie ein Autor perfönliche Verhältnisse und durch sie geweckte Empfindungen vor das gröfsere Publikum bringen, und ohne den mindesten Anstrich fader und undeutscher Galanterie weiblichen Verdiensten und Tugenden das schmeichelhafteste und feinste Lob ertheilen kann) — beurtheilt Hr. HR. *S.* seinen nächsten Vorgänger mit Strenge, aber mit gerechter Strenge. Nur zu gegründet, ist der Vorwurf, den er den Kunstrichtern unsrer Nation macht, dafs sie in ihren Beurtheilungen der grofsen Menge von Ueberfetzungen, die jährlich in Deutschland erscheinen, im Durchschnitt genommen, weit öfter viel zu nachsichtig, als wie ihre Verfasser und Verleger glauben, zu strenge oder zu eigensinnig wären. „Man ist oft schon zufrieden, wenn nur die „Ueberfetzung nicht von groben Fehlern wimmelt, die „den Sinn der Urschrift völlig entstellen; und wenn ein „zweyter Ueberfetzer eines Buchs nur *vieles* besser macht, „als sein Vorgänger, so erläfst man ihm gern alles an„dre, was er *sonst* noch ungleich beſser hätte machen „können und follen.“ Solcher zu weit getriebenen Nachsicht allein verdankt die neueste Uebers. der moral. Erzähl. Marmontels von Hn. *Schmerler* (Nürnberg 1791.) die milden Urtheile, und was ihr fogar mit unter zu Theil geworden, ihr Lob. „Seine Ueberfetzung, sagt Hr. Hofr. *Schütz*, „ist zwar wirklich weit besser, „als die vorherige war, aber darum noch lange keine „vollkommene. Der Fälle, wo er den Sinn des Autors „völlig verkehrt, gibt es zwar bey ihm eben so viele nicht; „desto mehr aber ist der Ton im Ganzen verfehlt. Bald „ist die Naivität, bald die Schlauheit einer Wendung „verloren gegangen. Hier fehlt es an der Harmonie „des Ausdrucks überhaupt, dort an der Gediegenheit „des deutschen Ausdrucks insbesondere. Der feinere „und verstecktere Gallicism blickt überall durch; der „natürliche Dialog des Originals wird hier steif; und „wo er, wie es Marmonteln nicht selten begegnet, „beynahe zu zierlich ist, wird er hier völlig verputzt. „An Schönheit im Periodenbau, an Lieblichkeit der „Wortstellung, an Rhythmus und Wohlklang ist vollends nicht zu denken.“ — —

Wir haben dieses Urtheil hiehergesetzt, nicht allein weil es den wahren Gehalt jener Arbeit möglichst wahr und genau bestimmt, sondern auch, und mehr noch deshalb, weil man jeden Zug dieser Schilderung blofs gerade in das Gegentheil zu verwandeln braucht, um die richtigste und vollständigste Charakteristik gegenwärtiger neuen Ueberfetzung zu bekommen. Hr. *S.* hat alle die Fehler vermieden, die schon sein Vorgänger hätte vermeiden: er hat alles geleistet, was schon jener hätte leisten sollen, und so die kleine Anzahl meisterhafter und klassischer, deutscher Ueberfetzungen mit einer neuen vermehrt. Eine nähere Vergleichung beyder, so weit der beschränkte Raum dieser Blätter sie verstattet, wird zur Genüge beweisen, dafs wir nicht zu viel gefagt, und weder der einen zu wohl, noch der andern zu weh gethan haben.

Natürlich ist die Vorausſetzung, daſs ein Ueberſ. wenigstens auf die ersten Seiten seiner Arbeit allen Fleiſs werde verwendet, und ſie ſo gut als möglich zu machen geſucht haben; allein man braucht nur den Anfang der ersten Erzählung *Ms.* in Hn. *Schmerlers* Ueberſ. mit dem Original zu vergleichen, um überzeugt zu werden, daſs er ſicher nicht, weder der Berufene noch der Auserwählte war, den franzöſiſchen Schriftſteller auf eine feiner und unſrer Sprache würdige Art zu verdeutſchen. Man leſe:

La nature et la fortune ſembloient avoir conſpiré au bonheur d'Alcibiade. Richeſſes, talens, beauté, naiſſance, la fleur de l'âge et de la ſanté; que de titres, pour avoir tous les ridicules! Alcibiade n'en avoit qu'un: il vouloit être aimé pour lui-même. Depuis la coquetterie jusqu'à la ſageſſe, il avoit tout ſéduit dans Athenes; mais en lui, étoit-ce bien lui qu'on aimoit? Cette delicateſſe lui prit un matin, comme il venoit de faire ſa cour à une prude: c'eſt le moment des reflexions. Alcibiade en fit ſur ce qu'on appelle le ſentiment pur, la metaphyſique de l'amour. Je ſuis bien duppe, diſoit-il, de prodiguer mes ſoins à une femme, qui ne m'aime peut-être que pour elle-même! Je le ſçaurai, de par tous les Dieux; et ſ'il en eſt ainſi, elle peut chercher parmi nos athletes un ſoupirant qui me remplace,— —

Natur und Glück ſchienen ſich zum Vortheil des Alcibiades vereiniget zu haben. Reichthümer, Talente, Schönheit, Geburt, Jugendblüte und Geſundheit; welche Anſprüche, um alle lächerliche Thorheiten *an ſich haben zu dürfen!* Alcibiades halte indeſs nur eine einzige: er wollte bloſs um ſeiner ſelbſt willen geliebet werden. Von der Coquette bis zur *klugen Frau* hatte er alles in Athen beſiegt; aber war *er* wohl ſelbſt *dasjenige*, was man *an* ihm liebte! Dieſer *kitzliche* Gedanke fiel ihm an einem *gewiſsen* Morgen ein, als er eben einer *Sprö̈den* den Hof machen wollte. Dieſs iſt der Augenblick zur *nachdenkenden Ueberlegung*. Alcibiades *machte dasjenige zum Gegenſtande derſelben*, was man *die reine* Empfindung, die Metaphyſik der Liebe nennt. Bin ich nicht ein Thor, daſs ich meine *Sorgfalt* an eine Frau verſchwende, welche mich vielleicht nur um ihrer ſelbſt willen liebt? Bey allen Göttern, *das werde ich erfahren*; und *wenn es alſo iſt*: ſo mag ſie unter unſern Kämpfern einen *Seufzenden* ſuchen, der meinen Platz einnehme. — —

Wie ſteif, wie ſchleppend, wie ängſtlich treu iſt hier faſt alles, und doch zugleich wie falſch und ſchief ſo manches! Dieſe kurze Stelle kann beynah allein zu allen Punkten des obigen Tadels Belege liefern. Man ſagt im Deutſchen wohl: Er hat Anſprüche *auf* Nachſicht wegen begangener Thorheiten „— aber nicht:" A. haben, *um Th. an ſich haben zu dürfen.* Miſsgriffe und Undeutſchheiten dieſer Art ſind indeſs in Hn. *Srs.* Ueberſ. nicht zu zählen: faſt nie findet er das *mot propre*, den eigenthümlichen, wahren deutſchen Ausdruck. Schon der Gegenſatz mit *coquetterie* hätte Hrn. *Sr.* belehren können, daſs *Sageſſe* hier ohnmöglich *Klugheit* bedeuten könne. Kennt er keine klugen Frauen, die kokett, und keine Koketten, die klug ſind? *Sprode* und *Prüde* ſind verwandte aber nicht gleiche Begriffe: ein Frauenzimmer, die ſich ſelbſt den thätigen Liebkoſungen eines Mannes überläſst, iſt doch gewiſs nicht *ſpröde* gegen ihn, wohl aber kann ſie noch immer *Prüde* bleiben, wenn ſie es nur wie die Dame *quaeſtionis*, nach Wielands Ausdruck „mit Grimaſſen und groſsen Wörtern" thut. Die *nachdenkende Ueberlegung*, das *werde ich erfahren* etc. ſind höchſt ſchülerhafte Ueberſetzungen: allein es wäre Verſchwendung von Zeit und Papier, alle dieſe kleinen Miſsgeburten des Ausdrucks anatomiren zu wollen. Wir eilen vielmehr, unſern Leſern die Stelle nach der neuen Ueberſetzung vorzulegen:

„Natur und Zufall hatten einander, ſo ſchien es, das Wort gegeben, den Alcibiades zum glücklichſten Manne zu machen. Reichthum, Talente, Schönheit, Jugend und Geſundheit, waren dis nicht eben ſo viel Freypäſſe, um ihm die lächerlichſten Thorheiten durchgehn zu laſſen? Gleichwohl hatte Alcibiades nur Eine Grille: er wollte ſchlechterdings um ſeines eignen Selbſt willen geliebt ſeyn. Unter allen Klaſſen von Damen in Athen, von der verbuhlteſten Leichtfertigkeit an bis zur ſtrengſten Tugend hinauf, hatte er bereits Eroberungen gemacht; aber war Er es denn auch Selbſt, was man in ihm liebte? Dieſe Grübeley kam ihm einmal des Morgens in den Kopf, als er eben einer Prüden die Aufwartung gemacht hatte. Alcibiades nützte dieſe für ſolche Betrachtungen recht günſtige Stunde, um dem ſonderbaren Dinge nachzudenken, was man eine ganz reine Zuneigung, oder die Metaphyſik der Liebe nennt. Ich wäre jawohl ein Pinſel, ſagte er, wenn ich meine Zärtlichkeiten an eine Frau verſchwendete, die mich vielleicht bloſs ihretwegen liebt. Bey allen Göttern des Olympus, hier muſs ich klar ſehen; und iſt meine Ahndung richtig, ſo mag ſie an meiner Statt unter unſern Athleten ſich einen Anbeter ſuchen."

Wie geſchmeidig, wie rund, wie deutſch iſt hier Alles! das etwas zweydeutige *an meiner Statt* ausgenommen, wofür wohl beſſer *an meine Stelle* ſtände, iſt alles übrige höchſt vollendet und untadelhaft.

Faſt jede nur etwas ſchwierige Stelle iſt in der Nürnberger Ueberſ. mehr oder weniger entſtellt. Hier nur Ein Beyſpiel, was für dürftige *qui proquo's* Hr. *Schmerler* an die Stelle der ſchönſten Metaphern und Allegorien des Originals ſetzt, und wie glücklich dagegen Hr. *Schütz*, wenn wörtliche Ueberſetzung nicht Statt findet, die im Deutſchen entſprechenden oder doch zunächſt kommenden Bilder und Wendungen zu treffen weiſs.

Marmontel, Soliman II.

Les avenues du bonheur, où il n'avoit fait que paſſer rapidement avec ſes Eſclaves d'Aſie, lui avoient paru ſi délicieuſes avec Elmire, qu'il avoit trouvé un charme inexprimable à les parcourir pas à pas. Mais arrivé au bonheur même, ſes plaiſirs eurent delors le défaut qu'ils avoient eu; ils devinrent trop faciles, et bientôt après languiſſans. Leurs jours, ſi remplis juſqu' alors, commencerent à avoir des vuides. — — —

Hr. Schmerler.

Der Vorgenuſs des Glücks, *welches* er bey ſeinen aſiatiſchen Sklavinnen nur flüchtig gekoſtet hatte, ſchien ihm bey der Elmire ſo angenehm zu ſeyn, daſs er ein unbeſchreibliches Vergnügen darin fand, *daſſelbe* Schritt vor Schritt *zu verfolgen*. Aber da er nun zum Ziele ſelbſt gelanget war; ſo hatten ſeine *Vergnügungen* wieder den vorigen Fehler. Er konnte ſie zu leicht erlangen, und ſie wurden daher bald *für ihn matt. Ihre* bisher ſo gut *ausgefüllten Tage fingen an* eine *gewiſſe Leerheit zu bekommen*....

Hr. Schütz.

Der Sultan hatte ſich in den Vorhöfen des Liebhaberglücks, die er ſonſt immer mit ſeinen aſiatiſchen Sklavinnen ſo ſchnell, als möglich, durchlief, ſo wohl befunden, daſs er es unbeſchreiblich angenehm fand, ſie Schritt vor Schritt zu durchwandern. Nun aber als er in den Tempel ſeines Glücks gekommen war, hatten ſeine Freuden den Fehler aller vorigen; ſie wurden ihm nun allzuleicht, und bald darauf ſchaal. Tage, die ſonſt die Liebe ſo angenehm durch die Fülle ihrer Unterhaltungen kürzte, fingen nun an durch manche leere Stunde ſich beſchwerlich auszudehnen....

Welches!

Welches! daſſelbe! Aber hier iſt ja nicht von dem Glücke ſelbſt, ſondern von *dem, was dazu führt*, von den *avenues du bonheur*, den *Vorhöfen des Liebhaberglücks*, nach den von *Marmontel* und Hn. *Schütz* ſehr glücklich gewählten Ausdrücken, die Rede. — Auch im Nachbilden von Beſchreibungen und Gemälden ſichtbarer und hörbarer Gegenſtände, das doch ungleich leichter iſt, als die Kopie von Seelengemälden und Charakterzeichnungen, übertrifft der neueſte Ueberſ. ſeinen Vorgänger unendlich, und gibt bey ſeiner freyern Manier das Original nicht allein ſchöner ſondern auch treuer wieder, als dieſer bey aller ſklaviſchen Aengſtlichkeit:

Delia avoit la taille d'une Déeſſe. Ses cheveux effaçoient le noir de l'ébène, et ſa peau la blancheur de l'yvoire. Deux-ſourcils hardiment deſſinés, couronnoient ſes yeux étincelans. Dès qu'elle vint à préluder, ſes levres du plus beau vermeil laiſſerent voir deux rangs, de perles enchâſſées dans le corail. D'abord elle chanta les victoires de Soliman, et le héros ſentit elever ſon ame au ſouvenir de ſes triomphes. Son orgueil encore plus que ſon goût, applaudiſſoit aux accens de cette voix éclatante qui rempliſſoit la ſalle de ſon volume harmonieux...

Delia hatte die Geſtalt einer Göttinn. Ihre Haare waren ſchwärzer, als Ebenholz, und ihre Haut weiſser, als Elfenbein. Zwey *kühn gebildete* Augenbraunen *umgaben* ihre blitzenden Augen. Sobald ſie anfing zu ſingen; ſo hieſsen ihre roſenfarbenen Lippen zwey Perlen ihm ſehen, welche mit dem ſchönſten Korallenroth eingefaſst waren. Zuerſt beſang ſie Solimanns Siege; und der Held fühlte ſeine Seele bey der Erinnerung an ſeine Triumphe gehoben. Sein Stolz gab noch mehr als Geſchmack den Tönen dieſer *lautſchallenden* Stimme Beyfall, welche den Saal mit ihren harmoniſchen *Wirbeln* erfüllte...

Delia war ſchlank wie eine Göttinn gebildet. Ihre Haare übertrafen an Schwärze das Ebenholz, und ihre Haut verdunkelte die Weiſse des Elfenbeins. Ueber ihren funkelnden Augen wölbten ſich zwey keck gezeichnete Augenbraunen. So wie ſie ihre purpurfarbnen Lippen zum Geſang öffnete, zeigten ſich ihre Zähne, wie zwey Reihen Perlen in Korallen gefaſst. Sie ſang zuerſt die Siege des Solimann, und der Held fühlte bey der Erinnerung an ſeine Triumphe ſeine Seele erhoben. Sein Stolz wurde noch mehr als ſein Geſchmack durch die Muſik dieſer glänzenden Stimme befriedigt, welche mit der Kraft und dem Schwunge ihrer Melodien den ganzen Saal erfüllte...

Nirgend iſt jedoch Hr. *Sr.* unglücklicher als im Ausdruck des Komiſchen, Launigen und Ironiſchen, und eben hierin beſitzt Hr. *Sz.* eine ganz vorzügliche Stärke. Bey dieſem ahndet man nie, daſs man eine Ueberſetzung lieſt, bey jenem wird man faſt durch jede Wendung, durch jedes Wort daran erinnert. Von den unzählichen Stellen, womit dieſes Urtheil ſich belegen lieſse, hier nur Eine:

Le compliment eſt honnête, dit Roxelane. Obeiſſez! eſt ce là de la galanterie turque? Vous m'avez l'air d'être bien aimé, ſi c'eſt ſur ce ton-là que vous débutez avec les femmes! Reſpectez le miniſtre de mes volontés! Vous avez donc des volontés? et quelles volontés, juſte ciel, ſi elles reſſemblent à leur miniſtre! Un vieux monſtre amphibie, qui nous tient enfermées comme dans un bercail, et qui rode à l'entour avec des yeux terribles, ſans ceſſe prêt à nous dévorer! Voilà le confident de vos plaiſirs et le gardien de notre ſageſſe? Il faut lui rendre juſtice. ſi vous le payez pour vous faire haïr, il ne vole pas ſes gages. Nous ne pouvons faire un pas qu'il ne gronde. Il nous defend juſqu'à la promenade et aux viſites mutuelles. Bientôt il va nous peſer l'air et nous meſurer la lumiere. Si vous l'aviez vu frémir hier ſoir pour m'avoir trouvée dans ces jardins ſolitaires? Eſt-ce vous qui lui ordonnez de nous en interdire l'entrée? Avez-vous peur qu'il ne pleuve des hommes? et quand il en tomberoit quelquesuns des nues, le grand mal! le ciel nous devroit ce miracle..

Das Compliment iſt fein, ſagte R. Gehorche! Iſt das die türkiſche Galanterie? *Du muſst ſehr geliebt werden*, wenn du aus dieſem Tone mit dem Frauenzimmer ſprichſt. *Verehre* den *Vollbringer* meines Willens! Gerechter Himmel, *welchen Willen haſt du*, wenn er *deinem Vollbringer* gleichet! Ein altes *zweydeutiges* Ungeheuer, welches uns wie in einem *Pferch* eingeſchloſſen hält, und mit fürchterlichen Augen umhergeht, immer bereit uns zu verſchlingen. Dieſs iſt der Vertraute deiner *Freuden*, der Wächter über unſre *Sittſamkeit*. Doch man muſs ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn du ihn bezahlſt, um dich verhaſst zu machen: ſo bekommt er ſeinen Lohn nicht umſonſt, Wir können keinen Schritt thun, ohne von ihm *angegrieſst* zu werden. Er verbietet uns ſo gar das Spatzierengehen, und die wechſelſeitigen Beſuche. Bald wird er uns die Luft zuwägen und das Licht zumeſſen. Du hätteſt nur ſehen ſollen, wie er geſtern wüthete, als er mich in dieſen einſamen Gärten fand! Geſchiehet es auf deinen Befehl, daſs er uns den Zutritt zu *denſelben* verſagt? Beſorgeſt du vielleicht, es möchte Männer regnen? Welch ein Unglück, wenn *einige* aus den Wolken fielen! *der Himmel wäre uns dieſes Wunder ſchuldig*.

Ey ſeht mir doch! verſetzte Roxel. warlich ein artiges Kompliment! Gehorſam? Das iſt wohl türkiſche Galanterie? Sie müſsen wohl ſehr beliebt bey dem Frauenzimmer ſeyn, wenn Sie gleich in dieſem Tone mit ihnen ſprechen! Reſpekt vor dem Diener meiner Befehle! — Befehle alſo? Und was für ein Geſicht müſſen dieſe Befehle vollends machen, wenn ſie ſo ausſehn, wie Ihr Diener! So ein altes zwitterartiges Ungethüm, das uns den ganzen Tag wie in eine Horde eingeſperrt hält, und mit griesgrämlichen Augen um uns herumſchleicht, als ob es uns alle Augenblicke freſſen wollte. Das iſt alſo der Vertraute Ihrer Liebſchaften und der Wächter unſrer guten Aufführung! Das muſs man ihm laſſen; wenn ihn Ew. Hoheit dafür bezahlen, Sie durch ſeinen Dienſt recht verhaſst zu machen, ſo verdient er ſeinen Lohn ehrlich und redlich! Nicht einen Fuſs können wir aus der Stelle ſetzen, ſo fängt er an zu brummen! Er gönnt uns keinen Spatzirgang, keinen Beſuch untereinander! Bald wird er uns die Luft lothweiſe zuwägen, und das Licht nach der Elle abmeſſen! Geſtern traf er mich da in dem einſamen Garten; hat der Kerl nicht einen Lerm verführt! Ich dachte er würde raſend werden! Haben Sie ihm denn befohlen, daſs er uns nicht hineinlaſſen ſoll? Sie ſind wohl gar bange, es könnte Mannsperſonen vom Himmel regnen! Je nu, wenn nun auch einmal welche aus den Wolken fielen, wär das ſo ein groſs Unglück? Ein Wunder wärs vor unſern Augen, das der Himmel uns zu gefallen ſchon einmal thun könnte!

Es wäre wahre Beleidigung für den Geſchmack unſrer Leſer, wenn wir die doppelte Ueberſetzung dieſer Stelle erſt noch zergliedern, und beweiſen wollten, wie geiſtlos und hölzern die eine, und meiſterhaft die andere ſey. Hrn. *Srs. der Himmel wäre uns dieſes Wunder ſchuldig* taugt gar nichts; doch könnte vielleicht auch Hr. *Sz.* für die Worte: *Ein Wunder wärs* u. ſ. w. noch eine kürzere und glücklichere Wendung finden.

(Der Beſchluſs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN

LEIPZIG, in der Weidmanniſchen Buchhandlung: *Natur und Kunſt* ein gemeinnütziges Lehr- und Leſe-

Lesebuch für alle Stände, herausgegeben von *Johann August Donndorff. Zweyter Band.* Mit einem Register über diesen und den Ersten Band. 1791. 775 S. *Dritter Band* 1793. 606 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Das Urtheil, welches wir im 124 Stück der A. L. Z. vom Jahre 1791. über den ersten Band dieser Sammlung gefällt haben, müssen wir hier vollkommen bestätigen. Auch hier finden wir ohne Ordnung und Plan gute, mittelmäfsige und ganz elende Abhandlungen durch einander, deren manche, z. B. die Naturgeschichte des Menschen, die Bemerkungen über den Wein u. m. beweisen, dafs der Vf. auch nicht die entfernteste eigne Kenntnifs von den Dingen hatte, die er schrieb; so wie andre z. B. über die Kalender gut und zweckmäfsig abgefafst sind. Hier ist das Verzeichnifs der Abhandlungen. Im zweyten Bande: I—IX. Das Allgemeine aus der Naturgeschichte des Menschen (voller Unrichtigkeiten.) X. Einige artige Bemerkungen über die Festigkeit verschiedener thierischen Substanzen (nach Muschenbroek.) XI. Einige Anekdoten vom Elephanten. XII. Von einigen Thieren, welche ungewöhnliche Sachen verdauen; nebst einigen Bemerkungen über die Verdauung überhaupt (blofs nach Reaumur, die neuern Entdeckungen sind dem Vf. ganz unbekannt geblieben, und seine Schlufsfolge beweifst, wie wenig er über diesen Gegenstand zu urtheilen und alfo auch zu schreiben im Stande war.) XIII. Naturgeschichte des Flohes (voller Unrichtigkeiten.) XIV—XXV. Das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der Insekten überhaupt (höchst oberflächig.) XXVI. Was für eine grofse Menge Waffer der Dunstkreis aus den Meeren, Flüssen, Gewächsen u. s. w. erhält. XXVII. Wahres und falsches aus der Naturgeschichte des Aals. XXVIII. Wie die Kalender gedruckt werden. XXIX. Etwas zur Geschichte des Papiers und der Buchdruckerkunst. XXX—XXXIV. Allerley Merkwürdiges von allerley Fischen. XXXV. Von einigen ungewöhnlichen Materialien, zum Brodtbacken und andern, deren sich verschiedene Völker statt des Brodes bedienen. XXXVI—XXXVIII. Wie die Filzhüte gemacht werden. XXXIX. Naturgeschichte des Iltis XL—XLII. Allerley Merkwürdiges von Federn und deren Gebrauch. XLIII—L. Vermischte einzelne physikalische, naturhistorische, ökonomische und die Kunst betreffende Merkwürdigkeiten. (Ein wahres Quodlibet von wahren und unwahren Bemerkungen.) LI. Wie die Wachsstöcke verfertigt werden. LII. Ein Mittel das Büchenholz wieder die Fäulnifs und Würmer zu bewahren LIII—LIV. Kometen-Aberglaube unserer Vorfahren. LV—LVI. Das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der Edelsteine. LVII. Von einigen andern merkwürdigen Steinen, die auch zu den Halbedelsteinen gerechnet werden. LVIII—LX. Merkwürdige Beyspiele von der Stärke der thierischen, vorzüglich der menschlichen Natur und der Unverwefslichkeit menschlicher Körper (sollte heifsen, merkwürdige Beyspiele von starken Verletzungen thierischer und menschlicher Körper, die nicht, wenigstens nicht augenblicklich tödlich waren, unverwesten Körpern und Mitteln gegen die Verwesung) LXI—LXII. Vom Echo. LXIII—LXV. Vom Schlafen und Wachen der Menschen und Thiere. LXVI—LXIX. Einzelne physikalische Sätze aus der Lehre von der Luft. Nicht ganz für Unkündige. LXX—LXXII. Etwas über das Gewicht und die Schwere der Körper in Beziehung auf das Wiegen. LXXIII. Von der Wirkung und Stärke der Muskeln des thierischen Körpers. LXXIV. Wie sehr die (mufs wohl heifsen einige) Vögel die vierfüssigen Thiere an Geschwindigkeit übertreffen. LXXV. Von der Fischerey der Chineser. LXXVI. Was hat es mit den Hundstagen für eine Bewandnifs? LXXVII. Von drey merkwürdigen Weinfässern. LXXVIII. Was manche Personen zu sich nehmen können. LXXIX—LXXXII. Von einigen natürlichen Phosphoren. LXXXIII—LXXXV. Ueber die Reproductionskraft der Thiere. LXXXVI—LXXXVII. Ueber Wein, Weinreichs, Weintrinkerey und Weinbetriegerey.

Der dritte Band enthält. I—V. Kurze Geschichte einiger der vorzüglichsten einheimischen Holzarten. VI—VII. Ueber die Fortpflanzung, Erhaltung und Zerstörung im Thierreiche. VIII. Etwas vom Schwefel. IX—XIII. Kurze Geschichte der merkwürdigsten Luft- oder Gasarten. XIV—XVI. Allerley Merkwürdiges von allerley Thieren aus dem Geschlechte der Mäuse. XVII—XVIII. Kunstsprache der Jäger. XIX, XX. Ueber die Eigenschaften und den Nutzen der Winde. XXI. Wie wird der Grünspan gemacht. XXII. Naturgeschichte des Staars. XXIII. Verschiedene Tabacksgebräuche einiger Völker. XXIV—XXVI. Allerley Merkwürdiges von allerley Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen in Guiana. XXVII. Ueber den Ursprung der römischen Zahlbuchstaben. XXVIII, XXIX. Ueber den Ursprung, Einrichtung und Gebrauch der Kutschen in ältern und neuern Zeiten. XXX. Merkwürdige Beyspiele von aufserordentlicher Stärke des Gedächtnisses. XXXI. Geschichte, Zubereitung und Eigenschaft der Chocolade. XXXII. Das Allgemeine von Gesundbrunnen und Bädern. XXXIII. Verschiedene Arten des Vogelfanges in der persischen Landschaft Gilan. XXXIV, XXXV. Naturgeschichte des Kuckucks. XXXVI. Wirkung der Electricität auf die Farben der Gewächse. XXXVII—XLII. Vom Ursprung und Einrichtung des Kalenders in ältern und neuern Zeiten. XLIII. Wie wird der Stahl gemacht. XLV. Naturgeschichte des Rebhuhns. XLVI. Naturgeschichte der Wachtel. XLVII. Physikalischer und naturhistorischer Aberglaube älterer Zeit. XLVIII, XLIX. Wie die Glocken gegossen werden. L—LII. Allerley Merkwürdiges vom Ey. LIII—LVI. Das Allgemeine von den bekanntesten Metallen und ihrem Gebrauche. LVII. Meilen Berechnung. LVIII, LIX. Geschichte und Verfertigung der unächten Perlen. LX LXIII. Wie wird der Drath gemacht. LXIV. Wie kann man am leichtesten Gold und Silber aus alten Treffen scheiden. LXV—LXVII. Kurze Naturgeschichte einiger der bekanntesten Gattungen (Arten) aus dem Geschlechte (der Gattung) der Krammetsvögel. LXVIII—LXIX. Das Merkwürdigste vom Glasmachen. LXX—LXXII. Sonderbare Nahrungsmittel und Zubereitung derselben bey verschiedenen russischen Völkern. LXXIII—LXXV. Etwas von Brenngläsern und Brennspiegeln. LXXVI. Automate. LXXVII. Wie die Chineser die Hornlaternen verfertigen. LXXVIII. Wie die Fischangeln gemacht werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. October 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp: *Joh. Franz Marmontels sämmtliche prosaische Werke* übersetzt von *Chr. Gottfried Schütz.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Theorie ist man längst darüber einig, dass in Uebersetzungen von Poesien und Werken des Geschmacks überhaupt ängstliche Treue die ärgste Untreue ist, in der Praxis aber hat die bessere Einsicht auf die Arbeiten der meisten deutschen Uebersetzer noch wenig Einfluss gehabt. Das, was sie *Freyheit* nennen, ist gewöhnlich nichts als Folge von *Unwissenheit, Flüchtigkeit* oder *Bequemlichkeit;* dagegen halten sich die fleissigen Uebersetzer immer so ängstlich an die Worte ihrer Originale, als wären es gerichtliche oder historische Documente. Ein Uebersetzer von Produkten des Genies und Geschmacks, der Periode für Periode, Satz für Satz wiedergibt, der nie ein Substantivum in ein Adjekt. verwandelt, nie ein Beywort auslässt, vertauscht oder hinzusetzt, kann unmöglich ein guter Uebersetzer seyn. Der immer verschiedene Genius zweyer, übrigens auch noch so verwandter Sprachen, macht solche Aenderungen schlechterdings nothwendig, wenn, um Worte zu erhalten, der Geist nicht verfliegen, und die Wirkung auf die Phantasie, die Empfindung oder den Verstand der Leser in den meisten Fällen nicht ganz verfehlt werden soll. Die Vergleichung folgender Stellen kann mit zur Bestätigung dieser Wahrheit dienen:

Délia changea de mode pour chanter la volupté. Alors elle prit le Théorbe, instrument favorable au développement d'un bras arrondi et aux mouvemens d'une main delicate et légére. Sa voix plus flexible et plus tendre, ne fit plus entendre que des sons touchans. Ses modulations liées par des nuances insensibles, exprimoient le délire d'une ame enivrée de plaisir ou épuisée de sentiment. Ses sons, tantôt expirant sur ses levres, tantôt enflés et battus rapidement, rendoient tour-à-tour les soupirs de la pudeur et la vellemence du desir, et ses yeux encore plus que sa voix animoient ces vives peintures. . .

Hr. Schmerler.	*Hr. Schütz.*
Delia veränderte den *Ton*, um die Wollust zu besingen. Sie ergriff dazu die Theorbe, ein Instrument welches die *Enthüllung* eines runden Armes und die Bewegungen einer zarten leichten Hand begünstiget. Ihre Stimme, welche biegsamer und zärtlicher wurde, liess keine andere, als rührende Töne *erschallen*. Ihre durch *unmerkliche Abstufungen verbundenen Uebergänge* drückten den Taumel einer *vom* Vergnügen berauschten, oder durch *die* Empfindung erschöpften Seele aus. Ihre Töne, welche bald auf den Lippen erstarben, bald voll und heftig *sich fortwälzten*, stellten *wechselseitig* die Seufzer der Schamhaftigkeit und das *Ungestüme* des Verlangens dar; und ihre Augen belebten noch mehr, als ihre Stimme diese lebhaften Gemälde. . .	Delia ging nun in eine andere Tonart über, und begann die Wollust zu singen. Jetzt ergriff sie die Laute, ein Instrument, das sehr bequem ist, die schöne Ründe eines Arms zu verrathen und die Bewegungen einer niedlichen und leichten Hand zu zeigen. Ihre Stimme wurde nun noch geschmeidiger und zärtlicher, und ergoss sich in lauter rührende Töne. Ihre Melodien schmolzen durch unmerkliche Uebergänge in einander, und drückten die Schwärmereyen einer von Vergnügen trunknen oder in Empfindung aufgelösten Seele aus. Bald erstarben die Töne auf ihren Lippen, bald strömten sie von stärkerm Hauche gehoben und von schnellerm Tempo gedrängt hervor, und druckten so wechselsweise die Seufzer verschämter Schüchternheit, und die Heftigkeit des liebevollen Verlangens aus; und alle diese lebendigen Gemälde wurden mehr noch durch den Blick ihrer Augen, als durch die Accente ihrer Stimme beseelt. . . .

Marmontel erzählt von einer jungen Wittwe, die ein unglücklicher Liebeshandel auf das Land trieb, wo sie eine Art von Philosophen fand, der ihr Geschmack an der Landwirthschaft beybrachte. „*Voilà Belise villageoise, toute occupée de l'agriculture, conversant avec ses fermiers, et ne lisant que la Maison Rustique.*" Hr. *Sr.* übersetzt diess; „Von diesem Augenblicke „an machte B. die *Bäuerinn*, beschaftigte sich ganz mit „dem Ackerbau, unterhielt sich mit ihren Pächtern und „las weiter kein Buch, als das *Landhaus*." *La Maison Rustique* ist eine in Frankreich allgemein bekannte Uebersetzung des berühmten *Praedium rusticum* von *Vaniere*: allein, was sollen deutsche Leser und Leserinnen bey Hn. *Srs. Landhaus* denken? Hr. *Sz.* setzt dafür mit Recht ein in Deutschland gleich bekanntes Werk: „sie ging mit ihren Pächtern um, und las nichts, als den *Hausvater*." — In den *Quatre flacons* beschreibt *M.* die Wirkung eines Zaubertranks auf einen verliebten Jüngling: „*Il reparôit, les yeux enflammés, le coeur palpitant, la voix éteinte. Plus de fadeur, plus de galanterie:*" (Er hatte nehmlich vorher das Herz seiner Schönen durch Süssigkeiten und Galanterien zu besiegen versucht) *son langage rapide, étoit entrecoupé, plein de substance et de chaleur* . . . die neue Uebersetzung gibt diess ganz unverbesserlich: „Er kam zurück mit funkelnden Augen, klopfendem Herzen, und erloschner Stimme." Weg waren alle „Faseleyen, alle Schmei„cheleyen der Galanterie; seine Sprache war hin„reissend, abgebrochen, kräftig und feuervoll." Hr. *Sr.* hingegen, der sich erkühnte, einen Schriftsteller, wie *M.* zu übersetzen, ehe er so viel Französisch gelernt hatte, zu wissen, dass *plus* nicht bloss *mehr*, sondern in der Verbindung mit *de* auch *nichts, nichts mehr*

von bedeute, übersetzt ganz gegen den Sinn, so leicht ihn auch der bloſse Zusammenhang auf das Richtige hätte führen können: „Er hatte an verliebter Albernheit und an *zärtlichen* Wesen *gewonnen.*“!! *Plus de fadeur, plus de galanterie!!*

Doch wir haben hoffentlich zur Gnüge erwiesen, daſs Hn. *Schmerler's* Uebersetzung keine andere überflüſsig machte, und gezeigt, wie ihr Gehalt gegen die nun wirklich erschienene neue stehe. Wir theilen zum Schluſs nur noch ein paar Stellen aus der letztern mit, bey deren Vergleichung mit dem Original Kenner nicht übersehen werden, mit welchen Schwierigkeiten die Verdeutschung verknüpft war, und wie sie hier auf eine Art besiegt werden, die nichts zu wünschen übrig läſst.

Le M. de L. étoit une de ces figures froidement belles, qui vous disent: m e v o i l à; c'étoit une de ces vanités gauches, qui manquent sans cesse leur coup. Il se piquoit de tout, et n'étoit bon à rien; il prenoit la parole, demandoit silence, suspendoit l'attention et disoit une platitude; il rioit avant de conter, et personne ne rioit de ses contes; il visoit souvent à être fin, et il tournoit si bien ce qu'il vouloit dire, qu'il ne savoit plus ce qu'il disoit. Quand il ennuyoit les femmes, il croyoit les rendre rêveuses; quand elles s'amusoient de ses ridicules, il prenoit cela pour des agaceries. —— Le C. d. P. se présenta chez moi avec tous les graces de l'esprit et de la figure. Mon mari, qui l'amenoit, fit les honneurs de ma modestie: il repondit aux choses agréables que lui dit le Comte sur son bonheur, avec un air avantageux, dont je fus indignée. A l'en croire je l'aimois à la folie; et de-là toutes ces confidences indiscretes, qui ne choquent pas moins la verité que la bienséance, et dans lesquelles la vanité abuse du silence de la pudeur....

Er war eine von den frostig schönen Figuren, die sich vor einen hinstellen und sagen: *da bin ich*! Er hatte die linkische Art von Eitelkeit, die immer zielt und niemals trifft! Er wollte Alles seyn, und war Nichts; er nahm das Wort, gebot Stillschweigen, spannte die Erwartung und sagte dann eine Plattheit; seine Erzählungen belachte er allemal vorher, und niemand lachte hinterdrein; oft haschte er nach einem witzigen Einfall, und drehte und drehte so lange an dem, was er sagen wollte, bis er endlich selbst nicht wuſste, was er sagte. Brachte er die Weiber vor langer Weile zum Gähnen, so meinte er, sie vertieften sich seinetwegen in verliebte Gedanken; und wenn sie über seine Schiefheiten sich lustig machten, so meinte er, sie neckten ihn, um ihn dreister zu machen. —— Der G. v. P. machte mir die Aufwartung. Er war ein Mann, der mit einer sehr einnehmenden Bildung alle Annehmlichkeiten des Geistes vereinigte. Mein Mann brachte ihn zu mir, und beantwortete die Complimente, die ihm der Graf über sein Glück machte, mit einer so triumphirenden Miene, daſs ich mich gewaltig darüber ärgerte. Er machte dem Grafen weiſs, ich sey bis zur Raserey in ihn verliebt; und so erlaubte er sich allerley Plaudereyen, die eben so sehr den Wohlstand als die Wahrheit beleidigten, und bey denen seine Eitelkeit das Stillschweigen meiner Schaamhaftigkeit misbrauchte...

Und endlich eine Probe von Dialog:

Sçavez vous, que vous êtez dangereux avec cette ingenuité feinte? On s'y laisseroit prendre, et on y seroit trompée. — Moi, Madame, vous tromper! je n'ai jamais trompé personne. — Et vous voulez commencer par moi. -- Non, je vous le jure. — Pourquoi donc ces propos flatteurs, ces régards tendres? — Vous êtez belle, j'ai des yeux, je dis ce que je vois; il n'y a point là de flatterie. — En effet, votre tranquillitè fait bien voir, que vous n'avez aucun interêt à me seduire. — Ah, si vous vouliez, cette tranquillité me passeroit bien vîte. — Oh, sans doute; et pour vous enflammer, vous n'attendez que mon aveu, n'est ce pas? — Rien n'est plus vrai; vous n'avez qu'à dire. — En vèrité, vous êtez bon, avec ce ton froidement résolu. — C'est que je suis sûr de mon fait. —— Vous m'aimeriez donc, si je voulois, à la folie? — A la folie, soit; il ne m'en coutera pas davantage. — Sa simplicité me charme. Eh bien, oui, je veux que vous m'aimiez, et que vous m'aimiez beaucoup. — A la passion? — A la passion. — Et vous m'aimerez de même? — Je le crois. — Ce n'est pas assez. — J'en suis sûre. — Cela me suffit, et vous allez voir beau jeu. ———

Wissen Sie wohl, mein junger Herr, daſs Sie mit dieser verstellten Offenherzigkeit sehr gefährlich sind? Man könnte sich leicht dadurch fangen lassen, und wäre doch betrogen. — Ich, Madame, Sie betrügen? ich habe noch niemand auf der Welt betrogen! — So wollen Sie wohl bey mir den Anfang machen? — Nein, wahrhaftig nicht, bey allem, was heilig ist. — Wozu denn also diese Schmeicheleyen, diese zärtlichen Blicke? — Nun ich habe ja Augen; ich finde Sie schön; ich sage nur, was ich sehe; ist denn das geschmeichelt? — Wirklich Ihre Ruhe zeigt mir deutlich genug, daſs Sie kein Interesse dabey haben, mich zu verführen. -- O, o, wenn Sie nur wollten, so würde es mit meiner Ruhe bald vorbey seyn. — Gewiſs? und um sich in Feuer zu setzen, warten Sie auf nichts, als auf meine Erlaubniſs? Nicht wahr? — Auf nichts in der Welt, weiter. Sie haben also nur zu befehlen. — Sie sind doch warlich eine gute Seele mit dieser kalten Entschlossenheit. — Das macht, ich bin meiner Sache gewiſs. ——— Sie wollen mich also wohl, wenn ichs verlange, bis zur Narrheit lieben? — Auch bis zur Narrheit, meinetwegen; dieser Grad wird mir eben so leicht werden, wie die übrigen. — Seine Einfalt gefällt mir ausserordentlich. Nun gut, Sie sollen mich also lieben, recht sehr sollen Sie mich lieben. Hören Sie? — Bis zur Leidenschaft? — Allerdings. — Werden Sie mich aber auch wieder so lieben? — Ich glaube es wenigstens. — Das ist mir nicht genug! — Nun gut, ich weiſs es ganz gewiſs. — Wohl! damit bin ich zufrieden, und nun sollen Sie Wunder sehn. ———

Noch wollen wir einige kleine Mängel und Flecken rügen, die wir an dieser übrigens so vortrefflichen, gefeilten und vollendeten Arbeit entdeckt zu haben glauben. Daſs S. 4. *toujours* durch *n o c h immer* und *desirs* durch *Wünsche* gegeben ist, verleitet, wenn wir nicht irren, den Leser das Gegentheil von dem zu vermuthen was der Erzähler zu verstehen geben will. Alcibiades war allerdings schon ein erhörter Liebhaber: nur machte ihm die Prüde jedesmal seine Eroberung von neuem streitig; immer von neuem dieselben Umstände und Grimassen — S. 9. ist *Bewegung* wohl nicht das passendste Wort: *elle parloit de l' a i r du monde le plus touchant*, mit der *rührendsten Bewegung*. — *La jeune evaporée*, das *muthwillige Ding von einem Mädchen* (S. 74.) *junger Wildfang* kömmt dem Französ. näher. — „*Faitez-moi le plaisir de chasser ce vieux coquin qui me choque la vue.*“ Thun Sie mir doch den Gefallen, und jagen den *alten Lümmel* da fort, ich kann den *Kerl* ohne Ekel nicht ansehn. „Gewiſs zu stark. Vielleicht: *u. j. d. alten Spitzbuben fort: er thut mir in den Augen weh.* — *J e lui f e r a i b i e n v o i r d u p a y s, avant que*

que nous ayons rien de particulier à nous dire: Ich werde ihm noch viel zu schaffen machen u. s. w. Wir haben im deutschen eine ähnliche sprichwörtliche Redensart. „*O da wird noch manches Jahr ins Land gehn, ehe* u. s. w. — *Je ne desespere pas d'en faire quelque jour un François.*" Ich „denke immer noch es soll mir glü„cken, ihn in einen Franzosen umzuschaffen." Warum nicht lieber; „Ich verzweifle nicht, mit der Zeit noch „einen Franzosen aus ihm zu machen."? — Die *kleine Stülpnase* (S. 96.) würden wir in ein *kleines Stumpfnäschen* verwandeln; so wie S. 89. das *ausstudiren* in *durchsehen* oder *weghaben*. — In ein paar Stellen hätten wir einen etwas verschiedenern Periodenbau; eine andere Inversion u. d. g. gewählt; doch diess ist meist nur Sache eines dunkeln, oft schwankenden Gefühls, das sich nicht gleich bleibt, und sehr häufig täuscht. — Wir wünschen die Fortsetzung dieser meisterhaften Arbeit bald anzeigen zu können, und erinnern nur noch, dass Hr. Hofr. *Schütz* auch die (bis auf einige Stücke in der *N. Biblioth d. s. Wiss.*) noch unübersetzten *Elemens de Litterature*, ein vortreffliches ästhetisches Werk, voll der feinsten Kritik, und wie *M.* selbst sagt, das Resultat seines dreyssigjährigen Nachdenkens über die Kunst zu schreiben, in diese Sammlung aufnehmen wird.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Svenska Jordbrukets Historia i kortaste Sammandrag af* Magnus Blix, Häradshöfding (Historie des Schwedischen Ackerbaus in einem kurzen Abriss) 1792. 10 Bogen gr. 8.

Schweden, hatte vormals reiche Getreidefelder, schöne Wiesen und zahlreiche Viehherden. Dieser Reichthum ist verlohren, und was ist die Ursache davon? Sollte es schwerer seyn, den Ueberfluss zu erhalten, als ihn sich anfangs zu verschaffen? Ist es nicht wunderbar? Als Schweden schlechte Staatsgesetze und keine Aufklärung hatte; war daselbst Privat- und öffentlicher Wohlstand am grösten! Noch sonderbarer ist es, dass gerade lauter Fehler in der ältern Staatsverwaltung den Grund zu dem ergiebigern Ertrag des Landes in älteren Zeiten legten. Diese Fehler waren die Einrichtung der Klöster, die Feudalregierung und der Mangel an Manufacturen und Handwerkern. Die Stärke des Reichs bestand darin, dass jeder Privatmann sich gut stand, und dass das wenige, was in jeder sich vom Ackerbau, Bergbau, Fischerey und Viehzucht, nährenden Haushaltung entbehrt werden konnte, zusammengenommen für die Krone, doch eine ansehnliche Steuer ausmachte; so wie der stärkste befruchtende Regen des Himmels blos von der Menge der kleinsten Dünste erzeugt wird, die von den niedrigsten Stellen der Erde freywillig emporsteigen. Nicht so sehr die Feudalregierung als vielmehr die Begierde, dem Lande eine grössere Geldstärke durch Beförderung der Manufacturen zum Nachtheil des Ackerbaus zu verschaffen, störte die allgemeine Wohlfarth. Von 7 Mannspersonen in Schweden ist jetzt nur einer Landmann. Im J. 1789. waren in Schweden nur 488,106 steuerpflichtige Arbeiter, die Getreide, Fleisch, Fisch, Käse, Butter, Talg, Theer, Bretter, Kohlen, Metalle und Brennholz für 2,800,000 Menschen schaffen sollen. Und da ist es kein Wunder dass, wenn eine Person für sieben arbeiten soll, es jährlich an einigen dieser Producte fehlen müsse. Ein Beweiss, dass entweder die Manufacturen stärkere Schritte gethan haben, als dass der Ackerbau ihnen folgen können, oder auch dass die Kriege den Ackerbau mehr als jene angegriffen haben. Die Regierung hat seit 200 Jahren mehr Aufmerksamkeit auf alle andere Kenntnisse als auf den Ackerbau gewandt. Eine Folge davon war, dass nicht allein der Ertrag des Bodens abgenommen hat, sondern dass auch die kleinen Städte des Reichs nicht zu Kräften kommen können. Die Anzahl der Bauern war zu klein, um dem Bürger seine Producte hinlänglich abnehmen zu können. Ein Beweiss von der wenigen Kenntniss der Mittel zur Wohlfarth des Landes ist, dass gerade zu der Zeit, wie die Bevollmächtigten der Nation an der Regierung Theil hatten, solche Verfassungen in Hinsicht des Ackerbaues gemacht wurden, die statt ihn zu verbessern ihn vielmehr verschlimmerten. Vor 250 Jahren unter K. Gustav Wasa war der Ackerbau in Schweden in seinem höchsten Flor. Er suchte dem Lande auf die rechte Art durch Hervorbringung vieler Waaren Geld zu verschaffen, und er gab eben so viele vortheilhafte Verordnungen für Ackerbau und Viehzucht als für Handel und Manufacturen. Unter seinen Söhnen bekümmerte man sich bey den innerlichen Streitigkeiten wenig um den Ackerbau, doch hielt er sich noch, und unter Gustav Adolph nährte der Schwede sich mit schwedischem Korn. Aber die Kriege dauerten zu lange, Christine bestieg den Thron, der Friede war entfernt, die Recrutirungen waren zu häufig, die Auflagen zu stark; und sie ward genöthigt, ausländisches Getraid nach Schweden kommen zu lassen. Carl X. kam zur Regierung. Er kriegte, und das Reich ward noch ärmer. Zu einem neuen Unglück für den Ackerbau kam die von ihm eingeführte Rangordnung dazu. Diese zog Leute, von Genie und Vermögen vom Landbau in den Dienst des Reichs. Carl XI. gab dem Ackerbau einen neuen Stoss durch das neue Finanzsystem, da er gewisse Naturallieferungen den Bauern zu Gelde setzte; so litte dadurch der Viehhandel. Man schickte nicht mehr 80,000 Ochsen aus dem Reich, wofür man 400,000 Reichsthaler aus Deutschland zog; und die Reduction, die in Ansehung ihrer Ursache so billig, in Ansehung der Ausführung so verderblich war, verursachte die Hungersnoth 1697, und legte den Grund zu dem Kriege von 1700. Der Bauer, der nun immer Geld gebrauchte, und unmöglich seinen Zugang zu Waaren so geschwinde vermehren konnte, als das Geld rar ward und an Werth stieg, legte sich nun auf allerhand Nebenverdienste vom Holz, kleinen Handel, Fuhren u. d. g. die ihm baar Geld verschaften und vom Ackerbau abzogen. — Und so ward dessen Hauptnahrung selbst zuletzt nur eine Nebennahrung. Die Volksmenge

menge war vorher gröſser in Schweden; der Bauer konnte leichter Dienſtleute bekommen, und er konnte ſeine Steuer mit Waaren und Hofdienſten abtragen. Hr. B. erklärt ſich ſo gar gegen die Abſchaffung der letzteren, gegen die Zertheilung der groſsen Bauergüter und die Aufhebung der Gemeinſchaften. Er ſieht die Holzordnung v. J. 1664. gegen die vielen Einlieger auf den Bauerngütern für ſchädlich an, und will wegen aller der Folgen des Finanzſyſtems und der Staatswirthſchaft Carls XI, ihn nicht für den groſsen Haushalter gelten laſſen, wofür er ſonſt gehalten wird. Carl XII. richtete den Ackerbau ganz zu Grunde. Er hätte ſich unter der darauf folgenden mehr republikaniſchen Regierung mehr erhohlen können; allein wie konnte man in einem Lande gute ökonomiſche Kenntniſſe erwarten, wo die Rangſucht über ein halbes Seculum ſo geraſet hatte, daſs vom jungen Grafen bis zum Bauernſohn jeder Jüngling nur nach Aemtern ſtrebte, und vor dem Namen eines Landjunkers einen Abſcheu hatte. Dazu kam die Begierde auswärtige Colonien anzulegen, die nun in allen Kabinetten immer höher ſteigende Luſt zum Handel und zur Schiffarth. Man verſäumte den Ackerbau, um den Fabriken aufzuhelfen. Statt den Ackerbau wieder wie ehmals zu begünſtigen wollte man den Luxus ausrotten, aber vergebens. Den Luxus durch Verbote auszurotten, ſagt der Vf. S. 24. iſt eben ſo viel, als dem Arbeitſamen die Eſsluſt, dem Müden den Schlaf benehmen zu wollen. Man verbot den Brandwein, 1756, die Bancoanleihen, 1766; man wollte dem Ackerbau durch die Städte aufhelfen, die doch nur mehr Leute vom Ackerbau abzogen. Der Vf. führt noch eine Menge anderer Veranſtaltungen an, welche den gemeinen Mann ſeinen Hauptnahrungen und beſonders dem Ackerbau entzogen haben. Der Matroſe iſt zum Beſten des Handels von den meiſten Steuern frey, der Fabriksarbeiter, der von Kriegsdienſten frey iſt, ſelbſt der Bürger in den Städten hat vor den Bauern viel voraus. Dazu muſs der Bauer noch die Fuhren beſorgen, wozu täglich 3000 Pferde und 1500 Knechte erfodert werden; er muſs die Wege beſsern, zur Verarbeitung von 400,000 Schiffseiſen, 2400, 000 Laſt Kohlen anfahren u. ſ. w. Das alles ſollen 294, 449 Bauern, wie 1788. berechnet ſind, thun, dabey noch 50,000. ſo genannte ganze Hemman anbauen, und dabey darf ſich der Bauer nicht einmal ſo viel Dienſtvolk halten als er will und kann. Dazu kam noch, daſs man anfing, den Ackerbau in Schweden nach bloſs theoretiſchen Speculationen treiben zu wollen. Selbſt das Schwediſche Geſetz, das 1734 ans Licht trat, nachdem man 15 Jahr länger daran als Salomo am Tempel zu Jeruſalem gearbeitet hatte, behauptet der Vf. S. 49., verrathe keine gute Einſicht in der Landhaushaltung; eben ſo wenig wie manche Bancooperationen. Der Ackerbau des Bauern bedarf keiner Hülfe weder von der Bank noch dem Diſcontcomptoir, noch von Brantweinsverboten. Er muſs nur von den Feſſeln befreyet werden, welche die Geſetze geſchmiedet haben. Gleich wird der Bauer arbeitſam werden. Nur in ſeinen Armen liegt die Hülfe des Bodens; aber dieſe Arme leiden ſehr an juriſtiſchen und ökonomiſchen Krämpfen. Nicht Mangel an Aufmunterung, Klima, Unwiſſenheit im Ackerbau, Faulheit des Bauern, der Schutz, den der Adel den Handwerkern auf dem Lande gibt, noch Verbot der Ausfuhr und Brantweinbrennen ſind alſo nach dem Vf. die Urſachen von dem Verfall des Ackerbaues, ſondern K. Carls XI Steuerſyſtem, Carls XII Auflagen, der von den Ständen begünſtigte Ankauf der Güter zum erblichen Zinsgut, die Zertheilung gröſserer Hufen in kleinere Ackerwerke, und die Haltung der Pferde auf jeder Station zur Fortſchaffung der Reiſenden. Gegen einige Sätze des Vf. möchten doch manche wohl etwas zu erinnern finden. Im Ganzen iſt das Buch gut und angenehm geſchrieben, und kann zu nützlichen Unterſuchungen Anlaſs geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1. Ohne Druckort: *An mein Vaterland zum Schluſs des 1792ten Jahres* von einem Brandenburgiſchen Patrioten. — Mit dem Motto: *Halt was du haſt, daſs niemand deine Krone nehme.* 1792. 94 S. 8. (6 gr.)

2. *Quedlinburg*, b. Ernſt: *Wie können Deutſche und beſonders preuſſiſche Unterthanen für die franzöſiſche Revolution ſeyn?* Von *J. F. Hildebrand*, Prediger zu Halberſtadt. 1793. 83 S. 8. (6 gr.)

1. Iſt eine von den trivialen Broſchüren, deren Exiſtenz oder Nicht-Exiſtenz unter die durchaus gleichgültigen Begebenheiten gehören. Nach einigen allgemeinen Klagen über die Misbräuche der *Aufklärung*, der *Preſsfreyheit* etc. folgt eine Ueberſicht der franzöſiſchen Revolution, und auf dieſe eine Darſtellung deſſen was der preuſsiſche Staat unter den erſten Kurfürſten war, und was er jetzt iſt.

In No. 2. ſoll die Frage aufgelöſet werden, welche den Titel ausmacht. Sie wird aber weder für *Deutſche*, noch für *Preuſsen* beſonders, ſondern (wie der Vf. mit vieler Naivetät ſelbſt geſteht) für alle Nationen aufgelöſet. *Unkenntniſs der Revolution, falſche Begriffe von Freyheit, Wunſch der Verbeſſerung, Abneigung gegen die Religion* — alles dieſs ſind keine Local-Urſachen. Nach den letztern ſucht man, ſo wie nach einem eigentlichen Reſultat dieſer Schrift — vergebens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. October 1794.

GESCHICHTE.

London, b. Kearsley: *Domestic Anecdotes of the French Nation*, during the last thirty Years, indicative of the French Revolution. 1794. 443 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Aus dem ganz glücklichen Gedanken, die merkwürdigsten Vorfälle und Charakterzüge der französischen Nation, die auf die gegenwärtige grosse Revolution derselben nähern und sichtbaren Einfluss hatten, zusammen zu tragen, und sie unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu stellen, entstand das gegenwärtige, erst ganz neulich erschienene, Buch, welches jedem Beobachter der Geschichte des Tages eine sehr unterhaltende und interessante Lectüre gewährt. Findet er gleich vieles darin, was ihm aus dem in den letztern Jahren bekannt gemachten Memoiren des *Duclos*, des Herzogs von *Richelieu* und *St. Simon*, aus der *Vie Privée de Louis XV*, u. a. m. bekannt ist; so wird doch die ganz geschickte Zusammenstellung allein seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände erregen, und lebhaft beschäftigen. Der oder die Verfasser — denn gewöhnlich, aber nicht durchgängig wird in der mehrern Zahl geredet — massen sich freylich nicht an, alle geheime Triebfedern dieser grossen Begebenheit völlig zu entwickeln, noch den Schleyer ganz zu enthüllen, der noch die Ursachen so mancher Ereignisse derselben verbirgt. „Wenn dereinst, sagen sie selbst, in einer noch fernen Zukunft der Pinsel der Geschichte mit glühenden, aber treuen, Farben die Namen der ersten Anführer entdecken wird, welche die Revolution leiteten, die Gründe, welche sie beseelten, die Mittel, deren sie sich zur Sicherung eines glücklichen Erfolgs bedienten, die Charakter der Personen, die ihre Mitgehülfen waren, das Gute, welches sie bewirkten, und die Uebel jeder Art, die sie veranlassten; dann wird die Nachwelt mit Schauder und Unwillen diesen Theil der Menschheitsgeschichte schliessen, und vielleicht mehr als einmal in Versuchung seyn, diese Blätter aus dem grossen Buche herauszureissen. Jetzt aber, da die Zeit den dichten Schleier noch nicht hinweg gezogen hat, der uns die dunkeln und hinterlistigen Mittel verbirgt, welche diese Staatsveränderung vorbereiteten; jetzt, da wir noch zu nahe, oder zu sehr interessirt sind, um von diesen Begebenheiten ganz unpartheyisch zu urtheilen, und da wir auch, um die Wahrheit zu gestehen, nicht die Feder und das Genie eines Tacitus haben, um diese Gegenstände mit fester und geschickter Hand zu schildern, jetzt sind wir weit, sehr weit davon entfernt, eine so schwere Arbeit zu unternehmen. Wir liefern daher dem Publikum keine *Geschichte*, sondern bitten nur um dessen Aufmerksamkeit für einige *Grundzüge* und Denkwürdigkeiten."

Die Hauptrubriken, unter welche diese Anekdoten gebracht worden, sind folgende: *Philosophen — Geistlichkeit — Hof — Minister und ihre Subalternen — National-Leichtsinn — Theater, Schauspieler, u. s. w. — Bücher — Ludwig XV. — Die Königin — Ludwig XVI.*

Die Revolution in Frankreich sey grossentheils durch jenen unerschrockenen Geist der *Philosophie* bewirkt worden, die selbst unter den Fesseln des Despotismus ihre Stimme zu erheben wagte. Die französischen Philosophen theilten sich in mehrere Secten; indess hatten, in dieser Hinsicht, die Encyklopädisten, die Oekonomisten, und die Patrioten, den meisten Einfluss. Mehrere Schriften werden hier angeführt, deren Verfasser freylich zu weit gingen, und auf den Umsturz aller positiven Religion antrugen. Auch Hofleute selbst äusserten dergleichen Gesinnungen, und unter den gemeinen Mann wurden Schriften dieser Art verbreitet. Ein Engländer schalt einmal einen französischen Bürger einen Deisten- *Non, Monsieur*, antwortete er ihm, *je ne suis pas Deiste, je suis un Anti-Dieu!* Ein Lichtgiesser, vermuthlich auch ein *Anti-Dieu*, hatte sorgfältig eine Sammlung von ungefähr 600 solcher Schriften zusammengebracht. Von der Secte der Oekonomisten war *Quesnay* der Anführer, und *Mirabeau* der Vater Unterdirector. Hernach gesellte sich *Turgot* zu ihnen. *Linguet* hat sie am besten charakterisirt; die von ihm hier S. 15. eingerückte Stelle ist in seiner kühnsten Manier. Auch die französischen Dichter waren zuweilen Philosophen, oder wirkten doch mit diesen gemeinschaftlich. Dem wider sie gerichteten Werke des Abt *Sabbatier*, *Les Trois Siécles de la Literature Françoise*, wird von den Vf. doch wohl zu viel Werth und Einfluss zugeschrieben. Die französische Geistlichkeit sammelte zwar die religionswidrigen Schriften, liess sich aber nicht darauf ein, sie zu widerlegen. Ihre Bücherverbote gingen sehr ins Weite, und sahen das Schädliche aus einem verkehrten Gesichtspunkt an. *Palissot* that zwar auf der Bühne einen bekannten Angriff auf die Philosophen, der aber wenig fruchtete. Die jährliche Lobrede in der französischen Akademie auf den heiligen Ludwig wussten diese mehrmals für ihre Zwecke zu benutzen; besonders der Abbé *de Besplas*. Toleranz war die allgemeine Losung dieser Philosophen, besonders *Voltaire's*, ob sie gleich selbst nichts weniger waren, als tolerant. Unter einander waren sie beständig uneins, übrigens aber von sehr verschiednen Talenten und Gesinnungen. Ein S. 40. eingerücktes Spott-

Spottlied auf die Oekonomisten ist merkwürdig genug, da es schon vor zehn oder zwölf Jahren in Umlauf kam, und wirklich in manchen Strophen ganz prophetisch für unsre Zeiten lautet; z. B.

On verra tous les états
Entre eux se confondre,
Les pauvres sur leurs grabats
Ne plus se morfondre;
Des biens on fera des lots,
Qui rendront les gens égaux;
Le bel oeuf à pondre!
O gai!
Le bel oeuf à pondre!

Du même pas marcheront
Noblesse et roture;
Les François retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlemens et loix,
Ducs et grand Seigneurs et Rois!
La bonne avanture.

A qui devrons nous le plus?
C' est à notre Maitre,
Qui, se croyant un abus,
Ne voudra plus l' être.
Ah qu' il faut aimer le bien!
Pour de Roi n' être plus rien;
J' enverrois tout paitre.

Die gröfsere Klasse der *Geistlichen* betrachtete sich als den vornehmsten Stand, und wufste immer mehr Ansprüche und Vorrechte geltend zu machen. Die letzten beiden Könige begünstigten die Geistlichkeit gar sehr. Desto mehr Widerstand fand sie aber in den Exjesuiten. Die Bischöfe waren grofsentheils sehr unmoralische Leute. Die im J. 1766. fünf Erzbischöfen übertragne Reform der geistlichen Orden hatte wenig Erfolg. Man wollte keine Reform, so sehr auch die Benedictiner darauf drangen. Aller Aufklärung wurde geflissentlich entgegen gearbeitet. Der Stolz der vornehmern Geistlichen war unerträglich. Der Marquis *v. Conflans* scherzte einmal mit dem Kardinal *de Luynes* darüber, dafs er einen Ritter vom heil. Ludwigsorden zum Schleppenträger habe. Der stolze Prälat erwiederte: das sey immer so seine Art gewesen, und sonst hab' er einen aus der Familie *Conflans* gehabt. Freylich, sagte der Marquis, ist es schon lange, dafs einige unglückliche Edelleute von meiner Familie sich in der Nothwendigkeit befunden haben, *à tirer le diable par la queue;* eine sprichwörtliche Bezeichnung des äufsersten Elendes. — Dagegen unterdrückten sie die geringern Geistlichen und Pfarrer. Diese mufsten auch den schwersten Beytrag zu dem alle fünf Jahre dem Könige zu entrichtenden *Don Gratuit* hergeben. Im J. 1779. wurde der Bischoff von Chartres durch das Parlement zu Tournelle verurtheilt, 30,000 Livres wieder zu erstatten, die er seinen *Curés* unrechtmäfsigerweise abgenommen hatte; aber er wufste es bey Hofe bald zu machen, dafs diefs Urtheil zurückgenommen wurde. Merkwürdig sind die 1782. gedruckten Briefe über den jetzigen Zustand der französischen Geistlichkeit, die den tiefen Verfall derselben sehr lebhaft schildern, die aber sogleich nach ihrer Erscheinung durch den Hof und durch die Prälaten unterdrückt wurden. Auch die Abwesenheit der Bischöfe von ihren Kirchsprengeln war in Frankreich nicht minder gewöhnlich und nachtheilig, als in England; dort erregte sie 1784. den öffentlichen Unwillen; aber das Circularschreiben, welches dawider gerichtet war, wurde wenig geachtet; und ein gewisser Bischof, der dadurch angehalten wurde, Paris zu verlassen, sagte: „Ich brachte den gröfsten Theil meines Lebens in dem Verlangen zu, Paris zu sehen, und mufs nun den Ueberrest desselben in der Sehnsucht zubringen, dahin zurück zu kehren." Eine von den besten Satiren, die durch jenes Ministerialschreiben veranlafst wurde, war eine Bittschrift der jungen Mamsellchen zu Paris an den Baron von *Breteuil*, deren Schlufs S. 91 mitgetheilt wird. Der Reichthum der französischen Geistlichkeit wird darin zu 120 Millionen Livres jährlicher Einkünfte angeschlagen. Unablässig suchten die Bischöfe ihren Zusammenhang mit der Regierung zu befestigen, und der Eifer wider Irreligion, oder vielmehr wider Volksaufklärung, mufste ihnen dabey zum Vorwande dienen. Eine ergiebige Quelle hieher gehöriger Thatsachen ist die Remonstration des Parlements wider den Kardinal *Rohan*, als Grofsalmosenierer, wegen seiner schlechten Verwaltung des Hospitals der *Quinze vingts*, im J. 1784. Vom Hofe wurden mancherley Schleichwege und scheinbare Vorkehrungen gemacht, um die Geistlichkeit bey guter Laune zu erhalten, und sie doch zu täuschen, wie bey der von *Beaumarchais* veranstalteten Ausgabe der Voltairischen Werke. Auch die Bemühungen, welche die Geistlichkeit zur Unterdrückung der Protestanten in Frankreich anwandte, beschleunigten die Revolution; so, wie die Unterdrückungen der niedern Geistlichkeit durch die höhere. *Necker* sagt ausdrücklich, dafs er diese letztre durch die erstere zu demüthigen hoffe. Indefs wurden die Bisthümer und reichern Pfründen nur dem hohen Adel zu Theil. Die Reformen und Einziehungen der Abteyen verlangten die Bischöfe nicht des gemeinen Bestens, sondern blofs ihres Privatvortheils wegen; obgleich sehr unüberlegt, weil sie dadurch dem ganzen Gebäude den ersten Stofs zum weitern Einsturz gaben.

Der französische *Hof* wurde während der langen Regierung Ludwigs XV. ein Schauplatz der abgefeimtesten Ränke und des zügellosesten Leichtsinns. Ehrgefühl und wirklich edle Gesinnung hatten ehedem den höhern Adel ausgezeichnet; diese verloren sich aber schon gar sehr unter dem Herzog Regenten, in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren. Er war es vornehmlich, der Sittenverderbnifs und Habsucht herrschend machte, und durch alle Stände verbreitete. Ludwig XV. befördert den Sittenverfall noch mehr. Die zwey grofsen Zwecke der französischen Höflinge wurden Wohlleben, und die Mittel, den dazu nöthigen Aufwand zu bestreiten. Die Vf. führen einige auffallende Anekdoten von der verderblichen Prachtliebe des Hofes in den letzten dreyfsig Jahren an. Nur ein paar der hier vorkommenden Anekdoten zur Probe. Der Sohn des

des Herzogs von *Penthievre*, der einzige Stamhalter dieses Zweiges des Bourbonschen Hauses, starb im J. 1764. als ein Opfer seiner Ausschweifungen, vornehmlich seiner Liebe zu einer Sängerin *Mire*. Man setzte ihm die musikalische Grabschrift:

MI RE LA MI LA

Eigentlich: *Mire l'a mis là*. — Einen sonderbaren Bankrott machte das Collegium von Duplessis; die Bilanz war ganz vortheilhaft, wenn die ausstehenden Schulden bezahlt wurden; und diese waren von lauter adlichen Häusern gemacht für die dortige Erziehung ihrer Kinder. Väter und Grofsväter, die sämtlich ihre Pension schuldig geblieben waren. — Ludwig XVI. wünschte einmal den Marschall Herzog von *Richelieu* zu seiner Genesung Glück. Sie sind noch jung, sagte er, Sie haben erst drey Menschenalter erlebt. „Oder vielmehr, versetzte der Herzog, drey Regierungen." — Nun gut, und was denken Sie von ihnen? „Sire, antwortete der Herzog, unter Ludwig XIV. wagte es keiner, ein Wort zu sprechen; unter Ludwig XV. flüsterte man; und unter Ew. Majestät spricht man laut." — *Voltaire* charakterisirte die Frivolität jener Höflinge sehr glücklich, wenn er sie als Leute schilderte, die

Vont en poste à Versailles essuyer des mépris,
Qu' ils reviennent soudain rendre en poste à Paris.

Als sie anfingen, arm zu werden, liefsen sie sich in Heirathen mit unadlichen, aber reichen, Familien ein. Aus mehrern Beyspielen wird gezeigt, dafs das weibliche Geschlecht in Frankreich keinen geringen Einflufs auf die Revolution hatte.

Mehr noch war diefs der Fall in Ansehung der *Minister und ihrer Subalternen*. Gleich mit seinem ersten Schritte zum Throne fiel Ludwig XVI. in ein verfängliches Netz. Sein Vater hatte ihm, in einem versiegelt hinterlassenen Briefe, empfohlen, *Machault* zum ersten Minister zu wählen; er schrieb an ihn, um ihn zu sich zu rufen; aber durch Bestechung einer Hofdame wufste man es zu karten, dafs der junge scheue König irre gemacht wurde, und den Brief, wie er war, an *Maurepas* absandte. Dieser kaufte sich sogleich Freunde auf alle Weise, durch Pensionen, Bedienungen u. s. f. Zum Minister aber schickte er sich gar nicht; und bald nahm er *Turgot*, als Finanzminister, zum Gehülfen. Ob dieser gleich zu den ersten Oekonomisten gehörte, so war ihnen doch, seiner Rechtschaffenheit wegen, seine Standeserhöhung nicht lieb, die sie lieber dem *Calonne* ertheilt gesehen hätten. Des erstern Verwaltung war aus mehrern Gründen so glücklich nicht, als man gehofft hatte. Sie währte nicht lange; und überhaupt war die schnelle Abwechselung der Systeme für Frankreich so nachtheilig, als die oft gewechselte Heilmethode für den Kranken. Wie an einem auf den Tod sitzenden armen Sünder, durfte jeder Quacksalber sein Heil daran versuchen. Für einen solchen Staatsquacksalber halten die Vf. auch *Necker*, den *Maurepas* gleichfalls in Gang brachte. Sein *Compte Rendu*, woran *d'Alembert* und andre ihm geholfen haben sollen, war ein gefährliches Experiment. Weil es in blau Papier geheftet verkauft wurde, sagte der Graf *Lauragais*, es sey kein *Compte Rendu*, sondern ein *Conte Bleu*. *Neckers* Ehrgeiz war unermefslich, und an Frankreichs Unglück war er gewifs nicht wenig Schuld. Nicht minder ehrsüchtig und schädlich war *Calonne*, zugleich aber ein feiner und kriechender Hofmann, und der Königin Günstling. Charakteristisch sind auch die Züge von dem Benehmen des Ministerii bey Gelegenheit der freywilligen Geschenke von Kriegsschiffen, welche dem Könige vor dreyssig Jahren von den Provinzen gemacht worden. Dann, einige Beyspiele vom Misbrauch der Bastille und der Verhaftsbefehle, von Unterdrückung der Prefsfreyheit, und von den Bedrückungen, welche die Generalpächter ausübten. Bey aller Habsucht waren dennoch auch die Minister grofse Verschwender. *Calonne* machte einmal einer Dame, in die er verliebt war, eine Handvoll Pistazien, in Papiere gewickelt zum Geschenk, und bat sie dabey, diese Papiere beym Aufwickeln nicht zu zerreifsen. Die Dame wünschte eine Schachtel zu haben, um sie aufzubewahren. Der sinnreiche und verliebte Minister schenkte ihr eine reich mit Brillanten besetzte goldne Dose; und wie grofs war ihr Erstaunen, als sie die Dose öfnete, und sie voll neuer Louisdor's fand, und beym Aufwickeln der Papiere sah, dafs jedes eine Anweisung an die Rechnungskammer auf 300 Livres war! — Der Schatzmeister der Marine, *Baudard de Saint-James* (eigentlich Saint-Gemme) schenkte der Mlle. *de Beauvoisin* blofs an Juwelen und andern Kostbarkeiten ungefähr achtzehnmal hunderttausend Livres, und ein Jahrgeld von sechzigtausend Livres. Der Verkauf ihrer Effecten nach ihrem Tode erregte Erstaunen. Der Abbé *Terrai*, eine wahre Geifsel Frankreichs, überliefs sich, bey seinen gewaltsamen Erpressungen, der üppigsten Schwelgerey. Von gleichem Schlage waren die Generalpächter *de Senac* und *Dangé*; dieser letztre hinterliefs dreyzehn Millionen. Der Aufwand auf die Maitressen der Minister wurde nicht selten mit in die Nationalausgaben gebracht. Fünf Hofbanquiers, die innerhalb funfzig Jahren einander folgten, besafsen ein Vermögen von wenigstens 200 Millionen. Zur Täuschung und Hinhaltung des Volks brauchten diese Leute mancherley Künste; und der König selbst nahm mehrmals an dem Wucher seiner Minister persönlichen Antheil. — Die meisten hier zusammengestellten Züge sind aus den *Lettres Hist. Pol. et Critiques sur les Evenemens qui se sont passés depuis 1778. jusqu' à present*, genommen.

Mitten unter allen diesen Misbräuchen und Bedrückungen der Nation behielt diese doch den ihr einmal eignen *Leichtsinn*, von dem die Vf. manche auffallende Beyspiele anführen. Lächerlich war z. B der hohe Ton, in welchem der Rechtshandel der Damenfriseurs gegen die Peruckenmacher verhandelt, in welchem man dem Verfertiger der Parasols, die man an diejenigen vermiethete, die beym starken Sonnenschein über den Pontneuf gingen, ein Privilegium ertheilte; u. s. f. — Merkwürdig genug ist die Repartie, die *Diderot*, der sich gewöhnlich schwarz kleidete, einst dem Grafen *Broglio* gab, der ihn fragte, ob er für die Russen traure? O! versetzte der Philosoph, wenn ich Trauer um eine Nation tragen wollte; so brauchte ich nicht weit zu gehen. — S. 263 ff. werden allerley tolle Moden der Pariser ange-

angeführt, z. B. das Tragen viereckiger Hüte, der übergrofsen mit Miniaturgemälden gezierten Knöpfe, der bemahlten Weften, worauf man ganze Opernfcenen anbrachte, u. f. w. Dahin gehörte auch der unfinnige Hang zu Wortfpielen. In den Provinzen herrfchte der Leichtfinn nicht weniger, als in Paris. Hier zeigte er fich unter andern bey der kindifch-pomphaften Aufnahme *Voltaire's* im Schaufpielhaufe, bey dem Auffehen, welches dort der Befuch Dr. *Franklin's* erregte, und bey andern ähnlichen Gelegenheiten, auch in der auf einmal herrfchend werdenden Anglomanie.

Unter der Rubrik von *Theatern* und *Schaufpielern* haben die Vf. mancherley Anekdoten gefammelt, die von dem leichtfinnigen und kindifchen Charakter der Nation neue Beweife geben. Zum Theil betreffen fie den Uebermuth und die ausfchweifende Lebensart der Schaufpielerinnen, und die Verbindung zwifchen ihnen und den Staatsminiftern. Einer deutfchen Operntänzerin, *Heinel*, machte der Graf *Lauragais* ein Neujahrsgefchenk von dreyfsig taufend und ihrem Bruder von zwanzig taufend Livres; oben drein erhielt fie noch ein fchön meublirtes Haus, eine Equipage, u. f. f. An eine andre Tänzerin, Mlle. *Arnoux* hatte eben diefer Graf fchon hundert taufend Livres verfchwendet, zu einer Zeit, wo in Paris grofser Brodtmangel war. Der Pallaft und die Meubeln der Tänzerin *Guimard*, die *Marmontel la belle damnée* zu nennen pflegte, wurden in einer Lotterie verfpielt, und zu 408,000 Livres angefchlagen. Ganz Paris nahm 1771. an der Streitigkeit Theil, die zwifchen dem berühmten Tänzer *Veftris* und der *Heinel* entftanden war. *Audinot's* unzüchtige Kinderkomödien fanden den gröfsten Beyfall.

An *Büchern*, welche wider die Gräuel der Zeit gerichtet waren, fehlte es in Frankreich nicht; aber der Defpotismus wufste fie bald zu unterdrücken, und ihre Verfaffer zu beftrafen. Die Cenfur wurde aufs ärgfte gemifsbraucht. Werke vom erften Range mufsten auswärtige Druckörter fuchen, z. B. die von *Montesquieu*, *Raynal* und *Helvetius*, und gehörten in Frankreich zu den verbotenen Büchern. Die Büchercenforen waren grofsentheils ungelehrte und einfältige Leute. Man hat ganz witzig bemerkt, dafs die Minifter die Cenforen gerade fo machten, wie die Geiftlichen das Weihwaffer; alles, auch unreines, Waffer ift gut dazu, fobald es nur erft feinen Titel hat. Selbft die trefflichften Köpfe mufsten fich die Cenfur ihrer zum Druck beftimmten Handfchriften von den einfältigften Dummköpfen gefallen laffen, die darin nach Belieben ausftrichen und einfchalteten. Perfönliche Verhältniffe hatten mehrentheils Einflufs auf diefs Gefchäfte. Aber eben die Einfchränkung der Prefsfreyheit reizte die Freymüthigkeit und die Galle der Schriftfteller um fo mehr. Es war fo fchwer nicht, die Verbote diefer Art zu vereiteln. Zuweilen aber liefsen fich auch Schriftfteller durch Beftechungen und Penfionen zum Schweigen bringen, wie das mit dem Abt *Mably* nach der Bekanntmachung der beiden erften Bände feiner Bemerkungen über die franzöfifche Gefchichte der Fall war. Die Aufhetzungen der Sorbonne bey Erfcheinung des *Belifars* find bekannt, fo wie die Maasregeln des Parlaments wider *Raynal's* philofophifche und politifche Gefchichte.

Ludwig XV. wäre, wie fo manche andre Monarchen, ein liebenswürdiger Bürger gewefen; aber er war ein abfcheuwürdiger König. Bis 1757. war er es nicht, und bis dahin auch von feinen Unterthanen angebetet; damals aber verfank er in Wolluft und Weichlichkeit, und bewegte fich immer nur in dem engen Kreife fchmeichlerifcher und verderbter Höflinge. Jetzt waren feine unfchuldigften Augenblicke, die, wenn er mit Schürze und Löffel Ragouts zu machen und Kaffee zu kochen, unter der Auffìcht der Gräfin *du Barry* geruhte. Seine fchrecklichfte Veranftaltung war der fogenannte *parc-aux-cerfs*, ein königliches Serail von der abfcheulichften Art. Auch war er kaum todt, als die Stimme der öffentlichen Verwünfchung laut um fein Grab tönte.

Von der Eitelkeit, Prachtliebe und Verfchwendung der letzten *Königin* findet man hier verfchiedene Anekdoten. Ihre Tanzfucht war, wie bekannt, fehr grofs; fie erfand eine eigne, der fpanifchen Tracht ähnliche, Tanzkleidung, von ungemeiner Pracht, die der Hof anlegen mufste, und die jedem wenigftens 6000 Livres koftete. Als einmal die Oberften wieder zu ihren Regimentern gehen follten, überreichte die Königin, die fo viele hübfche junge Männer nicht gern bey ihren Bällen mifsen wollte, dem Könige eine Namenlifte von denen, die fie da zu behalten wünfchte, und für die fie um Verlängerung ihres Urlaubs bitten wollte. Anftatt die Lifte zu lefen, rifs fie der König vor ihren Augen in Stücke, und fagte: es würde ihm fehr Leid feyn, die Namen derer von feinen Officiren zu erfahren, die fein fo läppifches Vergnügen ihren Pflichten und ihrer Ehre vorziehen könnten. — Auch von Schaufpielen war fie grofse Liebhaberin, und führte Privatvorftellungen am Hofe ein. Unter ihren Aufpicien foll der Graf *Artois* ein herrlicher Seiltänzer geworden feyn. Der König war auch hiermit nicht zufrieden. Einen Abend zifchte er die Königin aus; fie lachte darüber, und fpielte den folgenden Abend wieder. Auch die Spielfucht wurde durch ihr Beyfpiel am Hofe aufs äufserfte getrieben; und der Farotifch der Königin ward eine Quelle vieler andern unmoralifchen Handlungen.

Ziemlich unbedeutend ift der letzte, mit *Ludwig XVI.* überfchriebene Abfchnitt diefer Anekdoten; und überhaupt fcheint das Ganze gegen den Schlufs fehr übereilt zu feyn. Hier ift die Rede von faft nichts weiter, als von dem grofsen Aufwande bey der Salbung und Krönung des Königs zu Rheims, von feiner natürlichen Gutherzigkeit, Geradheit, Schwäche und Unfchlüfsigkeit; und zuletzt wird aus den *Lettres Hiftoriques* eine vorgebliche Unterredung ihres Vf. mit dem Minifter Turgot angeführt, welche diefer mit den Worten fchliefst: „Ich glaube, das Uebel in Frankreich ift unheilbar; wenigftens müfste eine gewaltfame Krifis eintreten, wo die Nation das felbft unternähme, was der König nicht das Herz hat, zu unternehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. October 1794.

PHILOLOGIE.

1) HALLE, b. Hendel: *Die Schwiegermutter.* Ein Lustspiel des Terenz; welches metrisch verdeutscht und mit philologischen und moralischen Anmerkungen begleitet hat M. *Benj. Friedr. Schmieder*, Rect. des luth. Stadt-Gymnas. zu Halle. *Sechstes Lustspiel des Terenz.* 1793. XVI u. 148 S. gr. 8. (Der Preis aller 6 Stücke 2 Rthlr. 20 gr.)

2) HALLE, b. Hemmerde: *P. Terentii Afri Comoediae Sex.* Recensuit perpetuamque adnotationem et latinitatis indicem adjecit M. *B. Fr. Schmieder.* 1794. 478 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

3) GIESSEN, b. Heyer: *Terenzens Lustspiele*, übersetzt und commentirt von *Joh. Friedr. Roos*, ord. Prof. der Philos. auf der Ludwigs-Universität. *Erster Theil.* 1794. XVIII u. 372 S. 8. (1 Rthlr.)

Ueber die Beschaffenheit, die Vorzüge und Unvollkommenheiten der Schmiederschen Uebersetzung des Terenz ist schon bey den Anzeigen der erstern Stücke in der A. L. Z. geurtheilt worden. Mit sich gleichbleibendem Fleisse hat Hr. *S.* sein Werk durch die Uebersetzung *der Schwiegermutter* beendigt und hat sich unstreitig um den Terenz und dessen Leser im Ganzen verdient gemacht. Aufgemuntert, seiner Uebersetzung eine zweckmäsig eingerichtete Handausgabe, woran es noch fehlte, nachzuschicken, erfüllte er auch diesen Wunsch, dessen Ausführung ihm nach jener Vorarbeit nicht gar schwer fallen konnte. Eine im eigentlichen Sinne gelehrte Bearbeitung muss man hier nicht suchen. Der Herausg. hat weder neue kritische Vorräthe benutzt (da sich doch selbst in Halle eine Handschrift des Terenz befindet), noch seinen Schriftsteller aus den griechischen Lustspieldichtern, vornemlich dem Aristophanes, erläutert, oder mit einer solchen Fülle von sprachgelehrten Anmerkungen, wie die Westerhovsche Ausgabe enthält, ausgestattet, aber er hat das, was seine Vorgänger für den Terenz geleistet haben, mit Treue und Urtheilskraft angewendet, durch das, was ihm eigne vertraute Bekanntschaft mit dem Dichter an die Hand gab, berichtigt und vermehrt, und seine Anmerkungen mit groser, nach den Zwecken einer Handausgabe berechneten, Wirthschaftlichkeit (die wohl hie und da an Minellische Dürftigkeit gränzen möchte) abgefasst. Den Namen einer neuen *Recension* verdient diese Ausgabe allerdings: denn der Vf. hat nicht nur viel zu Berichtigung der Lesart beygetragen, in Ansehung welcher der von ihm gelieferte Text gar viel vor der Zweybrückischen Recension voraus hat, sondern er hat sich auch um die richtigere Vertheilung der Aufzüge und Auftritte (welche an mehrern Stellen mit den frühern Ausgaben nicht übereinkommt, und beym Citiren freylich manche Verwirrung veranlassen wird), um die oft schwankende Bestimmung der redenden und handelnden Personen u. dgl. verdient gemacht. Ja, um ein Beyspiel höherer Kritik anzuführen, er hat durch sehr fein angewendete kritische Scheidekunst den Terenz mit einem neuen Drama bereichert, indem er es wahrscheinlich zu machen weiss, dass die letzten fünf Auftritte der *Brüder* ein eignes, mit dem Hauptstück zusammenhängendes, *Nachspiel* gewesen, dem er den Namen *Demea* vorsetzt. Der Vf. hat recht, zu versichern, dass er keine *schwerere* Stelle unerläutert gelassen habe: nur ist der Begriff dessen, was schwierig ist, ein Beziehungsbegriff, und es könnte daher leicht treffen, dass mancher Leser bey dieser oder jener Stelle einen Anstoss nimmt, welche der Herausg. als ihm leicht überging. Selbst in der Zweybr. Ausgabe, die doch eigentlich mehr kritisch ist, und nur bey schwerern Stellen eine Erklärung beyfügt, finden wir einzelne Stellen erklärt, die Hr. *S.* nicht berührt hat. Einen Vorzug mehr hat er seiner Ausg. dadurch gegeben, dass er, was die meisten Vorgänger vernachlässigten, das Lustspiel als Kunstwerk betrachtet, die Vorstellung auf der Bühne zu versinnlichen sucht und jedesmal in kleinen eingeklammerten Anmerkungen angibt, ob die sprechende Person leise oder laut, ob an die Zuschauer, mit welchem Ton der Stimme, spricht, wenn sie zuerst auf die Bühne tritt oder wenn sie abtritt etc. Diese musterhafte Einrichtung (welche wir auch schon in Gedike's erster Ausg. von Sophocles Philoctet und in Schützens Ausgabe von Aristoph. Wolken, Halle 1786 angewendet finden) verdient bey allen Ausgaben der alten Schauspieldichter nachgeahmt zu werden. Ueber des Herausg. Kritiken oder Erklärungen verschiedner Stellen werden wir hernach zu sprechen Gelegenheit nehmen. Hier erwähnen wir nur noch des beygefügten *Index Latinitatis exquisitioris* (*Ein Beytrag für Lexicographen*). Nach Westerhov's, Zeune's und dem Zweybrücker Register noch immer kein überflüssiges Unternehmen. Den meisten Redensarten ist die deutsche Uebersetzung beygefügt mit *deutschen* Buchstaben, welches ein sehr buntscheckiges Ansehen gibt. Es umfasst dieses Register aber bey weitem nicht alles Vorzüglichere von Terenzens Sprache, und der Vf. erklärt sich selbst darüber so: „*Ipsius exquisitioris latinitatis paucos modo delibavi flosculos, theodiscamque, quam latinam, explicationem adjicere malui, ut hac quoque opella tirones adjuvare conarer, ad naturam discrepantiamque utriusque linguae penitius perspiciendam.*" Mehr Vollständigkeit würde nicht geschadet haben. Vielleicht ge-

ſchieht einem oder dem andern Beſitzer dieſer Ausgabe ein Gefalle, wenn wir hier noch einige im Texte bemerkte Druckfehler anzeigen. S. 39. v. 24. lies *D. Ego me* etc. S. 52. v. 30. *emerſurum.* S. 77. v. 34. *tum illam.* S. 105. v. 55. nach *ipſa eſt* muſs ein Punkt ſtehen. S. 111. v. 41. nach *perditus* ein Punkt. S. 122. v. 34. *haec adornant.* S. 158. v. 33. *edico.* S. 172. v. 98. *meus.* S. 231. v. 14. *qui.* S. 257. v. 14. *SA. ne tam quidem.*

Hr. Pr. Roos hat in ſeiner Ueberſetzung des Terenz, wovon dieſer erſte Theil das Mädchen von Andros, den Caſtrat und den Selbſtpeiniger enthält, das Joch des Sylbenmaaſses, welches ſich Hr. Schmieder aufgelegt hatte, weggeworfen. Wir zweifeln nicht, daſs zu einer vollkommnen Nachbildung des Terenz auch die Beybehaltung ſeiner Form, folglich das Sylbenmaaſs, gehöre, aber wir erlaſſen gern dieſe Foderung an den Ueberſetzer, wenn er uns dafür in ungebundner Sprache durch deſto natürlichere und freyere Wechſelreden ſeiner handelnden Perſonen entſchädigt. Dieſe Vorzüge räumen wir im Allgemeinen aus Ueberzeugung dieſer Ueberſetzung ein, ob wir gleich der Meynung ſind, daſs ſie noch der letzten Feile bedürfe; daſs das Geſpräch noch geſchmeidiger und natürlicher, die Sprache noch reiner und verfeinerter, die Uebertragung hie und da noch treuer werden müſſe. Der Vf. hat ſich zuweilen gemeiner Landworte und auf der Straſse aufgeleſener Redensarten gefliſſentlich bedient, um die Sprache ungebildeter oder tölpiſcher Menſchen nachzubilden: allein er ſcheint uns darin theils weiter als der äuſserſt feine Terenz gegangen zu ſeyn, welcher alle groben Ausdrücke eines Ariſtophanes oder Plautus nach Möglichkeit vermeidet, theils die Gränzen nicht genau gezogen zu haben, in wie weit der Schauſpieldichter von der Sprache des Pöbels oder einzelner Provinzen Gebrauch machen darf. Es ſcheint uns theils Miſsbrauch dieſer Erlaubniſs, theils Ueberſchreitung der Terenziſchen Feinheit zu ſeyn, wenn der Vf. z. B. *hercle* und *perii* alle Henker! *vah* der Hagel! *Crux adoleſcentum* von den Freudenmädchen *Schandmenſcher* gibt, wenn er Eun. 3, 2. 18. Niederſächſiſch ſagt: *da geb ich 3 Minen für* ſtatt: dafür geb etc. S. 153. *quick* ſeyn — den Habit *kriegen.* Eun. 5, 4. 14. *ligariunt* ſie thun ſo *ſchmaukig* für: wie ſind ſie da ſo lecker! Um über den ganzen Ton der Ueberſetzung den Leſer zum Mitrichter zu machen, wollen wir zur Probe die Rede des Paraſiten Gnatho (Eunuch. 2, 2.) vorlegen und an einigen Stellen mit der Schütziſchen Ueberſetzung dieſes Bruchſtücks in *Doctr. partic. lat.* p. 20 f. vergleichen. „*Götter des Himmels! wie doch ein Menſch vor dem andern iſt* (Steif!)*! ein geſcheider Kerl und ein Pinſel — welcher Abſtand! Auf die Gedanken brachte mich folgende Veranlaſſung.* (Hier, wie an mehrern Stellen, iſt eine Partikel ganz unbeachtet geblieben. *Hoc adeo ex hac re venit in mentem mihi.* Schütz: das hab ich *recht* bey dieſer Gelegenheit erfahren!) *Wie ich da heute in die Stadt komme, treffe ich auf Jemand, hieraus gebürtig, von meinem Stand' und meiner Herkunft. Der Menſch war weiland kein Knicker, und hatte ſein Patrimonium durch die Gurgel gejagt* (*itidem* iſt ausgelaſſen. Schütz richtig: hat *auch* ſein Vermögen nach und nach verfreſſen, *wie ich.*) *Ich find' ihn rauh wie eine Hechel* (*ſentus*, ſtruppicht!), *ſchmutzig, ſchwindſüchtig, verlumpt und veraltert.* (Sehr verwäſſert iſt der witzige Ausdruck *pannis annisque obſitus*, welchen Schütz glücklich verdeutſcht: und hatte ſo viel Flicken auf ſeinem Rocke, als Jahre auf dem Nacken.) *Freund, ſag' ich, welch ein Aufzug? Ach, ſpricht er, ich bin um all das Meinige gekommen. Gott! welche Lage! verlaſſen von jedem Freund und Bekannten!* (Die Rede iſt nicht ſo abgebrochen im Lateiniſchen.) *Hier fühlt ichs recht, wie tief der unter mir ſtehe.* (Richtiger Schütz: Hier warf ich mich nun recht gegen ihn in die Bruſt.) *He, ſprach ich, Feigſte aller Memmen, ſo iſt es dahin mit dir gekommen, daſs du dir ſelber nicht mehr zu rathen und zu helfen weiſst? ſo haſt du mit deiner Habe zugleich den Kopf verloren? Sieh einmal mich, deines Gleichen! meine Farbe, mein glattes Fell, meinen Habit und mein ſtattliches Bäuchelchen! ich hab' alles, und habe nichts; ich bin arm, und mir fehlt nichts.*“ Der hinter jedem Luſtſpiel folgende Commentar iſt kritiſch und philologiſch und enthält nebſt einer Auswahl der beſſern Erklärungen aus andern auch eigne gute Kritiken und Erläuterungen. Nur hat es etwas Miſsfälliges und erregt den Schein von Nachläſsigkeit, daſs der Vf. häufig Seitenlange Anmerkungen aus dem Donat, der Frau Dacier, Bentley, Weſterhov u. a. mit den eignen lateiniſchen oder franzöſiſchen Worten ihrer Urheber abſchreibt, die er doch mit leichter Mühe hätte überſetzen oder bloſs Auszugsweiſe mittheilen können.

Noch bleibt uns übrig, die Bemühungen der Herren Schmieder und Roos bey einzelnen Stellen zu vergleichen. Wir wählen ſie aus dem *Caſtrat.* Eun. 2, 3. 16. ſcheint Schm. noch immer, wie vormals in der Ueberſetzung, das *inveni* am Ende des Vfs. für die vergangne Zeit zu halten, da hingegen R. richtig überſetzt: Schaffen Sie ſich nur was Liebes an. Das Sylbenmaaſs iſt ohnedieſs der andern Erklärung entgegen. Es ſcheint aber, auch nach Schm. Aeuſserungen in der Vorrede, daſs er glaubte, Terenz habe ſich damit ſo viele Freyheiten herausgenommen, daſs der Kritiker bey ſeinen Verbeſſerungen wenig Rückſicht auf die Proſodie zu nehmen brauche. Daher trägt er auch kein Bedenken 3, 2. 7. für: *ex homine hunc natum dicas* zu leſen: *ex nomine* etc. ſinnreich allerdings, aber eine Aenderung ſcheint uns unnöthig zu ſeyn. Als Parmeno den Gnatho, der der beſtändige Wiederhall ſeines bramarbaſirenden Herrn war, erblickt, ſagt er: Ey, da iſt ja auch der Andre! Der iſt doch das wahre Ebenbild des Thraſo, er iſt ihm wie aus den Augen geſchnitten, oder auch: man ſollte ihn für Thraſo's leiblichen Sohn halten, nicht, wie R. überſetzt: Man ſollte denken, die ſeyen aus Einer Schale gekrochen. — 2, 3. 94 f. ſcheint uns R. viel genauer erklärt, die Leſart *patri* mit Recht vorgezogen und ſehr richtig verbunden zu haben: *An potius haec patri aequum eſt fieri, ut* etc. — 3, 2. 26. ſagt Thraſo von dem ſchönen Jüngling, der einem Verſchnittenen untergeſchoben wird: *Ego illum Eunuchum, ſi opus ſiet, vel ſobrius.* — Nach Schm. Erklärung würde Thraſo hier albern prahleriſch und ſinnlos zugleich ſprechen.

chen. Allein es leidet wohl keinen Zweifel, dafs Thrafo fehr gut wufste, was er fagen wollte. Der Anblick des reizenden Jünglings hatte ihn und den Gnatho aufser Faffung gebracht und verftummen gemacht (v. 23.). Das erfte, was Thrafo wieder hervorbrachte, aber unftreitig *leife* fagte (da fein Stolz es nicht zuliefs, dafs er *öffentlich* lobte), war: In den könnte ich mich wohl nüchtern verlieben, oder, wie es R. ausdrückt: den Caftraten könnte man für ein Mädchen nehmen, ohne einen Raufch zu haben. Terenz läfst, vermuthlich aus der ihm eignen Jungfräulichkeit, die letzten Worte durch den laut redenden Parmeno verfchlungen werden. Bald darauf kommt Parmeno mit dem Gnatho in Wortwechfel, und fagt v. 37 f. zu ihm nach R. Ueberfetzung: „Kannft du's verdauen, von fo Einem den Speichellecker zu machen, fo halt ich dich fähig, aus der Flamme dein Futter zu holen." Ich kann mir nicht vorftellen, dafs hierdurch *blofs* Gnatho's Armuth angezapft werden folle, wie S. u. R. wollen, welcher letztre nicht einmal an das Stehlen eines Gerichts vom Scheiterhaufen gedacht wiffen will, weil der fchon Hungerleiders genug fey, wer fich die Finger verbrenne, um etwas Speife zu erhalten! Sehr matt! Der D. will offenbar nicht nur den armen, ausgehungerten Schmarotzer bezeichnen, fondern das allerverworfenfte Gefchöpf, *infra infimos omnes homines*, den Auswurf des Menfchengefchlechts, wie es R. felbft gibt, und man möchte daher fo unrecht nicht haben, wenn man die folgende Vergleichung, fo wie Catull 59, 3. für eine verfteckte Anfpielung auf das liederliche Gefindel in Rom hielt, welches die *Culinas* d. h. die Gegend, wo die ärmern Volksclaffen und Sklaven verbrannt wurden, bewohnte, um die Scheiterhaufen herum fein Wefen trieb, und nach Gelegenheit eine Mahlzeit vom Scheiterhaufen wegfchnappte. Vergl. Böttiger N. T. Mercur 1794. St. 7. S. 303. Ein itziger Lazarone würde fich etwa fo ausgedrückt haben: Wenn du dich von dem Herrn nähren magft, fo bift du auch im Stande, Aas vom Rabenfteine zu holen! — 3, 5. 41. vom Jupiter, der zur Danaë hereinfteigt, ziehen S. und R. ganz recht die Lesart: *in impluvium* vor. Man vermifst bey S. die Erklärung, wie *impluvium*, der Hof, hier ftehen könne, da man vielmehr die Erwähnung des Schlafgemachs der Danaë erwartete. Auch R. thut uns hier nicht Gnüge. Vermuthlich nennt Terenz mit einem allgemeinen Ausdruck den Hofraum für den Thalamus der Danaë, welcher, wie mehrere folche kleine Hauschen, fich in dem von einer gemeinfchaftlichen Mauer umgebenen Hofe befand. S. Böttiger z. Hor. S. 87 f. Uebrigens führt R. in einer Anmerkung die Meynung des Donat und der Frau Dacier an, wie man fich das Gemählde im Cabinet der Buhlerin, welches den Befuch des Jupiter bey der Danaë vorftellte, zu denken habe, und hebt die Schwierigkeiten dadurch, dafs ein wolluft-trunkner Jüngling rede, deffen Schilderung man nicht zu genau nehmen müffe. Indefs wird v. 36 f. das Gemälde deutlich fo befchrieben: ein goldner Regen fey in den Schoofs der Danaë gefallen! Die folgenden Verfe 40 f. gehören nicht mehr zur Befchreibung des Gemähldes, fondern enthalten die eignen Gedanken, welche der junge Menfch dabey hat. Wollte man ja die Worte: *deum fe in hominem convertiffe atque per alienas tegulas veniffe clanculum in impluvium* auf das Gemählde beziehen, fo müfste etwa Jupiter darauf vorgeftellt gewefen feyn, wie er in einem goldnen Nebel, der feine menfchliche Geftalt etwas durchfchimmern liefs, herabfank. Doch bekennen wir, dafs uns die Worte *in hominem* etwas verdächtig find, und dafs wir, wenn es anders das Versmaafs zuläfst, *in imbrem* lefen möchten, welches dann fowohl mit v. 37. zufammenftimmt als auch damit beffer übereinftimmt, dafs gefagt wird, er fey über die Dachziegel in den Hof, wo der Regen von den Dächern zufammenflofs (*impluvium*), gefallen. — 4, 4. 37. gefällt uns die Verbefferung des Hn. R. *belluae* für *bellua*, nach welcher fo gelefen wird: *Age nunc belluae credis huic quod dicat?* — Bey der Befchreibung des lächerlichen Angriffs, welchen Thrafo mit feinen Leuten gegen das Haus der Thais unternimmt, wunderte es uns, wie S. 4, 7. 16. die Worte: *quid videtur* noch dem Thrafo beylegt, deffen Muth fchon etwas gefunken fey, und die Antwort: *fundam tibi nunc nimis vellem dari, ut tu illos procul hinc ex occulto caederes; facerent fugam* für Worte des Gnatho halten kann, der aus Feigheit gewünfcht habe, fie möchten eine Schleuder haben, um, ohne ihre Gefahr, in die Ferne auf ihre Gegner, die Thais und den Chremes, fchleudern zu können. Roos legt mit Recht die erftern Worte als Frage dem mit der Thais im Haufe befindlichen, ängftlichen Chremes und die Antwort der ihrer Belagerer fpottenden Thais bey. Denn wie konnte 1) wie auch R. bemerkt, Gnatho fagen, fie wollten einen Stein *in illos* fchleudern, da fich Chremes und Thais ja noch nicht hatten fehen laffen. Vergl. v. 18. 2) Warum follte Gnatho feinem Herrn gerade eine Schleuder wünfchen, da ja Wurffpiefe und Pfeile daffelbe ausrichten konnten, und mit dergleichen Waffen waren fie doch wahrfcheinlich verfehen. Vergl. v. 19. 3) Furcht äufsert Gnatho hier nicht: denn er räth ja gleich darauf zum Angriff: *quam mox irruimus?* 4) Wie konnte Gnatho wünfchen, die Thais mit dem Chremes in die Flucht zu fchlagen (*facerent fugam*), da ja ernftliche Anftalten zur Einfchliefsung des Haufes gemacht waren v. 14. und die Anlage auf nichts geringeres als auf eine Eroberung des Haufes ging v. 3 f. — Die Schlufsrede des Thrafo 5, 8. 62, *Nunquam enim fui ufquam, quin me omnes amarent plurimum* commentirt fein treuer Schildknappe fo: *dixin ego, in hoc ineffe vobis atticam elegantiam?* Die *elegantia attica* ift hier nicht, wie S. erklärt, *lepor fermonis*, fondern *urbanitas morum*. R. richtig: Sagt' ichs Ihnen nicht, dafs der Herr Capitain ein Athenienfer vom feinften Tone fey?

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Empfindfame Reifen durch Italien, die Schweiz und Frankreich; ein Nachtrag zu den Yorickfchen.* Aus und nach dem Englifchen, von *Johann Friedrich Schink.* 1794. 272 S. 8.

Es gibt der Nachahmungen der in ihrer Art fo fehr originalen Empfindfamen Reife von *Sterne* oder *Yorick* fchon

schon mehrere; und, wie bekannt, wurde sie sogleich von fremder Hand, aber nicht mit gleichem Glücke fortgesetzt, obgleich der selige *Bode* diese Fortsetzung seiner Bearbeitung würdigte, und sie dadurch merklich verschönerte. *Yorick's* Meisterwerk bleibt indess immer einzig in seiner Art; und auch der gegenwärtige Nachtrag erreicht dessen eigenthümliche Schönheiten nicht ganz, wiewohl er unter den bisherigen Versuchen für den glücklichsten gelten mag, und unter der Hand seines deutschen freyen Bearbeiters gewiss mehr gewonnen, als verloren hat. Im Januar und May der diesjährigen *deutschen Monatsschrift* gab Hr. *Sch.* drey einzelne Fragmente zur Probe, die wir nicht ohne Beyfall lasen; und das Ganze hat wirklich manche Stellen, die auf Herz und Gefühl vortheilhaft wirken, ob wir gleich dem Uebersetzer darin Recht geben, dass der englische Verfasser seinen angenommenen Charakter, als *Shandy*, ein Kind der Liebe *Yorick's*, nicht immer behauptet, und dass seine Laune hier und da wilder, üppiger und burlesker ist, als die seines Originals. Er übersetzte daher frey, *aus* dem Englischen, so lange ihm Treue für den Leser Gewinn schien, und *nach* dem Englischen, wenn Abweichung für die deutsche Darstellung nothwendig war. Den Hauptton seines Vf. behielt er indess bey; nur trug er die grellen Farben desselben sanfter auf, verwarf die allzu lasciven Gemälde darin entweder ganz, oder schob ihnen nur muthwillige unter, und verwandelte jeden *Salto Mortale* der allzu raschen Phantasie von Einer Empfindung in die andre in leichtern, mildern Uebergang. Uebrigens knüpft er die Begebenheiten seiner Reise gerade da an, wo sein Vorgänger sie endigte, an das Abentheuer mit den Bettgardinen; und diese Ergänzung dessen, was *Yorick's* lose Laune mit Fleiss abgebrochen stehen liess, hat Hr. *Sch.* dem Vorberichte beygefügt. *La Fleur* spielt auch hier fast durchgängig seine Rolle, und ziemlich treu in seinem Charakter; doch treten auch einige neue Personen auf. Immer verdiente das Original die Mühe eines Uebersetzers, der sich auf die rechte Art, es zu behandeln, verstand; sollte auch sein Talent, es für Deutsche gehörig zuzubereiten, zu dem des trefflichen Bearbeiters der ächten Yorickschen Reise, mit dem Werthe dieser Nachahmung gegen ihr Original im ähnlichen Verhältnisse stehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Historisch-juridische Abhandlung von den Ansprüchen und Gerechtsamen des Churpfalz-Baierischen Gesammthauses auf die Stadt Regensburg.* 1792. 24 S. 8. (12 gr.) — Diese kleine, in einem ziemlich barbarischen Stil verfasste Schrift, ist gegen den verdienten Stadt-Regensburgischen Syndicus Hn. *Gemeiner* gerichtet, welcher, laut der Vorerinnerung, „in mehrern historischen Druckschriften zum „vermeyntlichen Behufe seiner Vaterstadt — seine Leidenschaf-„ten, Anhänglich- und Partheylichkeiten so laut verrieth, dass „einige Mitglieder der Churpfalzbaierischen Akademie von Mün-„chen — sein gegen die Herzoge von Baiern *zu weit aufgesperr-„tes Maul stopfen mussten.*“ Wir haben Hn. *G's.* Schrift, worauf besonders gezielt wird, nicht vor uns, können also auf Gegeneinanderstellung der Behauptungen uns nicht einlassen. Die Gegenwärtige zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste geschichtlich bemerkt, dass, als nach der Achtserklärung *Heinreichs des Löwen* 1180 der *K. Friedrich*, dem Pfalzgrafen *Otto von Wittelspach* das Herzogthum Baiern, als ein seinen Voraltern und ihm zuständig gewesenes Stamm- und Erbland wieder zutheilte, Regensburg zu einer Reichsstadt erhoben, und dem Baierischen Gesammthause nur einige Gerechtigkeiten darin, als das Burggrafthum, Schultheissen-, Friedgericht- und Kammeramt etc. vorbehalten, diese von folgenden Herzogen zum Theil der Stadt verpfändet, dann wiederlöslich verkauft, von Herzog Albrecht 1485—1486 aber wieder eingelöset worden, dass die Stadt selbst unter die Bothmässigkeit dieses letztern gekommen, jedoch vom Kaiser wieder restituirt worden, und dass sodann jene Gerechtigkeiten von der Stadt bey dem Kammergericht in Anspruch genommen, und hierauf derselben von gedachtem Herzog durch einen zu Straubing 1496 eingegangenen Vertrag auf ewige Zeiten abgetreten worden. Die Rechtsanwendung folgt in dem mit juristischen Citaten ganz angefüllten zweyten Abschnitt, wovon wir die erste Periode als Resultat, so wie als Probe des Stils hieher setzen: „Je unrichtiger die Hypothese zu „seyn beginnt, dass zuvor K. Friedrich der Rothbärtige nach ei-„ner rechtmässigen Entsetzung und Achterklärung Heinrich des „Löwen mit dem heimgefallen seyn sollenden Herzogthum Baiern, „und dessen Zugehörigen nicht nur hätte willkührlich schalten „und walten, sondern auch den Herzog Otto mit demselben „ganz, oder zum Theil nicht so fast als nächsten Agnaten und „Lehenfolger, als aus einer neuen Gnade belehnen, und in der „Folge die alte Baierische Landstadt Regensburg in eine Reichs-„stadt verwandeln, hernach aber die Baierischen Herzoge die „ihnen vorbehaltenen Gerechtigkeiten gültig für ihre Person und „Lebenszeit an selbe verpfänden, oder wohl gar verkaufen und „abtreten können: desto richtiger ist die These, dass alles die-„ses ihren nachkommenden Erbstamm- und Regierungsfolgern „jemals schädlich, sondern ganz wiederruflich sey.“ Hier kann der Sinn doch wohl nur errathungsweise hineingebracht werden.

Druckfehler. No. 300. d. A. L. Z. S. 682. Z. 13. von unten für Kenner muss gelesen werden *Denker*. S. 685. Z. 3. von oben f. Factum — *Fatum*. Z. 10. von unten f. Pythagoras — *Protagoras*. S. 693. Z. 38. f. *J.* muss gelesen werden *V.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. October 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig: *Bemerkungen über die bisherige Kriegsverfassung des deutschen Reichs, und Vorschläge zu ihrer Verbesserung.* 1794. 211 S. 8. mit 7 Anlagen.

Der ungenannte Vf. dieser vortreflichen Arbeit zeichnet sich als ein Mann aus, der nicht nur eine gründliche Kenntnifs der deutschen Reichsverfassung und Geschichte, sondern auch die Fähigkeit hat, den vorgesetzten Zweck durch seine Kenntnisse, gesundes Urtheil, und selbstausgedachte Vorschläge auszuführen. Es sind zwar während dieses französischen Revolutionskriegs schon einige Schriften über die Verbesserung des deutschen Reichskriegswesens erschienen, keine derselben hat aber diese Materie so systematisch behandelt, und gleichsam erschöpft, als der Vf. dieser Bemerkungen. Es ist nur Schade, dafs dieses Werk in die Periode des dermaligen Reichskrieges, und der Drangsale verfällt, in welcher Reformen und Verbesserungen dieser Art, so wünschenswerth sie auch seyn mögen, gar nicht ausführbar, vielleicht auch nicht einmal räthlich sind. Es scheint bey der deutschen Nation eine gewisse Eigenliebe im Ganzen, für ihre Verfassung, wie bey einzelnen Menschen für ihre Handlungen zu herrschen, welche jeder, auch der besten, Reform fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegensetzt, und am Ende, wenn man darauf bestehen wollte, der gemeinen Sache eher schädlich, als nützlich seyn könnte. Ueberhaupt müfste wohl, ehe man an die Verbesserung der Kriegsverfassung in Deutschland Hand anlegen könne, vorzüglich die thätigere Berathschlagung und schnellere Vollziehungsart der Beschlüsse des deutschen Gemeinsinnes bewirkt werden.

In dem *ersten Abschnitt* wird die Veranlassung des gegenwärtigen Reichs-Krieges mit Frankreich dargestellt; der Verfasser sagt in der Vorrede mit einer biedern Freymüthigkeit: „der wonnevolle Genufs eines mehr als dreyfsigjährigen Friedens, ein blühender Handel, und ein durch thätiges Bestreben errungener Wohlstand der deutschen Staatenbewohner habe das deutsche Reich in einen Schlummer eingewiegt, dafs sein sonst so richtiger, und durch eine eifersüchtige Freyheit genährter Betrachtungsgeist kaum einsah, was im Innern seiner weitläuftigen Staaten vorging. Schon schien die fast zur Natur gewordene Liebe zur Ruhe, allen kriegerischen Muth erstickt zu haben; — schon schienen Deutschlands entartete Söhne geblendet durch die reizenden Tändeleyen, die Feinheit, und den Intriguengeist der französischen Emissäre alles patriotische Gefühl für deutsche Ehre verloren zu haben; schon schien die bey dem vortheilhaften Einverständnifs des kaiserlichen Hofs mit Frankreich vernachläfsigte Beylegung der vielfältigen Streitigkeiten mit Frankreich zu bestätigen, dafs aller deutscher Biedersinn und aller Gemeingeist erloschen sey etc. — als das vielköpfige Ungeheuer der französischen Revolution — Deutschland aus seinem Schlafe erweckte etc. — — Ueberhaupt, (fährt er fort,) habe ein wunderlicher Zusammenflufs aller Ereignisse, vielleicht das *Bewufstseyn seines schlechten Vertheidigungssystems*, und vielleicht auch der Gedanke, dafs ohne die Waffen nichts zweckdienliches errichtet werden könne, den Muth seine Ansprüche gegen Frankreich rege zu machen erstickt." Rec. kann hier eine Bemerkung des preufsischen Staatsministers, Grafen *v. Herzberg*, nicht umgehen, dafs das veränderte politische System in Europa, die Entstehung zweyer mächtigen Reiche, nemlich Rufsland und Preufsen, das europäische Staatsinteresse, durch Frankreich der überhandnehmenden englischen Macht ein Gleichgewicht zur See zu erhalten, und auch durch Frankreich ein ähnliches Gleichgewicht im Norden gegen Rufslands emporsteigende Macht zu bewirken, dem deutschen Reiche mehr die Ruhe von französischen Beeinträchtigungen, als die Hoffnung, das Verlorne dereinst wiederum zu erlangen, versichern dürften. Diese letztern Beweggründe scheinen allerdings die Gründe des Vf. an Stärke zu überwiegen; zumal wenn man noch dazu nimmt, dafs das deutsche Reich keine alliirten Mächte auf seiner Seite hatte, dafs es als ein gleichsam offener und ausgedehnter Staat gegen die geründete französische Ländermasse, welche mit einer dreyfachen Linie von Festungen gegen alle Anfälle geschützt war, ohne die gröfste Gefahr nicht wohl einen vortheilhaften Angriff wagen, vielweniger auf eine Eroberung rechnen konnte, und dafs endlich selbst das verschiedene Interesse einzelner deutscher Reichsstände, welche an Frankreich gränzen, sich niemals würden einverstanden haben, das erste Opfer der französischen Verheerungen abzugeben, um die Ansprüche des deutschen Reichs gegen Frankreich ohne vorauszusehenden wirksamen Erfolg geltend zu machen. S. 5. beruft sich der Vf. auf einen Auszug des kurmainzischen Protocolls, und zwar aus dem Deputationsgutachten vom 22. Oct. 1697, vermöge dessen das deutsche Reich im Ryswicker Friedensinstrument vom J. 1697 aus gutem Vorbedacht nicht *alle* unmittelbare Reichsglieder und *Stände* genannt habe, *damit*, wie durch die Anlage N. 1. bewiesen wird (*dem H. R. Reiche wegen der Reichssouverainität, Immedietät und andern hohen Territorialrechten* im

im Elsass, kein Präjudicium causirt werden möge. Diese etwas im Verborgenen gelegene Stelle ist um so merkwürdiger, als der Vf. hiedurch beweiset, dass dem Reich seine Rechte gegen Frankreich einmal seyen vergeben worden. S. 8. wird gesagt: „dass man nach der Betrachtung der ächten Darstellung der deutschen Ansprüche auf Elsass und Lothringen, denselbigen auch die von der Krone Spanien an Frankreich *einseitig* abgetretene Theile des burgundischen Kreises, wie Artois, Cambresis und die Graffschaft Burgund, dann Dauphine und Provence noch könnten beygesellt werden.“ Allein wenn alle Länder nach der Art, wie sie im bekannten *Theatro der Staatsprätensionen* vorkommen, müssten zurückgebracht werden, so könnte Europa in tausend Jahren auf keinen Frieden mehr rechnen, und die Länder würden auch nach der Meynung des Abbé de St. Pierre den zehnten Theil desjenigen, was die Menschheit durch Kriege erleiden müsste, nicht werth seyn. Der Verfasser bemerkt ferner, dass es nothwendig wäre, um die neuern Collisionen mit Frankreich beurtheilen zu können, vorauszusetzen, „dass 1) die im Elsasse und Lothringen begüterten Reichsstände (mit Ausnahme der Reichsstadt Strassburg und ihrer Aemter) nirgendswo vom Kaiser und Reich an Frankreich abgetreten worden; 2) dass sie nach Maassgabe des Münsterischen und Wiener Friedens wahre Bestandtheile des deutschen Reichs, dessen oberster Hoheit und Souveränität die Reichsstände durch ihre *heimlichen Unterwerfungsverträge* nichts benehmen konnten, geblieben, und 3) dass es hiebey nicht auf eine blosse Berichtigung der Grenze des untern Elsasses, sondern auf eine genaue Absonderung der an Frankreich im Elsasse und Lothringen nicht abgetretenen Lande angekommen sey.“ An und vor sich glaubt Rec. selbst, dass diese Voraussetzung ganz gegründet seyn möge. Allein wenn einmal das Reich seine Ansprüche gegen Frankreich geltend machen soll, so müsste man sich mit gewissen Absonderungen und Untersuchungen nicht abgeben, sondern vielmehr das Ganze, nemlich Elsass und Lothringen sammt der Graffschaft Baar reclamiren: denn schon Friedrich II hat in seinen *considerations sur le corps politique de l'Europe* sehr schön bewiesen, dass der Kaiser dem X. Art. seiner Wahlcapitulation entgegen gehandelt, da er das Herzogthum Lothringen als ein bekanntes Reichslehn gegen die Reichsconstitution von dem Reich getrennt, und ohne förmlichen Consens des Reichstags und der Stände veräussert habe.“ Warum soll man sich mit Bruchstücken begnügen, wenn man das Ganze zu fodern berechtigt ist. Der Vf. führt sofort die Neuerungen der französischen Nationalversammlung, und die Vorstellungen der Reichsstände, die kaiserliche Verwendung bey Frankreich, die französische Kriegserklärung, die deutsche Bewaffnung, den Ausbruch des Reichskriegs, und die dermalige Lage des Kriegs an. Die Ausführung der Rechtsansprüche des deutschen Reichs lag indess eigentlich ausser dem Plan des Vf. Dieser geht ja allein auf den Beweis, dass unsere deutsche Kriegsverfassung den damaligen Zeiten nicht mehr anpasse, und ernstlicher Verbesserungen bedürfe.

In dem II Abschnitt handelt der Vf. von der wahren Absicht des bisherigen Reichskriegs gegen Frankreich; er zeigt den wahren Zweck der Kriegserklärung, welche in Befreyung der Reichslande, Genugthuung an die Stände und in der künftigen Sicherheit der deutschen Reichsgränzen bestehe. Er stellt zugleich die gefährlichen Maximen, deren sich Frankreich stets gegen das deutsche Reich bedient hat, mit gründlichen Bemerkungen dar. Man sieht daraus, dass er nicht bloss die Friedenshandlungen, sondern auch die Geschichte derselben genau kennt. Einige Spuren deuten wohl darauf, dass der Vf. selbst das Reichsarchiv zu seiner Arbeit benutzt habe. Er kommt sodann zur Nothwendigkeit der offensiven Anstalten, zur Erfodernifs thätiger und wirksamer offensiver Maassregeln, weil darin die Behauptung der deutschen Ehre liege: alsdann werden auch die bisherigen Mittel, die Kriegserklärung geltend zu machen, die Vortheile dieser Maassregeln, wenn sie einstimmig wären, wie auch die gute Hoffnung der künftigen Feldzüge angeführt. Aber auch alles dieses, worüber der Vf. sehr vieles Schönes sagt, und wobey er eine ausserordentliche Belesenheit zeigt, gehört nicht unmittelbar zum Zweck seiner Abhandlung, und ist höchstens nur als eine Einleitung zu den Bemerkungen über die deutsche Reichsverfassung zu betrachten.

Der III Abschnitt enthält die Vorschläge, wie allenfalls die Kriegsanstalten des deutschen Reichs zum Vortheil desselben eingerichtet werden können. „Das Vermögen der deutschen Kräfte,“ sagt der Vf. S. 69., „wenn es auf die Volksmenge ankomme, wäre dem französischen Staatskörper, besonders in dem Vereinigungsfalle mit dem Oberhaupt, vollkommen überlegen.“ Gewiss, wenn nur die Volksmasse des deutschen Reichs so leicht, wie in dem dermaligen revolutionären Frankreich könnte in Requisition gesetzt werden! Nach einer weitern sehr gründlichen Darstellung der ältern Kriegsanstalten des deutschen Reichs und den Grundsätzen der deutschen Kriegserklärung ist der Vf. der Meynung, dass sie auf die heutigen Zeiten angewendet, und eine offensive Reichsarmee nach der Aehnlichkeit des alten Heerbannsaufgebots wiederum errichtet werden müsse. „Anstatt,“ (sagt er S. 198.) „des bisher gewöhnlichen Matricularanschlags, welcher bloss die Lehnpflicht betrifft, viele Theile des Reichs ganz und gar nicht begreift, und wegen seiner Ungleichheit bereits die Quelle so vieler Beschwerden geworden ist, müsste nach meinem Rath erstens durch Aufbietung des *zehnten waffenfähigen* Mannes, in allen deutschen Landen die *offensive Reichsarmee* vermehrt, und dieses theils durch Stellung der Recruten, theils durch Zusammenziehung der einzelnen Contingente und ständischen Truppen und ihre Organisation erfüllt werden. Zweytens müsste die defensive Reichsarmee durch Errichtung der *Landmiliz*, und Ausziehung des *fünften* Mannes in den 6 vorderen Kreisen aufgerichtet werden; davon sollte der *dritte Theil* zur Vertheidigung der Gränze und Unterstützung der defensiven Reichsarmee *an dem Rhein* und die *Mosel* vertheilt werden, der Ueberrest wäre aber, so wie das übrige Aufgebot, zur Vertheidigung der Kreise selbst zu verwenden. Sodann drittens müsste das Triplum von einem Stand durch die Kreise versorgt, der Ueberrest

aber

aber auf gemeine Kosten bestritten, zu diesem Ende Reichs-Kriegs-Coupons geschlagen, und im ganzen Reich der gemeine Pfennig oder die alte Vermögensteuer von 10 Procent angelegt werden." Hierin besteht eigentlich der wesentliche Inbegriff der Vorschläge und Verbesserungen des deutschen Kriegswesens wenigstens nach Erfodernifs der dermaligen Umstände. Der Vf. macht diesen Verbesserungsplan in sehr gut bearbeiteten tabellarischen Uebersichten anschaulich, und legt eine Menge der Subsidiar-Requisiten und Einrichtungen in dem Detail vor. Diese Arbeit mag dem Vf. allerdings grosse Mühe gekostet haben, weil er alle seine Vorschläge und Maßsregeln zur Ausführung seines Plans auf Reichskreisdeputationsabschiede und besondere Präjudicien der alten Reichsherkommen gegründet hat. Es geht diesem Plane gewiss nichts ab, als die Kunst, die deutschen Fürsten und ihre Ministerien wo nicht unter einen Hut zu bringen, doch ihre Staatsmaximen nach den Gesinnungen des Vf. in Requisition zu setzen. So wenig aber dieses möglich ist, eben so gewiss ist dieser Verbesserungsplan nach den dermaligen Verhältnissen einiger zu mächtig gewordenen Reichsstände, ihren zu vielen besondern von dem reichsständischen Interesse nicht wohl trennbaren Verbindungen, und ihren gegen die Vorzeiten gänzlich geänderten Lagen ausführbar. Der Vf. gesteht S. 190. selbst ein, das Reichsoberhaupt habe es mit allen auch den nachdrücklichsten Ermahnungen und Drohungen nicht dahin bringen können, dass alle Stände in dieser gemeinschaftlichen Gefahr ihr Triplum gestellt haben. Wie soll es nun möglich seyn, in einem Zeitpunkt, wo die Freyheit der Gedanken und Meynungen unter Fürsten, wie unter Völkern, Epoche macht, die deutschen Reichsstände insgesammt zu bewegen, dass sie nach dem Vorschlag des Vf. die offensive Reichsarmee, welche nach dem Triplum 120,000 Mann beträgt, mit 266043 Mann vermehren, und im Ganzen eine Armee von 386043 Mann auf die Beine stellen sollen. Der Vf. hat bey der Ausarbeitung seines Plans die politischen Verhältnisse unserer grossen mächtigen Reichsstände, Oesterreich, Preussen, England, Dänemark, Schweden etc. gänzlich aus den Augen gelassen, nach welchen diese Stände ausser den Franzosen noch mit andern Feinden zu kämpfen haben. Die jetzige Revolutionsseuche, welche alle Länder, nachdem sie eben, wie die Franzosen sagen, *reif* sind, mehr oder weniger angesteckt hat, erfodert, dass die Regierungen nicht bloss Landmiliz, sondern den Kern regulärer Truppen im Land zu Bewahrung desselben gegen die Angriffe des heimlichen, aber desto gefährlichern, Feindes behalten. Die Krone Schweden hat zur Bewahrung der Grenzen gegen Russland immer einen Theil seiner Truppen nöthig, Preussen und Oesterreich gegen die unruhigen Polen, und letzteres Haus auch gegen die Türken, denen wegen ihrer Anhängigkeit an die Franzosen nicht zu trauen ist. Andere besondere Rücksichten, welche einige mindermächtige deutsche Stände mit ihren Hausfystemen gleichsam verbunden haben, wollen wir nicht einmal nennen. Der Vf. mag zwar an der Ausführbarkeit seines Plans selbst in etwas gezweifelt haben, da er sich S. 190. äussert: „der Gedanke wäre bey ihm schon einmal rege geworden, dass für Deutschland bey einem französischen Reichskriege nichts dienlicher, nichts schicklicher und nothwendiger sey, als durch Stellung der Recruten, den Kaiser zu bitten, dass er mit seiner Armee die deutsche Sache allein verfechten möge." Allein so wenig die Politik der deutschen Reichsverfassung diesen Wunsch wieder möglich macht, eben so wenig läst sich die nur scheinbare Möglichkeit behaupten, dass nach dem Plan des Vf. die defensive Armee des deutschen Reichs auf 360.000 Mann vermehrt werden könne. Der weitere Vorschlag des Vf., 100 Millionen Coupons in Umlauf zu bringen, womit der Krieg auf 2 Jahr bestritten werden könnte, scheint in jedem Betracht vortheilhaft zu seyn, wenn auch die Vermehrung der offensiven Armee mit 266,043 Mann nicht ausführbar ist. Die Coupons verschaffen in einer Schnelligkeit diejenigen Mittel herbey, die zur Führung des Kriegs unumgänglich nothwendig sind, und der Vf. bemerkt S. 183. mit vieler Einsicht, dass die Assignaten allein der französischen Staatsrevolution den schnellen Schwung verschafft, und der Nationalconvent das *Assignaten*geld mit Recht als das *kostbarste Kleinod der Revolution* angesehen, und auf die Erhaltung des öffentlichen Werths seine vorzügliche Sorge gerichtet habe. Wenn anders bey dem durch besonderes Particularinteresse zu sehr getheilten deutschen Commerz, und dem ungeheuren Ausfluss des baaren Geldes für auswärtige Producte, die Bilanz zwischen Papier und baarem Gelde erhalten, und eine sehr zweckmässige Sicherheit der Realisation des Papiergeldes angegeben werden könnte, so würde diess bey dem dermaligen französischen Krieg einen ausserordentlichen Nutzen bringen, und vor allen andern Kriegsverbesserungsvorschlägen am leichtesten auszuführen seyn.

Der Vf. fügt am Ende des IV *Abschitts* S. 202. noch einen in sehr kräftiger Sprache verfassten Aufruf an die deutschen Fürsten, und an das deutsche Volk bey, um sie für seine Vorschläge, überhaupt aber zur einmüthigen Beherzigung der Gefahr, und Ergreifung der Rettungsmittel, empfänglich zu machen. Und freylich dürften wohl die Fürsten unsers Zeitalters, wegen des Augenmerks, welches sie auf ihr Particularinteresse heften, noch einer weit stärkern Ueberredung zur allgemeinen Bewaffnung, als selbst die Franzosen zur Niederlegung der Waffen nöthig haben. Ueberhaupt würde der Vf. nach seinen unläugbar tiefen Einsichten und ausgedehnter Kenntniss unserer deutschen Reichsverfassung sein Bestreben weit wirksamer gemacht haben, wenn er seine Vorschläge mit eben so vieler Politik, als Kenntniss der Reichsgesetze und Observanz ausgestattet hätte. Die Politik hat seit einigen Jahrhunderten uns überzeugt, dass die föderative Macht in allen Kriegen den Ausschlag gegeben hat. Es haben auch in dem gegenwärtigen französischen Revolutionskriege schon einige Schriftsteller gezeigt, dass alles Unglück, welches das deutsche Reich in den bisherigen französischen Kriegen getroffen hat, der einzigen Grundursache zuzuschreiben sey, weil es die Anwendung der föderativen Macht, die das deut-

fche Reich an fo mächtigen deutfchen Fürftenhäufern hat, gänzlich verfäumt, und vielmehr zugelaffen hatte, dafs felbft Frankreich gegen das deutfche Reich diefes Mittel jedesmal mit dem beften Erfolge benutzte. Wir fehen auch felbft gegenwärtig aus den verfchiedenen Subfidientractaten der Höfe von Wien, Berlin und London, dafs die föderative Macht dem Geift der Höfe und der Politik unfers Zeitalters fehr angemeffen ift. Vielleicht könnte der Vf. durch die Ausarbeitung eines Plans, der die Anwendung der föderativen Macht zum Grund legt, viele feiner Verbefferungsvorfchläge entbehrlich, und manchen derfelben defto eindringlicher machen. Bey allem dem verfchaffen diefe Bemerkungen uns einen aufserordentlichen Stoff zum Nachdenken; es hat nicht leicht eine Schrift in Deutfchland, infonderheit bey dem Reichstag fo vieles Auffehen gemacht, als man bey dem Erfcheinen diefer Bemerkungen wahrgenommen hatte, und das mit Recht, da er auf die dermaligen Staats- und Kriegsbegebenheiten einen fo genauen Bezug hat, und wenn man einige Hypothefen abrechnet, viele Anläffe zu nützlichen Verfügungen enthält.

LITERARGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Das literarifche Leben des verftorbenen Thomas Pennant, Efq., von ihm* felbft. Aus dem Englifchen überfetzt, und mit literarifchen Anmerkungen begleitet, von *J. C. Timäus*, Hofmeifter an der Ritterakademie in Lüneburg. Nebft einer Einleitung des Hn. Hofraths *Zimmermann* in Braunfchweig. 1794. XLVIII und 232 S. 8.

Von dem Originale diefer in ihrer Art fonderbaren Selbftbiographie haben wir A. L. Z. 1793. N. 244. bereits eine Anzeige gegeben. Der Vf. nannte fich auf dem Titel desfelben *the late* T. Pennant; diefs *the late* bezog fich aber nur auf das Ende feines *literarifchen* Lebens, und konnte fich, ob es gleich gewöhnlich nur von Verftorbenen gebraucht wird, darauf beziehen; aber in dem Deutfchen *verftorbenen* ging der Doppelfinn verloren, der fich noch wohl durch das Wort *Weiland* ziemlich hätte erhalten laffen. Rec. gefteht, dafs er keine deutfche Ueberfetzung diefes Buchs erwartete; follte fie indefs einmal veranftaltet werden, fo ift es ein Glück, dafs es auf diefe Art gefchehen ift, die fie nicht blofs zu einem nicht verwerflichen Beytrage zur Gelehrtengefchichte macht, fondern dem Ganzen durch die vorausgefchickte Einleitung, und durch die beygefügten literarifchen Anmerkungen einen erhöhten Werth gibt. Auch findet man hier einige von Hn. *Pennant* felbft dem Ueberf. mitgetheilte Berichtigungen. Dazu kommt, dafs man die im Original nur ganz kurz angegebnen Büchertitel und literarifche Notizen hier ausführlich, und bey jenen fogar die Preife der Bücher bemerkt findet. Von den acht angehängten Auffätzen find hingegen nur drey überfetzt worden, weil die fünf übrigen zu fpeciell und von zu wenigem Intereffe für deutfche Lefer zu feyn fchienen.

Die *Einleitung* vom Hn. Hofr. *Zimmermann* ift nicht blofs in Beziehung auf die gegenwärtige Schrift und ihren Gegenftand, fondern auch in allgemeinerer Hinficht lefenswürdig, weil darin mit Gründlichkeit und Wärme über die Pflicht der höhern Stände geredet wird, fich ihren Mitbürgern nützlich zu machen, und von dem Verdienfte, welches fie fich, durch manche Vortheile begünftigt, auch im wiffenfchaftlichen Fache erwerben können. Die Beherzigung der S. XXI ff. angeführten verfchiednen Wege, die ihnen zur Erwerbung diefes Verdienftes offen ftehen, empfehlen wir unferm deutfchen Adel, befonders *jetzt*, und in Abficht der Erziehung und Anleitung ihrer Söhne, recht fehr; und die S. XXVI ff. aufgeführte Reihe von vornehmen Engländern, die ihr Vaterland fowohl durch eigne Anftrengung und Talente, durch ruhmvolle Anwendung ihrer Zeit, als durch beträchtliche Aufwendung eines Theils ihres Vermögens, und durch grofsmüthige Unterftützung alles wirklichen Nützlichen und Schönen, zu dem hohen Grade von Cultur und Wohlftand hinaufführten, follte billig unfre in ähnlicher Lage fich befindenden Landsleute nicht blofs befchämen, fondern auch zur Nacheiferung ermuntern. In beider Hinficht möchten wir wünfchen, dafs der Vf. auch einige Namen folcher deutfchen Edelleute genannt hätte, die fich auf gleiche Art unter uns auszeichneten, und noch auszeichnen, deren Anzahl aber freylich weit kleiner würde ausgefallen feyn. *Pennant* hat unter jenen allerdings einen anfehnlichen Rang; und Hr. *Z.* führt über ihn hier noch manches an, was zu feinem Ruhme gereicht, und ihm bey der mehrjährigen freundfchaftlichen Verbindung mit diefem würdigen Manne bekannt wurde. Auch führt er zuletzt die ihm von *P.* felbft mitgetheilten Hauptumftände feines Privatlebens an. — Von gleichem Inhalt ift der diefer Einleitung beygefügte Auszug eines Schreibens des Hn. Prof. *Forfter* in Halle, worin *P.* nicht blofs als Gelehrter, fondern auch als Menfch, eben fo vortheilhaft gefchildert wird, als das neben feinem Wohnfitze Dowaing befindliche romantifche Thal Nant-bic, und deffen Einflüffe auf Gefühl und Nachdenken. „Kurz, — heifst es zuletzt, — *Pennant* ift ein Mann, der feinem Jahrhunderte und feinem Vaterlande Ehre macht; ein zärtlicher Gatte und Vater; ein wohlthätiger, fanfter Hausherr; eine vortrefliche Magiftratsperfon; ein redlicher treuer Freund, ein rechtfchaffener Mann, ein ächter Patriot, und, was dies alles krönt, ein wahrer praktifcher Chrift."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. October 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Müllerschen Buchh.: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben Von D. E. G. *Kühn* und D. E. *Weigel.* Ersten Bandes, Erstes Stück. 1793. 248 S. Zweytes Stück. 224 S. gr. 8.

Es ist ein beyfallswürdiges Unternehmen, die selten in deutsche Hände gelangenden kleinen Abhandlungen der italienischen Aerzte und Wundärzte in einer periodischen Schrift zu liefern, und da die Herausgeber keinen Mangel daran leiden können, so hofft Rec., dass sie immer eine glückliche Auswahl treffen werden, wie er wenigstens schon im zweyten Stücke mit Vergnügen bemerkt hat. S. 1. *J. Brugnone von der Lage der Hoden in neugebornen Kindern, ihrem Herabsteigen in den Hodensack und der Zahl und dem Ursprunge ihrer Häute.* Eine sehr feine anatomische Untersuchung. S. 51. *J. E. Zeviani über den Gift der Pilze.* Er findet es (sehr unwahrscheinlich!) in den Insekten und ihren Eyern, die zuweilen darin nisten. Pilze, die an sich giftig wären, gebe es nicht (?). Er glaubt noch an Mitesser als Würmer (S. 64.). Diese Abhandlung hätte unübersetzt bleiben, oder doch sehr beschnitten werden sollen. S. 106. *C. Bonioli über den Brand.* Die allzu thätige Hülfe bey den verschiednen Arten von Brande werden vom Vf. mit Recht sehr eingeschränkt. Wo der Brand eine übermässige Wirksamkeit der Lebenskräfte zum Grunde hat, wo allzu grosse Reizbarkeit und starke Entzündung zugegen ist, da schadet die China offenbar. Die Kräfte des Mohnsaftes und Biesams in diesem Uebel scheint der Vf. doch nicht zu kennen. S. 140. *J. A. Zeviani über die Fieberrinde in den Pocken.* Sie diene gegen das Zurücktreten des Pockeneiters, indem sie als ein Styptikum die innern Theile dagegen verschliesse. Eine krasse, unstatthafte Idee, so richtig auch das Faktum ist. Er gibt sie den siebenten Tag nach dem Ausbruche der Pusteln. S. 181. *Marino über die Wirkung des Baumöls in der laufenden Gicht.* Ein Zufall lehrte ihn den Nutzen des Baumöls im *Rheumat. arthriticus* und der *Arthritis rheumatica*, und er sahe es in vielen zum Theil hier angeführten Fällen nach den gehörigen Ausleerungen dergestalt hülfreich, dass er es für specifisch zu erklären kein Bedenken trägt. Mit klebrichten Schweissen, trüben Harne und kolikartigen Durchfalle entschied sich die Krankheit. Zwey bis drey (Medicinal-?) Pfund in etwa drey Tagen genommen, reichen gewöhnlich. Die Sache verdient Aufmerksamkeit. S. 202. *Marzari über einen Tetanus.* Er war rheumatischer Art. S. 208. *Zandonella* (zweifelnde) Anmerkungen über den vorigen Fall. S. 221. *F. Zulatti über einige Arten des Tetanus.* Grösstentheils literarisch. Im zweyten Stücke stehen zuerst von D. *Uccelli einige seltne Zufälle der Blase.* S. 15. *Panzani über zwey spuhlwurmartige Würmer*, welche nach dreyjährigen Harnbeschwerden aus der Blase abgingen, unter Verschwindung aller vorigen Zufälle. Er fügt ähnliche Fälle aus ältern Schriftstellern und ein Räsonnement über die Erzeugung solcher Thiere in ähnlichen Hölen des menschlichen Körpers hinzu, welches viele dreiste Muthmasungen enthält. S. 44. *J. M. Mezzi über eine Wassersucht des Herzbeutels.* Von der Brustwassersucht unterscheide sie sich dadurch, dass der Puls kleiner und weicher sey, als sich nach den Kräften des Kranken erwarten lasse; seine Klagen deuteten auf etwas Begränztes, das ihm in der Gegend des Herzens eine unangenehme Schwere und Beklemmung verursache. S. 57. *M. Capovilla. Eine epidemische Ruhr,* die Personen von schlaffen Fibern vorzüglich befiel. Nichts merkwürdiges. S. 68. *M. Gherardini praktische Beobachtungen über die Cur der Wasserscheu, in dem grossen Hospitale zu Mailand.* Eine lesenswerthe Abhandlung. Die berühmtesten Specifica wurden hier alle in einer ungeheuren Menge Fällen durch diesen geschickten Mann angewendet; *aber durchaus ohne Erfolg.* Am meisten schienen noch sehr grosse Gaben Mohnsaft den Tod zwar nicht abzuwenden, doch zu entfernen. Wo schon alles Getränk verabscheut ward, trank es der Kranke doch, wenn ihm das Gefäss mit einem schwarzen Tuche bedeckt vorgehalten ward. Noch drey Leichenöffnungen von Personen, die ein toller Wolf gebissen hatte. Bey zweyen waren die Speicheldrüsen geschwollen, und bey allen dreyen der Schlund und einige nahe Theile entzündet. Eine gallichte Feuchtigkeit in dem Speisecanal zweyer andern. S. 87. *S. Migliavacca's Beobachtungen über unvollkommne Zerreissungen der Achillessehne.* Die geringste Beugung des Fusses macht Schmerzen, doch kann der Kranke noch selbst einen Fuss vor dem andern hinsetzen. Diess zeichnet sich vor der vollkommnen Trennung aus. Drey glücklich geheilte Fälle. S. 115. *E. Valli über einige chronische Krankheiten.* Jeder Nerve sey mit einer ihm eigenthümlichen Empfindlichkeit begabt, auf ihn wirken die Flüssigkeiten; er wirke auf die Gefässe, die er beherrscht, zurück und stimme sie nach sich, so dass sie nun ihre Säfte auf eine ganz eigne Art modificiren können. Es sind viel seltne Beobachtungen eingestreut. Kröpfe durch speichelziehende Mittel geheilt; Moxa auf Milzgeschwulst; in Skropheln Meersalz zur Abführung, Seebäder. S. 162. *L. Caldani Beobachtung über den Theil des Gehirns dessen*

Markfibern fich vorzüglich durchkreuzen. Er meynt die gestreiften Körper, welches er durch Leichenöffnungen am Halbschlag Verstorbner beweisst. S. 117. *E. Setti, über das Peitschen mit Nesseln.* S. 185. *Ebenderselbe über eine weggebrochne fleischichte Substanz.* Polypöse Konkretionen vom Ansehn leberartiger Stücke. S. 192. *Valtolini, Beschreibung einer besondern* (hier abgebildeten) *Scheere zur Operation der Gefässfistel.* S. 196. *E. Canefri, über die Zubereitung des Vitrioläthers* (aus dem süssen Weinöle). S. 201. *Vassali über den Einfluss verschiedener Gasarten in die thierische Oekonomie.* Atmosphärische, fixe und dephlogistisirte Luft in das Zellgewebe der Thiere eingespritzt, wird bald eingesaugt und tödtet sie nicht. Stickluft wird am langsamsten eingesaugt und tödtet schon in mäsiger Menge. S. 204. *Frank, über die* (glückliche) *Ablösung eines Gliedschwamms.* S. 206. *Buniva, Heilung einer venerischen Geschwulst, die einer Pulsadergeschwulst glich.* Es bleibt doch zweifelhaft, ob sie venerischer Natur gewesen. S. 219. *R. D. Majocchi über die Ungesundheit des Fleisches des an einer Seuche verstorbnen Federviehs.* Es erfolgten oft Kolik, Erbrechen, Durchlauf, Mattigkeit, Hautausschläge; aber auch häufig Karbunkelgeschwüre an den Gliedmassen. Auch mit dem so faulnisswidrigen, frischen Magensafte von Elstern und Staaren vermischt, steckte der Schleim aus dem Speisecanale der todten Hüner andres Federvieh mit der Seuche an und tödtete es.

CHEMNITZ, b. Hoffmann: *Magazin für die Arzneymittellehre.* Aus verschiednen Sprachen übersetzt, herausgegeben von *K. G. Kühn*, d. A. D. u. f. w. Ersten Bandes, erstes Stück. 1794. 280 S. 8.

Der gelehrte Herausgeber füllt allerdings eine Lücke durch dieses Magazin aus, worin die neuern in fremden Sprachen abgehandelten Arzneymittel zur Kenntniss des deutschen Arztes niedergelegt werden können. Zu Ende jeden Bandes soll die Literatur der *Materia medica* zugegeben werden. Bleibt fernerhin die Auswahl so streng und zweckmässig, wie in diesem Stücke, und kommt diess Magazin andern Zeitschriften, namentlich den *Sammlungen für praktische Aerzte* nicht zu nahe, so wünschen wir uns Glück dazu. *De Chaux, über die Wirkung der besänftigenden Mittel in der Gelbsucht.* Wo irgend ein Krampf an der Fortdauer der Gelbsucht Ursache ist, da thut der Mohnsaft gute Dienste, wie unterrichteten Praktikern ohnehin bekannt ist. *Anmerkungen über den vorigen Aufsatz und die andern in der Gelbsucht anzuwendenden Mittel* (nach den verschiednen Ursachen). *J. P. Frank über das Vermögen des mit Opium verbundenen Moschus, die Schmerzen beym trocknen Brande zu lindern.* Eine glückliche Idee. *J. M. Mazzi über die Heilkräfte des Ricinusöls.* Diess Oel trieb mit Farnkrautwurzel einen Bandwurm völlig weg. *J. Cerri über die vorgebliche anthelminthische Kraft des Quecksilbers.* Er zeigt den Ungrund auch durch Beobachtungen. *Majocchi von dem Nutzen des Mohnsafts in Verrenkungen.* Er erschlafft die Muskeln und erleichtert die Einrichtung. *M. Calvi über den auflöslichen Weinsteinrahm.* Er sucht die Bereitung und die Bestandtheile (etwas weitläuftig) ins Licht zu setzen. Er kühle noch mehr und laxire wenigstens eben so gut als der gewöhnliche Weinsteinrahm. Ekel und Erbrechen hat er zuweilen davon erfolgen sehn. *F. Trevisan über den arzneylichen Gebrauch der Eidechsen.* Im Gesichtskrebse, in der venerischen Krankheit ohne vorgängigen Gebrauch des Quecksilbers und in Folgen vom Missbrauche desselben (denn diess war der S. 110. beschriebene Gesichtskrebs) haben sie nur zuweilen vorübergehende Linderung, keine wahre Hülfe gewährt. *Zusatz* von *Aglietti.* Es sind ähnliche misslungene Versuche. *O. Pisoni*, über denselben Gegenstand. Ein langwieriger, aussatzähnlicher Hautausschlag ward durch 25 Eidechsen (und gesättigtes Bittersüssdekokt in Menge getrunken!) geheilt. *J. B. Marzari*, über denselben Gegenstand. Räsonnement ohne Anführung eigner Erfahrungen. *F. Zacchiroli über das wirkende Princip einiger Heilmittel.* Er sucht es, nach Rosa's Vorspiel, in sich entbindenden Luftarten, welches nur in sehr wenigen Fällen anzunehmen ist. *St. Gallini's* (einschränkende) *Anmerkungen über den vorhergehenden Aufsatz: G. Pearson über das phosphorsaure Mineralalkali.* Da es einen kochsalzigen Geschmack hat, so wird es am liebsten in schleimigen faden Getränken aufgelöst genommen zu sechs bis zehn Quentchen. Es bekomme den reizbarsten Magen wohl. *J. A. Schmidt's medicinische Geschichte der salzsauren Schwererde.* Angehängt sind zehn Fälle von glücklich geheilten, exulcerirten Skropheldrüsen, krätzartigen Ausschlägen, Skropheln mit Bleichsucht und Krätzausschlag verbunden, Skropheln mit Flechten. *J. A. M. Schäffer* (oder vielmehr *Eschenbach*) *über einige Quecksilbermittel und ihre Heilkräfte.* Grösstentheils chemisch und theoretisch arzneylich; unter andern vom phosphorsauren Quecksilber. *N. B. Herold, über das phosphorsaure Quecksilber und den Gebrauch desselben.* Es hat, wie es mit neuen Mitteln geht, einigen schnellen Ruf erlangt, wiewohl man immer noch nicht weiss, was man darunter verstehen soll. Die unchemischen Praktiker lassen sich eine Verbindung des Quecksilbers mit Phosphorsäure unter diesem Namen bereiten, welche ein ungleich abweichendes Verhältniss überflüssiger Phosphorsäure enthält, also ein unzuverlässiges Mittel ist. In diesem verschiedentlich übersauren Zustande ist es, wie sies auch verordnen (und angeblich ganz vorzügliche Kräfte davon wollen erfahren haben), in wässrigen Flüssigkeiten mehr oder weniger auflösbar, dahingegen das völlig mittelsalzige Quecksilberphosphorsalz eine in Wasser fast ganz unauflösbare Verbindung ist, wie neulich Hr. Prof. *Tromsdorf* erwiesen hat. Haben wir etwa nicht genug erprobte Quecksilberpräparate?

ZEITZ u. NAUMBURG, b. Heinse: *Medicinisches Handbuch für den Bürger und Landmann.* Eine Anweisung, wie er sich vor Krankheiten schützen und in denselben verhalten müsse. 1ter Band. 1794. 270 S. 8. Dieser erste Band ist auch noch unter folgendem Titel im Buchhandel gekommen: Lesebuch für junge Eheleute. Zur Belehrung über ein vernünftiges Verhalten in der Schwangerschaft und in den Wochen wie auch über die physische Erziehung der Kin-

Kinder und ihre Krankheiten. Aus dem medicinischen Handbuch besonders abgedruckt.

Dafs diese Art von Volksschriften jetzt in so grofser Anzahl erscheinen, bemerkten wir mit Vergnügen beym Lesen der letzten Mefskatalogen. *Mit Vergnügen*; denn so kann es auch dem beschränktesten Buchhändler nicht entgehen, dafs kein Glück mit diesem Artikel zu machen ist, der in der That mit Ausnahme der anerkannten vortrefflichen Werke von Tissot, Rosenstein und Unzer, wenig gesucht wird, wenn wir von den Gegenden, die wir kennen, auf andre schliesseu dürfen. Ihr Verlag wird also künftig gescheuet werden, was gewifs wünschenswerth ist, man betrachte sie nun von Seiten ihrer möglichen oder wirklichen Nachtheile für ihre Leser, oder auch nur als literarische Erzeugnisse der seichtesten Köpfe. Aber sind sie nicht ein grofses Bedürfnifs, wird man fragen, so lange nicht an allen Orten und zu allen Zeiten Aerzte zu haben sind? Es scheint uns, dafs mit Büchern hier sehr wenig geleistet werden kann. Man erinnere sich nur, wie verkehrt sich gelehrte Aerzte, die nie praktisirten, beym Krankenbett benehmen und wie wenig Vertrauen sie da einflössen. Also das medicinische Wissen macht den ausübenden Arzt nicht. Er kann es keinesweges entbehren, aber es beruhet alles darauf, dafs er es auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden versteht, dafs er diesen kunstmäsig erforschen und das Wesentliche in ihm vom Zufälligen trennen kann. Die Menschen, die also Aerzte ersetzen sollen, müssen angeleitet werden, Krankheiten zu beobachten, zu erkennen und zu heilen. Wer sieht aber nicht ein, dafs diese Zwecke nur erreicht werden können, wenn jene von einem Lehrer Kranke behandeln sehen und endlich unter Aufsicht selbst behandeln müssen? Ein elender Behelf ist es, ihnen ein Buch in die Hand zu geben. Ist aber der praktische Geist erworben, der einige Anlage, aber noch mehr gut geleitete und streng beurtheilte Uebung erfodert, so bedarf es des Erlernens weniger praktischer Maximen nur, die in ihren wissenschaftlichen Beziehungen gar nicht eingesehen zu werden brauchen, um sehr viele Krankheiten, zumal alle epidemischen, gründlich heilen zu können. Anstalten hierzu hat kein Staat. Aber eine nicht erkannte gute Seite des Krieges ist es, dafs sehr viele Unterwundärzte in den vielen Hospitälern auf diese Weise ohne alle Vorkenntnisse zu Männern gebildet werden, die Aerzte recht gut im Fall der Noth ersetzen können, und wegen ihrer geringen Lebensbedürfnisse und der gewohnten Beschränktheit ihrer Lage sich auf den Dörfern niederlassen.

Populare Schriften von einiger Güte zu schreiben, ist immer als ein sehr schweres Unternehmen angesehen worden. Aber ein medicinisch-praktisches Werk für Laien auszuarbeiten, hat wirklich unzählige Schwierigkeiten. Wir wollen nur die berühren, die vielen in einander laufenden und sich so ähnlichen Krankheiten mit ihren verschiednen Ursachen und Verwicklungen so zu unterscheiden, zu charakterisiren und zu schildern, dafs sie selbst von Nichtärzten nicht verwechselt werden können. Der Verfasser dieses Handbuches hat alle diese Foderungen übersehen, und er scheint auch nicht der Mann zu seyn, der nur *eine einzige* hätte erfüllen können, ob es ihm gleich nicht an Talent, seine Ideen zu entwickeln fehlt. Der Inhalt dieses ersten Bandes ist aus dem zweyten angeführten Titel zu ersehen. In der Diät ist der Vf. zu strenge, so dafs die unerläfslichen Regeln in seinem Munde allen Nachdruck verlieren. Man lese z. B. welche Speisen er allen schwangern *Bürger-* und *Bauer*frauen untersagt. Dann empfiehlt er mit zu viel Gleichgültigkeit und ohne Warnungen sehr bedenkliche Arzneymittel, als Mohnsaft, Moschus u. s. w. *für Kinder*. Ist es wahr, dafs die Blähungen, wie es S. 287. heifst, sogar bisweilen in das Zellgewebe treten, das unter der Haut liegt, und die äussere Haut an verschiedenen Orten, vorzüglich auf dem Rücken und auf den Schulterblättern so ausdehnen, dafs man eine *sichtliche Erhöhung* bemerkt? Bey den Skrofeln wird gesagt, dafs man sich an einen Arzt wenden müsse, wenn *alle* angeführten Mittel Monatslang, *ja wohl Jahre lang* mit der gehörigen Accuratesse ohne die *geringste* Besserung gebraucht worden sind. Zur Strafe für seine Schriftstellersünden soll unser Vf. diese Kranke denn zu besorgen erhalten. Unter den ersten Wegen sollen die Aerzte den Magen und *die Eingeweide* verstehen, also auch das Gehirn, die Lungen, die Leber, Milz u. s. w.!!

PHYSIK.

Leipzig, b. Kummer: *Warum fürchten sich so viele Menschen vor Blitz und Donner?* Zweyte Abhandlung: *Darf man sich wohl mit Zuverläfsigkeit von der Feyer des heiligen Nachtmahls einen medicinischen Vortheil auf unsre körperliche Gesundheit versprechen?* Eine Volksschrift für Abergläubische und Unwissende. 1793. 128 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint ein Geistlicher zu seyn, der nicht allein in seinem Fach ziemlich weit in der Aufklärung gekommen ist, sondern sich auch gute Kenntnisse in den Naturwissenschaften erworben hat. Wären seine Begriffe von einer ehemaligen unmittelbaren Theokratie mehr berichtigt und sein Vortrag weniger declamatorisch; so würde Rec. diese Schrift ohne alle Einschränkung zu empfehlen kein Bedenken tragen. Der Vf. betrachtet im 1. Kap. von der Todesfurcht, als der ersten Quelle menschlicher Furcht vor den Gewittern, den Tod in Absicht auf Körper und Geist nach allen Umständen, und führt die vorzüglichsten Trostgründe wider die Schrecken desselben an. Weil nun der Tod allen Menschen natürlich ist: so widerlegt er im 2. Kap. das gemeine Vorurtheil, als würde Blitz und Donner unmittelbar von Gott erzeugt, um die Menschen damit zu strafen. Indessen äussert er hier: Gott habe es bey Einführung der jüdischen und christlichen Religion für zuträglich gefunden, Eingriffe in die Naturgesetze, oder Wunderwerke zu thun, um Juden und Heiden zur Aufnahme dieser zwey Religionen desto aufmerksamer und geneigter zu machen. „Und an einem andern Orte: Gott als der damalige unmittelbare Beherrscher und Eigenthumsherr dieser (der jüdischen) Nation bedient sich sehr oft solcher fürchterlicher Naturbegebenheiten, der-

selben Muthwillen damit zu bestrafen und den bösen und ungehorsamen Willen dieses Volks dadurch zu brechen, wenn es seine ihm wohlthätig gegebnen Majestätsrechte nicht annehmen und ausüben wollte?" — Und gleich darauf wieder: „Wer kann sich wohl z. B. des Lachens enthalten, wenn man eine abergläubische und falsch andächtige Mutter reden hört, welche während eines, an unserm Horizont stehenden Gewitters, ihr ungezogenes Kind dadurch zum Gehorsam bringen will, wenn sie spricht: schweig und bis gehorsam du ungezogenes Kind! hörst du nicht, wie der liebe Gott im Himmel zornig ist? wo du mir nicht folgst, so wird er dich gleich mit seinem Donnerkeil erschlagen! Im 3. Kap. sucht er die Natur und Beschaffenheit eines Gewitters zu erklären. Hier fehlt es den Vf. noch etwas an den neuesten physikalischen Kenntnissen. Der Blitz, sagt der Vf., ist kein von Gott unmittelbar und ausserordentlich hervorgebrachtes Feuer, sondern ein elektrisches Feuer, welches aus den von der Erde durch Heftigkeit der Sonnenstralen in die Höhe gezogenen Schwefeldünsten, welche alle ihrer Natur nach elektrisch sind, seinen Ursprung nimmt. Es entsteht ein Blitz, wenn viele elektrische Dünste in der Luft vorhanden und vermöge ihrer Menge ziemlich zusammengepresst sind, dass nothwendig eine starke innere Bewegung unter diesen Feuertheilchen elektrischer Wolken statt finden muss. Da nun durch die in der Nähe sich befindenden Regenwolken eine Kälte in der Luft verursacht wird, und Wärme und Kälte, wie bekannt, einen Zug oder Wind hervorbringen: so müssen dadurch diese elektrischen Dünste nothwendig aneinandergestossen und in eine ganz besondere Bewegung gesetzt werden. Zwey elektrische Körper geben, wenn sie an einanderstossen, einen Funken, der ihrer Grösse proportional ist. Weil nun die elektrischen Wolken von besonderer Grösse sind, so müssen es auch die daraus entstehenden Blitze seyn, und wenn einige solcher Wolken durch den Druck der Luft in Bewegung gesetzt werden, so ist es leicht möglich, dass sie alle übrigen nach und nach in eine solche Bewegung setzen können, diess ist also der Ursprung vom Blitz." — Der Donner soll entstehen, indem sich die Luft durch die vielen elektrischen Feuertheilchen ausdehnt und geschwind wieder zusammenzieht. Vom Feuer, welches durch den Blitz entzündet werde, sagt der Vf., dass alles andere durch Leichtsinn oder Bosheit angezündete weit eher als dieses wieder gelöscht werden könne. Im 4ten und 5. Kap. werden die schädlichen und nützlichen Folgen eines Gewitters gezeigt. Die schweflichten Dünste, welche Menschen und Vieh so gefährlich wären, würden vom ätherischen Feuer des Blitzes verzehrt. 6. Kap. von einigen Mitteln gegen das Gewitter. Entfernung von unreinen Oertern und Bäumen. Vermeidung der Erhitzung des Körpers, der hohen Oerter, der Metalle. Vom Blitzableiter aber kein Wort. 7. Kap. Untersuchung der Donnerkeile, deren Unmöglichkeit dargethan wird. In der zweyten Abhandlung geht der Vf. zuerst die Stellen des neuen Testaments und der Kirchenväter durch, welche man in der römischen Kirche als Beweise für den medicinischen Gebrauch des heil. Nachtmahls braucht, und gibt ihnen die entgegengesetzte Deutung. So bemerkt er bey der vornehmsten 1 Cor. 11, 30.: Darum sind noch so viel Schwache und Kranke unter euch u. s. w. Dass damals noch der unwürdige Gebrauch des heil. Abendmals von Gott unmittelbar mit schweren Krankheiten, ja wohl gar mit dem Tode bestraft worden sey, um alle Heuchler und Scheinheilige zur Ehre seiner neuerwählten Religion daraus zu verbannen!! — Es scheint aber fast, als ob er selbst dieser Erklärung nicht recht traue, er gibt deshalb noch eine andere, welche von dem Uebermaass im Essen und Trinken und die für die Gesundheit schädlichen Folgen desselben hergenommen ist, welches die reichen Corinthier bey ihren ersten Liebesmalen oft zu Schulden kommen liessen.

Leipzig, b. Schwickert: *Tabellarische Uebersicht, welche den Gehalt der flüchtigen und festen Bestandtheile in einem Pfunde oder 16 Unzen der Mineralwasser in alphabetischer Ordnung anzeigt, die in neuern Zeiten genauer untersucht worden sind; besonders für Aerzte und Brunnenliebhaber entworfen*, von *J. C. W. Remler.* 1793. 1 Bogen.

Dergleichen Tabellen sind an sich nützlich und bequem; wenn sie nur nicht gewöhnlich den Fehler hätten, dass darin gutes und schlechtes ohne Prüfung zusammengeworfen, und falsche Resultate unter dem Anstrich von Aechtheit in Umlauf gesetzt würden. Nicht für die Hälfte des hier aufgeführten halben Hunderts Wasseranalysen würde Rec. die Richtigkeit zu verbürgen sich getrauen. So sind ihm z. B. alle Angaben verdächtig, wo *Gyps* und *Bittersalz* neben freyem *Mineralalkali* aufgeführt sind, wie bey dem *Brückenauer*, *Fachinger*, *Gasteiner*, *Oberlahnsteiner* Brunnen. Offenbar zu gross sind mehrere Angaben des Luftsäuregehalts, als: im *Biliner* Brunnen 49, und im *St. Mouritzer* Brunnen 42½ Kub. Zolle, in 16 Unzen Wasser.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Frankfurt a. M., b. Nesler: *Der selbstlehrende Uhrmacher*, oder deutliche Anweisung alle Schlag-, Geh-, Repetir- und Sonnenuhren richtig zu berechnen etc. Von einem Freund der Künsten. 2te Aufl. 1791. 208 S. 8.

Braunschweig, b. Schröder: *Der Burgfriede.* Eine Rittergeschichte aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert. 1. Th. 2te Aufl. 1794. 246 S. 8.

Neuwied, b. Gehra: *Ludwig Capet* oder *der Königsmord.* Ein Trauerspiel von *L. T. von Buri.* 2te Aufl. 1794. 160 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, bey Heyer: *Neues Journal für Staatskunde, Politik und Kameralistik*, herausgegeben von Dr. H. B. *Jaup*, Professor etc., und Dr. *A. W. Crome*, Regierungsrath etc. 1793. 8. Erstes Stück. 261 S.

Der Name der beiden Hn. Herausg. und der Inhalt des ersten Stücks genügt, um den Werth dieser neuen periodischen Schrift dem Publicum anschaulich zu machen. Dieses erste Stück enthält vier völlig ausgearbeitete und mit Belegen versehene lehrreiche Auffätze, die aber keine bloss flüchtige Journallectüre, sondern ein fleissiges Studium erfodern. I) *Beschreibung der Herrschaft Jever*, von *Crome*, statistisch vollständig im weitesten Sinne des Worts. Die Vererbung dieser Reichs-unmittelbaren Herrschaft und der mit ihr verbundenen Insel Wangeroge an die Kaiserin von Russland nach dem Tode des Fürsten von Anhalt-Zerbst hat seitdem das Interesse dieses Auffatzes noch vermehrt, welchen Hr. *Crome* theils aus persönlicher Kenntniss, theils aus neuen authentischen *datis* gezogen hat. Merkwürdig ist es, dass nach S. 35. fast gar keine adliche Gutsbesitzer im Lande sind. — Für deutsche Statistik wäre es ein sehr nützlicher Beytrag, wenn die übrigen Anhalt-Zerbstischen Lande eben so beschrieben, und auch die Theilung zwischen den drey Linien des Hauses dabey angezeigt würde. II) *Asow, der Zufluchtsort der französischen Emigranten.* Bekanntlich gelangte schon längst von Seiten des russischen Hofes an den Prinzen von Condé das Anerbieten, 6000 Emigranten eine Unterkunft am Asowischen Meere zu geben, dessen genauere Bedingungen indess dem Publicum noch nicht vorgelegt worden. Anfangs glaubte man allgemein in Deutschland, dass dieser Zufluchtsort sich auf den östlichen Theil des Kaukasischen Gouvernements erstrecke, der von der Statthalterschaft *Ekatarinoslaw* und dem Lande der donischen Kosaken eingeschlossen wird; und auch hierauf hat Hr. *C.* seine Beschreibung gegründet. Die angewiesene Provinz liegt aber am *nord*östlichen Theile des Asowischen Meeres, und enthält, ausser der Stadt *Petrowskaja*, nur 120 Dörfer. Allein demungeachtet passt auch auf diesen die so anlockende Erzählung aller Vorzüge, die Nachbarschaft der schönen Circassierinnen mit eingeschlossen; und bey der jetzt bestehenden Lage der Emigrirten und ihrem israelitischen Herumirren, bedarf es wohl kaum mehr einer aus den besten Schriftstellern, (einem *Güldenstädt*, *Hermann* u. s. w.) gezogenen so vollständigen Beschreibung des angewiesenen Landes, wie diese ist, wenn es nur eine *bleibende Stätte* ihnen gewährt. Bis jetzt scheinen indess noch die meisten Emigrirten gleichsam auf den Messias zu hoffen; wenigstens ist dieses Etablissement noch wenig benutzt worden. III) *Ueber das Verhältniss des burgundischen Kreises zu dem deutschen Reiche und den Reichsgerichten.* Hr. *Jaup* liefert hier eine gründliche und ungeachtet des abermaligen wahrscheinlich doch vorübergehenden Verlusts dieser Lande, sehr praktische staatsrechtliche Entwickelung dieser so bestrittenen Verhältnisse. Nach vorgängiger historischer Darstellung werden 1) die Reichsstandschaft, 2) die Reichs*kreis*standschaft, 3) die Präsentation zum Kammergericht, 4) der Reichslehnverband, 5) die Theilnehmung am Schutze des Reichs, und 6) der Beytrag zu den Reichssteuern und Reichsanlagen — unter den besondern Bestimmungen und Einschränkungen, welche der Vertrag von 1548 enthält, erörtert. Sodann wird aber zergliedert, in wie fern die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte noch statt finde, und in wie fern die burgundischen Kreislande noch jetzt zu Deutschland gehören. — Am Ende des Auffatzes verspricht Hr. *Crome* eine *neue* Auflage seiner *statistischen Beschreibung der Niederlande.* IV) *Allgemeine Uebersicht der Staatskräfte der kriegführenden Mächte mit Frankreich.* Eine äusserst interessante tabellarische Zusammenstellung, in welcher indess sehr viele Zahlen jetzt zu verändern, und zwar im Fortgange des Krieges fast durchgehends zu vergrössern sind. Nur die vom preussischen *Schatze* wohl nicht, den Hr. *C.* sehr freygebig taxirt. Eine merkwürdige Columne in diesen Tabellen machen die *Staatsschulden* aus, deren Kenntniss auch im Detail jetzt ein so grosses statistisches Interesse hat, dass es sehr zweckmässig wäre, wenn das Publicum von den jetzigen Finanzoperationen der Höfe richtigere Kenntniss durch sachkundige Schriftsteller bekäme, und so vor falschen Urtheilen und Maassregeln gesichert würde. — Was Hr. *C.* von dem hannöverischen *Reichscontingent* sagt, muss jetzt dahin berichtigt werden, dass es vermöge einer neuern Uebereinkunft vom kaiserlichen Hofe vertreten wird.

STUTTGART, in d. Buchdr. der H. Carlsschule: *Schwäbisches Archiv*, herausgegeben von *P. W. G. Hausleutner*, Prof. etc. I. Band 1stes Stück. 1788. 2tes Stück. 1789. 3tes Stück. 1789. 4tes Stück. 1790. 566 S.

566 S. II. Band. 1ftes Stück. 1791. 2tes St. 1792. 3tes St. 1793. 400 S. (3 Rthlr. 12 gr.)

Bey Beurtheilung diefer periodifchen Schrift haben wir ihr Entftehen und ihr Aufhören zugleich anzuzeigen. Sie trat in die Stelle des *Wagenfeilfchen Magazins von und für Schwaben*, welches wegen fehlenden Abfatzes ein frühes Ende nahm, und fie erlebte bald daffelbe Schickfal, wie im letzten Heft geklagt wird, fo dafs deren nur fieben das ganze Werk ausmachen. Es wäre indefs ungerecht, blofs hiernach den Werth beftimmen zu wollen. Eine Provincialfchrift, wie diefe, hat es in der That mit einem fehr fchwierigen Publicum zu thun. Auf dem in fo vielfache Bezirke getheilten, und fo verfchiedenartig beherrfchten und bewohnten fchwäbifchen Boden lebt auch eine Welt der verfchiedenften Lefer, deren Bildung, Gefchmack und Neigungen eben fo fonderbar von einander abftechen, als die politifchen Verhältniffe und Intereffen. Gewifs fucht jeder von ihnen in einer für alle beftimmten politifch-hiftorifchen Zeitfchrift nähere oder entferntere Beziehungen auf fich und feine Lage; wie kann dem aber in Heften zu 9—10 Bogen, deren nicht einmal alle halbe Jahre eins erfcheint, nur einigermafsen Genüge gefchehen? Der Herausg. glaubte vielleicht das Intereffe der Schrift auf mehrere Claffen von Lefern zu erftrecken, und verminderte es bey den Einzelnen, indem er fich den Plan fehr weit zeichnete. Der Reichthum in letzterm zeugte im Grunde von Armuth an Materialien. Laut der Vorrede ging der Plan auf *Gefchichte* Schwabens und der einzelnen Gebiete und Städte, *Statiftik, Literatur, Künfte, Geographie* und *Topographie, Merkwürdigkeiten der Natur, Sprache, Berichtigung* der vielen in andern Schriften vorkommenden *fehlerhaften Nachrichten* über Schwaben, Auffätze über *gemeinnützige Erfahrungen* und *Verfuche*, und endlich *Meldung des Neueften* aus Schwaben, der *Kreisverhandlungen, politifchen Veränderungen* u. d. m. Um über die Ausführung urtheilen zu können, wollen wir aus jedem Heft diejenigen Auffätze hier auszeichnen, welche uns als die erheblichften erfcheinen. I. Band. 1. St. *Beyträge zur Gefchichte und ältern Statiftik des H. Wirtemberg*; nemlich A. die *Inftruction für die öftreichifchen Statthalter und Räthe in dem H. Wirt. zu einer Verhandlung mit Prälaten und Landfchaft dafelbft*, vom K. Karl V, als er, nachdem Herzog Ulrich geächtet, und vom fchwäbifchen Bund vertrieben worden, das durch letztern eroberte, und ihm gegen 220,000 Gulden abgetretene Herzogthum 1520 in Befitz nahm. B. *Etat der Ausgaben des Fürftenthums Wirtemberg um* 1520—1521, ohne weitere verftändlichmachende Anmerkungen. C. *Tabellen von der Bevölkerung Wirtembergs in den J.* 1622, 1634, 1639 u. 1645. Sie find ein Auszug aus den bald nach der Reformation in Wirt. eingeführten Relationen der Pfarrer über den Zuftand ihrer Gemeinen, und geben für das Jahr 1622: 334,754; J. 1634: 313,002; J. 1639: 61,527; und J. 1645: 65,267 Seelen. Die fo auffallend verminderte Volksmenge diefer zwey letztern Jahre ift eine traurige Spur der Verwüftungen des 30jährigen Krieges. Es fehlen indefs in allen diefen Liften, (welche nur die Communicanten und Catechumenen begreifen,) fowohl die Kinder unter den Schuljahren, als auch mehrere ganze Orte; der Herausg. ergänzt für das J. 1622 *Erftere* durch Vergleichung der neuen vollftändigen Volksliften, und Schätzung folcher Kinder auf ⅙ des Ganzen, *Letztere* aber durch mehrere Combinationen, und bringt folchergeftalt zufammen 441,438 Einwohner heraus, da *Spittler* in Meufels hiftor. Unterfuchungen I. B. 1. St. diefelbe für das nemliche Jahr 1622 nur zu 267,356 oder höchftens 300,000 Bewohner hatte. — *Gefchichte des Erwerbs der Güter der ehemaligen Grafen von Helfenftein, welche Ulm befitzt*, und der darüber entftandenen Streitigkeiten, die vor einiger Zeit zwifchen Pfalzbayern und diefer Stadt wieder in Anregung gekommen find; — *Topographie des unmittelbaren Reichsgotteshaufes Roth*; — *Topographie von Mömpelgart, und den dazu gehörigen 9 Herrfchaften, nach dem neueften Zuftand, wie folcher durch die Convention vom 21 May 1786 zwifchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Wirtemberg feftgefetzt worden.* Beides trockene Verzeichniffe, letzteres aus gedachter Convention und der dazu gehörigen Landkarte, fo wie dem Wirtemb. Addrefsbuch und dem 37 Heft der Schlözerifchen Staatsanzeigen verfafst. — *Ueber die gefürftete Reichsgraffchaft Friedberg-Scheer*; ein fehr unbefriedigender Auszug des Briefes eines Reifenden; die Volksmenge habe 1786: 10,000 Seelen betragen etc. — *Groffing in Schwaben*; Nachricht von feiner Verhaftnehmung und feiner Verbindung mit dem Hn. Grafen *Karl* von Fugger. — *Nachricht von einem Jüngling, der fich dem böfen Geift auf 7 Jahre mit Leib und Seel ergeben gehabt* etc., ein hier wohl nicht hergehörender, an fich wenig bedeutender, Beytrag zur Erfahrungsfeelenkunde aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. — *II. St. Gefchichte des gräflich Fuggerifchen Schloffes Wellenburg.* — Gefchichte und Topographie der *Wirtemberg. Graffchaft Horburg und Herrfchaft Reichenweyer* im obern Elfafs. — *Einkhommen (des ordinarj Cammerguts) des Herzogthums Wirtemberg* um 1520—1521; ift nach dem Bemerken des Herausg. mehr eine fummarifche Schätzung der dermaligen Kammereinkünfte diefes Landes, als ein wirkliches aus genauen Rechnungen gezogenes Verzeichnifs; für denjenigen fehr intereffant, der mit eben fo nahen Details der nachherigen und gegenwärtigen Einkünfte Vergleichungen anftellen kann; die Summa Summarum beträgt 100,683 rhein. Gulden 3 Kr. — *Topographifche Befchreibung der Reichsftadt Ueberlingen und ihres Gebiets*, ein wohlgerathener, brauchbarer Auffatz; die Stadt hat nicht über 3000 Einwohner, und ihre vornehmften Nahrungsquellen von ihren wegen der vortheilhaften Lage am Boden-See ftark befuchten Getreidemärkten, Weinbau, Steinbrüchen etc. — *Ueber Gröfse, Volksmenge und Nationalreichthum des fchwäb. Kreifes, von J. D. A. Höck.* Enthält meiftentheils entweder fchon bekannte oder felbft gewagte Angaben über 9 fchwäbifche Länder, mit denen hier der Anfang gemacht wird. Um den Nationalreichthum zu erfahren, rechnet der Vf. auf jeden der 579,321 Einwohner, die 1786 in Wirtemberg lebten, im Durchfchnitt jährlich 50 Thaler zum Unterhalt und Verdienft,

dienst, wornach also die hiezu erfoderliche Summe 28,966,050 Rthlr. betragen, und, angenommen die Geschwindigkeit der Circulation wie 1 zu 4, die ganze Masse des in Wirtemberg vorhandenen baaren Geldes auf 7,241,512½ Rthlr. zu setzen seyn würde. Nach dieser gewiss sehr unsichern Methode, die wenigstens nicht einerley Anwendung bey reichen und bey armen Staaten finden kann, wird das vorhandene baare Geld in den Badenschen Ländern, bey einer Volksmenge von 200,000 Seelen, auf 3½ Millionen, (soll wohl heissen 2½ Mill.) Rthlr., im Hochstift Augsburg bey 120,000 Einwohnern auf 1½ Mill. Rthlr., in der Probstey Ellwangen, so wie in der Abtey Kempten, bey etwa 16,000 Einwohnern auf 200,000 Rthlr. u. s. f., in dem Hochstift Constanz aber gar auf 9,960,300 Rthlr. angegeben. Letzteres beruht auf einem andern sehr auffallenden Missverstand. Diesem Hochstift Constanz werden nemlich, der Himmel weiss nach welcher Schätzung? 220 Quadratmeilen (dem Herzogthum Wirtemberg vorher nur 150 Q. M.!) und nach einer Zählung fürs Jahr 1769: 897,624 Einwohner beygelegt, von welchen 100,000 auf den Helvetischen Theil des Sprengels kämen. Der Vf. verwechselt hiebey Hochstift (oder Fürstenthum) und bischöflichen Sprengel (oder Diöcese). Nur auf letztern passt jene Volkszählung, welche unsers Wissens zuerst Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten N. 27. J. 1781. nach dem zu Constanz 1769 gedruckten *Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum dioeceseos Const.* bekannt gemacht hat. Das Hochstift selber aber, so weit es im schwäbischen Kreise belegen, kann bey seinen 2 Städten, 7 Dörfern etc. wohl nicht mehr als 10,800 Einwohner enthalten, welche ihm in *Haids* statist. Tabellen beygelegt werden. Der Herausg. macht dieses auch in einer Anmerkung bemerklich; desto mehr wundern wir uns, dass er einen Aufsatz mit aufnahm, dessen Unreifheit wir noch mit einem andern Beyspiel belegen wollen: „die gröfste Ausdehnung des Fürstenthums Oettingen von Norden gegen Süden betrage 6, und von Osten gegen Westen 4 Meilen; der Flächenraum *also* 24 Q. M.; (ist denn das Land ein reguläres Viereck?) *Da* man *nun* auf eine Q.Meile 3200 Einwohner rechnen *dürfe*, (welche Prämisse erlaubte diess?) *so* betrage die ganze Volksmenge 76,800." Der Probstey Ellwangen werden nur 2000 Einwohner auf jede ihrer 8 Q. M. beygelegt, und hiernach jene so äusserst willkührlich auf 16,000 überhaupt berechnet. — *Tabelle über die Unglücksfälle im H. Wirtemberg in den J. 1782 bis 1788*, aus den Stuttgardter wöchentlichen Anzeigen ausgezogen, ist für den Beobachter, der auch in dieser Art von Todesfällen, wie überhaupt im Sterben der Menschen eine gewisse Ordnung bemerkt, sehr interessant; wir vermissen aber darunter die Unglücksfälle durch Mord, Selbstmord, Blitz etc. — *Convention zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Wirtemberg, die Grenzen der Grafschaft Mömpelgart betreffend*, vom 21. May 1786, eigentlich in einiger Abkürzung des deutschen Textes. — Den Schluss dieses Heftes machen *Volkslisten des H. Wirtemberg* vom Jahr 1788, deren Totalsumme, mit Einschluss des Wirtemberg. Antheils an Limpurg, jedoch ohne Mömpelgart 589,713 Seelen beträgt. Die Markgrafschaft Baden hatte 1786 nach obrigkeitlicher Zählung: 189,526 Einwohner, wovon 106,901 auf den Durlachischen, und 82,625 auf den B. Badenschen Theil, und wozu noch die Aemter Beinheim und Rodemachern in Elsass und Lothringen, so wie die fremden Dienstboten, Juden und das Militär hinzuzurechnen sind, dass also die Hauptsumme von 200,000 Einwohnern sehr glaublich wird. — *III. St. Jakob Brucker*; eine sehr lesenswerthe Biographie dieses zu Augsburg 1696 gebornen berühmten Verfassers der kritischen Geschichte der Philosophie, mit einem Verzeichniss seiner Schriften. — *Die bischöfliche Diöcese Konstanz*, ein Auszug aus einem 1789 zu Konstanz gedruckten Addresskalender. — *Schwäbisches Idiotikon. Erster Beytrag*; worunter indessen viele Wörter vorkommen, die auch in andern deutschen Gegenden völlig einheimisch sind. — *Ueber die Bevölkerung Wirtembergs im J. 1622*; enthält in einem Schreiben an den Herausg. und dessen Antwort hierauf gute Anmerkungen und Berichtigungen über vorgedachten Aufsatz im ersten Stück. — *Schulwesen in Memmingen und Lindau*, mit ausführlichen Lectionscatalogen; erwarb sich hier eine Stelle wohl nur als Widerlegung einer anderwärtigen falschen Nachricht. — *Volkszahl der Reichsstadt Ueberlingen*, nemlich 3117, und ihres Gebiets 3214, zusammen 6331 Seelen im Jahr 1789. — *Schlüsse der schwäbischen Kreisversammlung* vom J. 1789. — — *IV. Stück. Beschluss der Abhandlung über Gröfse, Volksmenge und Nationalreichthum*, holt noch von den kleinern Kreislanden sehr unvollständig die Angaben der Einwohnerzahl nach *Haids* statistischen Tabellen nach, und gibt dem ganzen Kreise 2 Mill. Menschen, und eine Masse von 25 Mill. Thaler vorhandenen baaren Geldes. — *Briefe über die Revolution in Frankreich*, geschrieben vom 23 Jul. bis 2 Oct. 1789, lassen sich sehr gut lesen, da sie die dortigen ersten Auftritte mit lebhaften Farben schildern; wie kommen sie aber in diese Zeitschrift? — *Observation pour la Ser. Maison de Wirtemberg sur les arrêtés de l'Assemblée nationale de France du 4 Aout 1789*. — *Fragen über Mömpelgart, und deren Beantwortung*, über einige statistische und historische Angelegenheiten dieses Landes; die Bevölkerung der eigentlichen Grafschaft Mömpelgart wird auf 15,000 Seelen angegeben, und die der dazu gehörigen 9 Herrschaften zusammen auf ungefähr 35,000 höchstens geschätzt. — Schliesslich noch *Bevölkerungstabellen*, wonach das Herzogthum Wirtemberg, mit Einschluss des Antheils an Limpurg, aber mit Ausschluss von Mömpelgart und den französischen Herrschaften im J. 1789: 592,073 Einwohner zählte.

II. Band. 1. Stück. Nikodem Frischlin, der unglückliche Wirtembergische Gelehrte und Dichter; zu seinem Andenken von *Conz*; eine ausführliche wohlgeschriebene Biographie dieses Mannes, der in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts besonders durch Misshelligkeiten mit seinen gelehrten Zeitgenossen merkwürdig ward. — *Topographische Beschreibung der Reichsstadt Wangen und ihres Gebiets*; die Stadt selbst hat nur 1800 Seelen. — *Vom Torf in Oberbaldingen.* — *Vom Kloster*

ster Reichenbach vor dem Schwarzwald bey Freudenstadt. — *Bürgerzahl von Memmingen.* — *Teufelsgeschichten aus dem vorigen Jahrhundert,* die das mit dergleichen schon genug ermüdete Publicum dem Herausg. gern erlassen hätte. — *Conclusa der Kreisversammlung zu Ulm* im May und Jun. 1790. — *II. Stück.* Kurze Biographie des *Joh. Matthias Haas*, (geb. 1684, gest. 1742,) des besonders durch seine vortrefflichen Landkarten berühmt gewordenen Mathematikers und Geographen. — *Von dem Alter und den Malereyen der Kirche zu Weilheim*, einer Wirtemberg. Landstadt. — *Die älteste Periode der Wirtembergischen Geschichte bis auf Graf Ulrich I, den Stifter, oder mit dem Daumen*; diese kurze Abhandlung ist keine ausgearbeitete Geschichte dieser Periode bis Ulrich I, (st. 1265), sondern enthält nur einzelne, aber sehr brauchbare, Ideen über die äusserste Dunkelheit dieses Zeitraums, (welcher von den Wirtemberg. Regenten kaum die Namen auf uns gebracht hat, wenn gleich Städte und einige Schlösser schon in der damaligen Geschichte glänzen,) über die Bewandniss der damaligen Lehens- und Dienstverfassung, über die Menge und Macht der Vasallen, deren Zahl 1442 über 250 stieg, und jetzt kaum den vierten Theil beträgt u. d. m. Eine Frage, warum man von den ältesten Grafen von Wirtemberg, die doch immer die wichtigsten in Schwaben waren, wirklich weniger aufgezeichnet finde, als von denen von Tübingen, Calw, Urach und Hohenberg? wird sehr richtig dahin beantwortet, dass sie besonders nicht so beträchtliche Schenkungen an Klöster machten, als letztere, mithin auch nicht in eben so viel Klosterdonationen, Befreyungen u. d. gl. prangen konnten, wodurch sie aber auch auf der andern Seite zur mehrern Zusammenhaltung ihrer Macht ungemein beytrugen. Angehängt ist eine synchronistische Tafel über sämmtliche vor Ulrich I bekannte Grafen von Wirtemberg von 1080 bis 1246. — *Topographische Beschreibung der Reichsstadt Biberach,* die an 6000 Seelen, mehr Evangelische als Katholische, und darunter 829 Bürger enthält, und ein Gebiet von 25 Dörfern, Weilern etc. hat. Dergleichen Topographien sind dem Zweck einer solchen Zeitschrift unstreitig weit angemessener, als lange Biographien, Teufelsgeschichten und dergleichen Allerley, wodurch sie nur das Ansehen einer kleinen Krambude gewinnt, die Alles, und von allem so viel als Nichts darbietet. — *Vier Ulmische Hochzeitordnungen.* — *Geschichte des Frauenklosters Ober-Schönefeld* in der Markgrafschaft Burgau. — *Versuch eines Idiotikons aus der Wirtembergischen Baar*; 1 Lieferung; ist ein sehr wohlgerathener Versuch, obgleich das Areal des vorgesetzten Sammlungsplanes nur klein ist; nach vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen folgt der idiotische Gebrauch einzelner Buchstaben, der Selbst- und Doppellauter mit ihren Veränderungen, und der Mitlauter in ihrer Auslassung, Verdoppelung und Verwechslung. Vorbehalten sind nun noch die einzelnen idiotischen Wörter, Redensarten, Sprüchwörter etc., und wir wünschten, dass die Fortsetzung wirklich erfolgen möchte, da die Anlage von philosophischer Hand gezeichnet ist. — *Offenbarungen*, die ein noch lebender ehrlicher Zunftmeister H. in U. an sich erfahren haben will, und selbst niedergeschrieben hat; ein abermaliger Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde, dessen Würdigung wir andern überlassen. — — *III. Stück. Tabellen und Resultate aus den Stuttgarter Kirchenregistern gezogen*, von K.; ist unstreitig einer der vorzüglichsten, lehrreichsten Aufsätze des ganzen Archivs, der sich in seiner Art an Süssmilchs vortrefliches Werk sehr gut anschliesst. Derselbe ist zu reichhaltig, als dass wir aus ihm nur einiges herausheben möchten, und um der Versuchung, alle seine Resultate hier kurz zu concentriren, auszuweichen, bemerken wir bloss, dass aus dem zum Theil schon von 1700 an bis 1789 — 1790 abgedruckten Kirchenlisten von Stuttgart Betrachtungen und Folgerungen in dieser Ordnung gezogen worden; über das Verhältniss der Gebornen zu den Gestorbenen und beider zu den Lebenden, zu welchem Behuf der Vf. die Bevölkerung gedachter Stadt bey den darüber von einander so abweichenden Angaben verschiedener Schriftsteller auf 19,950 Personen ausmittelt,) über die Ordnung der Sterbenden nach dem Alter, nach den Krankheiten, nach den Jahrszeiten, über die Ehen, eheliche Fruchtbarkeit etc., über die Ordnung der ehelichen Fruchtbarkeit nach den Jahreszeiten, und über die Ordnung der Sterblichkeit unter den Geistlichen Wirtembergs. Dieser Aufsatz ist übrigens auch noch besonders abgedruckt unter demselben Titel zu *Frankfurt* und *Leipzig* 1793. 36 S. herausgekommen, und in dieser Gestalt bereits von einem andern Recensenten der A. L. Z. in No. 146. näher angezeigt worden. — *Sebastian Ilsungs Wallfahrt nach St. Jago und andern H. Orten in Spanien, im J. 1446.* — *Das Bisthum Constanz*, zweyter Beytrag; ist ein Auszug aus dem *Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum Dioeceseos Constantiensis ad annum 1779. Constantiae* in 8., und gibt aus dessen Vorrede zuerst einen Begriff von der ehemaligen Grösse der Constanzer *Diöcese*, und dem, was dieser entzogen worden, sodann eine Uebersicht der zu ihr gehörigen Geistlichkeit. Diese bestehet, alles Verlustes ungeachtet, noch in ungefähr 3000 Weltgeistlichen, 2882 Regulargeistlichen männlichen, und 3013 Regulargeistlichen weiblichen Geschlechts, und 160 Einsiedlern, zusammen also etwa 9000 Personen. Auffallend ist hier besonders das Verhältniss der Religiosen, und überhaupt die Erscheinung, dass sie sich seit der Reformation in Deutschland, wenigstens in der Constanzer Diöcese, vermehrt haben. — Zum Beschluss *Biographische Nachrichten* über Thom. *Wizenmann* und Tob. *Mayer*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. October 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Halberstadt, b. Groffens Erben: *Rheinreife*, herausgegeben vom Freyherrn von *Wakkerbart*. 1794. XII und 361 S. 8.

Ein ehemaliger Göttingifcher Mufenfohn gibt in diefen Bogen Bericht von einer Excurfion, die er 1791 von Göttingen aus in der Rheingegend machte. In einem etwas zuverfichtlichen Ton, (der dem Vf. wohl noch von jener Zeit, — fo wie die luftige Studentenlaune und einige Studentenausdrücke, als *Philifterpferd*, *ausziehen* ft. davon laufen, und Göttingifche Volksidiotismen als, die *ganzen* Bewohner ft. alle, fo wie man dort zu fagen pflegt, die ganzen Burfchen u. d. gl. — anhingen,) empfielt er in der Vorrede fein Büchlein „geradezu dem jetzigen Zeitalter," und glaubt, dafs es weder unbrauchbar noch völlig überflüffig feyn möchte. Er habe nemlich darin die Extreme anderer Reifebefchreibungen über die Rheingegenden vermieden, welche „entweder flüchtig darüber weg gehen „oder die Sache in einer unangenehmen Weitfchweifig„keit und tödenden Langenweile mit fich fort zerren" u. f. w. — Um mit dem Vf. einerley Meynung zu feyn, müfste, wie er felbft ironifch vorausfetzt, der Rec. nichts weiter als die — doch fchon ziemlich langweilige — Vorrede gelefen haben. So aber mufs er, nach Vollendung des peinlichen Durchlefens eines ganzen Alphabets bekennen, dafs er, aufser vielen witzelnden höchftweitfchweifigen und platten Erzählungen von alltäglichen Reifevorfällen und Anekdoten, Geift- und Gefchmacklofen Bemerkungen, — (welche wohl kein Lefer, wie der Vf. befürchtet, für Plagiate aus Schriftftellern wie *Risbeck*, *Forfter* u. f. w. die er, wir begreifen nicht warum? und auf was Art und Weife? feine *Quellen* nennt, aus welchen er diefe Nachrichten gefchöpft habe, anfehn wird) — nur allenfalls in dem letzten Viertel diefer Bogenzahl einige lesbare, aber durch den fchlechten Vortrag und die eigne Manier des Vf. zum Theil entftellte Nachrichten angetroffen hat. Die Geduld des Lefers wird aber durch den Inhalt der gröfsern erftern Hälfte fo fehr auf die Probe geftellt, dafs faft zu beforgen fteht, nur fehr wenige möchten es um einigen wenigen beffern Nachrichten willen bis zum letzten Viertel aushalten. Einige Proben von der Schreib- und Bemerkungsart des Vfs. mögen hier zum Beweife ftehen. — Die Abreife von Göttingen hatte wegen der Langfamkeit des Reifegefährten unfers Vfs. eines Doctors der heiligen Theologie, grofse Schwierigkeiten, bis fie endlich „*mit der Hülfe unfers Heilandes und der Mutter Gottes*" (ift als ein luftiger Einfall zu verftehen! denn der Vf. möchte gern für einen ftarken Geift gelten) fertig wurde. Ueber die Theologen, denen unfer Student eine Menge Ehrentitel beylegt, befonders aber über diefen feinen Reifegefährten, macht er fich oft luftig; dagegen aber will er von feinem andern Reifegefärten kein Wort fagen, „weil ihm *wahre* Freund„fchaft heilig ift, und diefer ihn gebeten hat, feiner in „der projectirten Reifebefchreibung nicht zu geden„ken," — woran der Freund denn auch wohl that. Bey dem nächtlichen Einzuge in Kaffel, verbarg fich „der Liebenden Zeuge, der Mond, im düftern Gewande:" auch kommen hier optifche Bemerkungen über die fich, „*kreuzweis und alle mäfsig durchfchneidenden brennenden Reihen*, (die Gaffenlampen in Kaffel) die, von der Sangerhäuferhöhe, hier ein Erdauswuchs genannt, angefehen, tief in einem Abgrunde ftralten" u. d. gl. vor. Die Bibliotheken in Kaffel, fo wie alle Bibliotheken auf diefer Reife waren nicht werth, dafs er feine *göttlichen Augenblicke* dabey tödtete! Aber, noch nie hatte den Vf." ein *lebloses Frauenzimmer* fo gerührt, als die Minerva in der dortigen Antikenfammlung. In der Sammlung der von Korkholz gefchnitzten römifchen Ruinen, erwarb er fich eigentliche Kenntniffe von der Befchaffenheit der römifchen Schaufpiele: denn „oft hatte er von römifchen Schaufpielen *und von andern Dingen erzählen gehört*" nun erft fah er ein, „dafs die „Schaufpieler bey den Römern nicht wie bey uns auf „dem einen Ende des Schaufpielhaufes erhöht ftanden „fondern *ganz unten mitten auf den Platze* fpielten, und „die Zufchauer *um fie herum* fafsen." — Die Figur des Herkules auf der Spitze des Berges oberhalb Weiffenftein ift — 13 Fufs hoch (ein lächerlicher, aber nicht verbefferter Druck oder Schreibfehler?) und doch haben in dem Schenkel einige Perfonen Platz, die denn „weiter hinauf zum Kopfe fpazieren können." — In Wabern fand der Vf. und die ganze Poftwagen-Gefellfchaft fich „fchrecklich getäufcht," weil fie das dortige Jagd-Schlofs, welches fie „recht fehr bewundern wollten" nicht fo fchön fanden, als man ihnen gefagt hatte. — In Wetzlar beluftigte er fich über den fchönen „Grofsvaterftuhl" des Kammerrichters, und calkulirt, wie viel Bogen die Menge von Kanzleyfchreibern, wohl in einem Tage, Jahre und in einem Jahrhundert bekritzeln können. Beym Einzuge in Frankfurt a. M. verfichert er; dafs Carl der Grofse in den verfloſsnen 10 Jahrhunderten keinen gröfsern Bewunderer und Verehrer als ihn gehabt habe und beklagt nichts mehr, als diefen, „*beyfpiellofen Kayfer* felbft nicht wenigftens mit einem Blick betrachten zu können." Auch berichtigt er fein Urtheil über Büchermeffen: denn man hatte ihm bis dahin gefagt, auch in Frankf. gebe es, wie in Leip-

Leipzig, dergleichen. Des „Herrn General Custine's" Brandschatzung in Frankfurt, findet er nichts weniger als tadelswürdig, weil Friedrich der Grosse auch brandschatzte, und in diesem Fall, „der hochaufsehen-„den stolzen, aber auch nur bloss der stolzen, Frey-„reichsstädter unverzeihlicher Hochmuth dadurch einiger-„massen erniedrigt ward." „An Festtagen glaubt man „hier ehemalige Pairs von Frankreich, Grandes von „Spanien und Lords von Grossbrittanien zu sehen, *un-„terdessen es Kaufleute sind.*" — Jenseits Frkft. findet der Vf. „die deutsche Mundart ziemlich weich und „nichts mehr von dem Platten, alles *haucht* mehr, dehnt „die Worte *nachlässig im schläfrigen Munde umher*, und „scheint beynahe mehr zu *speyen* als zu reden." — Das ungeheuere *vernunftlose Weinfass* in Heidelberg, unterhielt ihn nicht sonderlich. — In Mannheim ist alles öde und leer und nur hie und da sieht man einen Hund laufen, der überdiess noch *seinen Schwanz zwischen den Beinen trägt etc.* — — Aber wahrlich der Vf. welches vielleicht gar der auf dem Titel bloss als Herausgeber genannte Hr. Freyherr in höchst eigner Person sind, misbraucht das Privilegium ein schlechter Schriftsteller seyn zu dürfen über alle Gebühr! und Rec. muss es dahin gestellt seyn lassen, ob die folgenden etwas erträglichern Nachrichten von der Rheinfahrt bis Koblenz, von dieser Stadt und ihrer Gegend, ferner von Kölln und der reichen Naturalien- und Kunstsammlung des B. v. *Hüpsch* und dem geschickten Künstler *Hardi* daselbst, u. s. w. seine Leser für die „tödende Langenweile" der bis dahin ausgehaltnen Lectüre, in etwas schadlos halten können. — Dem Exemplar des Rec. dieser Reisebeschreibung, sind einige hart colorirte Kupfer in Querfolio beygelegt, wovon er aber weder Anzeige in dem Buch selbst, noch sonst einen weitern Bezug auf den Inhalt findet, als dass darin die Städte berührt werden, von deren Gegenden diese Blätter einige Ansichten liefern. Dem sey nun aber wie ihm wolle; es lässt sich von diesen Blättern nichts weiter sagen als dass sie der Reisebeschreibung völlig analog, und ohne Geist und Geschmack ausgeführt sind.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches Statistisch-topographisches Lexicon von Schwaben*, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer; Flecken, Höfe, Berge, Thäler. Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u. s. w. I Band. 1791. 987 S. II B. 1792. 1270 S. 8.

Der ausgehängte Schild verspricht, wie sich leicht denken lässt, mehr, als das Werk selbst nach dem eigenen Geständniss des Herausgebers (eines gewissen H. *Röders*, Diaconus zu Marbach im Wirtembergischen,) leistet. Wir könnten eine ansehnliche Liste, von Weilern und Höfen, die mit Stillschweigen übergangen sind, liefern, begnügen uns aber, nur einiger ausgelassenen Dörfer und Gegenden zu erwähnen; z. B. Bekingen (Heilbronn.) Ottenweiler (Biberach.) Kochenthürn (deutsch. Ord.) Witzenberg (Aft. Kempt.) Sohl (Ueberling.) Gäu (getreidereiche Gegend im Wirtemberg zwischen Heiterbach, Nagold, Herrenberg und Tübingen) Lauterthal, Murrgau, u. s. w. Die Beschreibung der reichsritterschaftlichen Güter hat die meisten Lücken, und wird dieselbe auch bey einer neuen Ausgabe behalten; so lange die Reichsritterschaft politische Gründe hat, ihre Matrikel und den Umfang ihrer Besitzungen geheim zu halten. Doch fehlt es auch hierin nicht an Unrichtigkeiten und Mängeln, die leicht zu vermeiden gewesen wären; sogar nicht an solchen, die schon aus Büsching hätten ergänzt werden können. So fehlen Pfauhausen, Mühlbach, Köhendorf (das im Umfange von Schwaben liegt, also in des H. Plan gehörte) u. s. w. Oberbechingen ist dem Rittercanton Donau einverleibt, und kam nie an Wirtemberg, sondern an die Gemahlin, jetzt Wittwe Herzogs Carl von Wirtemberg. Bürg gehört einer Linie der Freyherrn von Gemmingen, und zum Fränkischen Canton Ottenwald. Unter den übrigen Artikeln zeichnen sich diejenigen, die das Vaterland des H. und einige Reichsstädte betreffen, durch Vollständigkeit und Richtigkeit aus. Bey andern scheint es dem H. manchmal an sicheren und hinlänglichen Nachrichten gefehlt zu haben. Sollte nicht die Bevölkerung der Grafschaft Königsegg, Rothenfels, der Herrschaften Mindelheim und Schwabeck und der Reichsstadt Biberach viel zu hoch angegeben seyn? Die Volksmenge von Geroldseck, Wiesensteig, Tettnang und Langenargen hätte wenigstens aus Haids statistischen Tabellen bestimmt werden können. Isni gehörte den Grafen von Nellenburg und kam dann 1306 durch Kauf an die Truchsessen von Waldburg. Diese waren also nicht bloss Vögte, wie im I. B. S. 832. behauptet wird, sondern Herrn der Stadt. Auch bey Wirtemberg nimmt Bestimtheit und Richtigkeit der Angaben da ab, wo der H. oder sein Gehülfe aufhört, Geograph zu seyn, und in das Feld der Statistik und des Staatsrechts übergeht. Zur Probe nur einige Beyspiele. Die Regierungsverfassung im Herzogthum Wirtemberg möchten wir nicht mit dem Vf. des Artikels Wirtemberg eine Mischung von Monarchie und Aristokratie, sondern lieber eine eingeschränkte Monarchie nennen. S. 1106. sagt der Vf. „der engere Ausschuss („der wirt. „Landschaft) besteht aus 2 Prälaten, 6 Bürgermeistern, un-„ter welchen 3 von den 3. Hauptstädten sind, den Consu-„lenten, welche Rechtsgelehrte sind, dem Landschaft-Advocaten und Secretär." Richtiger würde es vielleicht so heissen. Der engere Ausschuss besteht aus 2 Prälaten und 6 Städtedeputirten. Unter diesen pflegt immer die Hälfte aus den 3 Hauptstädten zu seyn. Der Ausschuss hat seinen Advocaten, seinen Secretär und Consulenten, so viel er deren bedarf. Was der Vf. S. 1110. vom Surrogat, des dreyssigsten sagt, bedarf einer Berichtigung. Nicht das Surrogat, sondern die wirkliche Abgabe des dreyssigsten Theils der Feldproducte ist 1694. eingeführt worden. Sie wurde freylich auf dem Landtage von 1739. wieder abgestellt; aber an ihre Stelle trat nun ein jährlicher Beytrag von 100000 Gulden, der eigentlich den Namen *surrogatum tricesimarum* führt. Bey der Aufzählung der Landesprivilegien: die wörtlich aus Breyer übersetzt ist, hätten die Rechte der Bürger überhaupt von den Vorrechten der Landstände unterschieden werden sollen. Von dem Postwesen im Wirtenbergischen hätten

hätten wir eine bestimmtere Nachricht erwartet. Die fahrenden Reichsposten hören mit dem Jahre 1805. auf. Die reitende besitzt Taxis Kraft einer wechselsweisen Uebereinkunft von 1670. Der Wirkungskreis der Regierung und des Tutelarrathscollegii ist nicht richtig angegeben. Was der Vf. S. 1136. vom Wirtembergischen *Privilegium de non appellando* sagt, ist seichte. Er scheint von dem, was eigentlich Streitpunct dabey ist, keinen Begriff zu haben. Die Bemerkungen über die wirt. Mannschaftsstellung zur Reichsarmee verrathen völlige Unkunde der deutschen Militärverfassung und des Reichsschlusses von 1681. Was der Vf. von der Verfassung der Civilgerichtsbarkeit S. 1140. gedenkt, ist mit vielen Unrichtigkeiten vermengt. Nicht nur in geringen, sondern in den wichtigsten Civilsachen dürfen die niedern Gerichte entscheiden. Von der Beschaffenheit und Grösse des Gegenstandes hängt nur die Zulässigkeit der Appellation ab. Statt der gesetzlichen 20 Pfund Heller nimmt die Praxis nicht 14 *f.* 20, sondern 20 *f.* zum Maasstab. Die Tyrolischen Lehen werden nicht mehr zu Inspruck, sondern seit 1772 zu Freyburg empfangen. Richtig bemerkt der Vf. S. 1128, dass alle nach dem Passauischen Vertrag erworbene Güter nicht zur Oesterreichischen Erbfolge (die aber sich auf eine seit 1740 erloschene und nur von einem der Glieder des herz. Hauses neuerlich anerkannte Anwartschaft gründet,) gehören. Die vielen Incorporationen, die bisher durch Verträge zwischen Regenten und Landständen geschehen sind, könnten und sollten doch wohl das Reichslehen nicht zum Vortheil Oesterreichs und zum Nachtheil der weiblichen Nachkommenschaft des Hauses vergrössern.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Voss: *C. Duclos geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten.* Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. 1793. *Dritter* (u. letzter) Theil. 174 S. gr. 8. (14 gr.)

Langsam, aber mit Ueberlegung, gegen die herrschende Uebersetzersitte, ist nun diese Verdeutschung auf eine des Originals würdige Art vollendet. Dass ihr Vorzug besonders in *dem* bestehe, was der Uebersetzer aus seinem Eigenen hinzugethan hat, können sich die Leser der A. L. Z. aus Nr. 131 und Nr. 343. d. J. 1792. erinnern. Diesen Vorzug behauptet sie auch im vorliegenden Bande; am meisten durch den beygefügten *Anhang*, wodurch der Uebersetzer sein Versprechen, verschiedene wichtige Punkte der Geschichte jenes Zeitraums näher zu beleuchten und zugleich den Werth der vornehmsten Quellen derselben vergleichungsweise zu würdigen, sehr befriedigend in Erfüllung bringt. Auch hier findet man wieder eine Fülle von Betrachtungen und Combinationen; einen Reichthum von Bemerkungen zur Critik der Geschichte; einen ergiebigen Stoff zu eigenem Nachforschen und Nachdenken.

I. *Ueber den Prinzen von Vaudemont und dessen Einverständniss mit den Feinden Frankreichs.* — II. *Ueber die Königin von Spanien, Philipps V. erste Gemahlin.* — III. *Todesfälle in der Familie Ludwigs XIV. und daraus entsprungenen Verdacht gegen den Herzog von Orleans* (wobey eine Parentation auf *Philipp - Egalité* nach Würdigkeit.) IV. *Mademois. Chonin.* — V. *Der Tod des Herzogs von Bourgogne war ein Trauerfall für die Menschheit*, (eine Hypothese, deren Ungrund daher gezeigt wird, weil die Trefflichkeit des Herzogs nicht natürlich, nicht *sein* Werk, sondern ein Werk der Kunst war.) VI. *Die Prinzessin dei Ursini und gelegentlich Frau von Maintenon* (eine sehr anziehende Parallele.) VII. *D'Aguesseau und die Jansenisten-Händel in Frankreich* (für den Kenner wohl am wenigsten genugthuend; der Uebersetzer befindet sich hier, wie es scheint, an den Küsten einer *terra incognita*.) VIII. *Louvois.* IX. *Ueber K. Wilhelm III. von Engl. Aeusserung: wenn ich seine* (Ludwigs XIV) *Freundschaft nicht erlangen kann, so will ich wenigstens seine Achtung erzwingen.* X. *Ludwig XIV. und gelegentlich Voltaire* (über welchen, wie durchgehends, ein strenges, aber mit Gründen belegtes, Urtheil ergeht. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt ein schätzbarer Beytrag zu *Revisionen*, deren die Geschichte so sehr bedarf. — „S. 132. Insofern Voltaires Schilderung darauf angelegt war, die öffentliche Meynung irre zu führen, „die Sache des Volks länger verrathen zu lassen, durch „die verdächtige Stimme pensionslustiger schöner Geister, ehrgeiziger Grossen, oder eitler und kurzsichtiger „Patrioten, das Geschrey der Menschheit und den Unwillen des freyen Denkers zu ersticken; insofern war „es allerdings ein nothwendiger Schritt bey einer „Revolution wie die Französische, dass jenes lügenhafte Gemählde von Hofglanz und Fürstenpracht „durch die schauderhafteste Darstellung von Volkselend und Herrscherfreveln verdrängt wurde. Auf „die Geschichte dürfen aber zufällige Bedürfnisse der „Zeit und der Umstände keinen Einfluss haben; sie „kann daher jenes Gemählde, das einen grossen „Kopf zum Urheber hat, mit Absonderung dessen, „was Bestechungen mancher Art dabey verschuldet „haben, wieder hervorsuchen, und eher zur Grundlage ihres Urtheils nehmen, als leidenschaftliche oder „in unsern Zeiten verdienstlose Schmähungen." — S. 135. „Wirklich fehlte Ludwig XIV. nichts weiter, „als ein grosser Mensch zu seyn; denn *König* war er „im höchsten Grade in jedem Sinn dieses Worts, in „jeder bösen und guten Wirkung dieser Eigenschaft. „Daher lässt sich an ihm das vollständigste und *allseitigste* Bild eines Königs abstrahiren; und alles, was „den Einfluss der königlichen Würde auf den Staat „und auf den Menschen, der sie besitzt, betreffen „kann, jede Empfindung der Bewunderung, des Mitleidens, des Unwillens, die der Stelle eines Königs „in allen ihren psychologischen und politischen Beziehungen gebühren kann, findet sich in der Ge-

„schichte Ludwigs XIV. erschöpft. In dieser Rück-„sicht sind die Memoiren des Herzogs von Saint-Si-„mon, bey allen ihren Fehlern, einer von den kost-„barsten Schätzen, welche die Literatur aufzuweisen „hat, weil sie mit unkünstlichen, aber wahren und in „ihrer Art einzigen Zügen dieses lehrreichste aller Bil-„der ausmachten (ausmahlen?)" — S. 136. „Voltaire „hätte sich schwerlich herabgelassen, durch sein Ge-„mählde von der Regierung Ludwigs XIV. der Con-„venienz höherer Stände, mit welchen er sich gern, und, „bey der französischen Lebensart, leicht vermengte, „zu fröhnen, wenn er vorausgesehen hätte, dass der „Ausgang eines Jahrhunderts, über dessen Geist er „zu herrschen glaubte, seine Schwäche so gewaltig bloss „stellen würde. Er wusste es selbst gewiss nicht, dass „er unter seiner zügellosen und sectirenden Freygeiste-„rey auf der einen Seite dazu beytrug, eine Stim-„mung zu bilden, welche seine royalistischen und ari-„stokratischen Nebenschliche auf der andern Seite *ad* „*absurdum* reduciren würde. Sein Hass gegen die Re-„ligion und gegen die Geistlichkeit war mit vieler „Persönlichkeit vermischt, weil sich jene in seinem „Vaterland ohne Unterlass zwischen ihm und dem „Thron gestellt hatten. Wenn ihm Laune und Phan-„tasie zuweilen verleiteten, auch des Thrones nicht „zu schonen; so kann man mit Sicherheit behaupten, „dass in solchen Fällen bey ihm nur der Verstand mit „dem Charakter davonlief; denn er bedurfte des Throns, „und hasste die Gleichheit so herzlich wie ein Edel-„mann, was er zu seyn auch keineswegs verschmäh-„te. In einer merkwürdigen Processsache, die als eine „Epoche der Gährung angesehen werden kann, aus „welcher endlich das Reich der Sansculotten hervor-„gegangen ist (die bekannte Sache des Grafen von „*Morangies*), nahm V. mit würklich collegialischen Ei-„fer die Partey des Adels." — XI. *Charakter des Herz. v. Noailles.* XII. *Charakter des Herz. v. Richelieu.* XIII. *Massillon.* XIV. *Ueber eine bey der Krönung Ludwigs XV. zum erstenmahl unterlassene Formalität.* XV. *Ende des Cardinals Dubois.* XVI. *Verstellung Ludwigs XV. gegen den Herzog von Bourbon.* XVII. *Unterhandlungen zwischen dem König von Preussen und dem Herz. von Richelieu.* XVIII. *Allgemeine Betrachtungen über Duclos Schilderung der französischen Staatsverwaltung.* (Ganz ohne Vergleich das wichtigste Bruchstück von allen! Er beginnt mit der einfachen, aber viel umfassenden Frage: „war die Franz. Revolution *nothwendig* oder nicht? „d. h. kam sie in der allgemeinen Stimmung der „Nation, in dem grösern Gang früherer Begebenhei-„ten, in den Fortschritten des menschlichen Geistes, „natürlich und unvermeidlich herbey? oder hat sie „sich aus *zufälligen* Umständen, wie einzelnen Lei-„denschaften, einseitigen Complotten, Ueberspannung, „Illusion, Dünkel gewisser Köpfe, vorzüglich entspon-„nen?" — Jenes wird behauptet; und den Beweiss davon führt der Uebers. aus der Geschichte, durch eine nachdrucksvolle Zusammenstellung von Thatsachen, die zwar an sich bekannt genug sind, aber doch immer einer Wiederhohlung bedürftig bleiben, weil sie bald entstellt, bald, der Geschichte zum Hohn, sogar geläugnet werden. Nach Vollendung dieses Beweises wird einer Missdeutung, die auch hier nur zu leicht seyn möchte, nachdrücklich vorgebeugt. „Es „wäre Unsinn, heisst es S. 168., den moralischen „Grund dieser Nothwendigkeit (nach der angegebenen „Bestimmung) durch statistische Data entkräften zu „wollen; so wie es Irrthum ist, sich einzubilden, dass „die Ueberzeugung; die Revolution sey nothwendig „gewesen, den Glauben in sich schliesse, sie sey wün-„schenswerth und nachahmungswürdig; ja dieser Irr-„thum kann sogar, nach dem Maass der Ansprüche „auf Vernunft und Wahrheit in denen, die ihn ver-„breiten, einen hohen Grad von Immoralität erhal-„ten." — Zuletzt wird noch auf einen gewissen feh-lerhaften Zirkel, der bis jetzt an den meisten Critiken der franz. Revol. zu bemerken gewesen sey, aufmerksam gemacht. „Es lag nemlich (S. 173. Note,) im „Wesen der Grunsätze, welche die franz. Reformato-„ren aufstellten, ihre Erweisslichkeit zu verlieren, „(besser: dass sie ihre E. verlieren mussten) sobald sie „auf eine so vielseitige, bewegliche, lebendige Würk-„lichkeit, wie Staat, Volk, Mensch, aus der sie ur-„sprünglich abstrahirt waren, zurück angewandt wur-„den. Da es aber keine Revolution ohne Fanatismus „je gegeben hat, noch geben kann: — zum Beweiss „diene unter andern die ungeheure Quantität von Fa-„natismus, die schon zu einer Gegenrevolution ver-„braucht worden ist; — so hat die vernünftige Erör-„terung von Vernunftbegriffen, welche als Gegenstand „des Fanatismus der franz. Revolution ihrer Natur „verändern und *Gefühle* werden mussten, immer selbst, „und fast in gleichem Verhältnisse, so viel praktisch „falsches als sie an diesen Begriffen erweisst. Wenn „man wider das Innere dieses abstracten Begriffs rai-„sonnirt, um die Unmöglichkeit ihrer Anwendung dar-„zuthun, und dagegen, wozu es auf dieser Spur des „politischen Raisonnements meistens kömmt, das Posi-„tive vorhandener Verfassungen zum Abstracten er-„hebt; so gibt man seinen besten Vortheil aus den Hän-„den, und geräth in einen unentrinnbaren Zirkel, „weil es ja der Zweck und der Geist der Revolution „gewesen ist, ein gewisses bestimmtes Abstractum zum „Positiven heraufwachsen zu lassen." (Schade, dass uns kein Faden in die Hand gegeben wird, an dem wir uns aus diesem Labyrinth herauswinden könnten!)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. October 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Raub der Cassandra* auf einem alten Gefäfse von gebrannter Erde. Zwey Abhandlungen von *H. Meyer* und *C. A. Böttiger.* Nebst drey Kupfertafeln. gr. 4. 90 S.

Die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar besitzt eine Vase aus der Sammlung des Caval. *Venuti* in Neapel, auf welcher das Hauptgemählde Ajax den Locrier vorstellt, wie er die Cassandra bey den Haaren von der Bildsäule der Pallas wegzieht. Dieses interessante Kunstwerk des Alterthums haben hier ein denkender und geistvoller Künstler, und ein geschmackvoller Philolog und Alterthumsforscher jener in artistischer, dieser in archäologischer Hinsicht erläutert.

Hr. Prof. *Meyer* bemerkt zuförderst, dafs es drey verschiedene Arten von Vasen aus gebrannter Erde gebe; von der ersten sind die Nolanischen Vasen, die sich durch Feinheit, Leichtigkeit und schöne Glasur auszeichnen; die von der zweyten sind minder fein und glänzend, übertreffen aber die ersten oft an schöner Form und zierlicher Mahlerey, und werden im untern Theile von Italien und in Sicilien gefunden; die dritte Art unterscheidet sich durch ihre schwarzen, dunkelbraunen, silhouettenartigen Figuren, deren Detail als Augen, Ohren, Falten, mit weissen Linien angegeben ist. Die meisten dieser Gefäfse hält Hr. *M.* für altgriechisch, einige für althetrurisch. Die hier beschriebne Vase gehört zur zweyten Art. Hr. *M.* findet es wahrscheinlich, dafs die Zeichnung von dem Abenteuer der Cassandra die Skizze zu dem schönen Basrelief in den Kellern der *Villa Borghese* sey, was Winkelmann in den *Monumenti inediti* beschrieben hat. Ob gleich in der Zeichnung hier der auffallende Fehler vorkömmt, dafs Ajax und Minerva am rechten Arme linke Hände haben, so zeigt doch Hr. *M.* aus den übrigen Schönheiten in Zeichnung und Composition, dafs man aus diesem Verstofse nicht auf einen Stümper der aus Unwissenheit und Ungeschicke gefehlt, schliesfen, vielmehr bey ihm nur eine augenblickliche Unachtsamkeit eines übrigens vollkommnen Meisters der Kunst voraussetzen müfse. Die Zeichnung der Cassandra sey durchaus schön, Kopf und Hände der Cassandra und des Ajax seyn meisterhaft, auch die Beine des Ajax richtig und zierlich gezeichnet. Die Form der ganzen Gruppe sey schön und gewählt, die Stellungen der Figuren sehr simpel und natürlich, kunstlos scheinend, und eben darum von der höchsten Kunst. Nicht weniger lobenswerth sey die geschickte Vermischung der Gewänder mit dem Nackenden, der Gegensatz der Glieder unter einander, und besonders die Vertheilung der Extremitäten. Dafs die Bildsäule der Minerva den Ajax mit der Lanze bedroht, ist eine schöne Anspielung auf die Rache, welche die Göttinn in der Folge wegen der Entweihung ihres Tempels an dem Helden nahm. Hr. *M.* macht es übrigens wahrscheinlich, dafs selten mittelmäfsige und gemeine, sehr oft gute, vielleicht selbst die grofsen Meister der Kunst des Alterthums Vasen bemahlt haben.

Hr. Oberconsistorialrath *Böttiger* geht in seiner archäologischen Abhandlung von der Bemerkung aus, dafs die Vorstellungen auf griechischen, in Campanien aufgefundnen Gefäfsen, bey ihrer übrigen grofsen Mannichfaltigkeit in Erfindung und Composition, doch dem Inhalte nach sich leicht auf wenige Hauptclassen zurückbringen lassen, indem es entweder gottesdienstliche Feyerlichkeiten, als Opfer, Processionen, oder häusliche Scenen, oder Mythen aus der griechischen Heldenzeit sind. Die letztern drehen sich alle in einem sinnlich eingeschränkten Kreise von Dichterfabeln, als aus der Geschichte des Theseus, Hercules, Jason, der Familie des Oedipus, des trojanischen Krieges, der Familie des Agamemnon, herum. Er erläutert hierauf mit reicher, aber geschmackvoll genutzter Belesenheit, die Geschichte der Fabel von der Cassandra, die Behandlung derselben durch alte Künstler, insonderheit die Darstellung auf dem Kasten des Cypselus, und auf zwey Gemälden des Polygnotus zu Delphi und Athen, die beym Pausanias vorkommen. Dann gibt er die verschiednen Gesichtspunkte an, aus welchen die Künstler den Raub der Cassandra vorstellen konnten, nemlich entweder vor der gewaltsamen Entführung, oder im Momente der Handlung selbst, oder nach vollbrachter Gewaltthätigkeit; und geht die noch vorhandnen Kunstwerke in dieser Hinsicht nach einander durch. Nun tritt er dem Hauptgemälde der Vase selbst näher, und erläutert die einzelnen Hauptfiguren sowohl als die Beywerke, durch eine Menge eben so gründlicher als feiner Bemerkungen. Zuletzt untersucht Hr. B. noch die zwey männlichen Figuren, die auf der Rückseite des Gefäfses abgebildet sind. Es sind zwey einander gegenüberstehende Jünglinge, die ihre Mäntel so um sich hergeschlagen haben, dafs sie vom Kopf bis auf die Füfse damit umhüllt sind. Hr. B. macht es durch die geschickteste Zusammenstellung aller Gründe, die die Alterthumskunde nur darbieten konnte, so wahrscheinlich als möglich, dafs diese beiden Jünglinge ein Paar *tirones* sind, die eben die männliche Toga erhalten hatten. Die Vermuthung, die er über die Veranlassung der Vase überhaupt hinzufügt, ist, wenn auch etwas kühn, doch so sinnreich, dafs man sie für eben so richtig anzunehmen geneigt wird.

„schichte Ludwigs XIV. erschöpft. In dieser Rück-„sicht sind die Memoiren des Herzogs von Saint-Si-„mon, bey allen ihren Fehlern, einer von den kost-„barsten Schätzen, welche die Literatur aufzuweisen „hat, weil sie mit unkünstlichen, aber wahren und in „ihrer Art einzigen Zügen dieses lehrreichste aller Bil-„der ausmachten (ausmahlen?)" — S. 136. „Voltaire „hätte sich schwerlich herabgelassen, durch sein Ge-„mählde von der Regierung Ludwigs XIV. der Con-„venienz höherer Stände, mit welchen er sich gern, und, „bey der französischen Lebensart, leicht vermengte, „zu fröhnen, wenn er vorausgesehen hätte, dass der „Ausgang eines Jahrhunderts, über dessen Geist er „zu herrschen glaubte, seine Schwäche so gewaltig bloss „stellen würde. Er wusste es selbst gewiss nicht, dass „er unter seiner zügellosen und sectirenden Freygeiste-„rey auf der einen Seite dazu beytrug, eine Stim-„mung zu bilden, welche seine royalistischen und ari-„stokratischen Nebenschliche auf der andern Seite *ad* „*absurdum* reduciren würde. Sein Hass gegen die Re-„ligion und gegen die Geistlichkeit war mit vieler „Persönlichkeit vermischt, weil sich jene in seinem „Vaterland ohne Unterlass zwischen ihm und dem „Thron gestellt hatten. Wenn ihm Laune und Phan-„tasie zuweilen verleiteten, auch des Thrones nicht „zu schonen; so kann man mit Sicherheit behaupten, „dass in solchen Fällen bey ihm nur der Verstand mit „dem Charakter davonlief; denn er bedurfte des Throns, „und hasste die Gleichheit so herzlich wie ein Edel-„mann, was er zu seyn auch keineswegs verschmäh-„te. In einer merkwürdigen Processsache, die als eine „Epoche der Gährung angesehen werden kann, aus „welcher endlich das Reich der Sansculotten hervor-„gegangen ist (die bekannte Sache des Grafen von „*Morangies*), nahm V. mit würklich collegialischen Ei-„fer die Partey des Adels." — XI. *Charakter des Herz. v. Noailles.* XII. *Charakter des Herz. v. Richelieu.* XIII. *Massillon.* XIV. *Ueber eine bey der Krönung Ludwigs XV. zum erstenmahl unterlassene Formalität.* XV. *Ende des Cardinals Dubois.* XVI. *Verstellung Ludwigs XV. gegen den Herzog von Bourbon.* XVII. *Unterhandlungen zwischen dem König von Preussen und dem Herz. von Richelieu.* XVIII. *Allgemeine Betrachtungen über Duclos Schilderung der französischen Staatsverwaltung.* (Ganz ohne Vergleich das wichtigste Bruchstück von allen! Er beginnt mit der einfachen, aber viel umfassenden Frage: „war die Franz. Revolution *nothwendig* oder nicht? „d. h. kam sie in der allgemeinen Stimmung der „Nation, in dem grössern Gang früherer Begebenhei-„ten, in den Fortschritten des menschlichen Geistes, „natürlich und unvermeidlich herbey? oder hat sie „sich aus *zufälligen* Umständen, wie einzelnen Lei-„denschaften, einseitigen Complotten, Ueberspannung, „Illusion, Dünkel gewisser Köpfe, vorzüglich entspon-„nen?" — Jenes wird behauptet; und den Beweiss davon führt der Uebers. aus der Geschichte, durch eine nachdrucksvolle Zusammenstellung von Thatsachen, die zwar an sich bekannt genug sind, aber doch immer einer Wiederhohlung bedürftig bleiben, weil sie bald entstellt, bald, der Geschichte zum Hohn, sogar geläugnet werden. Nach Vollendung dieses Beweises wird einer Missdeutung, die auch hier nur zu leicht seyn möchte, nachdrücklich vorgebeugt. „Es „wäre Unsinn, heisst es S. 168., den moralischen „Grund dieser Nothwendigkeit (nach der angegebenen „Bestimmung) durch statistische Data entkräften zu „wollen; so wie es Irrthum ist, sich einzubilden, dass „die Ueberzeugung; die Revolution sey nothwendig „gewesen, den Glauben in sich schliesse, sie sey wün-„schenswerth und nachahmungswürdig; ja dieser Irr-„thum kann sogar, nach dem Maass der Ansprüche „auf Vernunft und Wahrheit in denen, die ihn ver-„breiten, einen hohen Grad von Immoralität erhal-„ten." — Zuletzt wird noch auf einen gewissen feh-lerhaften Zirkel, der bis jetzt an den meisten Critiken der franz. Revol. zu bemerken gewesen sey, aufmerksam gemacht. „Es lag nemlich (S. 173. Note,) im „Wesen der Grunsätze, welche die franz. Reformato-„ren aufstellten, ihre Erweisslichkeit zu verlieren, „(besser: dass sie ihre E. verlieren mussten) sobald sie „auf eine so vielseitige, bewegliche, lebendige Würk-„lichkeit, wie Staat, Volk, Mensch, aus der sie ur-„sprünglich abstrahirt waren, zurück angewandt wur-„den. Da es aber keine Revolution ohne Fanatismus „je gegeben hat, noch geben kann: — zum Beweiss „diene unter andern die ungeheure Quantität von Fa-„natismus, die schon zu einer Gegenrevolution ver-„braucht worden ist; — so hat die vernünftige Erör-„terung von Vernunftbegriffen, welche als Gegenstand „des Fanatismus der franz. Revolution ihrer Natur „verändern und *Gefühle* werden mussten, immer selbst, „und fast in gleichem Verhältnisse, so viel praktisch „falsches als sie an diesen Begriffen erweisst. Wenn „man wider das Innere dieses abstracten Begriffs rai-„sonnirt, um die Unmöglichkeit ihrer Anwendung dar-„zuthun, und dagegen, wozu es auf dieser Spur des „politischen Raisonnements meistens kömmt, das Posi-„tive vorhandener Verfassungen zum Abstracten er-„hebt; so gibt man seinen besten Vortheil aus den Hän-„den, und geräth in einen unentrinnbaren Zirkel, „weil es ja der Zweck und der Geist der Revolution „gewesen ist, ein gewisses bestimmtes Abstractum zum „Positiven heraufwachsen zu lassen." (Schade, dass uns kein Faden in die Hand gegeben wird, an dem wir uns aus diesem Labyrinth herauswinden könnten!)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. October 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Ueber den Raub der Cassandra* auf einem alten Gefäse von gebrannter Erde. Zwey Abhandlungen von *H. Meyer* und *C. A. Böttiger*. Nebst drey Kupfertafeln. gr. 4. 90 S.

Die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar besitzt eine Vase aus der Sammlung des Caval. *Venuti* in Neapel, auf welcher das Hauptgemählde Ajax den Locrier vorstellt, wie er die Cassandra bey den Haaren von der Bildsäule der Pallas wegzieht. Dieses interessante Kunstwerk des Alterthums haben hier ein denkender und geistvoller Künstler, und ein geschmackvoller Philolog und Alterthumsforscher jener in artistischer, dieser in archäologischer Hinsicht erläutert.

Hr. Prof. *Meyer* bemerkt zuförderst, dass es drey verschiedene Arten von Vasen aus gebrannter Erde gebe; von der ersten sind die Nolanischen Vasen, die sich durch Feinheit, Leichtigkeit und schöne Glasur auszeichnen; die von der zweyten sind minder fein und glänzend, übertreffen aber die ersten oft an schöner Form und zierlicher Mahlerey, und werden im untern Theile von Italien und in Sicilien gefunden; die dritte Art unterscheidet sich durch ihre schwarzen, dunkelbraunen, silhouettenartigen Figuren, deren Detail als Augen, Ohren, Falten, mit weissen Linien angegeben ist. Die meisten dieser Gefäse hält Hr. *M.* für altgriechisch, einige für althetrurisch. Die hier beschriebne Vase gehört zur zweyten Art. Hr. *M.* findet es wahrscheinlich, dass die Zeichnung von dem Abenteuer der Cassandra die Skizze zu dem schönen Basrelief in den Kellern der *Villa Borghese* sey, was Winkelmann in den *Monumenti inediti* beschrieben hat. Ob gleich in der Zeichnung hier der auffallende Fehler vorkömmt, dass Ajax und Minerva am rechten Arme linke Hände haben, so zeigt doch Hr. *M.* aus den übrigen Schönheiten in Zeichnung und Composition, dass man aus diesem Verstosse nicht auf einen Stümper der aus Unwissenheit und Ungeschicke gefehlt, schliessen, vielmehr bey ihm nur eine augenblickliche Unachtsamkeit eines übrigens vollkommnen Meisters der Kunst voraussetzen müsse. Die Zeichnung der Cassandra sey durchaus schön, Kopf und Hände der Cassandra und des Ajax seyn meisterhaft, auch die Beine des Ajax richtig und zierlich gezeichnet. Die Form der ganzen Gruppe sey schön und gewählt, die Stellungen der Figuren sehr simpel und natürlich, kunstlos scheinend, und eben darum von der höchsten Kunst. Nicht weniger lobenswerth sey die geschickte Vermischung der Gewänder mit dem Nackenden, der Gegensatz der Glieder unter einander, und besonders die Vertheilung der Extremitäten. Dass die Bildsäule der Minerva den Ajax mit der Lanze bedroht, ist eine schöne Anspielung auf die Rache, welche die Göttinn in der Folge wegen der Entweihung ihres Tempels an dem Helden nahm. Hr. *M.* macht es übrigens wahrscheinlich, dass selten mittelmäsige und gemeine, sehr oft gute, vielleicht selbst die grosen Meister der Kunst des Alterthums Vasen bemahlt haben.

Hr. Oberconsistorialrath *Böttiger* geht in seiner archäologischen Abhandlung von der Bemerkung aus, dass die Vorstellungen auf griechischen, in Campanien aufgefundnen Gefäsen, bey ihrer übrigen grosen Mannichfaltigkeit in Erfindung und Composition, doch dem Inhalte nach sich leicht auf wenige Hauptclassen zurückbringen lassen, indem es entweder gottesdienstliche Feyerlichkeiten, als Opfer, Processionen, oder häusliche Scenen, oder Mythen aus der griechischen Heldenzeit sind. Die letztern drehen sich alle in einem sinnlich eingeschränkten Kreise von Dichterfabeln, als aus der Geschichte des Theseus, Hercules, Jason, der Familie des Oedipus, des trojanischen Krieges, der Familie des Agamemnon, herum. Er erläutert hierauf mit reicher, aber geschmackvoll genutzter Belesenheit, die Geschichte der Fabel von der Cassandra, die Behandlung derselben durch alte Künstler, insonderheit die Darstellung auf dem Kasten des Cypselus, und auf zwey Gemälden des Polygnotus zu Delphi und Athen, die beym Pausanias vorkommen. Dann gibt er die verschiednen Gesichtspunkte an, aus welchen die Künstler den Raub der Cassandra vorstellen konnten, nemlich entweder vor der gewaltsamen Entführung, oder im Momente der Handlung selbst, oder nach vollbrachter Gewaltthätigkeit; und geht die noch vorhandnen Kunstwerke in dieser Hinsicht nach einander durch. Nun tritt er dem Hauptgemälde der Vase selbst näher, und erläutert die einzelnen Hauptfiguren sowohl als die Beywerke, durch eine Menge eben so gründlicher als feiner Bemerkungen. Zuletzt untersucht Hr. B. noch die zwey männlichen Figuren, die auf der Rückseite des Gefäses abgebildet sind. Es sind zwey einander gegenüberstehende Jünglinge, die ihre Mäntel so um sich hergeschlagen haben, dass sie vom Kopf bis auf die Füse damit umhüllt sind. Hr. B. macht es durch die geschickteste Zusammenstellung aller Gründe, die die Alterthumskunde nur darbieten konnte, so wahrscheinlich als möglich, dass diese beiden Jünglinge ein Paar *tirones* sind, die eben die männliche Toga erhalten hatten. Die Vermuthung, die er über die Veranlassung der Vase überhaupt hinzufügt, ist, wenn auch etwas kühn, doch so sinnreich, dass man sie für eben so richtig anzunehmen geneigt wird.

wird. Er nimmt nemlich an, ein Vater in Nola habe diese Vase zweyen seiner Söhne, denen er an Einem Tage die männliche Toga gab, zum Andenken dieser für sie so merkwürdigen Feyerlichkeit geschenkt, und so habe der Künstler nach der Vorschrift des Vaters die Jünglinge selbst auf die Rückseite, auf die Vorderseite aber eine (besonders für Jünglinge im Alter der brausenden Begierde) warnende bedeutungsvolle Geschichte der Vorzeit gewählt. Die runde, an der Wand an einem Nagel aufgehangne Figur scheint Hn. B. ein Opfergefäss zu seyn. Diess ist freylich viel natürlicher, als wenn Passeri, sonderbar genug, es für eine in Kugelgestalt zusammengewickelte Prätexte oder d'Hancarville für eine Amuletenkapsel ansah. Allein da das Opfergefäss doch auch hier ein ziemlich müssiges *Parergon* wäre, so möchten wir zu noch mehrerer Bestätigung der Böttigerischen Idee, es für eine *auream bullam* ansehn, die bekanntlich die Jünglinge mit der Praetexta zugleich ablegten, und dann den Laribus zu Ehren aufhingen. Den beiden beyläufig angebrachten Emendationen eines Fragments des Euripides S. 30. und einer Stelle des Philostratus S. 67. geben wir eben so gerne Beyfall, als wir überhaupt gestehen, dass wir beide Abhandlungen mit grösstem Vergnügen und mannichfaltigem Gewinn an Belehrung gelesen haben. Die Kupfer sind von Hn. Meyer aufs sorgfältigste gezeichnet, und Hr. Lips hat sie nach seinen Zeichnungen, mit beständiger Vergleichung des vor ihm stehenden Originals selbst, gestochen, und von den Platten die Abdrücke unter seiner Aufsicht selbst machen lassen. Das erste stellt die Vase im Ganzen, nebst beygefügten Dimensionen, die zweyte den Raub der Cassandra, die dritte die beiden Jünglinge vor. Der Druck ist mit der höchsten typographischen Schönheit, auf geglättetem Papier besorgt, und so ist hier alles in untadelicher Harmonie vereinigt, was eine Schrift, wie diese, dem Kenner und Liebhaber der alten Kunst, und dem nicht bloss compilirenden, sondern mit Sinn und Geschmack für das Wahre und Schöne ausgestatteten Forscher des Alterthums empfehlen kann.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Taschenkalender* auf das Jahr 1795 *für Natur- und Gartenfreunde.* Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 290 S. gr. 12.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberey für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und alles der Willkühr überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts ungewöhnliches, dass man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Diess scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten *ästhetischen Gärten* der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweydeutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, dass es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiss, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloss sich die Gartenkunst lange Zeit an die *Baukunst* an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architect die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum musste seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er musste sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaass, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architects flüchtete sie sich in die Freyheit des *Poeten*, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkührlich, abentheuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, musste nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem grössern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte, vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freyheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architectonische Uebereinstimmung und Grösse entschädiget wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie grösstentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, dass sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bey uns aufgetreten ist, enthalten etwas wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniss. Was erstlich den architectonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, dass die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniss, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freyheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack

seine

seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frey, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachlasslichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, dass sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher möchte es kommen, dass man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreyheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architectonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen liessen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freyheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, dass das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, dass es Werke der freyen Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack *diese* Art des Genusses bezweckte, so musste er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die *Freyheit*, so wie sein architectonischer Vorgänger die *Regelmässigkeit* zum obersten Gesetz; bey ihm musste die *Natur*, bey diesem die *Menschenhand* siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu gross, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerey hinüberführte. Er vergass, dass der verjüngte Maasstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur in sofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhn, so muss man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freyheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, dass sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bey ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und dass es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschliessen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Diess ist es, worauf der geistreiche Vf. der *fragmentarischen Beyträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks*, in diesem Kalender, vorzüglich hinweist, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bey Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den „der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur „uns verschaffen kann." Er unterscheidet sehr richtig die *Gartenlandschaft* (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Grösse und Freyheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muss, von dem *Garten*, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch ausserordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den grossen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bey einer jeden dieser drey Arten die Erfindung halten muss. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleyen an der Landstrasse u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und missverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreyheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut, als musicalische oder poetische Compositionen, fähig seyn müssten, einen be-

ſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Auſser dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von demſelben V. in dieſem Kalender eine Beſchreibung der groſsen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fortſetzung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht berühmte Anlage entweder ſelbſt geſehen, oder auch nur von Hörenſagen kennt, muſs es angenehm ſeyn, dieſelbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht weniger, als den Recenſenten, überraſchen, in einer Compoſition, die man ſo ſehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine *Idee* herrſchen zu ſehen, die, es ſey nun dem Urheber oder dem Beſchreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehreſten Reiſenden, denen die Gunſt wiederfahren iſt, die Anlage zu Hohenheim zu beſichtigen, haben darin, nicht ohne groſse Befremdung, römiſche Grabmäler, Tempel, verfallene Mauren u. d. gl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit ſchwarzen Gefängniſsmauren abwechſeln geſehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die ſich erlauben durfte, ſo diſparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorſtellung, daſs wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die ſich unter den Ruinen einer römiſchen Stadt niederlieſs, hebt auf einmal dieſen Widerſpruch, und bringt eine geiſtvolle Einheit in dieſe barocke Compoſition. Ländliche Simplicität und verſunkene ſtädtiſche Herrlichkeit, die zwey äuſserſten Zuſtände der Geſellſchaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernſte Gefühl der Vergänglichkeit verliert ſich wunderbar ſchön in dem Gefühl des ſiegenden Lebens. Dieſe glückliche Miſchung gieſst durch die ganze Landſchaft einen tiefen elegiſchen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwiſchen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuſs ſchwankend erhält, und noch lange nachhallet, wenn ſchon alles verſchwunden iſt.

Der Vf. nimmt an, daſs nur derjenige über den ganzen Werth dieſer Anlage richten könne, der ſie im vollen Sommer geſehen; wir möchten noch hinzuſetzen, daſs nur derjenige ihre Schönheit vollſtändig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuſs davon zu haben, muſs man durch das neu erbaute fürſtliche Schloſs zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgardt nach Hohenheim iſt gewiſſermaſsen eine verſinnlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraſse hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt, entblöſst von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität, unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freye Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäſsige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feyerliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig ſeines Gleichen hat, und auf eine gewiſs ſeltne Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architectur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfniſs nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reiſenden auf einmal in dem ſogenannten *engliſchen Dorfe* empfängt, der feyerlichſte Triumph bereitet. Indeſs machen die Denkmäler verſunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzer ſeine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude ſehen wir uns in dieſen zerfallenden Ruinen an der Kunſt gerächt, die in dem Prachtgebäude neben an ihre Gewalt über uns bis zum Miſsbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieſer engliſchen Anlage finden, iſt diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es iſt eine mit Geiſt beſeelte und durch Kunſt exaltirte Natur, die nun nicht bloſs den einfachen, ſondern ſelbſt den durch Cultur verwöhnten Menſchen befriedigt, und indem ſie den erſtern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine ſolche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, ſo gebührt dem Stifter dieſer Anlagen immer Dank genug, daſs er nichts gethan hat, um ſie Lügen zu ſtrafen; und man müſste ſehr ungenügſam ſeyn, wenn man in äſthetiſchen Dingen nicht eben ſo geneigt wäre, die That für den Willen, als in moraliſchen, den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieſer Hohenheimer Anlage einmal vollendet ſeyn wird, ſo dürfte es den unterrichteten Leſer nicht wenig intereſſiren, in demſelben zugleich ein ſymboliſches Charaktergemälde ihres ſo merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in ſeinen Gärten allein Waſſerwerke von der Natur zu erzwingen wuſste, wo ſich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bey Dresden, wird jeder Leſer von Geſchmack, der dieſe Anlagen in Augenſchein genommen, unterſchreiben, und ſich mit demſelben nicht enthalten können, eine Empfindſamkeit, welche Sittenſprüche, auf eigne Täfelchen geſchrieben, an die Bäume hängt, für affectirt, und einen Geſchmack, der Moſcheen und griechiſche Tempel in buntem Gemiſche durch einander wirft, für barbariſch zu erklären.

Den ſieben, ſehr gut gewählten, und eben ſo ausgeführten Kupfern, welche Parthien aus dem Hohenheimer Garten vorſtellen, ſind noch vier andre Zeichnungen von ſchönen Vaſen, Altären und Monumenten, zum Gebrauch bey Gartenverzierungen, beygefügt, welche Hn. *Iſopi*, einen ſehr geſchickten römiſchen Ornamentiſten, jetzt Hofbildhauer in Stuttgardt, zum Erfinder haben. Sie ſind durchgängig in einem vortreflichen Geſchmack, und zeugen ſehr günſtig von dem vorzüglichen Talent dieſes Künſtlers. Mehrere andere Aufſätze, ökonomiſchen Inhalts, machen dieſen Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunſt, und mit Vergnügen wird jeder Leſer der Fortſetzung derſelben entgegen ſehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. *October* 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: Des weiland *Grafen Rochus Friedrich zu Lynar*, Herrn der freyen Standesherrschaft Lübbenau, Königl. Dän. geheimden Conferenzministers, Statthalters von Oldenburg und Delmenhorst, Ritters des Elephanten-Ordens u. s. w. *hinterlassene Staatsschriften und andere Aufsätze vermischten Inhalts.* I. Band. 1793. XXII u. 631 S. gr. 8. mit des Grafen wohlgetroffenen Portrait.

Allerdings gebührt den Herausgebern der hinterlassenen Papiere dieses scharfsinnigen und thätigen Staatsmanns der wärmste Dank aller Freunde der Geschichte. Zwar liegt der Gegenstand derselben zum Theil unserm nächsten Gesichtskreise ziemlich fern, und in wie weit er von dem Gang der Politik vor funfzig Jahren abhing, dürfte manches, nach der jetzigen Lage der Welthändel zu urtheilen, mit der Zeit allen praktischen Nutzen verlieren; allein nichts desto weniger wird es doch dem Menschenbeobachter stets ungemein interessant, sich von einem verständigen und wohlunterrichteten Augenzeugen das Geheimniss der Kartenmischung zu dem politischen Spiel aufdecken zu lassen, deren befremdender Erfolg uns so oft in Erstaunen setzte. Und für einen solchen Führer verdient der Graf *Lynar* gewiss gehalten zu werden, wie man aus einem flüchtigen Blick auf seine politische Laufbahn sehr leicht abnimmt.

Er ward den 16. Dec. 1708 auf dem Schlosse zu Lübbenau in der seiner Familie gehörigen Herrschaft gleiches Namens in der Niederlausitz geboren. Seit seinem 16ten Jahre übernahm ein Verwandter seiner Mutter, Graf Heinrich XXIV. Reuss, seine Erziehung. An diesem Hofe machte er die Bekanntschaft des berühmten Theologen *A. H. Franke*, welcher wahrscheinlich seinen religiösen Grundsätzen die nachmalige Richtung gab, und auf sein Bibelstudium grosen Einfluss hatte. Er ging darauf 1726 nach Jena und 1729 nach Halle, und beschäftigte sich hier ausser dem bürgerlichen und Staatsrechte, den historischen und politischen Wissenschaften, mit gründlichen Religionskenntnissen, so wie mit der lateinischen und griechischen Sprache. Seine Uebersetzungen des Seneca 1753 und 1754, und seine Paraphrasen der apostolischen Briefe und Evangelisten 1756. 1765. 1770. 1775 sind Beweise, wie weit er es in diesen, Staatsmännern gewöhnlich fremden, Wissenschaften gebracht habe. Nach Vollendung seiner Studien, ging er 1731 nach Schweden, um dem dortigen Reichstage beyzuwohnen und sich von Staatsgeschäften praktische Kenntnisse zu erwerben. Von da trat er eine grösere Reise durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und England an, wobey seine vorzügliche Aufmerksamkeit immer auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten gerichtet war. Im J. 1733 ging er nach Kopenhagen. Hier arbeitete er anfangs freywillig in der dänischen Kanzley, sowohl in einheimischen als auswärtigen Staatsgeschäften, und zeichnete sich durch Thätigkeit und Kenntnisse so aus, dass er 1734 nach Ostfriesland gesandt ward, um das Witthum der Fürstin Sophie Caroline, einer Schwester der damaligen Königin von Dänemark, einrichten zu helfen. Im folgenden Jahre ging er als ausserordentlicher dänischer Gesandte nach Stockholm, vornämlich um eine genauere Vereinigung des Interesse beider Mächte zur grösseren Sicherheit derselben gegen den russischen Hof zu bewirken, dessen steigende Macht schon damals beiden auf mannichfaltige Art nachtheilig ward. Dabey sollte er die Garantie des schwedischen Hofes für Dänemarks ruhigen Besitz des Herzogthum Schleswig erhalten, und auf die geheimen Unterhandlungen des französischen Ministeriums und dessen Einfluss auf die schwedischen Angelegenheiten zum Besten seines Hofes Acht haben. Er wirkte auch noch vor seiner Zurückberufung im J. 1740 bey dem schwedischen Hofe dessen Einwilligung in die Anerkennung des Holstein-Glückstädtischen Sitz- und Stimmrechts unter den alternirenden Häusern aus, um welche man bisher vergebens nachgesucht hatte. König Christian VI. setzte ihn darauf bey dem Obergericht zu Gottorp an, gab ihm 1742 das Amt Steinburg, und ernannte ihn kurz nachher zum Kanzler und Präsidenten der Regierung des Herzogthums Holstein, so wie 1746 zum wirklichen geheimden Rath. Nachher ward er 1749 ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am kaiserlich russischen Hofe, um dessen Zutrauen gegen den dänischen Hof wieder zu gewinnen, welches dadurch gelitten hatte, dass letzterer kürzlich in genauere Verbindungen mit dem französischen Hofe getreten war. Ausser der sorgfältigsten Instruction für seinen neuen Gesandschaftsposten erhielt er durch Mittheilung aller dahin gehörigen Actenstücke auch eine hinlängliche Kenntniss von allem, was bisher mit dem schwedischen und russischen Hofe über die Herzogthümer Schleswig und Holstein abseiten Dänemarks verhandelt war. Nun arbeitete er erst den Hauptvergleich zwischen der Krone Dänemark und dem neuen schwedischen Thronfolger zur Ausgleichung aller bisherigen königl. dänischen und herzogl. gottorpischen Irrungen und Ansprüche, nebst der Tauschacte selbst aus, und verfertigte von beiden Stücken auch eine französische Uebersetzung, die dem französischen Hofe mitgetheilt ward. Es gelang dem Grafen in der That, alles bey dem russischen Hofe auf das Beste einzuleiten

zuleiten und, zufolge eines Briefes, den er 1778 nach Berlin schrieb (welcher aber doch bestimmter ist, als man es nach den officiellen Berichten schien erwarten zu können) den Grofsfürsten bey einer guten Laune dahin zu bringen, dafs er gegen eine Summe von 800000 Rthlr. in die Renunciation von Schleswig, und in die Austauschung seines Antheils am Herzogthum Hollstein gegen Oldenburg und Delmenhorst wirklich willigte. Allein in Kopenhagen spielte man unterdefs eine Intrigue, um ihn nicht in das Conseil zu nehmen, ob ihm gleich der Graf Berkenlin, als er ihm 1750 seinen Rappel nach Petersburg schickte, zugleich geschrieben hatte, dafs der König ihm des Grafen Schulin Ministerstelle, so wie derselbe sie gehabt, ertheilet; daher warf man jenes Project gleich weg, damit er nicht so bald fertig würde und zurück käme. Erst lange hernach, als der Grofsfürst sich nicht mehr auf diese Bedingungen vergleichen wollte, genehmigte man den Plan in Kopenhagen, allein bekanntlich kostete diese unzeitige Zögerung der Krone Dänemark einige Millionen und schätzbare Aufopferungen an die Stadt Hamburg, welche der russische Minister *Saldern* für diese ertrotzte, unerachtet er, wie glaubwürdige Leute versichern, von seinem Hofe dazu keinesweges den Auftrag erhalten hatte. Diefs wäre denn abermals ein trauriges Beyspiel, wie oft ein Staat unter den kleinlichen Leidenschaften der ersten Beamten leiden mufs. Indefs suchte man den Grafen für seine gerechten Ansprüche auf andere Weise zu entschädigen. Er bekam noch vor seiner Abreise von Petersburg den Charakter eines geheimden Conferenzministers, und bey seiner Zurückkunft nach Dänemark ward er zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst (des jetzigen Herzogthums Oldenburg) ernannt. Man trug ihm dabey zugleich die Statthalterschaft des Herzogthums Holstein an; er lehnte sie aber ab, um die Zahl seiner Neider und Feinde nicht noch mehr zu vergröfsern. Als Statthalter von Oldenburg brachte er 1757 die berühmte Convention zu *Kloster-Zeven* zu Stande, über welche der zweyte Band dieser Papiere die vollständigen Acten liefern wird. Bald hernach erhielt er auch den dänischen Elephantenorden. Kurz vor dem Tode K. Friedrichs V. von Dänemark verliefs er aber die dänischen Dienste, und zog auf seine Standesherrschaft Lübbenau, die ihm nach dem Tode seines ältesten Bruders, Grafen Moriz Carl zu Lynar, 1766 erblich zufiel. Hier verlebte er die Jahre seines Alters unter den friedlichen häuslichen, und mancherley literarischen Beschäftigungen, welche letzteren den gröfseren Theil seiner Mufse ausfüllten. Er starb am 13. Nov. 1781. Seine letzte Beschäftigung bestand in einer gänzlichen Umarbeitung und Verbesserung des sehr undeutlichen und mangelhaften Gesetzbuchs der Markgrafschaft Niederlausitz, worauf er allen seinen Fleifs verwandte.

Diese, aus der Vorrede des gegenwärtigen Werks entlehnte, Schilderung des Vf. schien uns nothwendig um den Charakter und die Glaubwürdigkeit der Nachrichten zu bestimmen, welche darin mitgetheilt werden. Manche daraus sind schon aus *Büschings* Magazin u. a. Schriften bekannt.

Der *erste* Auffatz ist ein von dem Grafen selbst in spätern Jahren verfafster *Auszug aus seinem schwedischen Reisejournale* über seine Reise nach Schweden im J. 1731. Man findet darin eine sehr freymüthige Charakterschilderung einiger auf dem damals gehaltenen schwedischen Reichstage gegenwärtigen Personen; ferner Nachrichten aus dem Leben K. Carls XII, K. Friedrichs aus dem Hause Hessen, der Königin Ulrike Eleonora u. s. w. so wie mehrerer merkwürdiger schwedischer Grofsen ihrer Zeit, auch einige von einem glaubwürdigen Manne herrührende Anekdoten von Kaiser Peter I. von Rufsland. Sie sind alle sehr treffend, und haben das deutlichste Gepräge der Wahrscheinlichkeit, nach allem, was man aus andern sichern Quellen von der Geschichte dieser Zeiten und dem Charakter der handelnden Personen weifs. Eine kleine Anekdote zur Probe. Der zweyte im schwedischen Reichsrathe war der Graf Kronhielm, welcher an dem neuen Gesetzbuche gearbeitet hatte; ein alter abgelebter Mann, der die gute Wirthschaft so weit trieb, dafs er auf dem Todtbette, aus Beysorge, seine Gemahlin würde für das, was zur Trauer nöthig wäre, zu viel bezahlen, die Kaufleute kommen liefs, selbst alles auf das genaueste behandelte, und alsdann ruhig starb. Beym Votiren im Reichsrathe war er sehr vorsichtig, und fragte immer, ob schon *majora* vorhanden wären? In solchem Falle stimmte er dagegen; denn, sagte er, ist die Sache gut, so geschieht sie ohnedem, und ist sie nicht gut, so habe ich keine Verantwortung. Wahrhaftig ein leibhaftes Bild der Politik manches ehrlichen deutschen Raths!

II. *Wahrhafte und freymüthige Beschreibung des Zustandes von Europa im 1737sten Jahre*, entworfen am Ende dieses Jahres. Besonders erhellet daraus, dafs es mit dem Frieden vom J. 1737 keiner Parthey ein rechter Ernst gewesen sey. Der gewesene *Garde des sceaux*, *Chauvelin*, wollte, Frankreich solle den Frieden nicht anders eingehen, als bis der Rhein durchgehends die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland würde.

III. *Reflexions sur la situation des affaires de la Suede avant la diète de* 1738, geschrieben im Jenner 1738. Schilderung der innern Lage Schwedens in Rücksicht auf die beiden damals herrschenden Partheyen, der des Grafen *Horns* und der des Grafen *Gyllenberg*, welche letztere eigentlich nach dem ersten Triebrade, dem Baron Hoepken, benannt werden sollte. Aussichten und Hoffnungen auf die Thronfolge. Auswärtige Verhältnisse. Ursachen, welche das gegenseitige Vertrauen zwischen Dänemark und Schweden schwächen.

IV. *Relation de ce qui s'est passé en Suède à la diete de* 1738 — 1739. Ein sehr interessanter Auffatz, welchen der Vf. dem hochseligen Könige von Schweden Christian III, im J. 1780 bey seinem damaligen Aufenthalte in Deutschland auf dessen Verlangen in der Handschrift mittheilte. Der Graf *Horn*, der besonders auf dem Reichstage 1727 die Oberhand behalten hatte, und nach einer kurzen Regierung der Gegenparthey, seit seiner Ausföhnung mit dem Könige 1734 mächtiger als je geworden war, mufste dennoch, seiner überwiegenden Talente unerachtet, vielleicht durch unvorsichtigen Gebrauch seiner Macht, dem Grafen *Gyllenberg* unterliegen

liegen. Absichten und auswärtige Verbindungen beider Partheyen, *der Nachtmützen* und *der Hüte*, wovon jene mit dem Grafen *Horn* für das friedliche, diese für das kriegerische System war. „*L'abus du pouvoir souverain*," so schliesst der scharfsehende Vf. seine Nachricht „*a entrainé la liberté; l'abus de la liberté entraine-„ra le pouvoir souverain. Les abus donnent lieu aux lois „pour les particuliers; ce sont aussi les abus, qui font „naitre les lois pour les états.*"

V. *Reflexions sur la situation présente des affaires en Europe, au mois de Juillet* 1741. Manche merkwürdige politische Prophezeihung, unter andern eine von der künftigen Besitznehmung des polnischen Preussens durch den König von Preussen.

VI. *Ministerialberichte von den Unterhandlungen zwischen dem Königlich-Dänischen und Russisch-Kaiserlichen Hofe, über den Umtausch der Herzogl. Holsteinischen Lande*, vom 6. Febr. 1750 bis zum 28. Sept. 1751 zusammen 55 französische Schreiben, welche hier nach der originalen Handschrift in einem mit der grösten Treue verfertigten wörtlichen Auszuge geliefert werden, blofs mit Weglassung einiger jetzt unbedeutend gewordenen Anekdoten, Hof-Neuigkeiten, Gerüchten u. s. w. Diese Unterhandlung, welche schon 1732, was die Verzichtleistung auf das Herzogthum Schleswig betraf, durch den Grafen *von Holstein* eingeleitet ward, führte der Graf, wie man aus diesen vortrefflich abgefassten Berichten sieht, mit der grösten Klugheit und Vorsicht. So wenig er anfangs die Gemüther dazu geneigt fand, so wusste er doch bald den Grosskanzler *Bestuchef*, so wie den Minister des Grossfürsten, den Hn. *von Pechlin*, und seinen Kammerherrn *von Brömbsen* zu gewinnen, ja nach und nach fast alle fremde Gesandte mit in das Interesse zu ziehen. Ohne sich über die Vortheile, welche Dänemark eigentlich von diesem Tractat zu ziehen hoffte, in eine irgend genaue Erörterung einzulassen, nutzte er mit ungemeiner Gewandtheit alle Gründe, die auf der einen Seite Russland für die enge Verbindung mit Dänemark einnehmen konnten, indem er diese als ein wahres Staatsbedürfniss für Russland vorstellte, und die auf der andern dem Grossfürsten den vorgeschlagenen Tractat anriethen, sowohl in Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner dermaligen, sehr eingeschränkten Lage, als in Betracht des relativen Werths der beiderseitigen Provinzen, wobey er den Grafschaften sogar den Vorzug zuschob. Zuweilen kann man sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man sieht, welche seltsame Vorstellungen zuweilen von denen gebraucht wurden, die dem Grossfürsten die Sache annehmlich machen wollten, z. B. S. 472. 473.; und dann bedauert man wieder das Schicksal der Fürsten, deren Schwächen fast alle, die sie umgeben, unaufhörlich belauern, um sie zu ihren Absichten zu bringen, z. B. S. 417. Der Erfolg schwankte lange; man kann aber fast vermuthen, dass der Graf zum Schluss gekommen wäre, wenn er früher einen bestimmten Auftrag in Ansehung der Summe, welche der Minister des Grossfürsten foderte, gehabt hätte. Sie wird hier auf 2 Millionen Reichsthaler angegeben, wovon eine Million Rthlr. dänischen Geldes zur Bezahlung der auf Holstein haftenden Schulden angewandt werden sollte, die andern aber nach dem Gefallen des Grossfürsten. Letztere ward nur in Gold begehrt, welches denn ungefähr die in der obigen Nachricht angegebenen 800000 Rthlr. dänisch ausmachte. Allein der günstige Augenblick ging verloren. In dem Maasse kam er nie wieder; denn hatte Dänemark damals zur völligen Zufriedenheit des Grossfürsten sich mit ihm verglichen, so würde es sich auch die erstaunend kostbaren Rüstungen im J. 1762 erspart haben. Es scheint, dass eine russische, gegen die deutschen Minister des Grossfürsten eingenommene Parthey, die lange Verzögerung genutzt habe, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Denn er brach die Unterhandlung ganz ab und bewog auch die Kaiserin, dem Grafen zu erklären, dass sie, unter diesen Umständen, ihn nicht zu dem Vergleich nöthigen könnte, so sehr sie diesen übrigens wünschte. Indess war bey der Abreise des Grafen wieder einige Hoffnung zur Erneuerung der Unterhandlung, wofür er so viele Männer von Gewicht gewonnen hatte. Hin und wieder kommen auch interessante Anekdoten von der Kaiserin Elisabeth, dem damaligen Grossfürsten, nachherigen Kaiser Peter III, der jetzigen Kaiserin, und verschiedenen Personen am Hofe vor. Peter III war von Natur furchtsam und unschlüssig, und liebte dennoch den Krieg mit Leidenschaft. Elisabeth liebte die Geschäfte nicht; wenn sie eine neue Liebschaft hatte, war sie zu allen ernsthaften Unterhaltungen ganz unfähig. Gegen andere Frauen war sie erstaunend strenge, und hielt sehr scharf über die Befolgung der Keuschheitsgesetze. Sonst hatte die Kaiserin vielen Verstand, und oft einen scharfen Blick. Sie war sehr verstellt, so dass selbst der Grosskanzler seine Rechnung oft ganz falsch machte. Von der Politik anderer Höfe gegen Russland heisst es S. 259.: „*Il est vrai, Sire, „on demande beaucoup, sans observer toujours le reciproque: je ne sçais, si c'est l'effet d'un certain orgueil „oriental; mais on croit avoir seul le droit d'oser se fa-„cher, et ce qui gate celle cour, c'est l'empressement des „autres cours alliees, comme cette de Vienne, de Londres „et de Dresde, qui accablent celleci de marques d'attention „et de politesse, consistant souvent en simples paroles et „complimens, mais qui suffisent toujours pour flater „l'amour-propre de l'imperatrice, de quoi il est propre-„ment question.*"

Am Ende dieses Aufsatzes findet man noch ein Schreiben, datirt Oldenburg den 30. März 1758, welches einige Aufklärung über die Ursachen gibt, weswegen die Convention von Kloster-Zeven nicht gehalten ward.

VII. *Schilderung der Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Schweden in einem Schreiben vom 28. Oct.* 1749. Nach einer kurzen Darstellung der Regierungsveränderung seit 1718 beschreibt der Vf. mit tiefer Einsicht die Maasregeln und Verbindungen der beiden Partheyen *der Mützen* und *der Hüte*, welche auf dem 1738 gehaltenen Reichstage entstanden, so wie die Folgen des Krieges gegen Russland, den die letztere als die herrschende durchsetzte und den wahren Zusammenhang des Friedensschlusses auf Seiten Russlands, das

 frey-

freywillig den gröfsten Theil feiner Eroberungen zurückgab, um den Bifchof von Lübeck auf den fchwedifchen Thron zu bringen. Allein es war nachher fo wenig mit feinem und feiner Parthey Betragen zufrieden, dafs es mehr als einmal mit einem neuen Kriege drohete, und Dänemark durch die glänzendften Verfprechungen zur Theilnahme zu bewegen fuchte, welche jedoch bey diefem Hofe das Friedensfyftem nicht überwogen. Uebrigens findet man hier S. 610. beftimmte Nachrichten von der überaus grofsen Hoffnung für Dänemark, Schweden wieder mit den beiden übrigen Reichen zu vereinigen, und fo die Calmarifche Union noch einmal herzuftellen. Sie ging aber verloren, weil der dänifche Hof keine irgend entfcheidende Maafsregeln ergreifen wollte, und Dänemark begnügte fich nachher am 27. Jul. 1749 mit dem fchwedifchen Thronfolger einen Präliminartractat wegen feiner Verzichtleiftung auf Schleswig und dem eventuellen Austaufch der Graffchaften Oldenburg und Delmenhorft gegen das herzogliche Holftein zu fchliefsen, deffen höchft merkwürdiger Inhalt S. 635. mitgetheilt wird.

VIII. *Leben der Eudoxia, des ruffifchen Kaifes Peters des Grofsen erfter Gemalin.* Intereffante Nachrichten von dem unverdienten Schickfal diefer unglücklichen Prinzeffin, und den niederträchtigen Mitteln, wodurch man den Kaifer gegen fie aufbrachte. Die Furcht vor der Knuthe bewegte fie alles, was man wollte, zu geftehen, fo unfchuldig fie auch war; allein ihr vermeynter Liebhaber *Glebow* behauptete, als man ihn fchon gefpieffet hatte, unter den graufamften Todesmartern ihre Unfchuld. Sie ward in ein fchreckliches Gefängnifs gefperrt, das man Klofter nannte, und fehr hart gehalten, bis fie nach Catharinens Tode plötzlich als Grofsmutter des Kaifers ihr Schickfal fich ändern fah. Allein fie überlebte ihre Enkel, und brachte ihre letzten Tage, obgleich *Anna* ihr alle äufsere Vorzüge liefs, in Schmerz und Betrübnifs zu, bis fie an einer auszehrenden Krankheit im Herbft 1751 ftarb. Sterbend fagte fie noch: Gott habe fie gelehrt, die Gröfse und Glückfeligkeit der Welt nach ihrem wahren Werth zu fchätzen.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Erklaeringer, Breve og Foreftillinger, General - Procureur - Embadet vedkommende* (Erklärungen, Briefe und Vorftellungen, von dem General-Procurator von Amtswegen abgegeben) af *H. Stampe*, Geheimeraad og Statsminifter. I. Deel fra 1753 til 1756 inclufive. Med Ferfatterens Portrait. 1793. 716 S. 4. ohne Vorrede und Inhaltsverzeichnifs.

Der verdiente Vf. wollte, dafs feine forgfältig gefammelten Amtspapiere nach feinem Tode herausgegeben werden follten, und übertrug diefs Gefchäft und die Durchficht derfelben dem Hn. Kanzleyrath *Knudfen* und dem Hn. Advocaten *Rottböl*, welche fich auch diefer Bemühung mit Fleifs unterzogen haben. Vieles von dem Inhalt mufs natürlicher Weife fehr intereffant feyn, da der Generalprocurator in Dänemark gewiffermafsen das Organ der Gefetzkunde ift, und über Abfaffung, Erläuterung und Abänderung der Verordnungen, fo wie über die der Kanzley, als dem höchften Juftizcollegio vorgelegten oder von derfelben aufgeworfenen, allgemeinen Rechtsfragen fein Bedenken ertheilt. Allein fehr vieles in diefer ftarken Sammlung ift auch geringfügig, meiftens in Anfehung des Gegenftandes, zuweilen auch durch die Ausführung, und verdiente um fo weniger nach 40 Jahren noch bekannt gemacht zu werden, da fich manche Stücke auf fpätere Anordnungen beziehen, wodurch die damals ftreitigen Fragen nachher völlig abgemacht wurden. Zu den gemeinnützigften Arbeiten rechnen wir befonders einige meifterhafte Vorftellungen über die Gerechtfame des dänifchen Pachtbauern, worin diefer aufgeklärte und freymüthige Rechtsgelehrte damals fchon diefelben Grundfätze vortrug, die 30 Jahre fpäter unter glücklichern Umftänden geltend gemacht wurden, und nun bey den weifen neuern dänifchen landwirthfchaftlichen Gefetzen zum Grunde liegen; treffende Bemerkungen gegen Einfchränkung der Ueppigkeit durch *Befehle*: überzeugende Gründe gegen inquifitorifche Behandlung von Beamten, die aus Privaterbitterung begehrt ward; Erklärungen über das zweckmäfsigfte Verfahren der Gefetzcommiffion, welche, wie man hier fieht, fchon kraft eines königlichen Befehls vom 21. Nov. 1755 fich der Recenfion des dänifchen Gefetzbuchs in Beziehung auf alle fpäteren Anordnungen mit Ernft unterziehen follte, und, fo viel man im Publicum weifs, nun feit *vierzig Jahren* noch mit nichts zu Stande gekommen ift, ein Phänomen, das man fich bey der Aufmerkfamkeit der dänifchen Regierung auf das innere Wohl des Landes kaum zu erklären weifs. Auch die ewigen Streitigkeiten über die Competenz verfchiedener Gerichtsbarkeiten, infonderheit in Anfehung des Rechts, Sterbmaffen zu behandeln und Auctionen zu halten, welches letztere nach dem Eifer, womit alle vermeyntlich berechtigten ihre Anfprüche verfechten, zu urtheilen, in Dänemark befonders lucrativ feyn mufs, veranlaffen unwillkührlich die Frage, warum diefer Ungewifsheit, die, wenigftens für manche Privatleute fehr unangenehme Folgen haben und verderbliche Zögerungen nach fich ziehen mufste, nicht längft durch eine allgemeine Verfügung abgeholfen ward, wozu *Stampe* mehr als einmal den Anlafs als dringend einfchärfte?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. October 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Vertheidigung der Hochstift-Hildesheimischen Landesverfassung und Landständischen Gerechtsame*, veranlafst durch die bey der Hochfürstl. Regierung zu Hildesheim den 7. März 1793. von dem Hn. Canonicus *Goffaux*, als angeblich Bevollmächtigten eines sogenannten *Bauernstandes* des Hochstifts, unter den Titel: *Darstellung der allgemeinen Landesbeschwerden wider die hochlöbl. Landstände, in specie dem zu den Steuersachen verordneten gröfseren Ausschufs, übergebenen Klage;* von D. *J. F. Runde*. 1794. 206 Text und 138 S. Beylagen in fol.

2) Ohne Druckort: *Vorläufige Beleuchtung* des Hn. Hofr. *Runden Vertheidigung der Hochstift-Hildesheimischen Landesverfassung*, von *F. A. Hoftmann*. 1794. 44 S. Text und 76 S. Beylagen in fol.

Der Rechtstreit, welcher diese Schriften veranlafste, ist hauptsächlich darum merkwürdig, weil er beweiset, wie sehr der *Freyheitssinn* und das Streben nach einem Antheil an der Staatsverwaltung in Deutschland unter dem Bauernstande einreifst.

Der Canonicus Goffaux, Präses des St. Johannisstifts zu Hildesheim, und Deputirter seines Stifts zum Landtage, trat im März 1793 bey dortiger Regierung als Anwald des Bauernstandes gegen die Landstände auf. Er verlangte, 1) die Edirung sämmtlicher Landesrechnungen vom Anfang des siebenjährigen Krieges an bis anhero, nebst dazu gehörigen Landtags- und Schatzprotocollen. Zur Untersuchung derselben solle eine Commission niedergesetzt, der Mandatarius des Bauernstandes mit seinen Bemerkungen und Vorschlägen dabey gehört, und darnach den Rechten gemäfs verfügt werden; 2) die Berechtigung des Bauernstandes, einen beständigen Mandatarium bey dem Landrechnungswesen anzustellen, dem die Register zeitig, vor dem Ablegungstermin, zur Durchsicht zugestellt, und der bey der Ablegung selbst mit seinen Vorstellungen zugelassen werden müsse; 3) die Ernennung einer besondern Commission, zur summarischen Untersuchung und Abstellung der allgemeinen Landesbeschwerden, wodurch der Bevollmächtigte des Bauernstandes in den Stand gesetzt werde, die Beschwerden zur rechtlichen Entscheidung vorzubereiten; 4) die Bestreitung aller hierzu erfoderlichen Kosten aus der öffentlichen Kasse.

Bey dem hierauf von der Regierung zu Hildesheim eröffneten rechtlichen Verfahren, machten die beklagten Stände zuförderst dem gegenseitigen Bevollmächtigten die Ausstellung: dafs derselbe eines Theils für seine Person nicht befugt sey, einen solchen Auftrag zu übernehmen, weil sein geistlicher Stand, und seine Eigenschaft als Landstand, solches nicht gestatte, und dafs andern Theils diesem Auftrage an sich selbst die vorgeschriebenen rechtlichen Formalitäten fehlten. Sie fanden aber auch, wegen der Wichtigkeit der Sache, für nöthig, eine ausführliche Deduction ihrer Gerechtsame einem auswärtigen Rechtsgelehrten aufzutragen, weshalb sie mit Beantwortung der Klage eine Zeitlang zögerten, und mehr als gewöhnliche Fristen bey der Regierung erlangten. Wegen dieses Verzugs suchte der Can. Goffaux am 31. Oct. 1793 ein *mandatum de administr. justit.* bey dem Reichskammergerichte nach, erhielt auch am 18. Nov. eine demselben gleichgeltende Ordination, welche, auf Anzeige der Regierung, durch ein ferneres Decret vom 23. Dec. v. J. dahin erläutert ward: dafs die Regierung auf fodersamste Entscheidung des Legitimationspunktes den rechtlichen Bedacht nehmen solle. Immittelst ist die vorgedachte Deduction erschienen, und bey dem Reichskammergerichte (wohin die Hauptsache allem Ansehen nach gelangen wird), ausgetheilt worden. Diese Schrift zeichnet sich durch Deutlichkeit des Vortrags und Gründlichkeit der Behandlung vorzüglich aus. Es werden zuförderst die erwähnten Legitimationsmängel gezeigt, und sodann aus der Hildesheimischen Landesverfassung bewiesen, dafs die dortigen ursprünglich-leibeigenen *Meyerleute* und *Zinsbauern* in dieser Eigenschaft keine wirkliche *Staatsbürger* seyen, auch — bey dem ihnen allererst seit dem siebenjährigen Kriege durch Landesverordnungen gesicherten Erbrecht ihrer Güter, — kein Befugnifs haben, sich der Revision der Landesrechnungen anzumafsen, und die Landesstände als ihre Rechnungsführer und Vormünder zu behandeln; dafs die allgemeinen Reichsgesetze, welche die Vorlegung des *Status exigentiae* verordnen, eigentlich nur von Reichsanlagen zu verstehen, bey den zum öffentlichen Landesbedürfnifs erfoderlichen Steuern hingegen es lediglich auf das besondere Herkommen eines jeden Landes ankomme; dafs hiernächst zwischen der Vorlegung des *Status exigentiae*, und dem Befugnifs, eine Revision und Oberaufsicht über abgelegte und künftig abzulegende Rechnungen auszuüben, ein grofser Unterschied sey; dafs die vom Gegentheil angezogenene reichsgerichtl. Praejudicia eine solche Revision und Oberaufsicht gar nicht ertheilten, auch kein Fall angeführt werden könne, da die Vorlegung der, unter der Autorität des Landesherrn und seiner Stände formirten, Landesrechnungen erkannt worden sey; dafs endlich im Stifte Hildesheim keine neuen Lasten und Abgaben eingeführt, sondern die alten sogar vermindert und erleichtert

tert worden, auch bis jetzt nicht erwiesen sey, dass wesentliche Mängel in die Kassenadministration eingeschlichen wären.

Die sub No. 2. bemerkte *Vorläufige Beleuchtung*, ist mehr eine Vertheidigung des Canonici Goffaux gegen den ihm in jener Schrift zur Last gelegten Jacobinismus, als eine Widerlegung der gegenseitigen Gründe. Nur die bestrittene Legitimation wird darin ausführlich vertheidiget. Es ergibt sich übrigens daraus, dass die Regierung zu Hildesheim am 28. April d. J. ohne die Replik abzuwarten, die Klage theils gänzlich, theils angebrachtermassen abgewiesen, auch die Kläger in die Kosten verurtheilt, und solchemnach auf den Legitimationspunkt keine weitere Rücksicht genommen hat, weil die 2 ersten Klagpunkte, welche zugleich den Landesherrn betreffen, für die dortige Instanz nicht gehörten, der dritte Punkt aber gar nicht gegen die Landstände, sondern gegen andere privatos, anzustellen sey. Die Kläger haben daher den ihnen vorbehaltenen Recurs an das Reichskammergericht genommen.

PHYSIK.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Beyträge zu den chemischen Annalen*, von D. *Lor. v. Crell.* Fünften Bandes Drittes und Viertes Stück. 1794.

III. Stück. 1) *Ueber die entbrennbarende Kraft der Kohlen*, vom Hn. Bergr. *Buchholz.* Die Entfärbung des Honigs mittelst der Kohlen gelang sehr gut; mit dem braunen Zuckersyrup aber konnte Hr. *B.* nicht zum Zweck kommen. Dass sich indessen letzter unter gehöriger Behandlung ebenfalls entfärben lasse, haben seitdem *Lowitz*, *Erxleben*, u. a. gefunden. 2) *Ueber den Ursprung der im Wasser befindlichen Luft*, vom Hn. Prof. *v. Martinowich.* Wie schief oftmals die Schlüsse, die Hr. *v. M.* aus seinen Versuchen ziehet, auszufallen pflegen, davon gibt dieser Aufsatz abermals Beweise. Nicht sowohl paradox, sondern absurd, ist folgende These, am Schlusse dieser Abhandlung: „Da alle Wasser in der Natur mehr oder weniger mit Salzen vermischt sind, und diese verschiedene Luftarten enthalten, so kann man die Zerlegung des Wassers, welche Hr. *Lavoisier* bewirkt zu haben glaubte, vielmehr als eine Zerlegung der in selbigen befindlichen Salze ansehen." 3) *Bemerkungen über den Eisenhüttenhaushalt*, vom Hn. Hofr. *Herrmann.* Der in den chemischen Annalen 1790 befindliche Aufsatz: *über einige Hauptmängel verschiedener Eisenhütten in Deutschland*, hat Hn. *H.* veranlasst, die gegenwärtigen Anmerkungen, aus denen der Hüttenmann manche nützliche Nachricht und Belehrung wird schöpfen können, mitzutheilen. Die Gegenstände sind unter folgenden Rubriken begriffen. 1) Bauart der Hohöfen: Höhe, Rast, Gestelle, innere Figur des Ofenschachts, Form, Gebläse. 2) Vorbereitung der Eisenerze und Zuschläge. 3) Schmelzen der Erze und Ausbringen. In Rücksicht des Ausbringens übertreffen die sibirischen Hohöfen vielleicht alle in Europa, selbst die mit Steinkohlen betriebenen in England nicht ausgenommen. 4) *Beobachtungen über die Kohlenbergwerke*, vom Hn. *Kirwan.* Die Absicht des Hn. *K.* bey diesem Aufsatze gehet dahin, die Aufmerksamkeit der Landbesitzer in Irland in Aufsuchung der Mineralien, wodurch auch schon in verschiedenen Provinzen schöne Kupfer-, Bley- und Eisenerze aufgefunden worden, die aber bisher, aus Mangel an Feurung, den Eigenthümern den vollen Vortheil von ihren Entdeckungen nicht haben gewähren können auf das zur Zeit nothwendigste Mineral, auf die Steinkohlen, zu richten. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Steinkohlen und kurzer Anleitung zur Auffindung derselben, folgt eine Uebersicht von den Erd- und Steinschichten, wie sie bey einigen der vornehmsten Kohlengruben Englands, Deutschlands, Schwedens, Irlands, gefunden werden. 5) *Untersuchung der Meynung, ob das Sedativsalz oder die Boraxsäure nichts als Phosphorsäure sey, mit Alaunerde verbunden*, vom Hn. Prof. *Fuchs.* Diese zuerst von *Bezschaquet* und *Struve* aufgestellte, und hiernächst von *Treffz* aufs neue geäusserte, Meynung zu prüfen, stellte Hr. *F.* einige Versuche an. Bey einem derselben, wozu er ½ Unze Sedativsalz, mit 80 Gran Kohlenstaub gemischt, zur Destillation einlegte, entband sich so viel Luft, dass man wohl 50 Maass (?!!) hätte auffangen können. Zu welcher Gasart diese gehörte, hat er nicht untersucht, weil es nicht zu seinem Zweck gehörte. Durch diesen und andere Versuche wurde er belehrt, dass die vorgebliche Zerlegung des Sedativsalzes in Phosphorsäure ohne Grund sey. 6) *Versuch einer Theorie von der Entstehung des Sumpftorfs*, vom Hn. Dr. *Meyer.* Die Natur setze zwey grosse Klassen des Torfs fest, den Landtorf und Seetorf; er habe es aber hier nur mit dem erstern zu thun. Die erste Grundlage des Torfs bestehe aus Wasserpflanzen, deren Schichten immer zunehmen. Im dritten Jahre erzeuge sich in diesen Schichten eine Art Moos (Sphagnum palustre), was den Staub und die in der Luft schwebenden Samen aufhält, und so die Erzeugung einer Menge Schilfe, Sumpfpflanzen und Gräser befördert. Dieses Moos, welches, nebst dem Heidekraut, die hauptsächlichsten Schichten des Torfs bildet, wachse immer nur in Sümpfen, die einen festen Sandboden haben. Dieses sey die Ursach, warum ein Thonboden der Erzeugung des Torfs nicht günstig sey.

IV. Stück. I. *Bemerkungen über den Eisenhüttenhaushalt*, vom Hn. Hofr. *Herrmann.* Fortgesetzt. 4) *Vom Raffiniren des Roheisens.* In England geschiehet solches in den sogenannten Cupolo-Oefen; dergleichen man auch einige in Russland hat, als: in *Petersburg* bey dem Arsenal, in *Sisterbeck* bey der Gewehrfabrik, in *Kronstadt* bey der Admiralität, und zu *Petrosawodsk.* An den ersten 3 Orten werden nur alte Gusswaaren umgeschmolzen, an dem letztern aber wird das bey dem Hohofen erzeugte Roheisen deshalb wieder in diesen Windofen eingeschmolzen, um brauchbare Kanonen daraus zu erhalten. Bey allen 4 Werken werden bloss englische Steinkohlen dazu gebraucht. — Auf eine andere Art kann man das Roheisen auch durchs Umschmelzen in den gewöhnlichen Hammerheerden raffiniren, wie solches auch bey den, der Aufsicht des Vf. anvertraueten Stahlwerken

werken in Sibirien geschieht, wo das Roheisen, wegen übler Beschaffenheit der Erze, wie es vom Hohofen kömmt, nicht gerade zu in guten Stahl verwandelt werden kann. — Von den Veränderungen, welche das Roheisen bey dergleichen Raffinirungen erleidet, theilt der Vf. merkwürdige Beobachtungen mit. 5) *Von der Erzeugung des Stabeisens.* Die hierbey gegebene ausführliche Beschreibung der sibirischen Frischarbeit, und der dabey üblichen Oeconomie, verdient von jedem Eisenhüttenmanne ganz gelesen zu werden. II. *Ueber den sogenannten Baikalit.* Auszug aus einer akadem. Abhandlung von Prof. *Sewergin* in Petersburg. Diese Steinart, die Anfangs zum Schörl, alsdann zur Hornblende, gerechnet wurde, bricht am See Baikal in einem gelblichen Kalkspath, mit eingemengten rauchfarbigen Glimmer. Sie ist meist olivengrün; gewöhnlich in 4 bis 8seitigen Säulen kristallisirt. Die Oberfläche ist meistens glatt, selten der Länge nach feingestreift, und gewöhnlich glänzend. Der Bruch ist splittrig, ins muschlichte übergehend. Sie bricht in unbestimmt eckige, ziemlich scharfkantige Bruchstücke, die undurchsichtig, und an den Kanten bisweilen durchscheinend sind. Sie gibt einen weisgrauen Strich; läfst sich etwas mit dem Messer schaben; schneidet aber auch Glas, und gibt am Stahl schwache Funken. Die Krystallen sind ziemlich grofs, zuweilen bis 2 Zoll dick und 4 Zoll lang. Ihre Schwere ist = 3,200. Sie besteht aus 44 *Kieselerde*, 30 *Talkerde*, 20 *Kalkerde*, 6 *Eisenerde*. Hr. *S.* meynt, dafs dieses Mineral keines neuen Namens bedurft hätte, sondern säulenförmige Hornblende genennt werden könnte. III. *Nachricht von dem Diamantspath*, vom Hn. *L. M. Brückmann.* Er sey in London nicht mehr zu haben, doch erwarte man wieder einen Vorrath mit den nächstkommenden Schiffen. Den gröfsten Krystall davon besitzt anjetzt D. *Babington*; welcher in einer 2 Zoll dicken und 6 Zoll langen sechsseitigen Säule besteht. IV. *Etwas über einen neuen schmerzstillenden Geist*, von *Piepenbring.* 3 Theile Vitriolöl und 5 Theile Weingeist werden über 4 Theile Braunstein gelinde abgezogen, so lange, bis noch keine säuerliche Flüssigkeit zum Vorschein kommt. V. *Einige chemische Bemerkungen*, vom Hn. *Stucke.* VI. *Einige Nachrichten von dem Bergwerke und der grossen chemischen Werkstätte des Fürsten J. A. von Auersperg, zu Grofs-Lukowitz, im Chrudimer Kreise in Böhmen*, von E — —. Dieser Auffatz enthält eine ausführliche Beschreibung von der Gewinnung des Schwefelkieses, und dessen Benutzung auf Schwefel, Vitriol, Vitriolöl u. s. w. Ganz unrichtig sagt der Vf., dafs diess der einzige Ort in den österreichischen Staaten sey, wo Vitriol verfertigt wird. Von der bey *Ellbogen* befindlichen, ohne Zweifel ältern Vitriolölfabrike mufs er also nie gehört haben; woselbst auch, wie an mehrern, vielleicht allen, Orten, man sich, anstatt eigentlicher Retorten, schon längst, und wahrscheinlich von jeher, der schiefliegenden kolbenartigen Destillirgefäfse bedient. Letztere sind folglich nichts weniger als eine neue Erfindung. VII. *Phys. chemische Beschreibung von der Lage und den Bestandtheilen der Schwefelquelle zu Eylse* (im Schaumburg-Lippischen) von *Accum.* Als Bestandtheile sind angegeben in 12 Pfunden: *Asphalt. Harz* 4½ Gr. *Extractivstoff* 3½ Gr. *Salzgesäuerte Kalkerde* 12½ Gr. *Salzgesäuerte Bittererde* 12 Gr. *Glaubersalz* 166 Gr. *Bittersalz* 34 Gr. *Selenit* 44 Gr. *Luftges. Kalkerde* 24 Gr. *Luftges. Bittererde* 21 Gr. *Alaunerde* 5 Gr. *Schwefelleberluft*, in 16 Kubikzoll Wasser 2 Kubikzolle, *Luftsäure*, in 16 Kubikzoll Wasser 8 Kubikzolle. — Durch die Castration, die der Herausg. sich bey diesem Auffatze erlaubt hat, wird er sich von dem Vf. deffelben eben keinen Dank verdient haben! Uebrigens hätte er schon öfters Gelegenheit finden können, anderweitigen Auffätzen diese Operation angedeihen zu lassen.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Die natürliche Magie aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend*, erstlich zusammengetragen von *Joh. Christ. Wiegleb*, fortgesetzt von *Gottfr. Erich Rosenthal.* Siebenter Band mit XI K. 1793. 380 S. Achter Band mit XII K. 1794. 358 S. 8.

Das über die vorhergehenden 6 Bände geäufserte Urtheil gilt im Ganzen auch von den beiden gegenwärtigen, da sie sowohl im äufsern, als im innern Werthe, jenen gleich sind. Bey dem unverkennbaren Einflusse, den dieses Werk auf die Beförderung der Aufklärung in natürlichen Dingen, und auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, hat, würde doch eine etwas strengere Auswahl der Artikel, eine mehrere Sorge für die Correktur, besseres Papier, u. dgl. gar nicht überflüssig seyn. — Dem 7. B. geht voran eine Abhandlung *über die Magie*, ein Auszug aus *Tiedemanns* Schrift: über die Geschichte der Magie. Möchte doch selbige unter den Kindern des Aberglaubens recht viele Leser finden, damit endlich einmal das Licht der Wahrheit zur Ehre der menschlichen Vernunft, über Finsternifs und Irrthum triumphire! — Unter den *elektrischen* Kunststücken wird *Cuthbertson's* neue, aus zwey Glasscheiben von 31 Zollen im Durchmesser bestehende Maschine, nebst einigen damit angestellten Versuchen, ausführlich beschrieben. Zum Maafse für die Kraft der dazu gehörigen Batterie, welche aus 9 Kästen, jede mit 15 Flaschen, bestehet, und 135 Quadratfufs Belegung hat, dienten Schmelzungen von Eisendrath. Drath von No. 11. schmolz gänzlich in einer Länge von 15 Fufs; welches aber auch das äusserste zu seyn schien. — Unter den *magnetischen* Kunststücken ist die Beschreibung des Schachspielers des Hn. v. Kempele, nachgemacht von dem Freyherrn zu *Racknitz* in Dresden, das wichtigste. Die Entdeckung des wahren Mechanismus dieses Kunstwerks macht dem Scharfsinne und den gründlichen mechanischen Kenntnissen des würdigen Hn. Hausmarschalls, bey welchem Rec. das Model und deffen Einrichtung in Augenschein zu nehmen, das Vergnügen gehabt, alle Ehre. — Unter den *chemischen* Kunststücken wird, zur Bereitung des Pyrophors, noch Taubenkoth vorgeschrieben, der doch gar keinen Vorzug vor dem, bereits im 3. B. dieser natürlichen Magie dazu empfohlenen Roggenmehle, und jeder andern Kohle oder verkohlbaren Substanz, hat und haben kann. — Die Stärke des Schiefspulvers um ein Drittheil zu vermehren, soll man unter jedes Pfund Pul-

ver 4 Unzen ungelöschten Kalk mischen. Dergleichen offenbare Ungereimtheiten sollte man doch dem Publicum nicht für baares Geld verkaufen! — Die aërostatischen Maschinen; ein ausführlicher und genugthuender Aufsatz über die Geschichte derselben, die Anweisung zur Berechnung bey deren Anfertigung u. s. w. aus *Gehler*. Die hierauf folgende *Achardsche* Anweisung, Edelsteine und Krystallen zu machen, ist bis jetzt unbestätigt geblieben; wird es auch wohl noch ferner bleiben! — Der entdeckte Stein der Weisen; von Paracelsus, nicht von Hohenheim; lautet: „Fasse den rühmlichen Entschluss, die ganze Welt reich zu machen; dich selbst aber waffne gegen die Anfälle von Hunger und Durst mit unüberwindlicher Standhaftigkeit, halt es für patriotisch, auf beiden Ellenbogen lederne Herzen zu tragen, stirb mit armer Grofsmuth und in grofsmüthiger Armuth, und tröste dich damit, dafs die alchymistische Nachwelt ein gleiches Schicksal erfahren werde."

Der 8. Band liefert zuerst eine ausführliche Beschreibung der Lichtenberg. Elektrisirmaschine, abgeändert durch *Bohnenberger*; dann eine andere vortheilhaft eingerichtete von *Reiser*. Unter den elektrischen Kunststücken werden manche dem angehenden Liebhaber angenehm seyn. Ganz artig ist, unter den *mechanischen Kunststücken* das Pomeranzenbäumchen, welches in einem Augenblick Blüthen und Früchte hervorbringt; minder ergötzlich dagegen die Aufgabe, eine Gans auf einen Hieb in 4 Stücke zu hauen. — Mehrere Taschenspielerkünste sind sehr gut aufgelöset. — Unter den *ökonomischen Kunststücken* ein ausführlicher Auffatz über die Vertilgung der den Urkunden und Büchern schädlichen Insekten, und den Mitteln, solche theils davon abzuhalten, theils zu vertilgen; aus den Beantwortungen der, von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen für d. J. 1774 aufgeworfenen Preisfrage gezogen. — An dem Kunststücke: einen 12 Fuss langen Ast, von welchem Baume er sey, mitten im Winter abzunehmen, und in 24 Stunden zur Blüthe und Frucht zu bringen, würde Rec. stark zweifeln; wenn nicht dessen Autor ausdrücklich versicherte, dafs er selbst diese Erscheinung einigemal mit Verwunderung betrachtet habe. Es sey demnach *fides penes autorem*. — Unter den *technologischen Kunststücken* die Schmelzlampe der Glasarbeiter und ihr Gebrauch ausführlich und gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Upsala*, b. Edmans Wittwe: *Grunderne till ett naturligt Finance-Systeme i jäm för else med värt närwarande.* (Gründe eines neuen Finanzsystems in Vergleichung mit unserm jetzigen.) 1792. 100 S. 8. — Rec. will diefs neue Finanzsystem des Vf., der statt des Silbers blofs Papiermünze einführen will, hier nicht prüfen, sondern nur blofs die Grundzüge desselben, so wie sie der Vf. selbst angegeben hat, darstellen. Es kommt dabey alles auf folgende Punkte an: 1) Der Zugang zu einer Waare in Hinsicht auf das Bedürfniss derselben bestimmt ihren Werth, und nichts anders mufs auch ihren Preis bestimmen. 2) Münze mufs den Werth der Waaren, und darnach ihren Preis ausdrücken. 3) Die Erfahrung aber lehrt, dafs bey ungleichem Jahrwuchs auch der Menge die Waaren gröfser oder kleiner ist. Um den jährlichen Unterschied des Waarenpreises nach dem Unterschied des Zugangs dazu in Acht nehmen und abmessen zu können, ist es nöthig, dafs 4) die Menge der vorhandenen Münzen bey allem ungleichem Verhältniss der Waarenmenge unveränderlich gleich grofs und zu einer gewissen unveränderlichen Summe bestimmt sey (auf diesen Satz dürfte ein grofser Theil des Gewichts des ganzen Systems beruhen, und mit ihm daher entweder stehen oder fallen). 5) Schwedens, so wie anderer Nationen, gewöhnliche Münze ist Silber, man nennt es baares Geld, Speciesmünze. Silber ist nur zufälliger Weise eine Münze, natürlicher Weise eine Waare. Um einer Menge Unordnungen, wobey viele zu leiden kommen würden, vorzubeugen, sey es bey der verschiedenen Fruchtbarkeit des Jahrwuchses nothwendig, dafs 5) die Menge der Münze, wenn es Species oder Silbermünze ist, beständig ein anderes Verhältniss gegen die Waarenmenge bekomme, und bald steige bald falle, und dafs sie ihrer Natur nach nicht festgestellt noch auf eine bestimmte Summe festgesetzt werden kann. Ist aber nur die unveränderte Beybehaltung des Geldstocks zu einer bestimmten Summe für den Staat äufserst wichtig, und soll die Menge der Münze oder des Geldes weder durch Ausfuhr vermindert, noch durch Einfuhr vermehrt werden; so mufs eine Waare dazu genommen werden, die aufser dem Gepräge oder andern localen und zufälligen Eigenschaften einer Münze, von keinem oder doch unbedeutenden Werth ist, so dafs solche nie auswärts als Bezahlung für Waaren gegeben noch genommen werden, und deren festgestellte Menge also weder vermehrt noch vermindert werden kann. Von der Art ist das Papier, wenn es durch einen gewissen aufgedruckten Stempel versichert ist. Folglich sey auch nur ein Geldstock von blofsen Zetteln ein solcher, der zu einer gewissen Summe festgestellt und unverändert beybehalten werden kann, der nothwendig den Waarenpreis nach ihrem natürlichen und wirklichen Werth und nach dem Verhältniss des mehrern oder mindern Zugangs gegen das Bedürfniss festsetzt, der jedem nach Recht und Billigkeit, und in Proportion dessen, was ihm die Natur beschert, sein Loos bestimmt, und jedem, er sey Käufer oder Verkäufer, Amtsperson oder einer der von seiner Hände Arbeit lebt, der Krone sowohl als dem Staat sein Eigenthumsrecht und seinen Erwerb sichert, eine zu allen Zeiten dienliche und zuverläfsige Reichsmünze. — Warum also, frägt der für sein System so eingenommene Vf. für Schweden eine so kostbare Menge als die von Silber, wozu der jährliche Ueberfluss von einem Bancofond, der zu nichts dient? Er will, dafs man, statt die Reichsschuldzettel zu realisiren, sie sogar zur Reichsmünze erheben soll. Was doch die Herren Financiers nicht alles für schöne Vorschläge machen können!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. October 1794.

GESCHICHTE.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Historisch-topographisch-statistische Nachrichten zur Sächsischen Geschichte.*

Oder unter dem speciellen Titel:

Historisch-topographisch-statistische Nachrichten von ehemaligen Cisterzienser adelichen Nonnenkloster und derzeitigen Herzogl. S. Hildburgh. Amte Sonnenfeld vom Jahre 1260. bis 1792, mit einem Chartario von 361 Diplomen in chronologischer Ordnung und andern Urkunden von N. 1 — 48. von *J. C. G. Faber.* 1793. 359 S. mit dem Register in 4.

Es ist ein groser Vortheil für die Erdbeschreibung unsres Deutschlands, dass die Kenntniss der einzelnen Länder und Provinzen derselben durch topographische Beschreibungen immer mehr berichtigt wird. Nur allein durch richtige Topographien können wir am Ende eine richtige Geographie sowohl der einzelnen Theile als des Ganzen erwarten. War irgend ein specieller District der mancherley besondern Landestheile des deutschen Staatskörpers nach den bisherigen Erdbeschreibungen einer wirklichen Berichtigung bedürftig, so war es der District der Herzogl. Sächsischen Lande. Nun da sich der Vf. mit der Beschreibunng des Amtes Sonnenfeld an die Kesslerischen und Grunerischen Topographien der S. Meiningischen, Coburgischen und Saalfeldischen Lande anschliesst, so haben wir doch wenigstens eine vollständige Topographie des ehemals von Herzog Albrecht besessenen Herzogthums Coburg in Händen.

Der Vf. ist, was mühsame Untersuchung, Auseinandersetzung und Gewisheit in den Angaben der Verfassung, der Gerechtsame sowohl des ganzen Amtes, als der einzelnen Ortschaften und aller Verhältnisse derselben mit den angrenzenden Nachbarn betrifft, seinen beiden Vorgängern mit treuem Fleiss nachgegangen. Sowohl wegen der erlittenen mancherley pelitischen Veränderungen, als wegen der vielfachen und verwickelten Verhältnisse mit den Grenznachbarn, ist die Beschreibung des Amtes Sonnenfeld und seiner Gerechtsame mehreren Schwierigkeiten unterworfen. Der Vf. hat für die Geschichte des Amts sowohl in ältern als in neuern Zeiten aus Urkunden und öffentlichen Documenten geschöpft, dazu nicht nur das von Schöttgens und Kreissig bekannt gemachte von dem verstorbenen Geh. Rath *Kobe* zu Hildburghausen herrührende *Chartarium Sonnefeld.*, sondern auch die im Höne und in mehrern Deductionen zerstreueten Urkunden benutzt und mit ihnen die neuesten Verhandlungen und Documente verbunden.

Mehr Ordnung in der Stellung und ein geschmeidigerer Ausdruck würde dem Ganzen mehr Gefallendes gegeben haben. Aber in Topographien, deren Zuverlässigkeit durch neue längere Erfahrung des Vf. gewinnen muss, übersieht man es gern, wenn sich die Form nach dem Manne und nicht der Mann nach der Form bequemet hat. Dass in der Beschreibung eines einzigen Amtes wenig Mannichfaltigkeit des Merkwürdigen und von mehreren Ortschaften nur eines und dasselbe erwartet werden könne, kann fich jeder leicht vorstellen. Sonnenfeld war vor Zeiten ein adeliches Jungfern-Kloster Cisterzienser-Ordens, das mit der Geistlichkeit nach Wirzburg und mit Schutz und Schirm dem Herzoge von Sachsen zugehörte. Nach einem zur Sammlung einer Collecte ertheilten Ablassbrief muss es 1287 abgebrant seyn. Unter Johann dem Beständigen wurde es secularisirt und auch während seiner Secularisation erlitte es besonders im dreysigjährigen Kriege mehrere Drangsale. In den Theilungen zwischen Johann Casimir und Johann Ernst und dann zwischen den Söhnen Herzog Ernst des Frommen blieb das Amt Sonnenfeld bey dem Herzogthum Coburg, und nach des Herzogs Albrechts zu S. Coburg Tode kam es, als Abfindungsantheil, an das Herzogliche Haus Hildburghausen, jedoch bey weitem nicht nach seinen ehemaligen Bestandtheilen, weil Herz. Albrecht zur Ausführung seines Schlossbaues zu Coburg, sehr viele Stücke und Zehenden desselben veräussert hatte. In der Beschreibung von Sonnenfeld und der dazu gehörigen Amtsdorfschaften ist der Vf. so genau, dass er bis in das kleinste Detail und oft bis zu wirklichen Kleinigkeiten herabgeht. Im Ganzen genommen, steht das ganze Amt sowohl wegen seiner Viehzucht, als wegen seines Ackerbaues in einem gewissen Wohlstand. Ueberhaupt, sagt der Vf. selbst, ist die Viehzucht im Amte Sonnenfeld so beträchtlich, dass oft Leute aus diesem einzigen Nahrungszweig 150 fl. in einem Jahr gewonnen und abgetragen haben. Aber ohnstreitig würde dem Wohlstande des Amtes noch mehr aufgeholfen werden, wenn die vielen Huthgerechtigkeiten, unter welchen mehrere Ortschaften seufzen, wie wir aus der Beschreibung sehen, eingeschränkt oder ganz aufgehoben werden könnten. Nur allein die Ebersdorfer Flur, in welcher das beste Korn gebauet wird, wird von drey huthberechtigten Schäfereyen mitgenommen! Die Forstgrenze zwischen dem Amte Sonnenfeld und dem Bambergischen Amte Lichtenfels ist eine so ungewisse Sache geworden, dass Bamberg nun seit 30 Jahren keine Grenzbeziehung zugeben will. Um von des Vf. Vortrag und Beschrei-bungs-

bungsart einen Begriff zu geben, wollen wir das von ihm gegebene Charaktergemälde der Landleute im Amte Sonnenfeld hier mittheilen: „Im Durchfchnitt ist die Koft des Landmanns im Amte Sonnenfeld fehr ftreng, hart und fchwer; ½ Sra Korn, ¼ Sra Gerfte und ¼ Sra Wicken, auch wohl mit unter Erdäpfel, find die Beftandtheile des ordinären Brodes, das Frühftück ein ftarker Ranft Brod und weifer ausgefchütteter Käs mit einem Trunk frifchen Waffers, Mittags Gerftenklöfe von harter Confiftenz. — — Im Ganzen ift es ein gutes, biederes, treuherziges Volk; legen fich ftark auf das Fortpflanzungsgefchäfte, folgen einem willenlofen Begehrungsvermögen, ohne die Vorfchriften der menfchlichen Vernunft dabey zu Rathe zu ziehen, lieben ihren Fürften, gehorchen ihrer Obrigkeit, und find gute mechanifche Chriften, das ift ja das Bild des gröfseften Theils des Landvolks in unfern deutfchen Provinzen. Angenehm würde es feyn, wenn diefes Werk, wie die Topographie des Obriften Kefsler von Sprengseifen, eine Topographie der angrenzenden Lande und Aemter, und dadurch wei ere Unterfuchungen und Berichtigungen veranlaffen follte. Von dem neueften zwifchen den Häufern S. Meiningen und S. Hildburghaufen gefchloffenen Receffe, mit welchem alle wegen des Amtes Sonnenfeld gemachte gegenfeitige Anfpsüche verglichen worden find, mufs der Vf. keine Kenntnifs gehabt haben.

1. Göttingen, b. Dietrich: *Revolutionsalmanach* von 1794. Mit dem Bildnifs des Prinzen von Coburg.

2. Altona, b. Hammerich: *Hiftorifch-Genealogifches Tafchenbuch,* enthaltend die Gefchichte der grofsen Revolution in Frankreich. Vierte Fortfetzung (und Befchlufs.) 1793. 12. (1 Rthlr. 4 Gr.)

1. Diefer Revolutionsalmanach mufs viele Freunde in Deutfchland haben, weil er dem Vernehmen nach, von einem Jahr zum andern beträchtlich ftärkern Abgang findet. Auf der andern Seite wird in beliebten Schriften und Journalen in einem Schrecken erregenden Tone von demfelben gefprochen. Uns fcheint er weder aufserordentliches Lob, noch aufserordentlichen Tadel zu verdienen. Wir wollen den vorliegenden Band im Einzelnen betrachten. Er befteht eigentlich aus 17 Numern.

1. *Die Gleichmacher.* Ein Schreiben eines Genfers an einen Freund, worin einige ganz gemeine Ideen über Gleichheit, neben einigen Stellen aus *Montesquieu*, die beherziget zu werden verdienen, ftehen. Das Ganze ift abgebrochen, man weifs nicht warum, und herzlich unbedeutend. — 2. *Schreiben eines reifenden Deutfchen, dafs die Neufranken noch die alten Franzofen find.* — In den *Grundzügen* allerdings! Aber die auffallende *Energie*, die diefe Nation jetzt in ihren Kriegen befeelt, fcheint doch der Vf. des Briefes gänzlich überfehen zu haben. 3. *Drey* (Fragmente aus) *öffentliche*(n) *Reden über die j tzigen Zeitläufte.* — Hätten füglich unwiderholt bleiben können: fie find höchft gewöhnlich: *a.* Aus *Lavaters* Predigt wider die franzöfifche Revolution. *b.* Aus einer franzöfifchen Predigt des Hrn. *Boidel* zu Bafel. *c.* Aus der Rede eines *Schweizer Zunftmeifters* an feine Zunftgenoffen. — 4. *Gefchichte des Cuftinefchen Einfalls in Deutfchland.* Von einem Augenzeugen (mit C's Bildnifs.) Ein Meifterftück einer Gefchichtserzählung ift es nicht: die Hauptfacta, die ein jeder kennt, find richtig, die Wahrheit jeder kleinern Anekdote ift nicht immer verbürgt. Die angehängte Notiz der Mitglieder des Mainzer Clubbs hätte als ein *Odiofum*, da fie ohnehin nicht vollftändig ift, wegbleiben können: angenehm aber, und eins der beften Stücke des Almanachs ift das Verzeichnifs der bey diefem Vorfall erfchienenen Schriften. 5. *Nachricht von einem merkwürdigen Briefe, der in Deutfchland circulirte.* — Der ganze Brief war wahrfcheinlich eine Fopperey, und des Lärms nicht werth, den man davon gemacht hat. 6. *Thomas Anello*, oder *Mafsanello.* Nochmals! Und nimmt 45 Seiten ein! 7. *Ueber deutfchen Demokratengeift und deutfche Jakobiner. Fragmente und Erfahrungen eines Reifenden.* Vielleicht das fchlechtefte in der Sammlung. Der Herr Reifende fieht gar zu fchwarz. Nirgends ift ihm die Aufficht ftrenge genug. Zuletzt bekennt er fich mit feltfamer Freymüthigkeit für einen Egoiften, und freut fich, „dafs er nicht mehr da feyn wird, wenn alles bunt über Eck geht." — 8. *Guillin Dumontet.* — Die bekannte traurige Gefchichte des unfchuldigen Mannes, den Kannibalen auf feinem Schloffe bey Lyon ergriffen, umbrachten und nachher — man *mufs* es glauben, weil es actenkündig worden ift — fogar verzehrten. 9. *Ueber verfchiedne Producte der Revolution* als, *der Freyheitsbaum*, die *rothe Mütze* und — wie kömmt diefer Artikel unter die *Producte* der Revolution im vorigen Sinne — *Portraite einiger Jakobiner:* Meiftens allgemein bekannte Anekdoten von *Payne*, *Lavaux*, *Rühl*, *Grouvelle*, *Miranda*, *Rotondo*, *Pethion*, *Santerre*, *Robespierre* (was von feinem luxuriöfen Aufwande gefagt wird, ift notorifch falfch) *Condorcet* (dafs *er* den *H. v. Rochefoucauld* morden liefs, ift wohl ohne Grund hingefchrieben), *Danton* (die Anekdoten von feinen Curen beym Grafen Artois fchreibt immer einer dem andern nach, und fie find falfch — denn D. war von jeher ein *Jurift*), *Briffot* (dafs er ganz eigentlich Tafchen beftahl, wird wohl ein deutfches Mifsverftändnifs feyn: er bleibt ohne diefes Böfewicht genug), *Merlin*, *Chabot* und *Gorfas* — vielleicht die verworfenften aller Revolutioniften — und *Weftermann.* 10. *Ueber die Revolution vom 10ten Aug.* aus: *Tableau de Paris de Peltier.* 11. *Mifcellen vom Herausgeber.* Sehr vermifchten Inhalts! — Dafs die Revolution *Weiberwerk* fey, fieht einem flüchtigen Urtheil fehr ähnlich. — Dafs die Güter der Emigrirten in Frankreich *verfchleudert* würden, ift (wenige Ausnahmen mögen wohl Statt finden) unhiftorifch. — Solche Aeufserungen, wie S. 305: „Ich wünfche nichts „fehnlicher als die glücklichen Zeiten zurück, wo „Deutfchlands tapfre Schaaren nur zwey *Erbfein-„de*, die *Türken* und die *Franzofen* kannten" verwirft der Genius unfers Zeitalters, der die Greuelfcenen, die ihm die Flügel lähmen, doch zuletzt überflügeln wird. 12. *Von der Affociation in London zur Aufrechthaltung der Conftitution.* — Die abgedruckten Stücke find nicht vorzüglich gewählt. 13. *Aus der Gefchichte von Nordhaufen.* 14) *Gefpräch zwifchen einem Senator*

der deutschen Gelehrten Republik und einem Dorfprediger. — 15. *Von der Handhabung der gesetzlichen Ordnung, ein Zunftvortrag* von Hn. *Heidegger, zu Züreh.* — Kurz, aber vielleicht das beste Stück des Almanachs. 16. *Erklärungen der Kupfer* und 17. *Berichtigungen.*

Von der *Aufklärung* und von den *Gelehrten* ist in diesem Almanach zuweilen auf eine unvorsichtige Weise gesprochen, als wären sie allein an der Revolution und allen ihren schlimmen Folgen schuld. Diess scheint Rec. der einzige reelle Vorwurf zu seyn, den man diesem so übermäsig verschrienen Product mit Recht machen kann. Der Endzweck, Hass gegen die französische Revolution zu verbreiten, ist doch kein strafbarer Endzweck, weil die franz. Rev. *in dem Gange*, den sie genommen, hassenswürdig ist, und weil sie noch sehr häufig *geliebt* wird. Grobe Uebertretungen der Wahrheit sind Rec. wenigstens nicht vorgekommen. Dieser Almanach ist, wie schon die vorhin angestellte kurze Analyse zeigt, nicht dazu gemacht, *grosses Gutes* zu bewirken: er wird aber auch nicht leicht, wie seine Feinde befürchten, *grosses Uebel* stiften.

2. Von diesem nunmehr (wenigstens in Ansehung Frankreichs, wie es scheint) geschlossnen Kalender läst sich nichts sonderliches sagen, weil die *Geschichte der Revolution*, eine Uebersetzung der *Rabautschen* ist. — Am Schlusse meynt der Vf.: „er glaube sehr sicher ge„gangen zu seyn, indem er sich einen *sehr verständigen* „Mann zum Führer gewählt habe"! — Ein Abdruck der (ersten) französischen Constitution, das gewöhnliche genealogische Verzeichniss, zwey *historische* Kupfer (*Ludwig XVI.* zu Varennes, und derselbe, wie er die Constitution annimmt) und *zehn* Brustbilder: (*Lioncourt. Beauharnois; Freteau, Duport, Talleyrand, Robespierre, Pethion, André, Montesquiou, Thouret,*) nehmen den übrigen Raum ein.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Meinungen, b. Hartmann: *Neues Sachsen-Coburg-Meiningisches Gesangbuch*, zur öffentlichen und häuslichen Andacht. 1794. 686 S. 8.

Wer Menschen, wie sie wirklich sind, beobachtet, wird es nicht paradox finden, wenn wir unsere Ueberzeugung bekennen, dass der Verbreitung religiöser Gesinnungen und Gefühle weit mehr, als durch eine Menge von Predigten, und selbst mehr, als durch die viel nützlichern Catechisationen, dadurch geholfen seyn würde, wenn das reine, wohlthätige, herzerhebende unserer Religion durch *ächte Volksgesänge, von hinreissenden Melodien begleitet*, unter uns lebte und wiederschallte. Religion, die Erzieherin des sinnlichen Menschen zu geistigern Gesinnungen, veredelt ihn nur dann mit unwiderstehlicher Kraft, wenn sie selbst durch seine Sinnlichkeit, d. h. durch seine Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme Empfindungen, einnehmend ihm sich nähert. Und welche Annäherung an das Herz des Menschen ist sanfter und doch zugleich dauerhafter, als wenn eine Idee, von der Vernunft dem Dichter, so rein als möglich, zubereitet und dargeboten, diesen nun in seiner Begeisterung so ergreift und erwärmt, dass sie, eine reine Erzeugniss des abgezogenen Nachdenkens, in ihm sich wieder mit der *ganzen* Menschlichkeit, auch mit der Empfindung, vereinigt und gleichsam verschmelzt. Ohne Verlust ihrer Reinheit, ohne unedle Versinnlichung, aber auch nicht in kalten Abstractionen, nicht in empfindungslosen Declamationen, nicht in schleppenden, leeren Uebellauten — selbst empfunden, fliesst sie dann aus seinem Herzen in Melodien hervor, welche wieder zunächst das Herz treffen. Hatte nur der Dichter selbst reine Lebensphilosophie in sich, so wird er auch andere Geister durch Empfindung zu jener lebendigen Intuition des vernünftigen Glaubens und Hoffens erheben, ohne welche alle Religionskenntniss entweder blosse Beschäftigung der nachsinnenden Wissbegierde (welche sich von Handeln weit genug entfernen kann) oder leerer Schall des Wahnglaubens bleibt, welcher nie gegen Leidenschaften und sinnlich bestimmende Neigungen wafnet und siegen lehrt. Enthusiasmus für die Vernunft in *der* Religion, welche die Gottheit und die Humanität einander so nahe bringt, zu wecken und durch reines Feuer zu nähren, diess ist die höchste Aufgabe der Christenerziehung. Wer sie so löst, dass er dabey zu aller Herzen spricht, wer sie in ächten Volksgesängen löst, welche sich von selbst als Lieblingsweisen unserer Städter und Landleute einführen würden; der hat der Menschheit den Dienst geleistet, welchen man von Orpheus Leyer noch aus der mythischen Welt her rühmt.

Ausser den bekannten Schwierigkeiten, welche alle wahre Volksdichtung so äusserst selten machen, mangeln uns religiöse christliche Volksgesänge aus einem eigenen Grunde fast ganz; deswegen nemlich, weil alle gangbare Religionsvorstellungen entweder blos für die Vernunft bearbeitet, und wohl gar durch ein Gemisch von Mystik und Vernunftglauben zu Subtilitäten ausgesponnen worden sind, oder, wenn sie mit Empfindungen verbunden werden, nur an die gröbsten Gefühle, an die crassesten Fictionen der Einbildungskraft angeknüpft wurden; wie diess letztere in den Lehren von der Busse, von göttlicher Strafgerechtigkeit, von Hölle und Himmel u. s. w. gewöhnlich geschieht. Wer wundert sich, dass unsere Dichter nicht zu Volksliedern voll christlicher Religionsideen sich begeistert fühlen, da ihnen der ächte Vernunftglauben dieser Religion im gewöhnlichen Jugendunterricht unbekannt geblieben, in ihrer folgenden Geistesbildung nicht durch eine gründlichere Religionsphilosophie aufgehellt, oft gar durch Verwechslung von Christenthum und einzelnen theologischen Systemen lächerlich oder unerträglich gemacht worden ist, ihr feineres Gefühl aber vollends ganz durch das Gekreisch der meisten Erbauungsbücher von Busse und Gnade, oder durch das wortreiche aber kraftlose Empfinden anderer vermeintlich aufgeklärter Andachtschriften zurückgestossen werden musste. Gewiss; wer sonst zu Volksdichtung Anlage besässe und das Wesentliche der christlichen Religion und ihrer Geschichte gründlich und nach einem durchgedachten Unterricht eingesehen hätte, der würde auch von reinen und vollen Empfindungen dafür durchdrungen, uns und unserm Volke solche Lieblingslieder singen, durch welche der reli-

religiöse Enthusiasmus wenigstens eben so hoch gehoben werden würde, als andere auch blos auf gewisse Ideen (von Vaterlandsliebe, Freyheit u. dgl.) gegründete Volksgesänge die Seele hinauf zu stimmen vermögen.

Was uns überhaupt noch ein allgemeines Bedürfniss unserer öffentlichen christlichen Religionsübungen scheint, diess kann natürlich in einer aus 722 Liedern bestehenden Sammlung nicht erfüllt seyn, in welcher meist nur aus dem vorhandenen Liedervorrath unter mancherley Rücksichten auf Zeit und Ort eine Auswal gemacht werden musste. Dennoch verdient, wie alle auf Verbesserung der religiösen Volkslieder sich beziehende neue Ausgaben und Umarbeitungen der Gesangbücher, die gegenwärtige durch die nach ihren Umständen möglichen Vorzüge Dank und Lob. Diess um so mehr, da mit der guten Absicht, das bessere in diesem Fach auszuwälen, sich auch das eigene Dichtertalent eines der Sammler verbunden und theils alte Lieder verbessert, theils manche neue hinzugefügt hat, welche sich durch recht gute Stellen auszeichnen. Sie verdienen um so nähere Aufmerksamkeit, weil sie sich meist auf Gegenstände, die sonst übersehen werden, beziehen, wie S. 578. *Empfindungen bey dem Tode eines Mitbruders von zweydeutigen Rufe*, wo besonders von Wahnsinn des Selbstmords das behutsame Urtheil eingeschärft wird:

— — Wie mancher hat gekämpft, gerungen,
eh er ins Netz des Lasters sank!
Wir sündigten an seiner Statt
Vielleicht, wie er gesündigt hat.
Du sollst *auch* zu der Hölle Flammen
Den, der in Angst und Fieberglut
sein Leben kürzt, nicht *gleich* verdammen!
Der Arme weiss nicht, was er thut.
Gott, der ihn kennt und seine Pein,
kann seiner Seele gnädig seyn.

Im Anfang würden wir lieber setzen: Wie dürftest zu . . . kürzte, *du* verdammen! — Hierauf folgt sogleich ein anderes eigenes Lied, das noch mehr poetischen Werth hat: *über pflichtmässiges Verhalten gegen die Thiere.* Folgende Strophen gefallen daraus vorzüglich:

1. Die Thiere, deren Herr du bist, erwäg es, Mensch, erwäg es, Christ! sind auch des Ganzen Glieder. Der Schöpfung Bürgerrecht verlieh Gott ihnen auch; o blick auf sie nicht zu verächtlich (nie mit Verachtung) nieder. 2 Sie, Wunder auch aus Gottes Hand, durch innern Bau dir nah verwandt, durch eingepflanzte Triebe verrathen oft des Denkens Spur, sind treue Kinder der Natur, geniessen ihrer Liebe. — 8. — Was könnte nicht dein seufzend Vieh, wenn deine Sprach ihm Gott verlieh', dir, seinem Quäler, sagen? 9. „Wer ists, der mehr Vernunft beweist, ich oder dein vernünft'ger Geist, zu dem ich hülflos schreye? Wer „unter euch dient in der Noth dem, der ihn nährt, bis in „den Tod mit eines Thieres Treue?" u. s. w.

Besonders hat dieses Liederbuch das Verdienst, dass mehr als die Hälfte für *Lieder über die christliche Sittenlehre* bestimmt worden ist, und also, wer es gebraucht, an allgemeine und besondere Pflichten wenigstens eben so häufig als an Gegenstände des religiösen Glaubens erinnert wird. — Schreitet Religionsübung mit der Cultur der Zeit fort, oder richtiger: sucht sie endlich so eifrig, als möglich, dieses allzu lange unterbliebene Fortschreiten auf den wahren Wege nachzuholen, so kann es nicht fehlen, dass auch in unsern Zeitgenossen eben so herzliche Empfindungen des Christenthums geweckt werden, als einst bey unsern Voreltern durch ihre Lieder entstanden sind, weil sie *ihrer* Cultur angemessen waren. Aber freylich, wenn der Menschengeist in Pallästen und in Hütten eine so vielfach veränderte Stimmung in allen andern Dingen, nachahmend und selbstthätig, angenommen hat, und nun blos die öffentliche Religionsübungen bey alter Form und Tracht bleiben sollen, wer kann dann noch fragen: warum der Geist des Zeitalters sich von diesen immer sichtbarer entferne? Religion soll die Begleiterin des handelnden Menschen seyn. Muss dann aber nicht, wer den andern begleiten will, mit ihm *gleichen Schritt halten*? denn zum Stillstehen wird das Rad der immer wechselnden Veränderung in physischer und geistiger Natur dadurch nicht gebracht, dass man ihm mit Klugheit zu folgen bald den Willen bald die Kräfte nicht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *London: Etat de la France au mois de Mai 1794.* par M. le Comte de *Montgaillard.* 80 S. 8. Der Vf. verliess Frankreich im Anfange der Revolution, und kehrte nach dem Rückzuge aus der Champagne nach Paris zurück, um einen Theil seines Vermögens für seine Familie zu retten. Nachdem dieser Zweck erreicht war, verliess er sein Vaterland aufs neue, und beschenkt itzt das Publicum mit dieser belehrenden Schrift, die zuerst in London erschien, und von welcher die hier angezeigte mit Druckfehlern überhäufte und auch nach der französischen Methode, in Ansehung der im Anhange beygefügten Noten, eingerichtete Ausgabe ein Frankfurter Nachdruck ist. Man findet darin eine auf persönliche Erfahrungen gegründete unpartheyische Berechnung der gegenseitigen Kräfte, die von dem einseitigen Raisonnement der Emigrirten und von verzagter Kleinmüthigkeit gleichweit entfernt ist. Das Resultat seiner Beobachtungen geht auf den Satz hinaus, dass es immerhin noch leichter sey, diese Revolutions-Regierung zu überwältigen und zu vernichten, als sich im Frieden vor der Ansteckung zu hüten. Ausser den physischen und den Charakter-Schilderungen von *Couthon*, *St. Just* (ehedem *Marquis de Fonvieille*) und dem *Comité Militaire* (*Carnot*, *la Fitte d' Anissi*) ist die Berechnung von der Anstellung der Conventsglieder (130 verschickt und 224 in den Comités) von den Theatervorstellungen (200 neue Stücke seit dem 10 August 1792 und von dem Schatze in den Koffern der Republik (500 Millionen Livres in Gold und Silber) vorzüglich bemerkenswerth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. October 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Danzig, b. Troschel: *Vorlesungen über Christenthum und Deismus.* Von *Phil. Ludw. Muzel*, D. u. ord. Prof. d. Theol. zu Frankf. a. d. Oder, Inspector Ev. Reform. Kirchen u. Schulen u. Prediger daselbst. 1794. 294 S. 8. mit einer Dedication an Hn. Hofpred. *Sack.*

Abneigung gegen das Eigenthümliche des Christenthums, besorgt der Vf., möchte die Hauptursache seyn, wenn seine Schrift *nicht sehr und nicht öffentlich* gelobt würde. Rec. bedauert, sie nicht „sehr loben" zu können. Davon aber ist der wahre Grund seine Abneigung gegen jede ungründliche, oberflächliche und in vielen Fällen nichts erweisende Behandlung von solchen Materien, deren Wichtigkeit die scharfsinnigsten Untersuchungen und Unterscheidungen erfordert. Der Ton des Vf. zeugt von bescheidener Gutmüthigkeit. Sein Motto: liebet Wahrheit und Friede, Zachar. 8, 19. ist ein theures Wort. Aber eben so nothwendig ist ein anderes: Liebet Bestimmtheit der Begriffe! Diess ist das einzige „Gebot, das die Verheissung hat" Wahrheit zu erreichen.

Den Unterschied zwischen Deismus und Christenthum festzusetzen und daraus für die wechselseitige Verhältnisse der Deisten und Christen, für ihre Gesinnungen gegen einander, gegen die Religion und gegen den Staat, Folgerungen zu ziehen, ist der Vorsatz des Vf. Das letztere beruht durchaus auf der ersten Untersuchung: was das Eigenthümliche des Deismus und des Christenthums sey? Woraus, fragt also gewiss jeder Nachdenkende, soll diess bestimmt werden? Aus dem Sprachgebrauch? Dieser selbst ist hierüber völlig schwankend. Man frage nur die verschiedenen Religionspartheyen, welche unter dem Namen, Christenthum, den allein seligmachenden Glauben zu besitzen behaupten. Keine wird zugeben, dass gerade das, was sie mit der andern gemeinschaftlich glaubt, das charakteristische des Christenthums ausmache. Jede vielmehr denkt in ihren Unterscheidungslehren das Feinere, die Quintessenz der ganz ächten Christenwahrheit eigen zu haben und dafür kämpfen zu müssen. Was sie mit andern gemeinschaftlich hat, ist ihr, wie alles, was mehrere haben, gerade der unwichtigere Theil des Ganzen, und — man gestehe es oder nicht — wer z. B. überzeugt ist, dass Christus als höchster Gott verehrt werden müsse, der hält den Andern, welcher Christus aus einen andern Gesichtspunkt verehrt, nicht für einen *ächten* Christen, wenn er gleich zugibt, dass er vom Ganzen des Christenthums etwas mehr als ein Heide oder Jude in seiner Religionstheorie habe, wofür er aber höchstens den Namen eines Halbchristen verdienen möchte. „Genug, ruft Hr. *M.*, es sey mir auch *mein* Sprachgebrauch vergönnt, zumal er der *gewöhnlichste* ist." Er hofft von den Lesern, welchen er seine Vorlesungen als Freunden zu nächst bestimmt, „dass sie gerne hören werden, was *Er* über diese Sache denke, da sie wissen, dass er gerne alles, was er lese und höre, durch eigenes weiteres Nachdenken sich zum Eigenthum zu machen suche." Aber was entsteht hieraus mehr als ein Gebäude ohne Grund? *Wenn* des Hn. Vf. Sprachgebrauch der *richtige* ist (denn dass er der *gewöhnliche* sey, entscheidet nichts, und ist, weil der Beweis auf einer unmöglichen Induction beruht, nicht einmal zu erweisen!) und *wenn* er daraus richtig folgert, so könnte er gewiss seyn, *gerne* gehört zu werden, weil er über eine sehr verwickelte Frage mit Nutzen zu hören wäre. Da nun aber Sprachgebrauch hier gegen Sprachgebrauch ist, ja, da die Verschiedenheit des Sprachgebrauchs in dieser Sache nicht auf Willkühr beruht, sondern auf jener Ueberzeugung der verschieden sprechenden Partheyen, dass, wer zum Christenthum oder Deismus mehr oder weniger rechne als sie, das ächte System des Christenthums oder des Deismus verkenne; so kann offenbar die ganze Untersuchung nicht auf den Sprachgebrauch gegründet werden. Vielmehr müsste die ganze Bearbeitung davon ausgehen, zuerst einen allgemeinen Grundsatz auszumitteln, nach welchem das *Eigenthümliche* des Christenthums und des Deismus, es bestehe nun in Materie oder Form oder in beyden, festgesetzt werden könnte. Dass dieses in dem Allgemeinen, worin die Christenpartheyen jetzt übereinkommen, nicht liegen könne, würde diese Untersuchung unter andern daraus schliessen, weil es unter dieser Voraussetzung einem jeden frey stehen müsste, das Wesentliche des Christenthums auf etwas noch allgemeineres zurückzuführen, wenn er sich für einen Christen erklären, aber aus redlicher Ueberzeugung noch weniger als alle bisherige Christenpartheyen, zum Unentbehrlichen im Christenthum rechnen wollte.

So schwankend, als eine ohne Fundament angelegte Untersuchung seyn muss, ist nun wirklich die ganze Muzelsche Bearbeitung dieser wichtigen Materie. Bald anfangs macht der Vf. die Miene, wie wenn er nur *das Historische des Christenthums in Schutz nehmen wollte, das doch einigen ihm ehrwürdigen Männern werth sey.* Welchem Deisten aber, der historische Kritik besitzt, ist es nicht auch werth, und so sehr, als irgend eine andre Geschichte im Ganzen betrachtet, glaubwürdig? In der Folge setzt Hr. *M.* S. 18. darauf das meiste, dass er auszufinden habe, was den Christenpartheyen gemein sey und ob

ob dieſs zum Weſen des Chriſtenthums gehöre. Wenn es bloſs darauf ankäme, durch vieldeutige allgemeine Formeln eine Harmonie in Worten hervorzubringen, was wäre dann leichter? Doch wäre die Darſtellung des Vf. auch nicht einmal dazu hinreichend. Alle chriſtliche Partheyen läſst Hr. *M.* darin zuſammen kommen, daſs ſie 1. Jeſus von Nazareth für einen von Gott *auſserordentlich* geſandten Religionslehrer halten, dem man 2. *in allem, was er lehret*, zu glauben *verbunden* ſey, und deſſen Lehre man 3. aus der Sammlung der Bibel, *ſonderlich* aus der kleineren, das Neue Teſtament genannt, *ganz ſicher und untrüglich* kennen lernen könne. Wer die Sache genauer zu nehmen für nöthig hält, würde hier gar vieles unbeſtimmt finden, vieles das dem Vf. kaum bittweiſe zugeſtanden werden möchte. Es hilft und nützt nichts, ſo ein allgemein klingendes Wort, wie *auſserordentlicher* Religions Lehrer gefunden zu haben, um die Partheyen irgend unter eine allgemeine Formel zuſammen zu bringen. Ein jeder, welcher etwas dabey denkt, muſs ſich doch etwas beſtimmtes denken, *in wiefern* man Jeſus *auſserordentlich geſandt* nenne, da hievon die Folgerung, *alles* für wahr zu halten, was er lehrte, abhängt. Daſs man *Jeſu Lehre* aus der *Sammlung der Bibel überhaupt* ſicher kennen lerne, ſagt niemand, der ſeine Worte genau nimmt. Denn wer ſchöpft *Jeſu* Lehre aus Moſe und den Propheten? Im N. Teſt. iſt *Jeſu* Lehre aus dem, was uns ausdrücklich als *Worte und Ideen Jeſu* aufbewahrt iſt, zu ſchöpfen. Ob *ganz ſicher*, muſs bloſs nach hiſtoriſcher Kritik beurtheilt werden, ob nehmlich die Zuhörer Jeſu ihn *immer richtig* verſtanden, ob die Aufzeichner oder ihre Gewährsmänner ſich ganz genau des Geſagten erinnert, und ob ſie ſich immer ſo genau ausgedrückt haben, daſs wir nicht durch Vieldeutigkeit ihrer Sprachart gehindert werden, ſie ſicher zu verſtehen. Hier iſt alſo abermals nichts geholfen, wenn man alles unter einen allgemeinen Begriff, zuſammengepackt hat, und ſich dann für alles in Bauſch und Bogen einen Freypaſs verlangt. Wer zu einer Rechtfertigung des Chriſtenthums führen will, darf die Hauptfrage: *was* iſt das Chriſtenthum, welches ich zu vertheidigen unternehme, nicht unter den Scheffel ſtellen, oder in das, was er als allgemeines Chriſtenthum in unentwickelten Formeln aufgeſtellt hat, in der Folge bloſs *ſein* individuelles Chriſtenthum hineindeuten.

Mit gröſserer Beſtimmtheit erklärt ſich der Vf. über den zweyten Punkt: in wiefern man Verbindlichkeit habe, alles, was Chriſtus lehrte zu glauben. „*Ehe ich* ſeine Lehren noch kenne uud geprüft habe (ſagt S. 35) bin *ich ſchon* überzeugt, daſs ſie Weisheit zur Seligkeit enthalten. Dieſe Gewiſsheit würde ich niemals oder höchſtens erſt ſpät erhalten, wenn ich alle ſeine Lehren erſt prüfen wollte, ehe ich ihm Beyfall gebe. Nein, *ich* pflichte ihm *um äuſserer Gründe willen* ſchon zum voraus *in allem* bey, was er mich lehren oder(?) *lehren laſſen wird.*“ Dieſs iſt alſo Hn. *Ms.* Art, das Chriſtenthum zu glauben. Aber wie? Iſt es nicht faſt allgemein unter den Theologen anerkannt, daſs man von der Gotteswürdigkeit eines Wunders, als *äuſseren* Beſtätigungsgrundes einer Lehre, nichts behaupten könne, wenn man nicht *erſt* wiſſe, ob jene Lehre ſelbſt Gottes würdig ſey. Muſs man alſo nicht *zuerſt* fragen, *was* hat Jeſus gelehrt? ehe man die Frage: aus welcher Macht behauptet er dieſs? zu beantworten unternehmen kann? Kommt man auf dieſer Straſse gleich *erſt ſpät* zum Reſultat, ſo iſt ſie doch die einzige, welche wirklich zu einem ſichern Beweiſs führen kann. Man bemerke nur, in welchem Cirkel ſich dagegen Hn. *Ms.* Beweisart umher dreht. Die Hoffnung des ewigen Lebens, ſagt S. 34., erkenne ich freylich als vernunftmäſsig; aber ſie wird mir, wenn Chriſtus nicht auferſtanden iſt, oder ſich überhaupt nicht *durch äuſsere Gründe* als einen von Gott geſandten Religionslehrer legitimirt hat, *um nichts gewiſſer, als ſie mir durch meine Vernunft iſt.*“ Fragt man dann aber: woher ihm denn gewiſs ſey, daſs Chriſtus durch äuſsere Gründe ſich als *untrüglichen* Führer zur höchſten Wohlfahrt legitimirt habe, ſo iſt S. 73. die Antwort: durch *Anwendung der Vernunft* mache man den *Schluſs*, daſs Gott von Zeit zu Zeit Männer zu Religionslehrern, denen man *uneingeſchränkten* Glauben ſchuldig ſey, autoriſirt habe. Dieſer Schluſs iſt denn doch wohl „um nichts gewiſſer, als die Vernunft, welche ihn macht.“ Und muſs denn nicht auch alles, was dieſen Schluſs in den entfernteren Folgerungen nothwendig vorausſetzt, wieder gerade ſo gewiſs ſeyn, als dieſer Schluſs und ſeine Vernunftmäſsigkeit? Die Vernunft iſt alſo noch immer etwas mehr, als (S. 67.) der *immer nothwendige Schöpfeimer*, welcher die Religionskenntniſſe aus einer von ihr unabhängigen Quelle herholt, mehr als *das Gradierwerk, welches alle Anſtalten in ſich faſst, um aus der Sohle Salz zu machen.* Auch die Gewiſsheit, welches die ächte Sohle ſey — wenn wir in dieſer Allegorie bleiben ſollen, die freylich *cum grano ſalis* zu gebrauchen iſt — bleibt ſelbſt Gewiſsheit der Vernunft. Am wenigſten aber gewinnt Hr. *M.* für *ſein* Chriſtenthum, wenn er zugibt und allerdings zugeben muſste, S. 69. der Deiſt ſchöpfe ſeine Religionskenntniſſe aus Betrachtung der Natur, aus ſeinen und anderer Menſchen Erfahrungen hierüber, und dann ferner *aus der Geſchichte der Welt und der Menſchen*, der Chriſt aber gebrauche alle dieſe Quellen auch und *bleibe nur mit ſeiner Vernunft inſonderheit bey der bibliſchen und am allerliebſten bey der evangeliſchen Geſchichte ſtehen*, die er mit ihren ungewöhnlichen Begebenheiten *als einen Theil der Weltgeſchichte* anſehe, und darum (?) am liebſten betrachte, weil er Gott in ſeinen Abſichten und Fügungen dadurch am leichteſten und beſten kennen zu lernen glaube. Wohl ihm! aber kann Hr. *M.* deswegen den Chriſten erheben, weil er mehr aus einem Theil der Weltgeſchichte, als einem Bild des Ganges der Vorſehung, der Deiſt hingegen mehr aus dem Ganzen zu ſchöpfen trachtet?

Eben ſo unzuſammenhängend und feſter Grundſätze bedürftig, wie dieſe Prämiſſen, iſt auch die Anwendung des Vf. Er denkt ſich am Ende, was er, wenn er Landesfürſt wäre, über Chriſtenthum und Deismus verfügen würde. Schade, wenn unſere Landesfürſten darüber nicht gewiſſer wären oder würden, als Hr. M. „Die erſte Frage, ſagt S. 231. würde die ſeyn,

ob ich das *Recht* habe, die Freyheit der Landeseinwohner, Meynungen anzunehmen oder zu verwerfen, zu beschränken." Ob man ein *Recht* wozu hat, diess ist freylich die erste Frage, ehe man verfügen *darf*. Aber die Antwort darauf, kann nicht die seyn, welche sich der Vf. gibt: „ich fühle mich *bald geneigt* zu glauben, dass in einem Staat *alle* Freyheit in Reden und Handlungen eingeschränkt werden kann, und dass also etc. Bewahre Gott unsre Fürsten vor Räthen, die ihnen ihre *Rechte* aus dem deduzieren, wozu sie sich *geneigt* finden. Zu Begründung eines *Rechts* kann auch davon die Rede nicht seyn, dass man (vielleicht) *grossen Uebeln zuvorkomme*. So entstehen freylich *Grillen* (S. 288.) in dem kirchlichen Staatsrecht, wenn man Rechte aus möglichen Erfolgen herleitet. „Eine Verfügung, „die manchen Fremden den Aufenthalt im Lande verböte, eine Censur über die im Lande gedruckten Schriften, eine Verpflichtung der Lehrer auf gewisse Lehrformen, glaubte Hr. *M.* (als Landesfürst „gedacht) *nicht ganz* entbehren zu können." Nicht ganz? Aber wie weit dann? Ein solches: *nicht ganz* in einer *Untersuchung* über wichtige Dinge ist in der That so viel als gar nichts. Und vollends das Gleichniss: dass man ja ein Gesetz geben dürfe, der Apotheker solle nicht an jeden Gift verkaufen! Wenn *alle* Gleichnisse wenigstens hinken, so kann man von diesem wohl sagen: dass es auf beyden Füssen lahm sey. Ist der Verstand ein Magen, von welchem physiologisch bestimmt werden kann, was, ausser dem Unverstand, für ihn Gift sey? Wer ist der Arzt, welcher diess bestimmt? der Censor unfehlbar? Aber wer sagt diesem, dass eine Lehre Gift für mich sey, die seinem vielleicht kränkelnden Verstande Gift scheinen kann. In der That, er ist sehr zu bedauern, dass er im Namen aller jene Gifte kosten soll. Wer kann gewiss seyn, dass er besser als andere dagegen präservirt ist? Und wer ist der grosse Arzt, welcher zum voraus untersuchte, dass dieser Mann gewiss *allen* Giften, und *nur* Giften die Circulation, durch sein verweigertes *Imprimatur* etc. verwehren werde? Uns dünkt, im Staate ist nichts Gift, als was das Leben des Staats angreift. Diess besteht im Zwecke des Staats, in Beschützung des Eigenthums gegen Gewalt und List. Nur, wer Gewalt und List gegen das Eigenthum als erlaubt predigen wollte, dieser wäre ein Giftmischer gegen den Staat. Ihn zu erkennen, bedarf es keiner Kunst; ihn ausser Thätigkeit zu setzen, hat der Staat gewiss alle Liebhaber des Eigenthums auf seiner Seite, und also auf alle Fälle vor ihm nicht zum voraus sich zu fürchten. Sollen aber irgend andere Ueberzeugungen als Gift verrufen werden — wie in dem gegenwärtigen Fall die Ueberzeugung des Deisten: dass er seine Religionskenntnisse aus Vernunft, Naturerfahrung und dem *Ganzen* der Menschengeschichte ableiten müsse — so müsste der Giftforscher für die Untrüglichkeit seiner Unterscheidungskraft in der That von keinem geringeren Wesen, als dem, welches die Herzen kennt, ein Privilegium vorzuzeigen haben.

„Was werde ich denn für Meynungen verbieten?" fragt sich Hr. *M.* und antwortet sich selbst: „nur solche, die *ich* in *meinem* Lande *für schädlich* halte. *Aber „ich sehe auch nicht ab, warum ich meinem Urtheil, ob „diese oder jene Meynung dem Staat schädlich sey, von „andern vorgreifen lassen soll.*" Gerade so räsonnierten einst die Hohenpriester und Gesetzgelehrten, die Herren, welche Judäa *ihr* Land nannten und als das Ihrige gerne nutzten. Warum hätten *sie* sich auch durch Jesus in ihrem Urtheil vorgreifen lassen sollen, was in ihrem Staate schädlich seyn würde? So viel war ohnehin am Tage, dass, wenn Jesu Ueberzeugung siege, sie für ihren Opferdienst, Macht und Ansehn, Gift, wahres Gift, seyn würde. Und sollte nicht *Nero*, der erste, welcher die Religionstoleranz des römischen Staats mit Verfolgung gegen Religionsmeynungen vertauschte, sollte er nicht auch diese, besonders so, wie er durch den Canal seiner Priester sie kennen mochte, seinem Staate für schädlich *gehalten* haben? Denn wie leicht ist nicht so ein *Dafürhalten*! Eben so leicht, als wenn Hr. *M.* einem jedem Christen S. 290. „*rathen* will, so gefährlich ihm „auch der Deismus scheine, doch sich *aller thörichten* „und *unredlichen* Mittel dagegen zu enthalten." So etwas *nur rathen*? — Wollte Gott, dass das Rathen hinreichte, um *thörichte* Mittel zu verbannen, und *weise* zu wählen, so lang es Zeit ist.

DRESDEN und LEIPZIG, b. Hilscher: *Die zwölf kleinen Propheten*, erklaret von M. *Joh. Christ. Vaupel*. Waisenhauspredigern zu Dresden 1793. 210 S. gr. 8.

Hr. *V.* gab zu Anfange des J. 1793. den Hoseas heraus, als eine Probe einer Bibel, in welcher den Unstudirten der Wortverstand kurz und deutlich angezeigt werden sollte; und wünschte von den Kunstrichtern zu erfahren, was zu besserer Erreichung des beabsichtigten Zweckes etwa noch zu verändern seyn möchte. Aber schon itzt haben wir alle kleinen Propheten völlig so, wie die angeführte Probe, bearbeitet. Da Rec. bereits bey Beurtheilung des Hoseas über die ganze Einrichtung seine Meynung gesagt hat: so kann er nur noch durch Beurtheilung der Erklärung einiger einzelnen Stellen den Lesern die richtige Schätzung dieses Bibelwerkes zu erleichtern suchen. Hr. *V.* beweist sich zwar, wie wir zu seinem Ruhm sagen müssen, durchgängig, als einen Eklektiker in der Auslegung der Propheten; aber doch nicht immer mit gleichem Glück. Z. B. der Inhalt vom 1 und 2 Cap. wird so angegeben: der Prophet kündigt in diesen beyden Cap. an, dass durch Heuschrecken und Dürre eine grosse Hungersnoth entstehen werde, muntert das Volk auf, sich zu Gott zu bekehren und verheisst dann Ueberfluss. Richtiger aber ist der Gesichtspunkt aus welchem Hr. Eckermann im *Joel metrisch übersetzt*, den Inhalt dieser beyden Capitel betrachtet, in dem er sagt. C. 1, 1—12. beschreibt Joel die unerhörte Verwüstung, welche Dürre und Ungeziefer im Lande angerichtet hatten. Diess Schreckbild erweckt in der Seele des Propheten die Ahndung von der bevorstehenden Zerstörung des Staats und der Stadt. C. 2. sieht der Prophet den schrecklichen Tag der Zerstörung wirklich hereinbrechen und schildert die Feinde, welche die Stadt bestürmen; dann ermahnt er seine Zeitgenossen zur Besserung und ver-

verheifst fruchtbarere Zeiten, C. 1, 6. wird richtig bemerkt, dafs hier durch das mächtige und zahllofe Volk die Heufchrecken angedeutet werden; aber bey dem Worte *zeucht* wird ohne Grund hinzugefetzt *wird ziehen*, weil hier nicht der künftige, fondern der gegenwärtige Anzug der Heufchrecken gefchildert wird, daher fteht auch hier das Punkt עלה, hingegen C. 1, 15. wo von dem künftigen Unglücke die Rede ift, wird das Fut. יבוא gebraucht. Die Bemerkung bey C. 2, 1. dafs bey Anrückung eines feindlichen Heers geblafen und gerufen worden, ift richtig. Aber dafs der Prophet hier bey dem Anrücken der Heufchrecken eben diefs verlange, ift weder an fich wahrfcheinlich, noch auch anzunehmen nöthig, wenn im 2ten C. vom Anzuge wirklicher Feinde die Rede ift; dann wird auch durch den dunkeln und wolkichten Tag nach einem gewöhnlichen Hebraism ein fchwarzer Unglückstag nicht ein Tag verftanden, an welchem eine Wolke von Heufchrecken die Luft verdunkeln follte, eine Verdunkelung, die ohne diefs nur von kurzer Dauer feyn konnte. Auch konnten die fchnell anrückenden Feinde V. 4. wohl eher mit Roffen und Reutern verglichen werden, als die Heufchrecken; und V. 7. kann כגבורים, als Krieger, oder wie Krieger zu thun pflegen, überfetzt werden. V. 8. aber enthält einen deutlichen Beweis, dafs von wirklichen Kriegern die Rede fey. Weil aber V. 19. die Rückkehr der Fruchtbarkeit verfprochen wurde: fo ift V. 20. richtig fo erklärt worden: *und will den von Mitternacht* (die Heufchrecken, welche allezeit von Süden nach Mitternacht ziehn,) *fern von euch treiben.* C. 3. wird zwar nicht ohne Grund von dem Meffianifchen Zeitalter verftanden. Aber Rec. würde es nicht wagen, die Anmerkung. *„Nach der ausdrücklichen Erklärung Petri ift* V. 1 und 2. *von der Ausgiefsung des heiligen Geiftes zu verftehen, Apoftelgefch.* 2, 14." zu unterfchreiben. Denn in der Stelle Joels wird nur überhaupt eine allgemeinere Verbreitung der Religion vorhergefagt, die fich allerdings damals anfieng. Die Erzählung vom Jonas hält Hr. *V.* für eine wirkliche Gefchichte, und die Gründe, die er dafür anführt, find gar nicht zu verachten. Durch den Wallfifch aber verfteht er, wie verfchiedene Neuere, den Carcharias, eine Meynung, die mehr Beyfall erhalten, als fie verdiente, wie fchon *Hafaeus de Leviathan Jobi et Ceto, Jonae* 1723. gezeigt hat. Denn diefs Seethier erreicht nur eine mittelmäfsige Gröfse, und es gehört auch nicht unter das Gefchlecht der Wallfifche, das die LXX und Chriftus durch κῆτος andeuteten. Wenn Jonas wirklich von einem Seethiere verfchlungen worden ift: fo mufs man wohl den Pottfifch oder Zahnfifch verftehn, der grofs genug ift, um einem Menfchen einen geräumigen Aufenthalt in feinem Leibe zu verftatten, und auch bisweilen fich im Mittelländifchen Meere fehen läfst. Allein die Frage, welcher Fifch den Jonas verfchlungen habe, würde von felbft wegfallen, wenn man annähme, C. 2, 1. werde nur gefagt, Gott habe durch feine Vorfehung bewirkt, dafs eben zu der Zeit, da der Prophet in die See geworfen wurde, fich ihm ein kurz zuvor getödteter grofser Seefifch *nähere* (eine Bedeutung, welche בלע, wenn es mit dem Arabifchen بلغ verglichen wird, haben kann,) und Jonas fey drey Tage auf, oder in dem, von einem Raubfifche geöffneten, Leibe diefes grofsen Fifches in der See herumgetrieben und hernach mit demfelben auf das Geftade geworfen worden. Durch diefe Art der Vorftellung verfchwände auch alle Unwahrfcheinlichkeit der Gefchichte; denn dafs ein todtes Meerungeheuer auf der See fchwimmen könne, beweift das Beyfpiel des Wallfifches, der, fo bald er fich verblutet hat, fich aus dem Waffer empor hebt. Und dafs todte Fifche, die im füfsen Waffer unterfinken, auf falzichtem Waffer, dergleichen das See-Waffer ift, über drey Tage herumfchwimmen, davon kann fich jedermann durch ein leicht zu machendes Experiment überzeugen. Diefe Erklärung wird felbft durch die Hymne C. 2, 3. beftätigt, in welcher der Prophet mit keinem Worte zu verftehn gibt, dafs er von einem Fifche verfchlungen worden fey, fondern nur die Tiefe erwähnt, in die er herabftürzte, als er aus dem Schiffe geworfen wurde, und die Wellen die ihn umgaben, da er auf dem grofsen Fifche während des anfangs noch anhaltenden Sturmes herumfchwamm; und von denen er bald in die Höhe, bald in den Abgrund gefchleudert wurde. Auch das Meergras, das fein Haupt bedeckte, ift ein Beweifs, dafs er nicht im Bauche eines Seethieres eingefchloffen war, fondern durch Hülfe deffelben auf der See fich erhielt. C. 4, 6. hätte Hr. *V.* auch das Wunder mit dem Wunderbaume mildern können, wenn er die Worte: *Gott der Herr aber verfchaffte einen Kürbis, der wuchs über Jona* fo umfchrieben hätte: Gott hatte an dem Orte, wo die Hütte war, einen Wunderbaum hervorgebracht, der auf einmal fo hoch empor wuchs, dafs er das Haupt des Jonas überfchattete. V. 10. würden alfo die Worte: *welcher in einer Nacht ward, und in einer Nacht verdarb*: fo erklärt werden müffen: welcher in einer Nacht fo hoch empor wuchs, und in einer Nacht verdorrte. Doch wenn auch Rec. fich manches anders vorftellt, als der Hr. Vf. und manchmal eine Anmerkung vermifst, wo fie für die ungelehrten Lefer nöthig feyn möchte: fo glaubt er doch, dafs diefes Werk zur Verbreitung der richtigen Auslegungsart der biblifchen Bücher unter den gemeinen Chriften nicht wenig beytragen werde, und auch um deswillen nicht überflüfsig fey, weil das Hezelifche Bibelwerk wegen feines hohen Preifes für viele zu koftbar ift.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 16. October 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) London, b. Johnson: *A Vindication of the Rights of Woman, with Strictures on political and moral Subjects. By Mary Wollstonecraft.* Vol. I. 1792. 452 S. 8.

2) Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt: *Rettung der Rechte des Weibes* u. s. f., von *M. Wollstonecraft.* Aus dem Englischen, mit einigen Anmerkungen und einer Vorrede von *C. G. Salzmann.* Erster Band. 1793. XX und 330 S. 8. Zweyter Band. 1794. 393 S. 8.

Unserm alles verbessernden und alles umstürzenden Zeitalter war es vorbehalten, auch noch eine Total-Revolution in der Verfassung des weiblichen Geschlechts, nicht etwa von einem launigten Satirenschreiber, sondern von einem ernsthaften, und noch dazu weiblichen Dogmatisten, als eine zum Wohl der Menschheit unentbehrliche Massregel predigen zu hören, die Principien der *Gleichheit* sogar zur Ausrottung des *Geschlechts-Unterschiedes* angewandt, die *Freyheit* sogar mit dem *ehelichen Bande* in Widerspruch gesetzt, und das *Gefühl*, diesen uralten Regenten in der weiblichen Welt, durch die *allgemeine Vernunft* vom Throne gestossen zu sehen.

Nichts anders als diese neue Revolution zu befördern, war der Zweck der *Miss W.*, einer durch verschiedne kleinere Producte, besonders aber durch ein Pamphlet gegen *Burke* schon vorher sehr bekannten, demokratischen Schriftstellerin. Sie widmet ihre Theorie der weiblichen Regeneration dem gewesenen Bischofe *von Autun*, in der Hoffnung, dass er und einige andre „der erhabnen Geister, welche die bewundernswürdige französische Constitution erschufen," mit ihren Ideen übereinstimmen werden. — Auf Stil und äusserliche Vorzüge thut sie ausdrücklich und feyerlich Verzicht; und es ist nicht zu läugnen, dass sie, indem sie dies that, ihren Lesern kein leeres Compliment machte. — Die Substanz ihres in 450 langweilige Seiten, (die angedrohten mehrern Theile nicht zu rechnen,) ausgereckten Systems, ist kurz und klar folgendes:

„Die Menschheit kehrt jetzt in alle ihre natürliche Rechte zurück, und schüttelt jedes Joch, das sie bis hieher drückte, von sich ab; aber ihre grösse Hälfte scheint in unheilbare Sklaverey versunken zu seyn: die *Menschen* sind nicht frey, so lange die *Weiber* keine Menschen sind: es ist Zeit, dass eine Ungerechtigkeit von so ungeheurem Umfange ein Ende nehme, dass endlich das Weib sich zu dem Range, der ihr gebührt, und um welchen die Tyranney des Mannes sie gebracht hatte, empor schwinge."

„Die Wurzel alles Uebels, unter welchem die Weiber seufzen, ist die unglückliche Idee von einem besondern *Geschlechtscharakter*, aus welcher die verderblichen Grillen von einer eigenthümlichen Bestimmung, eigenthümlichen Pflichten und eigenthümlicher Erziehung der Weiber entstanden sind. Es gibt nur einen einzigen Charakter, der in dem Weibe wie in dem Manne cultivirt werden muss — den der *Menschheit*. Es gibt nur eine Bestimmung, nur eine Pflicht, nur eine Erziehung für beide — welche sämmtlich *die Vernunft* angibt. Man setzt das Weib herab, sobald man behauptet, dass sie auf einem andern Wege zur Vollkommenheit gelangen müsse, als der Mann. Man raubt ihr alle Menschenwürde, wenn man sie verdammt, — *zu gefallen*: wollüstige Despoten erfanden die unselige Theorie, dass Weiber geschaffen wären, um zu *gefallen*, und Philosophen (wie *Rousseau*), welche die Sinnlichkeit, ohne dass sie es selbst merkten, verführte, schmückten diese Theorie aus. Das Weib muss *Achtung* erwerben, und weiter nichts. Die Ehe selbst muss nicht Zweck, sondern nur Mittel, zur Vollkommenheit seyn: ob sie ihrem Mann gefällt oder nicht, selbst ob sie glücklich oder unglücklich mit ihm lebe, darauf kommt nichts an: wenn nur die Vernunft und die daraus entspringende Tugend in ihr gesichert wird, besonders aber der Irrthum, dass das Weib zum *Gehorsam* bestimmt sey, in der Atmosphäre der *Freyheit*, worin allein ein vernünftiges Wesen subsistiren kann, erstirbt."

„Die Wiedergeburt der Weiber muss da anfangen, wo der erste Grund ihrer Erniedrigung liegt: der *Kopf* muss gebildet, mit Kenntnissen *jeder Gattung* (denn auch hier gibt es gar keinen Unterschied der Geschlechter) bereichert, und so nach und nach von dem Schönheits-Tande, und den Spielwerken der Eitelkeit abgezogen, und ernsten reellen Zwecken immer mehr genähert werden, bis endlich das Weib in ihrer häuslichen, in ihrer bürgerlichen, in ihrer politischen Existenz dem Manne durchgehends gleich, keine andre Superiorität an ihm mehr erkennt, als die der *physischen Stärke*, die aber eine verbesserte Erziehung in kurzer Zeit sehr vermindern wird."

„Diese wünschenswürdige Revolution ist wahrscheinlich nicht eher zu hoffen, als bis die Welt von allen den abgeschmackten Bürden, die sie noch duldet, von Königen, Priestern, Soldaten etc. gänzlich befreyt seyn, und die *Vernunft* allein das Menschengeschlecht regieren, belehren und beschützen wird."

Es ist nicht der Mühe werth, über dieses phantastische System viel Worte zu verlieren. Die blosse Darstellung

ſtellung iſt die beſte Widerlegung deſſelben. Das aber verdient bemerkt zu werden, daſs vermuthlich niemand heftiger gegen die Realiſirung dieſes Plans proteſtiren werde, als die, zu deren (vermeynten) Beſten er entworfen ward — die Weiber. Wahrlich, nur eine hochmüthige und kalte Schwärmerin, die die wahren Vorzüge ihres Geſchlechts nicht zu fühlen vermag, wird den ganzen Inbegriff dieſer Vorzüge für das eingebildete *Recht*, durchaus zu ſeyn, wie Männer ſind, in die Schanze ſchlagen; und nur eine träumende Sophiſtin, die durch raſtloſes Haſchen nach Männlichkeit ſich ſelbſt zu einem Halb-Manne verſchraubt hat, wird eine ſo unerſchöpfliche Quelle von Genuſs, von Bildung, von Studium, von wahrer Humanität, als gerade dieſer hier ſo verſchrieene Unterſchied der Geſchlechter iſt, dem Hirngeſpinſte einer allgemeinen Gleichheit der Rechte, und einer alles ebnenden und alles ähnlich machenden Vernunft aufopfern.

2) Die deutſche Ueberſetzung hat in jeder Rückſicht Vorzüge vor dem Original. Sie iſt fürs erſte in einem viel beſſern, und wirklich in einem ſehr guten Stile abgefaſst, lieſet ſich daher angenehm. Ueberdies ſind durch einige Anmerkungen des Hn. *Salzmann* die allerhärtſten und gar zu auffallend paradoxen Stellen hin und wieder rectificirt oder gemildert. Es wäre indeſſen ſehr zu wünſchen, daſs dieſe Anmerkungen, die gröſstentheils einzelnen, manchmal bloſs beyläufigen Ideen und Sätzen gewidmet ſind, lieber das weſentliche des Syſtems zum Gegenſtande gehabt haben möchten, daſs wenigſtens die Vorrede anſtatt Bemerkungen (obgleich ſehr vernünftige Bemerkungen) über eine Materie, die hier gänzlich Nebenſache war, zu enthalten, die Tendenz und die Reſultate des Buchs zweckmäſsig gewürdigt, und daſs ſich an der Stelle manches leeren Lobſpruchs ein kritiſches, berichtigendes und belehrendes Urtheil gefunden hätte.

ERDBESCHREIBUNG.

Edinburg, b. Bell: *Scotland Delineated* or a *Geographical Deſcription of every ſhire in Scotland, including the Northerrn and Weſtern Iſles.* For the Uſe of Young Perſones. 1791. 389 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn man von der Lectüre des Sinclairſchen Werks unmittelbar zu der des vor uns liegenden übergeht, ſo finden ſich wohl bald Gründe genug zu dem Wunſch, daſs der Vf. einige Jahre ſpäter dieſen geographiſchen Entwurf ausgearbeitet haben möchte; aber anderer Seits ſieht man doch auch, daſs die Foderungen groſsentheils befriedigt ſind, die man bey einem Werke aufſtellen kann, das vor jener Sinclairſchen Sammlung erſchien, und deſſen Vf. ähnliche mühvolle Nachforſchungen, wie Hr. *S.* nicht anſtellen konnte. Die beſten Schriften über Schottland, die eines Pennant, Gilpin und mehrerer anderer ſind nicht nur recht glücklich benutzt, ſondern auch unbekannte Facta durch Anfrage und eigene Nachforſchungen gewonnen worden. Und nicht geringe Empfehlung des Buchs iſt es, daſs es den erſten allgemeinen Entwurf einer Topographie und des jetzigen geographiſch-ſtatiſtiſchen Zuſtandes Schottlands enthält.

Eine mehr ſtatiſtiſche, als geographiſche Schilderung von Schottland iſt als Einleitung vorausgeſchickt, und das Werk ſelbſt zerfällt in die Beſchreibung der ſchottiſchen Inſeln und in die Beſchreibung von Schottland ſelbſt. Keine nur einigermaſsen wichtige Stadt oder Dorf fehlt; kein Landſitz, der hiſtoriſch merkwürdig iſt, oder der ſich durch Alterthümer oder ſeine romantiſche Lage auszeichnet, oder deſſen Beſitzer oder Pächter ſich durch Verbeſſerung des Ackerbaues oder Vergröſserung der Induſtrie Verdienſte erwarb, iſt übergangen worden; der Zweck der Arbeit iſt nie oder höchſt ſelten überſehen, und nun das Ganze auf eine Art und in einer Sprache dargeſtellt, die beide gleich ſehr der Klaſſe von Leſern entſprechen, für welche hier geſchrieben wurde.

Lerwick, die Hauptſtadt von Shetland, iſt der Verſammlungsort der Heringsbuiſen, die von England, Holland, Dänemark und andern Ländern kommen; gleichwohl fängt man weniger Heringe in den Gewäſſern um Shetland, als an den Geſtaden der übrigen Inſeln. Zwiſchen Lerwick und der kleinen Inſel Braſſa iſt der bekannte Braſſa Sund; hier können zu gleicher Zeit gegen tauſend Schiffe Anker werfen. Rings an der Küſte umher erblickt man Dörfer oder vielmehr Gruppen von Hütten, vorzüglich von Fiſchern bewohnt; höchſt induſtriöſe Menſchen, die auſser der Zeit ihrer Hauptbeſchäftigung unausgeſetzt ſich mit Verfertigung von Netzen, Seilen und Strümpfen abgeben. Eine ſehr groſse Menge Strümpfe geht jährlich von Shetland nach Schottland, und wenn gleich dieſe Strümpfe geſtrickt werden, ſo koſtet doch das Paar nur 4 Pence. Die ſhetlandiſchen Hügel ſind von Schafen wie bedeckt. Zwar ſind dieſe Schafe nicht von groſser Art, und rauh und zottig iſt ihr Anſehn; aber ihre Wolle iſt gewöhnlich ſehr ſanft und mit unter äuſserſt fein; man verfertigt von derſelben ſo feine Strümpfe, daſs ein Paar von der beſten Wolle verfertigt, durch einen Ring gezogen werden kann; doch iſt der gröſste Theil der Wolle nicht von dieſer Feine. Nur auf 20,000 Seelen werden die Bewohner der Inſeln von Shetland angegeben. Das Klima der nördlichen Inſeln (Shetland und Orkney) iſt gerade nicht das günſtigſte; indeſs leidet man doch weniger von Froſt und Schnee, als die nördliche Lage erwarten läſst; im Ganzen iſt die Luft feucht, und häufig ſind ſchreckliche Windſtürme, Regen und Donner. Der längſte Tag hält 19 Stunden, der kürzeſte etwa 4½. Um die Mitte des Sommers hat man drey Wochen lang ohne Unterbrechung Sonnenſchein, und im Winter erhebt ſich eine eben ſo lange Zeit hindurch die Sonne kaum, oder ſie iſt mit Nebel und Wolken umhüllt; während dieſer traurigen Periode erſetzt den Mangel des Sonnenlichts zum Theil der Mond, und noch mehr der Glanz der *Aurora borealis.* Die Menſchen ſind hier ſtark und robuſt, thätig und induſtriös. An Kirchen fehlt es nicht, wohl aber an Lehrern, und das Geſchäft eines Geiſtlichen iſt hier herkuliſche Arbeit; mehrere, weit von einander entlegene, und durch gefährliche Seen von einander getrennte Inſeln ſind einem Einzigen anvertraut; gleichwohl verſchwindet auch hier Aberglaube und

und Unwissenheit. Der Haupthandel dieser Inseln geht nach Leith, Hamburg und Bergen in Norwegen. Bergen ist von Nordosten Shetlands nur 44 Meilen (*leagues*) entfernt. Die Hauptartikel der Ausfuhr bestehen in Wolle, Leinengarn, Strümpfen, Butter, getrockneten Fischen, Heringen, Oel, Federn, Häuten und chymischem Salz von Meergras mit dessen Bereitung viele arme Leute sich beschäftigen. Von den Bemühungen der Societät zur Emporhebung der brittischen Fischerey erwartet auch unser Vf. viel.

In Hinsicht auf das Klima Schottlands trafen wir manche wichtige Bemerkung. Die grossen Seen in der *County of Invernefs* werden des hier herrschenden kalten Klimas ungeachtet nie oder höchst selten mit Eis bedeckt; noch seltener ist diess der Fall bey den Seearmen oder Buchten, selbst in den nördlichsten Theilen Schottlands; diese sind eisfrey auch in den kältesten Zeiten, in welchen der Texel und viele Bayen und grosse Flüsse in Holland und Deutschland unterm Eise liegen. In dem ebenen Theile von Murray fällt weniger Regen, als in irgend einem District des Umfangs in ganz Schottland. Noch auffallender ist der Regenmangel in der fruchtbaren Gegend um Invernefs, die so nahe der Westküste liegt, welche immer Regen im Ueberflusse bekommt; ein Phänomen, das sich wohl nur aus der Lage und dem Laufe der Gebirge erklärt. Die Insel Arran von 23 Meilen (*miles*) Länge und 10 bis 12 Breite hat zwar eine scharfe Luft, doch hält man ihr Klima für gesund, und viele Schwächliche und Kranke begeben sich hieher, um Molken von Ziegenmilch zu trinken. Wie 1755 Lissabon durch das bekannte Erdbeben verwüstet wurde, war der See *Loch Lomond* in *Damberton* so ausserordentlich ungestüm, dass ein Boot vierzig Yards weit von der Stelle, wo es stand, hinweg aufs Land geworfen wurde. Die Länge dieses Sees beträgt 28 Meilen, seine Breite vermindert sich von 7 bis zu ¾ Meile, und sein Umkreis trägt über 100 Meilen. In diesem See zählt man 33 Inseln, von denen verschiedene unbewohnt sind, und durch antike Ruinen verschönert werden; andere erheben sich zu hohen Klippen. Eine votreffliche Beschreibung des grössten Kanals, der den Forth und Clyde mit einander verbindet, und der mit Recht zu den grössten und wohlthätigsten Unternehmungen der Art in Europa gezählt wird, ist S. 244 ff. eingerückt.

Nahe bey der Vereinigung des Tumel mit dem Garry ist der enge Pass Killicranky, der auf dieser Seite zum Hochlande führt. Hier war es, wo Königs Wilhelms Armee 1689 geschlagen wurde, und wo Dundee im Augenblick des Sieges fiel; und hier war es auch, wo ein Corps Hessen stehen blieb, und weiter zu rücken sich weigerte, weil sie glaubten, man sey nun zu den Grenzen der bewohnten Welt gekommen. Hauptmärkte, wo das Vieh vom Hochlande verhandelt wird, werden zu Falkirk, einer artigen Stadt in Striglingshire, gehalten. Die Stadt lebt gröfstentheils von diesen hier jährlich dreymal gehaltenen und Trysts genannten Märkten. Auf 50,000 Stück können in einem einzigen Markte verhandelt werden, und der gröfste Theil dieses Viehs wird nach England geführt, wo man es fett macht.

Paisley behauptet unter den Manufacturstädten Schottlands einen wichtigen Rang; es gibt hier mehrere Manufacturisten, welche wöchentlich 500 Pf. Arbeitslohn auszahlen. Auch zu Laurence Kork, einer neuen kleinen Stadt in Kincardine, etwa 6 Meilen in Westen von Bervie, sind durch die edeln Bemühungen des Proprietärs, des Lord Gardenston, mehrere Manufacturen errichtet, und höchst glücklich aufgeblühet. Doch schränkte sich der Lord nicht einzig auf die Manufacturen ein; auch den Landbau befördert er mächtig durch Aufhebung der Lehensdienste, jener Dienste, die man so lange als gerecht in so vielen Gegenden des Reichs als Hindernisse des Ackerbaues aufgestellt hat. Zu Luncarty, einige Meilen von Serth, trifft man eine der gröfsten Bleichen in Schottland. Zu Panff, in der Graffschaft Invernefs, hat man eine Garnmanufactur und eine andere, die Strümpfe liefert, und in diesen Manufacturen und in der Schule werden die Kinder hier abwechselnd beschäftigt; ein Beyspiel, das in Schottland noch nicht viele Nachahmung gefunden zu haben scheint; überhaupt aber hat sich die Industrie und der Handel dieser Graffschaft durch die Bemühungen reicher und einsichtsvoller Patrioten sehr gehoben.

Die ganze südliche Küste von Fife besitzt Ueberfluss an Kohlen, und aus den dortigen zahlreichen Kohlenwerken wird ein grosser Theil des nördlichen Schottlands mit Feurung versorgt. Ueber das Vorgebirge Redhead hinaus, das die Ruinen einer alten Burg romantisch auszeichnen, können keine Kohlen gebracht werden, ohne eine sehr hohe Abgabe zu bezahlen; dies ist die Abgabe, über die so laut und lange geklagt wurde, die Abgabe, die nicht nur dem Handel höchst nachtheilig ist, sondern auch auf die ganze Industrie den unseligsten Einfluss haben muss, da Angus Mangel an Feurung hat.

Aufser den Schiffen zum Küstenhandel sendet der Hafen von Aberdeen Schiffe nach Schweden, Dänemark, Norwegen, Rufsland, Danzig, Frankreich, Spanien und Portugal. Man exportirt Strümpfe, Leinewand, Leinengarn, Lachs, gesalzenes Schweinefleisch und Getreide; doch waren schon lange hier gestrickte wollene Strümpfe ein Stapelartikel, von welchen unsäglich grofse Quantitäten nach Holland und Deutschland gesandt wurden; der Lachsfang im Dee und Don ist hier ein sehr wichtiger Nahrungszweig; ein Strich von zwey bis 300 Yards am Don hat wohl 2000 Pf. des Jahrs aufgebracht; der gröfste Theil der gefangenen Fische geht nach London; zuweilen geschehen auch Versendungen nach Frankreich und Italien. Auch der Boden um Aberdeen, von Natur gröfstentheils steinigt und unfruchtbar, ist sehr verbessert und so glücklich angebauet worden, dass jetzt ein Acker (*acre*) eine jährliche Rente von 5 bis 6 Pf. gewährt.

Nationalvorurtheile verlieren sich durch das ganze Reich hindurch immer mehr und mehr. Englische Sprache, Sitten und Gewohnheiten beginnen die Oberhand zu gewinnen, und die glückliche Periode scheint nicht mehr entfernt zu seyn, in der Britten und Schotten in jedem Verstande des Worts zu freyem Volke gehören werden. Gross sind die Fortschritte, welche in allen

Hinsichten, die heutigen Schotten gemacht haben, deren Vorfahren noch 1727 zu Embo in Sutherland einen der Zauberey wegen Angeklagten auf den Scheiterhaufen legen konnten; das letzte Beyspiel der Art in den Annalen Schottlands. Die Universität zu St. Andrews gründete Bischof Wardlow 1411. Die einsame Lage, so wie die gesunde Luft, begünstigen hier die Musen besonders. Die Lehrstüle sind mit ausgesucht schätzbaren Männern besetzt, und der kleine Zirkel des Orts macht tiefe Verborgenheit unmöglich; der Charakter jedes Studenten ist so leicht zu erforschen, jede Unordnung wird sichtbar, und kein unlenksamer Sturmkopf wird als Verderber der übrigen geduldet. Ueber das Unzureichende der englischen Gesetze und Einrichtungen in Hinsicht auf Quarantainen ist oft geschrieben; in Fife ist es der Hafen von Burntisland, unter einem mächtig grofsen Felsen, wo die Schiffe die Quarantaine halten müssen. Dafs Schottlands Volksmenge abgenommen habe, wie der Vf. meynt, ist eine sehr auffallende Behauptung, wenn man auch nur die Gründe für das Gegentheil bedenkt, welche das Werk selbst enthält; die Auswanderungen, die dem Vf. in so einem nachtheiligen Lichte sich zeigen, waren und wirkten das nicht, was er glaubt, wie aus so vielen Beyspielen im Sinclairschen Werke deutlich genug sich zeigt.

London, b. Stockdale: *The London Calendar or Court and City-Register for England, Scotland, Ireland and America* etc. For the Year 1794. S. 60 u. und 285 S. 8.

Dieser Staatskalender umfasst die Beamtenlisten der höhern Stände in sämmtlichen Staaten des Königs von England, seine deutschen Lande allein ausgenommen, von welchen S. 105. der referirende Staatsminister unter den fremden Gesandtschaften aufgeführt wird. Ausserdem findet man aber sie durchgehends unter möglichster Ersparung des Raums mit so vielen und mannichfaltigen statistischen Nachrichten erläutert, dafs es, der englischen Publicität ungeachtet, sehr zu bewundern ist, wie ein etwa seit 50 Jahren bestehendes Privatunternehmen solche hierin hat vereinigen können. Historische, chronologische und Geschlechtstafeln, Handlungsübersichten, Nachrichten vom Münzfufs, von Posten, Reiserouten und von Märkten, die in Kupfer gestochenen Wappen aller Pairs, Anzeigen der Geburts- und Dienstjahre, der Geschäftsbezirke und Besoldungen, — alles dieses ist in Columnen und in Tabellenform und durch kleine Zeichen und Hieroglyphen so niedlich beygebracht, dafs oft *eine* einzige Seite eine Viertelstunde erfodert. Der Mangel einer systematischen Ordnung erschwert leider! die Benutzung dieses Schatzes, und man kann darin Jahre lang beym Zeitungslesen nachgeschlagen haben, bevor man dessen Umfang und Reichhaltigkeit kennen lernt.

England geht in der Paginirung des dritten Abschnitts bis S. 241. fort, Schottland bis S. 251., Irland bis S. 274., und dann folgen die Gouvernements in Amerika, deren Zahl in dem jetzigen Kriege sehr vermehrt worden, nebst der Festung Gibraltar. Zuletzt ein Anhang von mehrern zu spät eingeschickten Artikeln.

London: *Stockdale's New Companion to the London and Royal Calendars, or Court and City-Register for the Year* 1794. 106 S. 8. (1 Shill. 6 p.)

Ein Namenverzeichnifs der beiden Parlementshäuser, mit statistischen Erläuterungen der Wahlen von 1784 und 1791, und aller vorhergehenden Parlemente seit Heinrichs VII Zeiten. Aeusserst wichtig und reichhaltig für das Studium der englischen Geschichte. Unter so vielen Resultaten, die man daraus abstrahiren kann, ist folgende Berechnung sehr interessant: dafs seit dem Jahr 1509 nur 4 Parlementer über 7 Jahre, und 7 andere 6 Jahre lang, 5 über 5 Jahre, 2 über 4, und zwey über 3 Jahre bestanden; dafs 9 Parlementer nur einen 2jährigen, und 34 noch eine kürzere Dauer hatten, und endlich dafs im Durchschnitt jedes Parlement, eins gegen das andere, 2¾ Jahr währte, selbst wenn man das vom Carl I und das 17jährige seines Sohns mitrechnet.

Neben dieser in keinem andern Werke, so viel sich Rec. erinnert, so vollständig zusammengedrängten Liste, enthält dieser Companion von der Geistlichkeit und den Oberhofchargen, auch von andern Stellen noch manches, was in dem Hauptbuche nicht befindlich ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Meklenburgisches Reichs-Contingent und Römermonate.* 1794. 15 S. 8. — Enthält in einem leichten ungezwungenen Vortrag keine neue, aber recht gute, Data, erst über das Allgemeine dieses Gegenstandes, woraus sich der ununterrichtete Leser die wohl von einander zu unterscheidenden Begriffe von *Reichscontingent*, das in neuern Reichskriegen gewöhnlich nach dem Repartitionsfufs von 1681, und von *Römermonaten*, die noch nach der Wormser Matrikel von 1521 geleistet werden, sehr gut berichtigen kann; dann folgen Bemerkungen über die Meklenburgischen Prästationen beiderley Art, so wie sie ursprünglich waren, und durch Moderationen wegen der abgekommenen Länder, durch Herkommen, und nun auch seit der letzten allgemeinen Landestheilung 1701 noch durch eine Vereinbarung von 1778 zwischen beiden jetzigen Häusern bestimmt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. October 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Vorträge und Entscheidungen gerichtlich verhandelter Rechtsfälle*, von *D. Just. Claproth* Kön. Gr. Brit. und Kurf. Br. Lün. Hofrath u. s. w. Nebst einer Vorrede, welche die Prüfung des Herrn Cammergerichts-Assessor *von Fahnenbergs* Vortrages an den vollen Rath des Kaiserlichen Reichs-Cammergerichts über die *Abkürzungen der Relationen* enthält. 1794. 598 S. 8.

Den Zweck dieser Sammlung können wir nicht besser, als mit des Vf. eigenen Worten angeben. In der Vorrede schreibt er also: „Es sind so viele Entscheidungen streitiger Rechtsfälle, und Gutachten über vorgelegte Fragen in die Welt geschicket, dass ich Bedenken tragen würde, die *expectationem casuum similium* mit dieser Sammlung von Rechtsfällen zu vermehren, wenn meine Arbeit nicht auf einen andern Zweck zielte, als nur Entscheidungen mit umständlichen Beweisen der Rechtsstellen zu liefern. Die bisher bekannten Sammlungen von Entscheidungen streitiger Rechtsfälle sind entweder a) vollständige Relationen, z. E. die Meisnersche, Mynsingersche, Clockische, Gylmannische, Deckherrsche, Thulemersche, Ludolphische Sammlung; oder b) Urtheile mit Zweifels- und Entscheidungsgründen; oder endlich c) blosse Auseinandersetzung der Rechtsfragen. Hieher rechne ich Carpzovs Definitionen, Mevius Decisionen, Wernhers Observationen, von Pufendorfs Observationen, Strubens rechtliche Bedenken, von Cramers weyl. Nebenstunden u. a. m. Die ältern Cammergerichts-Relationen sind gewiss nicht als Muster zweckmässiger Vorträge anzusehen. Die Acten-Auszüge sind gröstentheils unverständlich; die Gutachten aber mehrentheils ohne gründliche Abtheilung und mit unerträglicher Weitschweifigkeit abgefasst. Die Relationen können nach dem verschiedenen Zwecke derselben, unmöglich nach einerley Zuschnitte ausgearbeitet werden. Ich habe mich in meinen Grundsätzen zu Verfertigung der Relationen bemühet, von jeder Gattung von Relationen die zweckmässigen Abschnitte festzusetzen, wornach der Auszug aus den Acten sowohl, als das Gutachten des Referenten nach dem verschiedenen Stande des Processes und den verschiedenen Gattungen derjenigen summarischen Processe geschehen müssen, welche eine ganz verschiedene Einrichtung der Relation erfodern. Alle diese Regeln sind aus den einfachen logicalischen Sätzen geflossen: da abzusondern, wo verschiedene Ideen auseinander gesetzet werden müssen, und alles in der Ordnung vorzutragen, wie ein Abschnitt dem andern untergeordnet ist. So lange man diesen, oder an deren Stelle zu setzenden bessern Regeln nicht folgt, können die Relationen nicht als zweckmäsig angesehen werden. Meine Absicht bey dieser Sammlung war: Fälle im Acten-Auszuge mit Gutachten zu liefern, und wo es die Gelegenheit mit sich brachte, zu zeigen, wie die Sachen zum Wohl der Partheyen anders hätten behandelt werden können und sollen. Diess letztere gehöret eigentlich nicht in eine Relation; in dieser können nur wirkliche Fehler im Verfahren, keine Vorsichtsregeln eine Erörterung finden. Aber welchem Richter, gegenwärtigen oder künftigen, wenn er Gefühl vor (für) das Wohl der Partheyen hat, und das sollen doch alle haben, wird es nicht angenehm seyn, dergleichen Vorsichtigkeiten zu bemerken und in ähnlichen Fällen zu benutzen. Von einer solchen Seite hat noch keiner meiner Vorgänger, auch nicht die neueren, als: Eisenhart, Glück und Geiger die Rechtsfälle bearbeitet. Als Nebenzweck habe ich durch diese Beyspiele zeigen wollen, wie mit fruchtbarer Kürze gerichtliche Sachen von allen ihren Seiten betrachtet werden können, die zu einer ordentlichen Auseinandersetzung gehören, und dabey meine Regeln von Verfertigung der Relationen zur Anwendung gebracht. — Ich bin nun nur noch davon Rechenschaft zu geben schuldig, warum ich auch ausländische, theils kürzere Nachrichten, theils umständlich erzählte Rechtsfälle in diese Sammlung aufgenommen habe. Diese Rechenschaft soll kurz seyn. Es ist doch einmal interessant zu sehen, wie in andern Reichen Rechtsachen behandelt werden. Dann habe ich dem Leser gleichsam dadurch Ruhepuncte verschaffen, und vor (für) Mannichfaltigkeit der Fälle gerne sorgen wollen." — — Der Inhalt ist folgender: 1) Zweifelhafter Fall, ob ein Meyer- oder Pachtcontract eingegangen sey, und ob daher wider eine geschehene Verpachtung von dem bisherigen Inhaber Manutenenz gesucht werden könne. 2) Zweifelhafter Fall, ob ein Testament, oder Vertrag errichtet sey. 3) Eine ungegründete Klage wegen Wiederherstellung einer seit 30 und mehr Jahren nicht mehr vorhandenen geschlossenen Pforte. Unnöthig in die Länge gezogen. 4) Eine weit getriebene ungerechte Denunciation wegen Entwendung und Rechnungsablegung. 5) Noch eine unglücklich verlängerte Denunciationssache. 6) Zwey verheimlichte uneheliche Geburten, von sehr verschiedener Gattung. 7) Ein dreister qualificirter Diebstahl. 8) Ein Fall, worüber ich nicht urtheilen will. Zur Warnung vor ähnlichen Schritten aufgestellt, (Rec. erinnert sich, dass dieser Fall im Pfälzischen vorgekommen ist, und dass das Cammergericht einige sehr merkwürdige Verordnungen in

in Ansehung desselben hat ergehen lassen. Interessant wäre es gewesen, wenn der Hr. Hofrath hiervon nähere Nachricht hätte ertheilen wollen.) 9) Ein ungegründet behauptet Fusspfad über eines andern Land. 10. Relation über das erste Verfahren in Sachen u. s. w. 11) Ein streitiger Zufluss des Wassers Behuf einer Mühle. 12) Ein streitiges Geschäft eines erklärten Verschwenders. 13) Unbestimmte Gränzen zweyer Wiesennachbarn. 14) Ein Pendant zum vorigen Fall. 15) Eine unbestimmte Weinkaufsabgabe kann von richterlichen Amts wegen auf etwas bestimmtes festgesetzet werden. 16) Mehr sinnreiche als rechtliche Bestrafung eines Filzes, aus dem *historical Magazine* 1791. Vol. III. und ähnliche Fälle. (Rec. erinnert sich diese Anekdoten schon in mehreren Schriften vor langer Zeit gelesen zu haben.) 17) Eine von einer jüdischen minderjährigen Ehefrau übernommene gemeinschaftliche Schuld, und die Entsagung der *Auth. si qua mulier*, so ohne Eid geschehen, wird angefochten. 18) Zwey ungegründete Klagen auf Zollabgabe von Thon und Holz Behuf einer Ziegelbrennerey. 19) Eine unglücklich eingeleitete Schuldfoderung. 20) Eine sehr verschleifte Curatel-Sache. 21) Waldbrief der Gemeine Kork von J. 1476., welcher zum Beweise producirt wurde. Vielleicht das seltsamste Beweismittel, so jemals zum Vorschein gekommen. (Rec. glaubt, dass aus den damaligen und noch spätern Zeiten Anekdoten der Art zu Dutzenden sich sammeln lassen.) 22) Eine ungegründete Entschädigungs-Klage aus einem vermeynten Gilden-Zwange. 23) Eine weit getriebene Injuriensache zwischen Leuten der niedrigsten Classe. 24) Ob eine Injurie als dem Magistrat zugefüget anzusehen, und fiscalische Klage statt habe. 25) Eine unglücklich behandelte Hudesache. 26) Sonderbare Entscheidung der *Kings Bench* über das Testament eines Wahnsinnigen, so in einer vernünftigen Zwischenzeit errichtet worden. *Universal-Magazine* for Frbr. 1792. p. 134. 27) Eine Klage wegen Haltung verschiedener Hofhunde, zugleich ein Blick auf die Polizey. 28) Ein sonderbarer Streit über einen Weg. 29) Entschädigungs-Klage, wegen zurückgenommener Resignation einer katholischen Pfarrey. 30) Eine übel gewählte Klage, und desfalls vorgebrachte Urkunden. 31) Eine unrecht ins schriftliche Verfahren gezogene Erziehungsfache. 32) Entschädigungs-Klage wegen unwirthschaftlicher Behandlung verpachteter Länderey. 33) Eine sehr ungegründete Klage aus einem Wechsel eines Analphabeten. 34) Eine unglücklich geführte Sache durch unterlassene gehörige Bestimmung eines Beklagten. 25) Eine sehr ungegründete Klage wegen der Kosten, nach verglichener Hauptsache. 36) Eine unrichtig eingeleitetete Stadtrechnungs-Sache. 37) Eine sonderbare *negatio filiationis legitimae*. 38) Eine Contributions Sache, so in gerichtliches Verfahren gezogen ist. 39) Eine durch unüberlegte Einreden bezweifelte liquide Foderung. 40) und 41) Ein paar Fälle die Beerdigungs-Kosten eines Armen und eines Verunglückten betreffend. 42) Sonderbare Testamentsaufnahme. 43) Eine ohne Noth als neue Klage angebrachte Sache. 44) Ein gottloser Process über rückständiges Hirtenlohn. 48) Jagddienste mächtig verfochten. 46) Ein weitläuftiger Rechtsstreit, zwischen Eltern und Sohn, mit besonderer Rücksicht auf den Vergleichs-Versuch. 47) Eine grossen Theils übel angebrachte und verkehrt behandelte Erbschafts-Klage. 48) Ein seltsamer Näherrechts-Streit. 49) Erhöhung der Gerichts-Taxen kann nur der Landesherr, nicht die Rentkammer, oder ein Justizcollegium bewilligen. 50) Ein rechtsbeständiges *pactum commissorium pignoris antichretici*. 51) Sonderbare, jedem auffallende englische Rechtsfälle und Entscheidungen, aus *Archenholz British Mercury*. Sept. 1739. 52) Eine Hausdiebin entgehet der in dem Landesgesetz festgesetzten Todesstrafe als Ausländerin. 53) Ein Compromiss wegen Erbschafts-Theilung wird angefochten, und der Weg Rechtens an den Oberrichter ergriffen, weil zwey concurrirende Unterrichter als verdächtig verbeten werden, und desfalls der Verwerfungs-Eid angeboten wird. 54) Eine sonderbare Art von Wechselgütern, und seltsamer Gang des darüber entstandenen Rechtsstreits wegen Redintegration und wegen Näherrechts. 55) Vortrag aus Untersuchungs-Acten, wider die jetzo verehelichte Ziegeldeckerin, und den verheuratheten Krämer Müller, Inculpaten, wegen Ehebruchs. 56) Sonderbare französische Criminal-Erkenntnisse. Aus dem *Mercure de France N. 5. Fevrier* 1787. 57) Zweifelhafte aus einer landesherrlichen Cession hergeleitete Befugniss den Mühlenlohn zu erhöhen. 58) Ein Gläubiger verliert sein Unterpfand und Foderung, weil die Mutter als Vormünderin das Geld nicht zum Besten ihrer Kinder verwendet, sondern im Lotto verspielet und die Verpfändung einer hypothekarischen Obligation nicht obrigkeitlich bewilliget ist. 59) Vortrag in Sachen des peinlichen Anklägers wider u. s. w. wegen Vergiftung. 60) Ein dem vorigen ähnlicher Fall. 61) Eine durch Zufall veranlasste Vergiftung. 62) Eine wahrscheinlich von einem eifersüchtigen Ehemann unternommene Beschuldigung des Ehebruchs und vorgehabter Vergiftung, auch Erpressung des Geständnisses seiner Ehefrauen. 63) Eine beschuldigte, aber nicht begründete, Brunnenvergiftung. 64) Ein höchst ungegründeter Streit über die Erbfolge in einem Meyergute. 65) Ein unglücklich geführter Streit über eine Vormundschafts Rechnung. 66) Ein zweifelhaftes Confirmationsgesuch eines Uebergabe- und Leibquahls-Contracts. 67) Ein unglücklich eingeleitetes Editionsgesuch. 68) Die Rechte der Geschwornen in einem merkwürdigen Gerichtshandel verfochten. *The new London-Magazine for Febr.* 1793. 69.) Eine unbillige Entscheidung in einer *actione de receptis* mit Rücksicht auf die billigere Entscheidung des römischen Rechts. *Universal — Magazine for March*. 1793. 70) Noch einige neuere in England vorgefallene Mordthaten mit Rücksicht auf das deutsche peinliche Verfahren. *European Magazine Jan.* 1793. 71) Eben daselbst. 72) Merkwürdige Entdeckung eines Verbrechers. *London — Chronicle for* 1793. No. 5732. *May* 14—16. 73) Harte Bestrafung eines geringen, obgleich mit Einbruch verübten, Diebstahls. *Universal — Magazine for March* 1793. 74) Sonderbare Entscheidung über des Erzbischofs von Canterbury Familien Stipendium. *Gentlemann's Magazine for March*. 1793. 75) Ein in

in drey Urtheilen auf verschiedene Art angesehener Beweis und Gegenbeweis in einer Schwängerungs-Sache. 76) Die Erbschaft, so einem Mönch, welcher hernach ein Weltgeistlicher worden, angefallen, wird, nicht vom Kloster, sondern von dem General-Commissarius des Erzbischöflichen Sprengels angesprochen, und eine seltsame Einleitung des Processes getroffen. 77) Ob das Trauergeleite bey dem Absterben des Kaisers den Eingepfarrten, oder allen Unterthanen überhaupt genommen, obliege. (Natürlich wird hier gegen die letztern entschieden, weil das Trauergeleite wegen Absterben des Landesherrn, und also auch des Oberhaupts des deutschen Reichs, als eine aus der Unterthanenpflicht herfliessende Verbindlichkeit, folglich als eine wahre Territorial- und nicht Parochial-Last zu betrachten ist.) 78) Ein unglücklich verschleiftes Editions-Gesuch. 79) Ein Mühlenteich war nicht durchgängig als ein zur Mühle gehöriges Stück zu rechnen. 80) Eine ungegründet verlangte Erhöhung des Meyerzinses wegen eines durch Gemeinde-Theilung entstandenen Zuwachses. — — Die hier behandelten Materien sind, wie aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, eben nicht von besonderer Wichtigkeit. Zieht man auch die beträchtliche Zahl der einzelnen Aufsätze im Verhältnifs zu der Bogenzahl in Betrachtung; so wird man schon zum voraus weitläuftige belehrende Rechtsausführungen um so weniger erwarten, als wirklich die gewählten Gegenstände nicht einmal Stoff dazu darbieten. Die meisten Fälle sind so einfach, dafs ihre Entscheidung auf platter Hand liegt. Selbst durch Verwickelung der factischen Umstände zeichnen sich nur wenige Aufsätze aus. Der nur einigermafsen erfahrne Rechtsgelehrte wird daher durch das Lesen dieser Rechtsfälle seine Kenntnisse wohl nicht sehr erweitern; dem angehenden Juristen hingegen können wir sie allerdings empfehlen, da sie ihn mit dem Gange der Rechtssachen nicht nur bekannt, sondern auch auf Fehler, die von Richtern und Sachwaltern zum Nachtheil der streitenden Theile bey Leitung und Führung der Rechtsstreitigkeiten so häufig begangen werden, aufmerksam machen, und durch ungekünstelte zweckmäfsige Darstellung, auch fruchtbare Kürze sich auszeichnen, so dafs sie als Muster von ihm nachgeahmt zu werden verdienen. Nur wäre es freylich zu wünschen gewesen, dafs Hr. C. wichtigere und schwierigere Rechtsfälle in dieses gefällige Gewand möchte gekleidet haben, damit auch der nach Ausbreitung seiner theoretischen Kenntnisse gierige Leser zugleich Nahrung gefunden hätte. — Ueber die Entscheidung einiger Fälle liefse sich mit dem Vf. wohl noch rechten; allein dazu ist hier der Ort nicht, und den bey weitem gröfsern Theile der gefällten Urtheile kann man die Beystimmung nicht versagen. — Die von Hn. C. in der Vorrede über die Verbesserung der Referir-Methode bey dem Kammergericht gemachte Bemerkungen enthalten nichts neues, sondern sind ganz aus desselben *Grundsätzen von Verfertigung der Relationen* genommen. Rec. scheint es, dafs, um ein richtiges, alles umfassendes Urtheil über diesen Gegenstand fällen zu können, eine vertraute Bekanntschaft mit der ganzen Verfassung, und dem Procefsgang dieses Gerichts unumgänglich nothwendig ist, — die doch Hn. C., nach seinen bisherigen Schriften zu urtheilen, vielleicht nicht besitzt. — Indessen miskennen wir den Werth seiner Vorschläge nicht, sondern wünschen ihnen bey einer einstigen neuen Gesetzgebung eine reife Prüfung und alle Beherzigung.

HANNOVER u. OSNABRÜCK, b. Ritscher: *Einige Bemerkungen über die unter dem Gericht zu Quackenbrück und Burgmännern und Rath daselbst vorwaltenden Jurisdictionsirrungen.* In Beziehung eines bey der Land- und Justiz-Kanzley des Hochstifts Osnabrück im Jahr 1787. eröfneten Erkenntnisses 1793. 160 S. fol.

Burgmänner und Rath der in den osnabrückischen Amte Fürstenau gelegenen Stadt Quakenbrück haben mit den landesfürstlichen Richter daselbst schon seit Anfang des 17 Jahrhunderts mancherley Streitigkeiten gehabt. Diejenigen, welche noch gegenwärtig fortdauern, betreffen das summarische Verhör, oder den Versuch der Güte, die Anlegung der Arreste, die Bestrafung der Bruchfälle, die Requisitionen und einige andere Puncte. In neueren Zeiten sind Burgmänner und Rath darüber mit dem dermaligen landesfürstlichen Richter, und, in Vertretung desselben, mit dem *Advocatus Fisci* des Hochstifts, in einen weitläufigen Procefs gerathen. Anfänglich suchte man die Irrungen durch eine erneuerte Commission beyzulegen; allein Burgmänner und Rath setzten sich dagegen. Die Acten wurden daher an die Universität zu Duisburg verschickt, woher Burgmänner und Rath ein in den meisten Punkten vortheilhaftes Erkenntnifs erhielten, dessen Rechtskraft aber durch Ergreifung eines stiftsüblichen Rechtsmittels gehemmt worden, und das in der vorliegenden Schrift, deren Vf. ein gewisser Hr. *Todtmann* ist, widerlegt wird. — Die Grundsätze, heifst es hier, nach welchen die befragten Streitigkeiten zu beurtheilen seyn dürften, sind folgende: 1) die Resolutionen Bischof Ernst Augusts II. von 1718., welche Burgmänner und Rath ihrerseits als den Hauptgrund der Entscheidung annehmen, und welche sie selbst veranlafst haben, so dafs sie bey der Ausbringung derselben der einzig handelnde Theil waren. In so fern diese aber, wofern sie überhaupt bestehen, dunkel, zweydeutig, oder unbestimmt sind, mufs man 2) den streitigen Punct der Landesverfassung gemäfs, und mithin theils nach dem, was man in dem Hochstift Osnabrück den Städten überhaupt hat beylegen wollen, theils 3) insbesondere nach dem Maafsstabe derjenigen Städte, welche mit Quakenbrück eine gewissermafsen ähnliche Verfassung haben, als Fürstenau und Vörden, festsetzen. 4) Mag sich Quakenbrück nicht mehr beylegen, als was sie vorhin sich selbst nun beygelegt wissen wollen. Die älteren Behauptungen in den Urkunden von 1631. 1664. u. 1701. geben also in Beziehung auf die Antworten darauf, einen besondern Grund der Beurtheilung. 5) Ueber-

berhaupt hat der Richter in allem die stärkste Vermuthung für sich, wogegen die Behauptungen der Stadt uneingestandene neuere Anmaſsungen sind. (Diesen Grundsatz verzeiht man in der Allgemeinheit wohl einem *Advocatus Fisci*, — in dieser Eigenschaft schreibt Hr. T. allein dem unpartheyischen Sachverständigen wird er wohl schwerlich einleuchten.) 6) Auch sind es landesfürstliche Rechte, welche Quakenbrück behauptet, und welche der Bischof sowohl Kaiser und Reich, bey Uebernehmung der Regalien dem bischöflichen Stuhle zu erhalten verspricht, als er sich dazu in der immerwährenden Stiftscapitulation dem Lande verbindlich macht. Dieses verdient bey der Beurtheilung der streitigen Puncte Erwägung. Dem Nachfolger kann die Verminderung der Rechte seines Stuhls, welche sich der Vorfahr hat zu Schulden kommen lassen, nicht nachtheilig seyn. (Auch hieher dürfte die zu der vorhergehenden Numer gemachte Bemerkung zu wiederholen seyn.) — Nach diesen vorangeschickten allgemeinen Grundsätzen nun werden die streitigen Punkte einzeln beurtheilt, worauf wir uns aber hier, der Kürze wegen, nicht einlassen können. — Für diejenigen, die bey dem obschwebenden Rechtsstreite nicht wirklich verwickelt sind, hat diese Schrift kein besonderes Interesse, da der Vf. derselben weder auf allgemeine historische, noch auch rechtliche Untersuchungen sich eingelassen hat, sondern bey dem individuellen Falle, der an sich keine bemerkenswerthen Eigenheiten hat, und den darüber verhandelten Acten lediglich stehen geblieben ist. Die Ausführung selbst füllt auch nur 66 Seiten, die übrigen Bogen enthalten lauter Beylagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Dresden*, b. Walther: *Dissertation sur une Médaille non — publiée de l'Empereur Pertinax, qui se trouve au Cabinet de S. A. S.* l'Electeur de Saxe. 1793. 74 S. 4. Unter der Zuschrift an den Kurfürsten von Sachsen nennt sich Hr. *Lipsius* als Verfasser dieser Abhandlung, von dem man unlängst eine deutsche Uebersetzung von der bekannten Schrift des *Beauvais* über die Unterscheidungszeichen ächt-antiker Münzen erhalten hat. Der kurfürstl. Aufseher der Antiken, in Dresden, Hr. *Wacker*, schlug ihm die Beschreibung dieser noch nicht bekannt gemachten Münze vor, die sich in der ansehnlichen kurfürstl. Münzsammlung findet: und er erhielt dazu die gesuchte Erlaubniss. Die auf dem Titelblatt abgebildete Medaille enthält auf dem Avers das Bildniss des Kaisers *Pertinax* mit dem Lorbeerkranz, mit der Umschrift: AYT. KAI. Π. EABIOΣ. ΠΕΡΤΙΝΑΞ. CEB. und auf dem Revers eine nach der rechten Seite zu gekehrte, stehende weibliche Figur, die beide Hände gegen eine mit Strahlen umgebene Kugel empor hebt. Neben ihr, um die Mitte des Feldes stehen die Buchstaben L A, jeder auf einer Seite. Die Umschrift: ΠΡΟΝΟΙΑ ΘΕΩΝ, d. i. *Providentia Deorum*. Die Münze selbst ist sehr gut erhalten, und hat alle Merkmale der Aechtheit, die ihr auch nach Hrn. *Wacker's* Zeugniss alle Münzkenner bisher zugestanden haben. Sie ist Gelberz, (*potin*) etwa von der Gröſse einer Pistole, und wahrscheinlich, so viel sich aus der Arbeit schlieſsen läſst, zu Alexandrien in Aegypten geprägt. Am längsten verweilt sich der Vf. bey der auf der Kehrseite abgebildeten Göttin der Fürsehung, und führt gleich Anfangs die Quellen an, woraus er bey der Festsetzung und Erläuterung dieses allegorischen Kunstbegriffs geschöpft hat. Auffallend ist es allerdings, daſs die alten Schriftsteller diese auf so vielen antiken Münzen abgebildete Göttin so selten erwähnen. Auch von neuern Abhandlungen über sie fand der Vf. nur ihrer zwey, von *Joh. Christoph Böhmer* und *B. G. Struve*, die davon in numismatischer Hinsicht, aber sehr unzulänglich, handeln, wozu noch eine Stelle in den bekannten Dialogen des *Agostino*, und der Artikel *Providentia* in *Rasches* Wörterbuche kam. Selbst die zu Rotterdam, 1712. 8. herausgekommene Schrift von *Arpe*: *Theatrum Fati*, *s. Notitia Scriptorum de Providentia, Fortuna et Fato*, gab ihm wenig Hülfe, da sie mehr nur Zusammentragung und Nachweisung der Stellen ist, worin von der Fürsehung, als abstrakten Begriffe, oder Attribut der Gottheit, geredet wird. Desto angenehmer wird es Alterthumsforschern und Kunstliebhabern seyn, in gegenwärtiger Abhandlung mit vielem Fleiſs erörtert zu finden. Zuerst von den verschiednen Vorstellungen des Alterthums von einer Gottheit des Schicksals, der Beschützung, Fürsorge, Erhaltung, u. s. f.; dann von Erwähnung der Göttin *Providentia* auf einer Statüe, in Aufschriften und auf Münzen. Umständlich werden hierauf die Münzen selbst durchgegangen, worauf diese Figur mit oder ohne Legende, in verschiednen Stellungen und mit Attributen von mehrerley Art, vorkommt, oder wo sich die Umschrift *Providentia* am Opfergefäſse, um einen Altar, oder ein dargebrachtes Opfer befindet. Auſserdem gibt es auch Münzen mit andern Figuren, auch mit Abbildungen von Thieren und leblosen Dingen, welche diese Umschrift haben; Kaisermünzen mit derselben, auch andre, als die hier beschriebne, von dem Kaiser *Pertinax*. Bey Gelegenheit der letztern bemerkt der Vf. verschiednes über die Götterverehrungsart der alten Völker, über ihre verschiednen Gebräuche beym Gebet, vorzüglich über den auf der hier erläuterten Münze angedeuteten Ritus, wobey theils die stehende Stellung, theils die Emporstreckung der Arme und Hände gen Himmel, theils die Richtung dieser letztern nach einer Strahlenkugel in Betrachtung kommen. Der Vf. hält diese bittende Figur für eine Priesterin, welche im Namen aller Aegypter der Welt, als ihrem Gotte, und der Providenz aller übrigen Gottheiten für die in einem so guten Regenten ihnen gewährte Wohlthat danken, und ihn ihrem fernern Schutze empfielt. Daſs *Pertinax* diese Wünsche und das dadurch angedeutete Lob verdiente, wird aus einigen Stellen alter Geschichtschreiber dargethan. Hierauf werden noch andre Kaisermünzen mit der Aufschrift Προνοια durchgegangen, und andre griechische Münzen mit dem Bilde oder Symbol der Providenz, aber ohne diese Legende.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. October 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Dyk: *Beyträge zur Kenntniss vorzüglich des Innern von England und seiner Bewohner.* IItes bis VIItes Stück, jedes von 8 Bogen gr. 8. 1792 bis 1793. (2 Rthlr. 6 gr.)

Eben so vortheilhaft, als das erste Stück dieser Beyträge sowohl in Hinsicht auf Facta, als Darstellung sich auszeichnete, erscheinen nicht nur die vor uns liegenden sechs nachgefolgten Stücke, sondern bey weitem die mehrsten derselben sind noch reichhaltiger und vollwichtiger. Man findet hier theils Beschreibungen von einzelnen Städten und Oertern, wie von York, Liverpool, Cambridge, Manchester und mehreren anderen; theils Beschreibungen von bald grösseren bald kleineren Reisen in England und von England nach Irland; theils bald mehr bald weniger ausführliche Abhandlungen über die wichtigsten statistischen Gegenstände Englands; Abhandlungen über den Religionszustand, über den Zustand der Künste und Wissenschaften, über Lesebibliotheken und Schauspiele, über den Nationalcharakter, das Wort in seiner weitläuftigsten Bedeutung genommen, über verschiedene Zweige der Industrie, über Parlament und Ministerium, über das Finanzwesen u. s. w. Auch über die neue Pasquillantenacte hat der Vf. mit sehr grossem Rechte ausführlich sich erklärt; Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer der neuern Zeiten, wie eines Pitt, Fox und Lord Hood sind beyläufig erzählt, und einige schätzbare Beyträge und Berichtigungen zu den ersten Stücken hinzugefügt.

Im J. 1791 befand sich England in einem höchst blühenden Zustande. Dieser Wohlstand kam nicht allein daher, dass das Land wohl regiert wurde, dass es alle Arten von Kräften in sich selbst hat, und dass seine Bürger im Genuss der Freyheit sich befinden; sondern etwas muss man auch auf die Rechnung anderer Länder setzen, die zum Theil schlecht regiert werden, zum Theil unter dem Druck der Sklaverey seufzen, oder auch durch ihre innere Unruhen grossen Verlust erlitten haben. Die schlechte Regierung von Spanien; die bürgerlichen Unruhen, welche Holland Jahre lang zerrissen; die Gährung in den österreichischen Niederlanden, der immer mehr allgemein werdende Geschmack von ganz Europa an englischen Producten und mehr als das alles, die traurige Lage, in der sich Frankreich seit einigen Jahren befindet, haben unstreitig das ihrige zur Grösse Englands beygetragen. Eine Menge Franzosen haben das baare Geld, das sie auftreiben konnten, in die englischen Stocks gelegt und allerdings dazu geholfen, dass diese so beträchtlich gestiegen sind. Als der Vf. 1790 nach einer 6jährigen Abwesenheit wieder nach Manchester kam, fand er den Ort in einigen seiner Aussenseiten völlig verändert. Einige Striche, auf welchen er vor 6 Jahren spatzieren ging, waren jetzt nicht nur mit vielen zerstreuten Häusern bedeckt, sondern die Theile, die zunächst an der Stadt lagen, hatten sich in mehrere regelmäsige Gassen und nach allen Seiten bebauete Plätze verwandelt; eben so hatten sich mehrere Reihen von Häusern, die vor 6 Jahren in einiger Entfernung von der Stadt standen, gleichfalls in Gassen verwandelt, und durch andere Gassen mit der Stadt verbunden, so dass alles jetzt ein Ganzes ausmacht. Auch ist die Weissagung (1. Stück S. 88.) von dem Dorfe Ardwick eingetroffen, denn es steht jetzt wirklich in der Stadt. Im J. 1789 soll sich die Anzahl der Menschen in Manchester auf 50000 belaufen haben, im April 1790 gab man sie auf fast 52000 Seelen an, und innerhalb 6 Jahren (bis 1790) glaubte man, sey die Volksmenge um 14830 Seelen hier gestiegen. In eben diesen 6 Jahren hatte man die Maschinen in den Fabriken ausserordentlich verbessert. Unter andern versicherte den Vf. ein Fabrikant, dass man nach der neuesten Verbesserung der Spinnmaschinen aus einem Pfund Baumwolle 212 *hanks* (Kneuel) spinne. Jedes *hank* enthält 840 *yards*, folglich spinnet man aus jedem Pfund Baumwolle 178080 *yards* und die *yard* ist drey englische Schuhe. Erst vor einigen Jahren wurde hier ein ansehnliches, geräumiges und freygelegenes Gefängniss gebauet, und zwar nach dem Plane, nach dem man seit einigen Jahren in England diese Häuser bauet, nach dem Plane, den der so glücklich, im Dienste der Menschheit, gestorbene Howard angab. Liverpool ist kaum so gross als Manchester, hat aber mehr Einwohner, die Anzahl derselben mag indess noch nicht über 50000 steigen. Auch mit dieser Stadt geht es gewissermassen wie mit Manchester. An der Landseite liegen hin und wieder eine Menge, sowohl Reihen, als auch einzelne Häuser, herum, die noch immer zunehmen. Da die englischen Städte keine Mauern und Gräben, selbst nicht einmal Barrieren haben, so sind viele derselben einer beständigen Veränderung unterworfen, und manche Stadt wurde bedeutend und gross, ehe im Auslande ihr Name recht bekannt wurde. So ging es mit Sheffield in Yorkshire, einer Stadt, die jetzt 30000 Einwohner zählt. Auch die Gegend um Warrington wimmelt von Fabriken. Waaren der verschiedensten Art werden hier geliefert, und einige Meilen von dieser Stadt ist ein Glaswerk, wo die Glastafeln nicht geblasen, sondern getrieben oder gegossen werden. Man behauptet sogar, dass die hier verfertigten Waaren den parisischen wenigstens nicht nachständen, und vielleicht gar noch Vorzüge vor jenen besässen. In Liverpool zogen mit Recht die Docken des Vf.

Vf. ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; ſicher trift man ſonſt nirgends Werke der Art, die mit denen zu Liverpool verglichen werden könnten. Man hat ihrer fünf ſo angelegt, daſs man nicht nur aus der *Merſey* in dieſelben, ſondern auch aus einer in die andere kommen kann. Volkmann ſagt, ſie wären tief genug für Schiffe von 900 Tonnen man ſah aber ſchon Schiffe von 1200 Tonnen in denſelben. Der *Milfordhaven* hat unter andern noch den Vortheil, daſs man mit jedem Winde ſegeln kann. Ueber das Klima Englands hat uns Hr. K. mehrere ſehr ſchätzbare Bemerkungen mitgetheilt. Den Steinkohlendampf hält auch er nicht für ſo ſehr nachtheilig, und für das beſte Correctiv der Luft. Die Noth und das Elend, in welches auſserordentliche Kälte den groſsen Haufen in ſo vielen Gegenden Englands verſetzt, weil ſie ihn in aller Hinſicht unvorbereitet überfällt, hätte ausführlich geſchildert werden ſollen, vollends da die Veranlaſſung zu dieſer Schilderung ſo dringend war. Aeuſserſt treffende Züge zur Charakteriſtik des Britten trifft man faſt überall. Proceſſe wegen verbotenen Umgangs ſind in England ſehr gemein. Der Ehebruch iſt hier Privatſache, die nur den leidenden Theil intereſſirt, und dieſer kann klagen und eine Schadloshaltung an Gelde fodern. Die Summe wird vom Kläger gewöhnlich ſehr hoch angeſetzt, aber die *Jury* beſtimmt, was wirklich gezahlt wird; und fand es ſich, daſs der Ehemann barbariſch mit der Frau verfuhr, oder ruhig ihren Ausſchweifungen zuſchaute, ſo war es auch wohl nur ein Schilling, der ihm als Schadloshaltung zuerkannt wurde. Doch hat man ſeit einiger Zeit, um das ſo allgemein gewordene Laſter des Ehebruchs zu vermindern, auf recht hohe Schadloshaltung erkannt; ſo erhielt vor wenigen Jahren ein gekrönter Hauptmann 10,000 Pfund Sterling. Die Schande abgerechnet, gibt es für die Ehebrecherinnen keine Strafe. Alle dieſe Proceſſe werden öffentlich geführt, ja in die Zeitungen gerückt, und je ſchändlicher die Auftritte ſind, deſto emſiger wird in den Gerichtsſtuben nachgeſchrieben; das Nachgeſchriebene wird dann gedruckt und mit Kupferſtichen geziert dem Publicum übergeben. Bücher der Art werden in groſser Menge verkauft und begierig von jungen Leuten geleſen. Das Innere der engliſchen Kirche iſt ungefahr überall das nemliche; ganz einfach, keine Gemälde, keine Statüen, kein Schmuck, keine Zierrathen; aber überaus niedlich. Zu Liverpool gibt es — was auſser London eine Seltenheit iſt — auch eine Judenſchule oder einen Tempel. Die Abhandlung über die engliſche Verfaſſung und beſonders über den Adel und die Juſtizpflege ſind von allen die belehrendſten. Das, was von den Finanzen und den Schulden geſagt iſt, bedarf dagegen ſehr weſentlicher Verbeſſerungen. Nach S. 87. St. 4. heiſsen noch nicht fundirte Schulden, noch nicht in Ordnung gebrachte, noch nicht zu den Nationalſchulden geſchlagene Schulden, und nicht weniger unglücklich iſt. S. 89. der Verſuch einer Beſchreibung des Aggregatefond gerathen. Auch hätten wir gewünſcht, der Vf. hätte uns beſtimmter bey ſeinen Angaben von der Volksmenge einzelner Städte belehrt, worauf dieſe Angaben ſich ſtützten. Vom 10. Aug. bis zum Nov. 1792 kam eine ungeheure Zahl Franzoſen nach England; einige wollten ſie ſogar auf 100,000 Köpfe berechnen, unter welchen allein 1000 Geiſtliche ſich befunden haben ſollen; ein Zuwachs der Menſchen, der auch in Hinſicht auf die Sitten von traurigen Folgen war. Die Zahl der öffentlichen Frauenzimmer hat ſich in den Gaſſen und Schauſpielhäuſern von London auſserordentlich vermehrt, und die Addreſſen, welche dieſe Frauenzimmer in den Logen austheilen, ſind häufig mit den Titel Marquiſe und Comteſſe bezeichnet; der gewöhnliche Preis iſt eine Guinee. Von Irland ſind nur einige wenige Notizen mitgetheilt. Mit wie weniger Anſtändigkeit der Vicekönig dieſes Reichs oft behandelt wurde, iſt bekannt genug; bey der letzten Veränderung des Miniſterii las man ſogar in einer irländiſchen Zeitung: *„die Nation hoffe, daſs ihr Sancho Panſa nun nächſtens wieder abziehen müſſe!“*

Hamburg, b. Bachmann: *Durchflüge durch Deutſchland, die Niederlande und Frankreich.* 1793. 1. Band, 204 S. gr. 8. (20 gr.)

Die Beſcheidenheit des Vf. (des Hn. *v. Heſs* in Hamburg) gab dem Buche ſeinen Namen, und dieſer ſoll nicht ſowohl auf die Geſchwindigkeit der Reiſe, als auf die Mangelhaftigkeit der Beſchreibungen zielen. Die Zeit des Ausflugs fällt in das merkwürdige Jahr der Zerſtörung der Baſtille, in das J. 1789; von wo aus aber der Flug begann, erfahren wir nicht; wir treffen unſern Reiſenden zuerſt vor Goslar. Natur und Menſchen feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit gleich ſtark, und er ſchildert uns, was er ſelbſt ſah, empfand und unterſuchte, oder was von andern ihm mitgetheilt wurde. Zwiſchen dieſen Schilderungen finden wir Abhandlungen, die indeſs mehr Bruchſtücke, als Abhandlungen ſind, zur älteren Geſchichte Goslars und Nordhauſens gehörig, ſo wie ein Glaubensbekenntniſs über die Reichsſtädte. Nur drey Durchflüge nebſt einem Querflug enthält dieſer erſte Theil; jene haben die Aufſchrift Goslar, Nordhauſen und Sondershauſen, dieſer, der Querflug, geſchah über den Harz.

Einen nicht gemeinen Beobachtungsgeiſt, warmes, tiefes Gefühl und ſehr viele Anlage, das Empfundene treu und ſchön darzuſtellen, kann man dem Vf. im mindeſten nicht ſtreitig machen, aber eben ſo unverkennbar iſt es, daſs er nur zu oft die Zeit zum Prüfen und Forſchen ſich verſagte; daſs ſeine Empfindungen nicht ſelten überſpannt ſind, und daſs Sprache und Darſtellung häufig wild, unverſtändlich und regellos geworden iſt. „Alles (S. 17 u. 18.) lag meinen Empfindungen, in welchen der überſonnete Nebel flache tanzende Bilder zurückſtrahlte, wie verſchwommen da, und in gegenwärtiges Wohlſeyn verthauet. – Die Töne ſchwanden in meinem Vorüberſeyn. — Den Abhang der Berge beweideten zahlreiche Heerden. Ich bewahrte, ſtatt ich ſah. Die Summe (S. 33.) ward geringert. – Die Bürger, dieſs gewahrend, ſetzten nach.“ Solche Stellen und Ausdrücke finden ſich ſo ſehr oft, daſs man bey den vielen, faſt in allen Hinſichten meiſterhaften Schilderungen kaum begreift, wie beide von der Hand eines Mannes kommen konnten.

Be-

Bedeutenden Zuwachs hat die Länderkunde durch diesen Beytrag ganz und gar nicht erhalten. Der Querflug über den Harz hat fast nichts eingetragen; von Sondershausen erhalten wir nicht viel mehr, als skandalöse Geschichten, den Hof und die Regierung betreffend, die meistens zum Theil übertrieben sind: der Bericht von Goslar zeugt von der richtigen Wahl des Titels des Buchs am meisten, und der öffentlich eingereichten Protestationen von Nordhausen ungeachtet, sind doch die Nachrichten von dieser Stadt die interessantesten und wichtigsten. In dem Glaubensbekenntnis über die Reichsstädte spricht Hr. *v. H.* von der Entstehung derselben, ihrer Bildung, ihren wichtigsten, Verfassung und Charakter formenden, Schicksalen u. s. w.; ein Glaubensbekenntniss, mit dem mancher Reichsstädter sehr zufrieden seyn mag, bey dem wir aber die Beweise von den aufgestellten Behauptungen noch mehr vermissten, als bey den Notizen von der ältern Geschichte Goslars und Nordhausens.

Für die kleine Gose nimmt der Vf. das Wasser, das durch einige Gassen Goslars fliesst, und seiner Versicherung nach fluten die Wogen über die Mauern dieser Stadt, wenn der Schnee auf dem Gebürge durch einen warmen Frühlingsregen gählings schmilzt. Jeder Knabe in Goslar hätte jenen ersten Irrthum verbessern können, und der blosse Anblick der Mauern der Stadt zeigt den zweyten. Von eben der Art ist die Behauptung, dass die Häuser in Goslar, die nach dem Brande aufgeführten ausgenommen, mit Schindeln gedeckt wären; es sind Schiefer, nicht Schindeln. Der Herzog von Braunschweig ist Schutzherr von Goslar, nicht Grundherr des Territoriums, und sicher wird es keinem der Bürger Goslars einfallen, dass er nur so lange auf dem Territorium säen, erndten, und auf dasselbe sein Vieh treiben könne, als der Herzog von Braunschweig es nicht selbst benutzen wolle. Der Deputation, welche vor einigen Jahren die gegen den Magistrat klagenden Gilden nach Wien sandten, drohte der Kaiser mit dem Zuchthause!! Als einzige Reichthumsquellen Goslars werden S. 46. die Gose und die Mutterpfennige angegeben, welche Göttingische Musensöhne, welche in den Schulferien den Harz durchwandern, hier zurücklassen. Unter den Artikeln der Ausbeute des Rammelberges hätte S. 63. der Zink nicht vergessen werden sollen, und von den grossen Erwartungen S. 64. von dem vom Hn. Lentin am Rammelsberg angelegten Rostofen ist nichts eingetroffen; es sind nicht 20,000 Centner Schwefel statt 1800 gewonnen, und die Vortheile der Communion nicht um 40 bis 50000 Thaler vermehrt worden; es ist alles beym Alten geblieben. Der Wurm, von dem S. 76. gesagt wird, dass er seit 6 Jahren im Harze sey, das Mark den Tannen aussauge, und ganze Wälder vom Verlust ihres Lebenssaftes sterben mache, war, wie man jetzt sicher weiss, immer auf dem Harze; grosse Dürre bewirkte seine so schreckliche Vermehrung und Nässe vertilgte ihn wieder; auch haben bekanntlich die grossen Verwüstungen, welche dieser Wurm, oder richtiger, Käfer anrichtete, längst aufgehört. Dass Quedlinburg, wie S. 58. gesagt wird, nur 14000 Thaler aufbringe, ist wohl nur ein Druckfehler. Magere Heerden (S. 76.) hat Rec. auf dem Harze nicht gefunden, wohl aber sehr gut genährtes Vieh; und die S. 98. recht glücklich beschriebene Erscheinung hält Rec. für das, wofür sie nach S. 101. mancher andere auch gehalten hat, — für einen Traum. Der wichtigste Nahrungszweig der Nordhäuser ist Branntweinbrennen. Man brennet unaufhörlich fort, und die Zahl der Blasen soll jetzt 198 seyn. Im Durchschnitt werden täglich 1600 Scheffel Getreide verbrauet, also jährlich 584000 Scheffel. Ueber 80 Meilen im Umkreise wird der Branntwein verfahren. Auch viel Scheidewasser wird abgezogen, und wenigstens 40,000 Schweine jährlich von dem Branntweinshefen gemästet. Selbst Säuglinge nimmt man in Nordhausen mit in die Kirche (eben das geschieht auch auf den benachbarten Dörfern) und der Unfug, den diese anrichten, ist oft unleidlich. Weniger Modesucht, Nachahmung und französirende Sitten findet man in keiner Reichsstadt. Noch hat kein Franzose, selbst nicht als Sprachmeister, hier gedeihen können. Im hiesigen Waisenhause befinden sich einige funfzig Kinder. Jährlich werden ihrer sechs entlassen, die Knaben bey einem Gewerb angestellt, und die Mädchen als Dienstmägde untergebracht. Die Stellen dieser Ausgetretenen zu ersetzen, ist oft die Stadt selbst nicht im Stande. Von den sechsen, die man 1789 aufnahm, waren nur drey Stadtkinder. In der That ein sehr überzeugender Beweis von dem Wohlstande sowohl, als den unverdorbenen Sitten der Nordhäuser! Die eiserne Thätigkeit, das Harte, die gefurchten Stirnen der Niedersachsen sind hier schon verschwunden. Zwischen Nordhausen und Sondershausen ist nur sehr unbeträchtlicher Verkehr; auf dem Wege nach Sondershausen begegnete dem Vf. auch nicht ein Einziger.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Romantische Geschichte der Vorzeit*, dritter Band. 1792. 292 S. vierter Band. 1793. 320 S. fünfter Band. 1794. 294 S. 8.

Wenn gleich der Vf., aufgemuntert durch den allgemeinen Beyfall, welchen sein Werk gefunden, emsig fortfährt, den Vorrath guter kleinerer Rittergeschichten in unsrer Sprache zu vermehren, so hat er doch zu viel Achtung für das Publicum und für seinen eignen Ruhm, als dass er mit der anwachsenden Menge der Bände das innre Gute seines Buchs sollte abnehmen lassen. Alle Jahre ein, mit Eifer und Fleiss ausgearbeiteres, Bändchen zu liefern ist, (wenn der Vf. auch nicht, ehe er auftrat, sich manches vorgearbeitet haben sollte), für einen Schriftsteller nicht zu viel, dessen Erfindungskraft so fruchtbar, und dem der gute Ton der Erzählung so sehr zur Fertigkeit geworden ist.

Der *dritte* Band besteht aus drey Geschichten, wovon eine sich auf eine ausländische Sage, die beiden andern aber sich auf vaterländische Erzählungen gründen. Denn der Vf. sucht noch immer mit rastlosem Eifer interessanten Stof aus alten deutschen Kroniken und Lebens-

bensbefcqreibungen auf. 1) *Albrecht Schenk von Vargula*, aus der Zeit des fogenannten grofsen Interregnums. Nicht fowohl durch die Abentheuer diefes deutfchen Ritters in fremden Landen, von denen wirklich mehrere, hier benutzte, hiftorifche Data vorhanden find, als durch die Wärme, womit feine beiden Liebfchaften (deren eine die Quelle fo vieles Unglücks, die andre die Quelle fo vieles Glücks für ihn ward) gefchildert find, intereffirt diefe Erzählung. 2) *Stella und Francefco*, eine fchauderhaft tragifche Erzählung voller fchwarzer Charaktere und fchrecklicher Kataftrophen, rafch und hinreifsend ausgeführt. 3) *Erwin, Graf von Gleichen.* Im Eingang follte man nicht glauben, dafs eine folche männliche Kokette, wie diefer Graf fo viel Theilnehmung erregen könnte, als in der Folge wirklich gefchieht. Nachdem er aber fich einmal fixirt hat, begegnen ihm auf einer gelobten Wallfahrt fo mancherley aufserordentliche Schickfale, dafs fich der Lefer am Ende mit ihm freut, wenn er endlich dennoch in den Stand kömmt, feiner Maria das Wort halten zu können.

Der *vierte* Band begreift vier Gefchichten, alle aus der deutfchen Vorzeit: 1) *Bodo von Sichelftein*, eine Gefchichte aus dem zwölften Jahrhundert, in welcher viele, aber fehr charakteriftifche und wahre, Dialogen vorkommen. Befonders ift *Bodo's* roher Ungeftüm, und in den weiblichen Rollen die offnere Denkungsart jener Zeiten vortrefflich dargeftellt. Die Erzählung endigt fich traurig, indem der Pfaffenfeind Bodo zuletzt doch Pfaffentücken unterliegen mufs. Ein Trinklied in damaligem Koftume findet man S. 51. eingefchaltet, und S. 57. ftehen die Lehren der alten *Windsbekin* in Profa aufgelöft. 2) *Dietrich Graf von Hohenftein*, eine Gefchichte aus dem vierzehnten Jahrhundert, deren hiftorifcher Grund nur in eilf magern Zeilen befteht, die man in *Lucä* Grafenfaal findet. So kurz diefe Erzählung ift, fo angenehm unterhält doch das Gemälde von den beiden Geliebten des Grafen, wovon die eine durch ihre Launen, die andre durch ihre Buhlereyen ihn beynahe ganz unglücklich gemacht hätte; ein günftiges Schickfal entledigt ihn beider, und führt ihm eine Gattin zu, mit der er ein ftilles und frohes Leben geniefst. 3) *Luitgart von Stade*, eine Gefchichte des zwölften Jahrhunderts, gleichfalls aus *Lucä* Grafenfaal, doch in Verbindung mit andern Chroniken, gezogen. Die erften paar Bogen enthalten eine Freyerey in aller Form, die aber theils wegen der Natur in der Schilderung der blöden Liebenden, theils aber als Sittengemälde jener Zeiten fehr angenehm unterhält. Schon glaubt man alles mit der Hochzeit geendigt, fchon find einige Jahre in einer glücklichen Ehe verfloffen, als nun erft noch der gröfsere Theil der Gefchichte beginnt. Ein andres Fräulein, das von *Luitgarts* Gemahl verfchmäht ward, finnt auf Rache gegen das glückliche Ehepaar, und läfst endlich ihre Verbindung gar wegen zu naher Verwandfchaft durch den Pabft trennen. *Luitgart* vermählt fich nachdem noch zweymal, aber fo unglücklich, dafs fie vom zweyten Gatten auch wieder abgefchieden, und endlich fammt dem dritten ermordet wird. Sie ift eine treue Gattin, aber fie hat das Unglück, zu gefallen, und durch ihre Treue zur Rache zu reizen. Da ein Harfener in diefer Gefchichte eine Rolle fpielt, fo gibt diefs Gelegenheit, Gedichte einzufchalten. 4) *Das Wallendorfer Müllermädchen*, eine kleine Anekdote. Sowohl die Art, wie das Müllermädchen fich bey der Liebe eines Grafen benimmt, als die Verkleidung einer Gräfin in jenes Mädchen, wodurch der Graf überliftet wird, ift unterhaltend.

Der *fünfte* Band liefert fünf Gefchichten, nemlich: *Fortfetzung der Gefchichte vom Wallendorfer Müllermädchen.* Jene Anekdote hat ernfthaftere Folgen, als man am Schlufse des vorigen Bandes glaubt. Der Graf lebt in einer unglücklichen Ehe, weil feine Gemahlin zu ftolz und verfchwenderifch ift, das Müllermädchen verfchmäht den Müllerpurfchen, den man ihr zugedacht, folglich dauert zwifchen ihr und dem Grafen ein heimliches Liebesverftändnifs fort. Die Bemühungen der eiferfüchtigen Gräfin, das Müllermädchen ums Leben zu bringen, und viele andre Lebensgefahren, denen diefes ausgefetzt ift, fpannen die Erwartung des Lefers, bis endlich der Graf gefchieden, und mit der Geliebten feines Herzens vereinigt wird. 2) *Ritter Ewald*, aus dem Gefchlechte der *Rechenberger*, eine abentheuerliche und fchauderhafte Gefchichte, abentheuerlich durch die Schickfale des Ritters in heidnifcher Gefangenfchaft, und durch feine mancherley Liebfchaften, fchauderhaft durch den Tod feiner Retterin, die durch feine Unvorfichtigkeit als Hexe verbrannt wird, und durch feine eigne Leiden, da er durch Pfaffentrug fein väterliches Erbe verliert, und genöthigt ift, ein Räuber zu werden, bis der Tod feinem Elende ein Ende macht. 3) *Erich und Guerara*, aus der alten dänifchen Gefchichte, fehr kurz, eine Reihe von Kriegsliften, Zaubereyen und Schelmereyen im alten Koftume. 4) *Slavina von Pommern*, eine Gefchichte des zwölften Jahrhunderts; der Heroismus, der darin herrfcht, ift den Sitten jenes Zeitalters gemäfs, das ift, roh und graufam. 5) *Der dumme Jürge*, gleichfam nur ein Bonmot. Der Sohn eines Kohlenbrenners, träg und gefräfsig, der nicht zum Kuchen- oder Kellerknecht, nicht zum Hundsfütterer, nicht zum Thurmwächter, ja nicht zum Schweinhirten taugt, macht endlich fein Glück als — Kapuziner.

Der Vf. hat übrigens auch in diefen Bänden durch lehrreiche Anmerkungen für diejenigen Lefer geforgt, welche der Sitten des Mittelalters minder kundig find, und für welche fonft viele Anfpielungen verloren gehen würden. Um aber dergleichen Erklärungen nicht zu oft wiederholen zu müffen, hat er mit dem vierten Bande angefangen, ein Verzeichnifs altdeutfcher Wörter und Gewohnheiten, ehmaliger Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt beyzufügen, die er in den vorigen Theilen feines Werks bereis erklärt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. October 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte und Apotheker, von Joh. Bartholmä Trommsdorf* Apoth. in Erfurt, der churf. maynz. Akad. d. Wiss. ord. Mitgl. *Ersten Bandes, erstes Stü.k.* 1793. XII. u. 302 S. 8.

Der Zweck dieser Zeitschrift soll seyn: Aufklärung im pharmacevtischen Fache zu verbreiten; das wissenschaftliche Studium der Pharmacie zu erweitern; verjährte Vorurtheile auszurotten, Mängel aufzudecken, Empirie zu zernichten, junge Pharmacevtiker zu bilden, und so das Ganze zu vervollkommnen. Die Aufsätze erscheinen unter folgenden Rubriken: I. Abhandl. pharmacevitsche Gegenstände betreffend. II. Chem. pharm. Abhandl. III. Abhandl. aus der Naturgesch. IV. Repertorium der Chemie. V. Ausz. aus Briefen. VI. Literatur pharmacevtischer, auch chem. physik. Schriften: VII. Anekdoten. VIII. Biographien. IX. Vermischte Nachrichten. — Vierteljährig soll ein Heft von 14—15 Bogen erscheinen, und 2 Hefte sollen einen Band ausmachen. — In Betracht, dass ein grosser Theil der praktischen Apotheker in dem Wissenschaftlichen noch sehr zurück ist, wird ein eigentlich für ihn bestimmtes periodisches Werk eben nicht für überflüssig zu erachten seyn, und verdient daher die Absicht des Herausgebers Beyfall und Unterstützung. Nur würde in der Aufnahme der Aufsätze eine etwas strenge Auswahl zu empfehlen seyn, damit das Journal nicht zum Tummelplatz für Scribler, Witzlinge, muthwillige Anekdotenmacher, herabsinke. Dass der Herausg. sich an bestimmte Termine der Lieferung binden will, ist in dieser Rücksicht, schon nicht gut. — Unter den zur ersten Rubrik gehörigen Aufsätzen enthalten die *Bemerkungen und Vorschläge zur Verbesserung des Apothekerwesens in Deutschland*, viel Gutes, und stimmt Rec. mit dem Vf. darin völlig überein, dass an den Mängeln, die noch so häufig bey unsern Apotheken angetroffen werden, zum grossen Theile die Obrigkeit selbst Schuld ist. Und sie ist es, wenn selbige, aus übelverstandenen Finanzmaximen, an einem Orte mehre Apotheker privilegirt, als wirklich von ihrem Fache leben können; wenn sie unwissende und notorisch untaugliche Subiecte in der Prüfung durchschlüpfen läst; wenn sie medicinische Pfuschereyen begünstiget, und dazu durch die Finger siehet, dass Aerzte selbst die Arzney verfertigen und zum Kranken in der Tasche tragen; wenn sie es an guten Dispensatorien, an strenger Aufsicht über die Medicinaltaxen, ermangeln läst, u. s. w. — In dem *Fragmente aus dem Tagebuche eines Apothekers* wird gesagt, dass man unter der Menge von 22—23 Apotheken Berlins äusserst elende, über alle Vorstellung schlechte Apotheken antreffe; wovon jedoch einige Officinen namentlich als vorzüglich und musterhaft ausgenommen werden. Ob dieses harte Urtheil, so wie die folgende Musterung der Apotheken einiger anderer Städte, der Wahrheit gemäss seyn mag? — In dem *Fragmente über pharmaceutische Schulanstalten* mag es mit dem Plane zu einer pharmacev. Akademie wohl ganz gut gemeint seyn; die Ausführung mögte aber wohl im weiten Felde stehen. — In dem: *Etwas über die Dispensatorien*, viel Wahres über das Mangelhafte derselben. Zum Beleg diente eine Kritik des neuen Würtenberger Dispensatorium's vom Jahr 1786. — Unter den pharm. chem. Abhandlung. zeichnet sich die, *vom dem Ricinus und dessen Oel*, vom Hn. Prof. *Fuchs* in Jena, durch einen grossen Aufwand von Belesenheit aus. Hierauf folgt eine Abhandl. *von der Benzoësäure*, deren Bereitungsart und Verbindung mit andern Körpern, vom Herausg. — *Ein paar Worte über eine neue deutsche Nomenklatur*. Das erste dieser *paar Worte* besteht im Schimpfen auf die neue französische Nomenklatur, und das andere darin, dass man im Deutschen *Weinsalz*, anstatt *Weinstein*, sagen solle. — Dass, nach *Hahnemann*, der mit Pottasche bereitete Salmiakgeist Salzsäure enthalte, hat der Herausg. durch Versuche bestättigt gefunden: dagegen ist *Hahnemanns* Vorgeben, dass der braune Zuckersyrup durch Zuckersäure, in einen weissen, zum Hutzucker tauglichen Syrup sich verwandeln lasse, in der Prüfung nicht bestanden. — *Chem. Unters. der Meerzwiebel*, vom Herausg. Unter den davon erhaltenen Producten hätte man auch wohl das flüchtige Alkali vermuthen sollen. Ob auch bey einer trocknen Destillation davon nichts zum Vorschein gekommen seyn würde? — *Nachricht, von einem neuen in Südamerika bereiteten Extracte der Chinarinde*, von *Saunders*. (aus dem *Lond. Medic. Journ.*) Bey Einführung derselben dürfte doch wohl in der Folge Verfälschung und Betrügerey zu befürchten seyn. — *Bereitungsart des Lakritzensaftes in Sicilien*. — Er wird daselbst in *kupfernen* Kesseln eingedickt; (welches verursacht, dass er fast immer mit Kupfertheilgen verunreinigt ist, deren Abscheidung, vor dessen Anwendung als Arzneymittel, nie verabsäumt werden sollte.) *Beschr. zweyer Arten ächter Musketen*, durch *Thunberg*, (aus d. Schwed. Abh.) — *Nachricht von rohen Arzneymitteln, welche Sicilien liefert. Von dem Ceylon. Zimtbaum*. Im *Repertorium für die Chemie* sind die neuern Entdeckungen u. s. w. meistens aus den Chem. Annalen, dem Alman. für Scheidekunst: den Paris. Annal. de Chimie, ausgehoben.

Zwey-

Zweytes Stück. 1794. 254 S. Unter den, zur ersten Abtheilung gehörigen Aufsätzen wird unter andern über die Nothwendigkeit guter Dispensatorien, angemessener Apothekertaxen, zweckmäſsig anzustellender Apothekenvisitationen, viel richtiges gesagt. — In dem Aufsatze: *ein paar Worte zur Vertheidigung der Apotheker in Berlin*, nimmt sich ein Hr. *Frank* derer guten Sache, wider die Anschuldigungen des Fragmentisten im erstem Stücke an. — Unter den *chem. Abhandl.* gibt ein Hr. *Buchholz* eine Methode an, *die essigsäure Schwererde in Krystallen zu gewinnen*; nemlich durch freywilliges Verdunsten in der Sonnenwärme. — Versuche, vom Herausg. angestellt, *das Quecksilber als eine eigene metallische Säure darzustellen*, blieben fruchtlos. — *Ueber die beste Bereitungsart des phosphorsauren Qecksilbers*, von *Ebend.* Reine, durchs Verbrennen bereitete Phosphorsäure wird mit Mineralalkali genau gesättigt, die Auflösung mit destill. warmen Wasser verdünnt, und solange mit einer Auflösung von Quecksilber in Salpetersäure versetzt, als noch ein Niederschlag erfolgt, dieser ausgesüſst und getrocknet. — Unter den *pharm. chem. Erfahrungen:* ein Beyspiel, daſs das aetherische Oel aus der Cascarillenrinde in der Destillation mit schöner blauen Farbe übergegangen ist. Der Einsender der *Nachricht von der Verfertigung des cyprischen Vitriols in Marseille*, — woselbst Kupferplatten, in einem dazu eingerichteten Ofen, mit Schwefel überstreuet, und nach dessen Verbrennen in Wasser abgelöscht werden, woraus hienächst durchs Abdampfen und Kristallisiren der Vitriol gewonnen wird, — scheint nicht zu wissen, daſs dieses der auch anderwärts gewöhnliche Procefs sey. — Der fernere Inhalt bestehet in einer *chem. Zergliederung der surinamischen Wurmrinde; des stinckenden Asands*; Versuche mit dem *Borax*, um den Zustand zu bestimmen, in dem sich das damit verbundene freye Laugensalz befindet, sämmtl. vom Herausg. *Gioberts* Methode, den *Phosphor* aus dem Harn durch aufgelösetes Bley, bequemer zu erhalten, hat der Herausg. durch den Erfolg nicht bestätigt gefunden. — Unter den *Anekdoten*, in diesem und vorhergehenden Stücke, zeugen die mehrsten von der noch an vielen Orten herrschenden Ignoranz. — Das Erbieten des Herausg. angehenden Pharmacevtikern zu ihrem weitern Fortkommen beförderlich zu seyn, ist gut und löblich; die Aufforderung aber, daſs sie um gute Stellen zu erhalten, Aufsätze einsenden sollen, verleitet die jungen Leute zu einer unreifen Schriftstellerey.

ERDBESCHREIBUNG.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Briefe auf einer Reise durch Frankreich, England, Holland und Italien, in den Jahren* 1787 — 1788. *geschrieben*, von D. *Jacob Christian Gottlieb Schäffer* Fürstl Thurn und Taxischen Leibarzt und Hofrath. 1794. *Erstes Bändchen* (1ster Band) XXX und 320 S. *Zweytes Bändchen (Band.)* 326 S. 8.

Einige dieser, in einem leichten und unterhaltenden Stil geschriebenen Briefe, hauptsächlich medicinischen Inhalts, sind durch des verstorbnen *D. Wittwers* Archiv für die Geschichte der Arzneykunde bekannt geworden, und wir wissen es dem Vf. Dank, daſs er diese mit der durch den Tod des Herausgebers unterbrochenen Fortsetzung ins Publicum zu bringen sich entschlossen hat. Medicinische Gegenstände machen den hauptsächlichsten Inhalt derselben aus, und in dieser Hinsicht enthalten sie recht viele neue und instructive Bemerkungen für Aerzte sowohl als Nichtärzte (zu welchen letzten Rec. gehört.) Es finden sich aber hie und da auch Beobachtungen über Menschen und Sitten, Notizen von andern localen Sehenswürdigkeiten u. d. gl. die, wenn sie gleich nicht neu sind, wenigstens sich gut lesen lassen, und durch Abwechslung die Unterhaltung der Lectüre befördern. Der Vf. reiste mit einem Prinzen von Taxis, und hatte daher nicht freye Hände, die Dauer seines Aufenthalts an den Orten zu bestimmen, deswegen denn manche seiner Bemerkungen besonders in Holland und Italien, wie er auch selbst gesteht, sehr kurz und gleichsam nur im Vorbeygehn gemacht sind. — Bey der Reichhaltigkeit dieser lesenswürdigen Briefe müssen wir uns hier gröſstentheils mit einer allgemeinen Inhalts Anzeige der Hauptsachen begnügen. Sehr richtig, wenn gleich nicht ganz an ihrem Ort, sind die Bemerkungen in der Vorrede, über die französischen Emigranten und über ihren so manchen Gegenden verderblich gewordenen Aufenthalt in Deutschland. Ein groſser Theil dieser Leute, haben das Mitleid schlecht vergolten, welches allerdings manche von ihnen verdienen mochten. — Die Refugiés brachten Deutschland einst ihren Kunstfleiſs und alle Arten nützlicher Gewerbe mit — dieser zum gröſsten Theil, stolze, unwissende, und sittenlose Haufe hingegen nichts, was die empfangene, und in mehrern Gegenden, durch zu groſse Nachgiebigkeit der Policey zu weit getriebene, Gastfreundschaft einigermaſsen hätte vergelten können. Wie viel Familien, besonders an den Gränzen Frankreichs, mögen jetzt jenes Mitleiden zu spät bereuen, das sie unwürdigen Schützlingen thätigst bewiesen, welche mit stolzer Verachtung die Wohlthaten annahmen, das tiefste Sittenverderben in das Innerste dieser Familien brachten, und die scheuſslichsten Spuren davon zurücklieſsen! Thatsachen, welche Rec. hierüber unlängst an Ort und Stelle selbst erfuhr, würden dieses beweisen, wenn man sie hier anführen könnte. — — — Die auf der Reise am Niederrhein, durch Brabant u. s. w. im 1sten *Briefe* gegebnen Notizen, sind sehr kurz und eben nicht bedeutend. — 2te *Br. Paris.* Allgemeine Bemerkungen über die schlechte Einrichtungen der dortigen Armen und Krankenanstalten, über Sitten, Charakter, gesellschaftl. Leben der Pariser, über einige Sehenswürdigkeiten, hauptsächlich die (vordem) königliche, und einige andere öffentliche und Privat - Bibliotheken und Naturalienkabinette, über die Institute für Taubstumme, über die Theater — 3te *Br.* Physikalische Vorlesungen von *Charle*, und *Sage*; und andern Naturforschern. Der Vf. fand diese Gelehrten im Ganzen umgänglicher und gefälliger gegen Deutsche, als den gröſsten Theil der dortigen Aerzte und Wundärzte, wo-

wovon man in der Folge aber doch billig mehrere Ausnahmen findet. — Das Lycée und andere gelehrte Societäten, die jetzt entweder ganz verschwunden, oder doch umgeformt sind. — Zustand der Ecole de Chirurgie nebst Bemerkungen über die chirurgische Operationen und Vorlesungen des berühmten *Desault*, denen der Vf. beywohnte. Nachrichten von einigen andern berühmten Wundärzten und Aerzten, als *Baudelocque Sabatier, Peyrilhe — Carrere, Portal, Barthes, Vicq-d'Azyr.* und von einigen Operationen, den neuesten gelehrten Arbeiten und Präparaten - Sammlungen mehrerer derselben. *Societé (royale.) de Medicine.* Deutsche Aerzte zu Paris. Charlatanerien in der medicinischen Praxis daselbst. *Ecole veterinaire* zu Charenton, und das äusserst merkwürdige Cabinet und die Präparatensammlung von Thieren, des Vorstehers *Chabert.* — 4te *Br.*, vorzüglich lehrreich und ausführlich über die Pariser Hospitäler, und deren äussre und innere Verfassung und zum Theil elenden Zustand. Rec. will einige dieser Bemerkungen ausheben. In 1200 Betten des *Hôtel Dieu*, müssen 24 bis 2800 Kranke Platz finden. Man findet 2, 3. und mehrere Kranke; oft mit den ungleichartigsten Uebeln behaftet, in einem Bett (!!) Ein mitgetheilter Krankenzettel gibt hierüber nähere Auskunft. Täglich werden 30, 40. und mehrere Kranken aufgenommen. — Die gewöhnliche Zahl der Kranken in diesen und den davon abhängenden *Hôtel de St. Louis*, ausser der Stadt, beträgt 3000. Zwölf Aerzte welche alle 4 Wochen die Säle wechseln (!) besorgten das Hospital. Die Apotheke ist elend. Potionen und Tisanen sind die gewöhnlichen Mittel. Die Zahl der unter dem Chirurgien Major, *Desault* stehenden Wundärzte und Eleven, beläuft sich auf 30. Der Unterricht der Hebammen ist äusserst mangelhaft. — Die jährliche Zahl der in diesem Hospital Entbundenen, wird auf 18000. gerechnet. — *Hôpital des enfans trouvés.* Dieses wohlthätige Institut verhindert auffallend den Kindermord in Paris, wovon man fast gar nicht hört. Manche Nacht werden 20 Kinder eingebracht. Im J. 1787. wurden 17000. Fündlinge von dem Institut, auf dem Lande unterhalten. (1784, bey des Rec. Aufenthalt in Paris, betrug diese Zahl 14000. und der Aufwand dafür 800,000 Liv. wovon die Revenuen des Hauses, nur 300,000 Liv. lieferten, und das übrige von freywilligen Beyträgen aufgebracht wurde.) — — Eins der besten Krankenhäuser ist die *Charité.* Die Betten, an der Zahl 210. (jedes für *einen* Kranken,) und die Säle, sind reinlich und geräumig. — *Salpétrière* und *Bicetre.* Bey den Bemerkungen über die elende Verfassung dieser Spitäler, vergegenwärtigten sich Rec. die Schauder erregenden Scenen des tiefsten menschlichen Elendes wieder, wovon er in diesem Aufenthalt der ekelhaftesten Unreinlichkeit und verpesteten Luft, besonders in den, Hundehäusern ähnlichen, Löchern der Wahnsinnigen, Zeuge war. — Doch sollen die eigentlichen Kranken hier noch besser, als im *Hôtel Dieu* gehalten werden — An schlecht gehaltnen Arme ernähren diese Spitäler zusammen 13000. Man versprach sich damals eine, so nöthige, Reform dieser beyden Häuser. — Unter den vielen hier noch genannten kleinen Spitälern, zeichnet sich das von dem verstorbenen schwelgerischen Financier *Beaujon*, 1784. gestiftete *Hôpital d'Education et de Charité pour les Orphelins et les pauvres*, an Zweckmässigkeit aus; und Rec. der das Wesen dieses alten Sybariten und Sünders, *de l'ancien regime*, in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, will desfalls nichts dawider reden, dass der Vf. ihn, in Ansehung dieser wohlthätigen Stiftung „einen Biedermann nennt, dessen Asche in Segen ruhet." — Das kleine aber, gut eingerichtete *hospice de Charité*, von der verstorbenen *Md. Necker* gestiftet. — Ein durch seine Taschenspielerkünste auf den Boulevards, unter den Namen *Comus* bekannte, *le Dru*, errichtete 1783. ein *hospice medico - electrique* wo gelähmte Personen electrisirt werden. Der Vf. tadelt mit Recht das gewaltsame Verfahren in der Methode des le Dru: — *Mesmer* geniesst jetzt, in Paris mit seinen Marktschreierkünsten vergessen, die Früchte derselben; bey einer jährlichen Revenue von 25000 Liv. — Der übrige Theil dieses Briefes liefert Bemerkungen über Witterung, currente Krankheiten, Badeanstalten, u. d. gl. und über die Mineraliensammlung *Bersons.* — 5te *Br.* Reise nach *London* und allgemeine Bemerkungen über das Aeussere dieser Stadt, über Nahrungsmittel, Bewohner, und Sitten, welche sich durch Neuheit eben nicht auszeichnen. Von *Kingsbench* findet man hier ganz andre Nachrichten als bekanntlich Archenholz davon zu — erdichten für gut fand. — Das brittische Museum. Museum des *Sir Asskton Levers* und andre merkwürdige Kunst - und Naturaliensammlungen: etwas zu kurz gefasst. Medicinische Policey, Praxis, und gewöhnliche Behandlung der currenten Krankheiten in Londen. — Krankenanstalten. Hier ist der Vf. ganz wieder in seinem Fach, und theilt sehr instructive und wichtige Nachrichten über diese Gegenstände mit, welche in gedrängter Kürze, der keinen Auszug gestattet, eine bestimmte und deutliche Uebersicht jener treflichen und menschenfreundlichen öffentlichen sowohl als Privat - Institute geben. — Physikalische Gesellschaften und deren vorzüglichste Mitglieder und andre vorzügliche englische Aerzte und Wundärzte. Der Anhang zu dem ersten Band enthält die Aufschrift, eines in der vormaligen königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Gemäldes in Wasserfarben von 1590, welches die Regenten von Bayern vorstellt, nebst den unter jedem dieser Portraits stehenden deutschen Knittelreimen.

2te Band, 6te 7te *und* 8te *Br.* Kurze Beschreibungen verschiedener Reisen in einige Gegenden der englischen Seeküsten und des innern Landes, nebst Nachrichten von den Hospitälern daselbst. *Bath, Bristol, Leverpool.* Am letzten Ort ist nach *Howards* Plan ein Zuchthaus erbauet, mit dessen Ausführung H. aber nicht zufrieden war. *Buxton. Matlock. Birmingham.* Einiges über die Universitäten *Oxford* und *Cambridge* und deren gelehrte Institute, Cabinette u. s. w. Einige englische Landsitze. — 9te *Br.* Das grosse *Huntersche* anatomische Cabinet, welches der verstorbne Besitzer dem Vf. im systematischer Ordnung vorzeigte. Sehr instructiv. — 10ter bis 13ter *Br.* Fortsetzung der Reise durch Flandern nach Holland. Auch hier finden

den fich manche gute, wie wohl, wie fchon bemerkt worden, in der Eile diefer Reife gemachte Bemerkungen, befonders im Haag über den nunmehr verftorbenen Anatomiker *Lyonet* und *Camper*, aus deren Umgang der Vf. viel Belehrungen fchöpfte und hier mittheilt. *Brüff l.* — 14te Br. Hofpitäler zu *Lille*, *Rheims*, *Dijon*, und *Lyon*. — Die nun noch folgenden Briefe find auf der fchnellen Reife durch einige italiänifche Staaten gefchrieben, deren, die örtlichen Merkwürdigkeiten, Krankenanftalten ausgenommen, betreffender Inhalt aber, füglich hätte entbehrt werden können. Folgende Nachrichten zeichnen fich aus. Ueber die vorzüglichften Lehrer der Medicin zu Turin, und Hofpitäler dafelbft. Die *Trivulzifche Stiftung* zu Mayland und andre vorzügliche Armen- und Krankenanftalten dafelbft, und zu Modena, deren Einrichtung, in Anfehung der Reinlichkeit, felbft viele englifche übertrift. Inftitute gleicher Art zu Florenz, befonders diefs trefliche von Leopold neu eingerichtete grofse Hofpital *S. Maria nuova*. Der Vf. macht bey den ital. Hofpitälern im Allgemeinen die Bemerkung, dafs, wenn die medicinifche, chirurgifche und diätetifche Hülfe in denfelbigen, der eingeführten Ordnung, Reinlichkeit, Bedienung u. d. gl. gleich wäre, diefe Hofpitäler die vorzüglichften in der Welt feyn würden. Eine Bemerkung, die Rec. wenigftens in den Hofpitälern in Ober-Italien beftätiget gefunden hat. — Die letzten aus Rom datirten Briefe find in Anfehung des Hauptinhalts diefer Sammlung von weniger Bedeutung und auch fonft fehr entbehrlich; denn fie enthalten wenig mehr, als ein trocknes Namenverzeichnifs der dortigen antiquarifchen und artiftifchen Sehenswürdigkeiten, die der Vf. in ein Paar Tagen befuchte, und dann feine Rückreife antrat. Nur von dem Spital *S. Spirito* finden fich einige Notizen — und freylich verdienen die fämmtlichen Krankenanftalten dafelbft, wovon Rec die meiften, mit Ekel und Abfcheu fah, kaum einer Erwähnung; denn fie find fo wie alle Policey - Einrichtungen, im äufserften Grade fchlecht und dem elenden päbftlichen Gouvernement durchaus analog. — Der Mangel eines Sachregifters, oder wenigftens einer Inhaltsanzeige, erfchwert das Nachfchlagen fehr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Beer: *De Metamorphosi Jesu in monte, quem refert Mathaeus c. XVII. v. 1—9. commentatio.* auct. *Christi. Gottfr. Egero*, Paftore Paufitisnfi. 1794. 54 S. 8. mit einer Dedication an Hn. Probft *Reinhard*. Ein hübfches Specimen philologifcher Gelehrfamkeit, in welchem wir aber über die Begebenheit felbft kein neues Licht verbreitet finden. *Nihil incommodi faltem* (wird S. 16. ftatuiret) *habere exiftimemus cum Oleario, fi Mofis animum hic comparuiffe dicamus eo modo, quo angeli faepiffime confpecti dicuntur in literis facris.* Von der φωνη εκ της νεφελης beftätigt ein Excurfus S. 41. die Erklärung: *hoc verbum non de voce loquentis Dei, fed de tonitru effe intelligendum, per quod eadem, quae dicta effe leguntur, funt indicata et patefacta... Quum veteres et Judaei et Ethnici tonitrua et ventos praefentiam Dei declarare putarent, apoftoli in monte ex toto fplendidiffimo illo fpectaculo.. poterant cogitare atque animo ita reputare: Magifter nofter.. profecto eft ille, quem literae divinae promittunt, ὁ υιος τȣ θεȣ, Meffias et humanae falutis auctor. Summus eft Deo ergo eum amor ac beneplacitum. Obedire nos ei, praeceptisque ejus morem gerere oportet etc. coll. Odyfs. ύ, v. 102. fqq.*

Staatswissenschaften. *Leipzig*, in Comm. der Gräfifchen Buchhl: *Wie aller Ueberfchwemmung auf beftändig vorgebeugt werden könne.* 1793. (48 S. 8.) Der Vf. fcheint nur mit folchen Ueberfchwemmungen bekannt zu feyn, die von kleinen Flüffen herrühren. Denn wenigftens nennt er keine andern, als folche. Da kann ihm dann freylich wohl vorgekommen feyn, dafs die Ueberfchwemmung auch bey Eisgängen fich bald verliehrt, wenn dem Strohme Luft gefchafft wird, und dazu gibt er diefen und jenen ganz guten Rath. Aber nun verfteigt er fich auch zu Vorfchlägen hinan, den Ueberfchwemmungen grofser Gewäffer vorzubeugen, über welche nicht zu lachen man eine überfchwengliche Ernfthaftigkeit im Charakter haben mufs. Einer feiner wichtigften Anfchläge ift, dafs man längft den Flüffen grofse Wafferbehälter, (er nennt fie Nothweiher, ausgraben folle, um das überflüfsige Waffer da hineinzuleiten. Auf vier wichtige Bedenklichkeiten dabey geräth er gar nicht. 1) Wo das Land für diefe Nothweiher hergenommen werden, und wer es hergeben folle, wenn der Flufs nicht durch eine unbewohnte Wüfte fliefst. 2) Woher die grofsen Koften des Ausgrabens zu nehmen feyn möchten, 3) Wo die Erdmaffe bleiben folle, welche doch mehr, als die Waffermaffe betragen mufs, die man darin auffangen will. 4) Dafs, wenn der Flufs mit Eife treibt, und nur Waffer, nicht die *Eisfchümel* felbft, (ein dem Rec. neues Wort) in die Weiher geleitet werden, der Eisftofs um fo viel gewiffer erfolgt. Eine fünfte Schwierigkeit, wie das Waffer aus den Weihern wieder herauskommen folle, welche er nicht fcheint, der Cultur ganz entziehen zu wollen, hat er nicht vergeffen. Aber fie ift ihm federleicht. Mafchienen follen diefs hintennach thun, von deren Koften er auch kein Wort fagt. Er hat auch gehört, dafs die Grönländifchen Seefahrer mit dem Eife gut umzugehen wiffen, um dem Strom Luft zu machen. Da foll man denn in dem Innern Deutfchlands fein viel Grönländer zur Hand haben, um die *Eisfchümel* durch zu fägen und durchzuhauen. S. 39. Findet er den beften Rath gegen Waffersnoth darin, dafs man nicht dahin baue, wo das Waffer hinkann, und wenn die Häufer fchon daftehen, zur rechter Zeit ausweichen, und nicht erft warten, bis es fchon da ift. Ift denn nicht das fchon Waffersnoth genug, wenn man fein Haus Waffers wegen verlaffen mufs? Oder foll man etwa die Häufer felbft auf Rollen bauen, um mit ihnen zur rechten Zeit auszuweichen? S. 35. fcheint er auch gerne etwas von Seefluthen fagen zu wollen. Er nennt fie Springfluthen, und hat aber nur den guten Troft dafür, dafs, wenn ein Windftofs fie erhoben hat, bald ein anderer Windftofs kömmt, und das Waffer eben fo gefchwind wieder zurück im Meere ift. Ein Troft, den die Einwohner der Marfchländer wohl beherzigen, und fich bald möglichft entfchliefsen mögen, ihre koftbaren Deiche, und was dem angehört, eingehen zu laffen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIRZBURG, b. Rienner: *J. M. Seuffert*, d. Ph. u. b. R. D., Hochf. Wirzb. Hof- u. Reg. Rath, geh. Referendarius u. Prof. d. Rechte, *von dem Verhältnisse des Staats und der Diener des Staats gegen einander* im rechtlichen und politischen Verstande. 1793. 172 S. 8.

Hr. *S.*, dem wir schon mehrere Bearbeitungen gemeinnütziger und für die Unterthanen deutscher Staaten wohlthätiger Materien verdanken, entwickelt in dieser Schrift, wie er in der Vorrede andeutet, „die „Grundsätze eines grossen und weisen Lehrers, dessen „Namen er mit Ehrfurcht verschweige," den aber die deutsche Nation längst mit gleicher Ehrfurcht sich als einen aus ihrer Mitte nennt, auf den sie stolz seyn könne, und den sie nach den Aeusserungen seiner Grundsätze und Gesinnungen in seinen Handlungen und Verordnungen verehrt und segnet. Offenbar sind die Grundsätze, denen der Vf. grossentheils folgt, schon zum Theil in den Verordnungen des Fürstbischofs von Wirzburg vom 18 Dec. 1786, vom 19 May 1787 u. a. vorgetragen, über welche diese Schrift eine Art von systematischem Commentar liefert, und vielleicht hat der ehrwürdige Vater seines Volks selbst ihn zur systematischen Entwickelung derselben aufgefodert, damit ihre Befolgung in mehreren Staaten Deutschlands befördert werde, wenn gleich manche grösstentheils schon diese Maximen beobachten.

Bey dieser systematischen Entwickelung derselben hat Hr. *S.*, wie schon der Titel zeigt, die Betrachtung der rechtlichen und politischen Fragen vereinigt; aber diese Verbindung scheint uns die Hauptquelle der etwanigen Mängel dieser im Ganzen lehrreichen und verdienstlichen Arbeit. Die Vermischung der rechtlichen und politischen Seite eines Gegenstandes ist der Untersuchung immer nachtheilig, zumal wenn noch dazu, wie hier, Behauptungen des Naturrechts und des positiven Rechts, Untersuchungen der allgemeinen und der angewandten Politik immer unter einander fortlaufen. Es entsteht daraus nicht bloss die Folge, dass Lehrsätze des Rechts von unkundigern Lesern mit den neben ihnen stehenden Rathschlägen der Politik in eine Klasse gesetzt und also auch für jetzt noch nicht als verbindlich angesehen werden, sondern noch vielmehr eine andere, wie wir glauben, für die Wirkung auf Staaten und Fürsten weit nachtheiligere Vermischung, welche man aber in unsern Zeiten bey tausend Schriftstellern, oft den besten, wohlwollendsten und ehrwürdigsten, gewahr wird, dass manche Fragen als blosse Probleme des reinen philosophischen oder positiven Rechts behandelt werden, die doch blosse Aufgaben für die Politik sind.

Sonst ist die Behandlung in der vorliegenden Schrift im Ganzen gewiss zu loben; der Einfluss der kritischen Philosophie und des gebesserten Staatsrechts ist sichtbar; die Vorgänger in den einzelnen Untersuchungen hat Hr. *S.* gut benutzt, aber er fand ihrer nur wenige. Indessen gibt eben diese Seltenheit der Vorarbeiten dem Buche einen neuen Werth; denn es ist dem zufolge durch dasselbe einem wirklichen literärischen Bedürfniss abgeholfen. Gerade deshalb aber halten wir es für Pflicht, die Materialien durch eine genaue Auseinandersetzung und Prüfung zu weiterer Ausbildung dieser Lehre noch mehr zu verarbeiten.

Der Vortrag ist ziemlich rein und gut. Provincialismen, wie *heikle* (Vorrede S. 2.), *Hofminister* (S. 8.), *um da mehr*, welches mehrmals vorkommt, *entschöpfen* statt erschöpfen (S. 74.), *kömmlich* (S. 78.), oder Ausdrücke, wie: *sich einschleichen mögenden* (S. 49.) *Nichthandlungen* (S. 107.) statt Unterlassungen u. d. gl. sind selten. — Etwas weniger lange Perioden, und etwas mehr Gedrängtheit (man vergl. S. 51 ff.) möchte man auch hie und da wünschen. — Doch kann alles dies bloss Folge der durch die überhäuften Berufsgeschäfte des Vf. unterbrochenen Arbeit seyn.

Der Gang der Untersuchung ist mit Hinweglassung einiger kleinen Nebenbemerkungen, die man meistens hier ohnehin suchen wird, folgender: I. Abhandl. *Von der Natur des Verhältnisses zwischen dem Staate und dem Diener des Staats im Allgemeinen.* Die bisherigen Erklärungen, es sey ein Miethcontract, ein *contractus: do ut facias*, ein Precarium, ein Mandatum, ein Privilegium, seyen nicht passend. (vergl. §. 23 — 27.) Es habe vielmehr jedes Staatsmitglied eine vollkommne Verbindlichkeit zum Dienste des Staats. Genauer bestimmt (man könnte sagen: *purificirt*) werde diese Verbindlichkeit durch die Berufung des Staats. Dem zufolge sey ein öffentliches Amt (S. 23.) „ein Recht, vermöge „dessen ein einzelnes Staatsmitglied seine Pflicht, dem „Staate zu dienen, durch besondere, mehrere Handlun„gen einer und derselben Art in sich begreifende, Dien„ste nach vorhergegangener Einwilligung des Staats „zur Erreichung eines besondern Staatszweckes erfüllt." — Dieses gründe sich auf einen Vertrag, welchen Hr. *S.* einen *Anstellungsvertrag* nennt, und (S. 26.) so bestimmt: er sey „ein Vertrag, vermöge dessen die Ver„bindlichkeit eines einzelnen Staatsmitgliedes, dem Staa„te zu dienen, durch Uebertragung eines Staatsamtes „vom Staate bestimmt, und ihm ein Recht zu diesem „Amte eingeräumt, dagegen von dem einzelnen Staats„mitgliede diese bestimmte Verbindlichkeit anerkannt, „und das Recht zu dem Amte angenommen wird." (So viel schönes in dieser Grundlage der ganzen nachherigen Theo-

Theorie verbreitet ist; so wird doch noch wohl manches darin einer genauern Bestimmung bedürftig seyn. 1) Wenn wir hier bey Principien des allgemeinen Rechts und der darüber in Deutschland überhaupt geltenden Begriffe stehen bleiben, wie man bey dem Mangel von gemeinen positiven Gesetzen doch wohl muss; so lässt sich eine *vollkommne*, d. h. eine unerlassliche, Verbindlichkeit, jedes öffentliche Amt zu übernehmen, wenn darunter auch nach des Vf. Sinne bloss ein Staats- oder Civilamt verstanden wird, nicht wohl behaupten. Es kann zwar eine vollkommne Verbindlichkeit zu solchen Aemtern durch eine besondre Verabredung vom Bürger übernommen, oder durch ein Particulargesetz, wie in manchen Reichsstädten, vorgeschrieben werden; allein im Allgemeinen fliessen aus den gegen den Staat übernommenen Verpflichtungen als *vollkommne* Verbindlichkeiten wohl nur solche, die für jeden Unterthan ohne Unterschied, ohne Rücksicht auf gewisse Voraussetzungen oder Bedingungen, gelten können. Zur Verwaltung eines Amtes gehört aber als Bedingung die Fähigkeit zu demselben; und über diese Bedingung kann niemand richtiger urtheilen, als der, welcher das Amt erhalten soll. Dieser muss seine innern Kräfte am besten kennen, und also nach seinem eignen Bewusstseyn und dem Gefühl seiner Fähigkeit eigentlich darüber allein absprechen können. Er muss wissen, ob er überhaupt dazu fähig sey, ob andre nicht eine vorzüglichere Fähigkeit dazu haben, und ob er nicht dem Staat und der Menschheit in andern Geschäften, deren Wahl ihm frey steht, noch nützlicher werden könnte. Jede Verbindlichkeit aber, die von einer Bedingung abhängt, über deren Existenz in einem vorliegenden Fall der, dem sie obliegt, zu urtheilen hat, ist nur eine *unvollkommne* oder erlassliche. Der Staat darf sie *fodern*, wenn er die Fähigkeit dazu in einem Subject zu finden glaubt, aber *nicht erzwingen;* man müsste denn den Fall annehmen, dass ein Staatsamt durchaus verwaltet werden müsse, und entweder dem Staat, weil nur ein einziger seiner Meynung nach dazu tauglich sey, keine Wahl übrig bliebe, oder auch dass von mehreren tauglichen keiner es übernehmen wollte. 2) möchten wir ein Amt eher durch eine Verpflichtung, als durch ein Recht, welches erst aus der Verpflichtung und den zur Erfüllung derselben nöthigen Bestimmungen abzuleiten ist, definiren. Wir sollten glauben: ein öffentliches Amt sey eigentlich eine besondre Verpflichtung gegen den Staat zu mehreren Diensten einer und derselben Art. 3) Es mag immer seyn, dass sich der *Anstellungsvertrag* nicht schon ganz deutlich im römischen Recht vorfindet; dennoch ist wohl, so sehr auch des Vf. Gründe gegen die übrigen Unterordnungen desselben unter römische Verhältnisse erweisen, jener Vertrag immer als eine Art der Bevollmächtigung (*mandatum*) anzusehen. Die vorhergehende Verbindlichkeit macht hier eben so wenig einen Unterschied, als etwa die Verpflichtung, gegen seinen Vater thätig dankbar zu seyn, in der Natur der Bevollmächtigung eines emancipirten Sohns machen würde. Hr. *S.* wendet gegen diese Unterordnung (S. 41.) noch ein: „Der Bevollmächtiger kann seine Vollmacht „nach Belieben zurücknehmen. Ob der Staat dem Die„ner des Staats ein Amt nach Willkühr zu entziehen be„fugt sey, ist wenigstens keine so ausgemachte Wahr„heit, dass man dieselbe, ohne in eine *petitio principii* „zu fallen, für einen wesentlichen Bestandtheil der Er„klärung des Anstellungsvermögens annehmen kann." Allein so gut sich beym Mandat eine Verabredung denken lässt, dass man den Auftrag nicht zurücknehmen wolle; so gut liesse sich, (wenn man einmal jene Einschränkung annehmen will, wovon nachher,) dieselbe als auf einer andern Verbindlichkeit begründet denken, ohne darum den Begriff des Vollmachtsauftrags aufzuheben. Diese Theorie muss um desto mehr in Ansehung der Ausländer gültig seyn, da bey diesen sich eine vorhergehende Verbindlichkeit gar nicht denken lässt. Um sie zu begründen, nimmt freylich Hr. *S.* (§. 17) an, „die Ertheilung des Bürgerrechts verstehe sich bey Er„theilung des Rufes zu einem Staatsamte von selbst." Allein da unter diesem Ruf doch wohl nur ein *angenommener Ruf* zu verstehen ist, so kann ja von keiner *vorhergehenden* Verbindlichkeit als Bürger die Rede seyn; wir sehen also nicht wohl, wie diese Erklärung den Vorwurf, dass sie gezwungen sey, ablehnen könne.) Die Besoldung gehöre nicht zum Wesen des Anstellungsvertrags, sie sey keine Vergeltung, welche bey liberalen Diensten, die nicht geschätzt werden könnten, nicht statt habe. Der allgemeine Grund der Besoldungen liege vielmehr in der Verbindlichkeit des Staats, seine Diener für den Aufwand bey Erwerbung der zum Amte nöthigen Kenntnisse, und für die durch den Zeitaufwand im Amte nothwendig gemachte Entziehung von andern Arten des Erwerbs zu entschädigen. Der Grund zu einer bestimmten Besoldung aber liege in einem vom Anstellungsvertrage unterschiedenen Nebenvertrage. (Gewiss ist die Besoldung nicht als Vergeltung für vermiethete Dienste anzusehen; aber sollte es auch wohl in allen Rücksichten eine befriedigende Aufklärung geben, wenn man sie bloss als eine Entschädigung ansicht? Zur *Entschädigung* für den Aufwand bey Erwerbung der Kenntnisse ist der Staat wohl nicht eigentlich als verbunden anzusehen; denn er entschädigt ja denjenigen nie, welchen er nicht zu Staatsämtern gebraucht; und für den anderweitigen Erwerb wäre doch die Entschädigung wieder nicht anders zu bestimmen, als dass man den Geldlohn für die liberalen Dienste ausfindig machte, durch welchen der Staatsdiener seine Nahrung erwerben müsste, wenn er kein Amt hätte, von welchem *Geldlohn* aber Hr. *S.*, wie oben gesagt, nichts wissen will. Uns scheint es immer, die Anwendung der Grundsätze von der Bevollmächtigung sey auch hier die schicklichste. Die Besoldung ist ein wahres *Honorarium* für liberale Dienste. Der Grund aber, um deswillen der Staat diese Belohnung für Dienste, zu welchen doch ohnehin in den meisten Fällen eine Verbindlichkeit statt findet, geben muss, liegt eigentlich in der Verbindlichkeit des Staats, für den Lebensunterhalt seines Beamten und derjenigen zu sorgen, für welche sonst der Beamte selbst den Unterhalt zu erwerben verpflichtet wäre, da doch der Beamte einem andern Erwerb bey treuer Verwaltung seines Amtes nicht nachgehen kann. Dieser Unterhalt muss so eingerichtet seyn, dass der Beamte dabey auch den Zweck seines Amtes erreichen; z. B. sein

Ansehen

Ansehen bey seinen Untergebenen erhalten könne. Unter dieser Voraussetzung braucht es der lästigen Berechnung des Schadens und der Entschädigungssumme nicht, und der Beamte kann erlaubterweise auch nicht den höchsten Erwerb, den er sonst machen könnte, in Anschlag bringen. Diese Betrachtung ist, wie wir gern zugeben, eigentlich politisch, und gibt an sich selbst kein Recht; sie kann aber doch auch zuweilen auf die Beurtheilung des Rechts Einfluss haben. Das Recht zur Besoldung im Einzelnen ist ohne besondern Vertrag nicht gegründet; denn es gibt rechtmäßiger Weise auch unbesoldete Aemter, und auch hier zeigt sich wieder die schickliche Anwendung der Grundsätze über das *mandatum*, als welches ein *Honorarium* zuläſst, aber nicht nothwendig erfodert. Mit vollem Grunde sagt demnach Hr. *S.*: Das Recht zu einer bestimmten Besoldung gründe sich auf einen Nebenvertrag; nur ist es nicht nöthig, gerade ein besonders Instrument darüber anzunehmen. Es wird gewöhnlich die Besoldung in dem Bestallungsdecret zugleich mit bestimmt; und auch hier ist wieder eine bloſse Anwendung des Verfahrens beym Vollmachtsvertrage, und eine Analogie des Darlehns, mit dem der Nebenvertrag über die Zinsen meistens in einem Instrument verbunden wird, vorhanden.)

II. Abth. *Von den besondern Verhältnissen zwischen dem Staate und dem Diener des Staats.* I. Kap. *Von der Annahme und Besoldung der Diener des Staats.* Der Staat, oder jemand im Namen des Staats nimmt die Staatsdiener an. Pflicht der äuſsersten Behutsamkeit dabey. „Niemand erhält ein Amt ohne vorher eine Prüfung mit Ruhm ausgehalten zu haben." Gute Vorschläge wegen der Einrichtung einer solchen Prüfung. (Man sieht leicht, daſs das meiste hier politischer Rath ist; indessen ist er, so betrachtet, sehr zweckmäſsig, wenn gleich noch mehr Ausführung im Detail zu wünschen wäre.) Niemand habe ein Recht auf ein Amt, weil der Staat nicht den Würdigsten, sondern nur Würdige zu wählen schuldig sey. Daher fallen die seltsamen Titel weg, auf welchen man Ansprüche zu Diensten des Staats zu gründen pflegt, z. B. Heiraths- und Versorgungslust, die Eigenschaft eines Landeskinds, Verdienste der Ahnen, Vermeidung der Gefahr zu sündigen, Armuth, Alter, Anzahl der Suppliken u. d. gl. (Alles dies ist politisch.) Die Gröſse der Besoldung sey nach der Entschädigung zu bestimmen. (Wenn gleich dies Princip nicht ganz zu vertheidigen wäre, so sind die Folgen daraus doch hier zuläſsig und gut.) „Kein Diener des Staats habe einen rechtlichen Anspruch auf die Besoldung seines Vorfahrers, also sey der Staat Veränderungen zu machen befugt." Doch sey jede merkliche Veränderung in den meisten Fällen unbillig. Andere Veränderungen seyn oft billig und nöthig; nemlich wenn einzelne Besoldungstheile nicht bestehen können, 1) mit dem Wohl der Unterthanen, z. B. allzuviele Ländereyen, der kleine Zehnt, Frohngebühren, oder 2) mit der Pflicht einer treuen Verwaltung der Staatseinkünfte, oder auch 3) mit dem amtlichen Ansehen. Jedoch ist der Staat einen Ersatz bey schon bestallten Dienern zu leisten schuldig. — Alles sehr gut, aber eigentlich politisch. Weiterer Bekanntmachung werth scheint uns folgende Stelle (S. 85.): „Es gibt manche Orte in Franken, wo die Sammlungsart des sogenannten Gänse- und Schweinezehenten noch drückender ist, als der Zehnte selbst. Man zählt nemlich von Hausbesitzer zu Hausbesitzer fort, und wenn der erste Hausbesitzer neun Gänse, sein armer Nachbar aber nur eine hat, wird dieses geringe Eigenthum eine Beute des Zehentherrn, indessen der Reichere verschont bleibt."

II. Cap. *Von den Rechten und Pflichten eines Dieners des Staats während seines Amts.* Die Pflichten des Staatsdieners sind entweder die gemeinen eines jeden Staatsmitgliedes, oder besondre; zu jenen gehört 1) die Verbindlichkeit, die Gesetze des Staats zu befolgen. Der privilegirte Gerichtsstand habe keinen Grund in allgemeinen Rechtsgrundsätzen. (Hätte der Vf. hier die allgemeinen und positiven deutschen Rechtsgrundsätze, auf die er doch sonst, z. B. im letzten Capitel, Rücksicht nimmt, genauer unterschieden; so würde ihm eine Betrachtung des privilegirten Gerichtsstandes hier nicht unzweckmäſsig geschienen haben.) 2) Die Unterwerfung unter Real- und Personalbeschwerden, wie andre Staatsmitglieder. Ausnahmen würden begründet a) durch ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung sämmtlicher Mitglieder, welche die Rata, so die Staatsdiener betreffen würde, auf sich nehmen, und unter sich vertheilen; b) durch ausdrückliche und stillschweigende Bewilligung der höchsten Gewalt im Staate, wenn dieselbe z. B. so viel an Steuern weniger erhebt, als die Rata des Staatsdieners beträgt; c) durch unvordenklichen Besitz der Staatsdiener; d) wenn dem Diener des Staats die Befreyung von Beschwerden als ein Theil der Besoldung angewiesen wird. — Als besondere Pflichten gibt der Vf. an: a) die Pflicht, sich der Prüfung zu unterwerfen. (Die Auseinandersetzung ist hier durch mancherley Unterscheidungen, z. B. der förmlichen und nicht förmlichen Prüfung, sehr bestimmt geworden; allein eigentlich gehörte doch diese ganze Ausführung ins vorige Capitel, von der Annahme des Staatsdieners.) b) Die Pflicht, der ihm rechtmäſsig ertheilten Instruction gemäſs zu handeln; c) die Pflicht, wenn keine Instruction ertheilt ist, der Natur und dem Zweck des Amts gemäſs zu handeln; d) die Pflicht, Rechenschaft abzulegen. Hier schlägt er vor, daſs auch selbst dann, wenn kein Verdacht eintritt, Rechenschaft gefodert werden sollte. (In diesen §§. finden sich doch viele *bloſs moralische* Vorschriften.) Die *Rechte* des Staatsdieners zerfallen wieder in gemeine und besondre, und die letztern in wesentliche und zufällige. Für die ersten stellt Hr. *S.* folgendes Princip auf: „Jeder Staatsdiener hat das Recht zu den Mitteln, um seiner Instruction, oder in Ermangelung derselben dem Zwecke seines Amts und des Staats gemäſs handeln zu können." und folgert nun einzeln daraus: 1) das Recht auf eine besondre Auszeichnung des Staats, 2) das Recht der Unverletzbarkeit in seinen Amtshandlungen. Zufällige Rechte sind das Recht auf Besoldung, auf Wittwenpensionen, Canonicate, Stipendien, und Versorgung der Kinder mit Staatsdiensten. (Auch hier ist wieder vieles bloſs politisch,

tisch, welches dem Titel des Buchs ganz gemäſs iſt, aber wirklich, mitten unter rechtliche Ausführungen geſtellt, den Geſichtspunkt ſchwankend macht. Ueberdem iſt das politiſche ſelbſt nicht immer vollſtändig, ſelbſt nicht immer beſtimmt genug vorgetragen. So heiſst es (S. 117.): „Die eigentliche Gröſse des Ranges kann und „darf nur nach der gröſsern oder geringern Geſchick-„lichkeit, und nach dem guten Willen beſtimmt werden, „welche die mit einem Amte verbundene Arbeit erhei-„ſchet, weil ſich auf dieſe Eigenſchaften allein die Ach-„tung, folglich auch die gröſsere oder geringere Ach-„tung, gründet." — Uns ſcheint doch die durch gröſseres Anſehen zu bewirkende Folgſamkeit der Untergebenen, auf welche der Vf. ſelbſt vorher hinweiſet, und dann die nothwendige Unterordnung der niedern Staatsbedienungen unter ihre Vorgeſetzten noch weit mehr, ſelbſt bey der Gröſse des Rangs, Rückſicht zu verdienen, wenn gleich auch die oben angeführten Momente nicht ganz zu vernachläſsigen ſind.)

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Germanien; *Der Weltbürger*, oder *deutſche Annalen* etc. — geſammelt von *Freunden der Publicität*. VI bis IX Heft. S. 225 669. 8.

Mit dieſem *neunten* Hefte, oder dem Schluſſe des *dritten* Bandes endigt ſich dieſe Zeitſchrift, deren Werth und Unwerth auch in dieſen Heften ſo ganz derſelbe iſt, daſs Rec. ſeinem in der A. L. Z. 1793. N. 132. abgedruckten Urtheile ebenfalls getreu bleiben muſs. Das VI. Heft enthält gröſstentheils Fortſetzungen der vorigen. Ein durch die folgenden fortgehender Aufſatz enthält Betrachtungen *über den Verfall der Literatur und des Buchhandels in Deutſchland*, deren Wahrheit und Gründlichkeit Rec. hier, trotz des heftigen Ausfalls gegen das Recenſentenweſen (H. IX. S. 611.) gern bemerklich macht. Das Gemälde hat nur oft zu grelle Farben, und wird durch einige Züge ſogar Carricatur, wie z. B. durch die Behauptung, daſs der *gröſste Theil der Buchhändler ſich von den gemeinen Krämern durch nichts als durch einen noch ſchmutzigern Eigennutz und einen ungleich gröſsern Eigendünkel auszeichne*. Die meiſten Aufſätze betreffen den preuſsiſchen Staat und Elſaſs, wo die Vf. gute Correſpondenten gehabt zu haben ſcheinen. Die am wenigſten nützlichen ſind dagegen die einzelnen unvollſtändigen und anonymiſchen Nachrichten von Privatbeſchwerden, welche, wenn ſie dem Publikum zur Beurtheilung übergeben werden, immer eines Commentars bedürfen. Zu dieſen müſſen vorzüglich die *Verfolgung des Fabrikanten Schlickum in Elberfeld* (H VII. S. 638.), und die *Addreſſe des Hannöveriſchen Conſiſtorialſecretärs Gladbach* (H. IX. S. 526 — 530.) gerechnet werden. Letztere, ſo nackt wie ſie hier ſteht, ohne Erzählung der Veranlaſſungen und Folgen, und ohne Schilderung des Charakters eines Mannes, iſt mit einer Schuldverſchreibung zu vergleichen, in welcher das Kapital nicht ausgedruckt iſt. Es läſst ſich dabey entweder gar kein, oder wenigſtens doch nur ein ſchiefes, Urtheil über den Mann fällen, der ſich *nachher* mit Reue an ſeine Verwandten und Freunde *addreſſirte*, ſich in Frankreich an dem *himmliſchen Feuer* verbrannte, das ihn nach S. 527. ſo wohlthätig erwärmte, und ſeinen Fehltritt mit der Landesverweiſung büſset. — Bis auf Hn. *Pahl* und Hofrath *Metzler* ſind alle Aufſätze anonymiſch. Einige Druckfehler, als z. B. der General *Rhodion* ſtatt *Rhodich*, hätten wohl, neben dem Regiſter angezeigt zu werden verdient.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *London*, b. Johnſon: *A Jewiſh Tract, on the Fifty-third Chapter of Iſaiah*, written by Dr. *Montalto*, in Portugeſe, and translated from his Manuſcript by *Philo-Veritas*. Motto: Jeſ. 44, 20.) 1790. 79 S. 8. Nach der Vorrede ſoll dieſer *überſetzte* Tractat ungefähr 1650 zu Venedig von Dr. *Montalto* geſchrieben, und an einen Dominikaner-Mönch in Spanien gerichtet geweſen ſeyn. Der Ueberſ. will ihn in Mſ. erhalten haben. Wie und woher, iſt nicht angezeigt. In einem Anhang, zu welchem der engliſche Ueberſ. ſelbſt in der Vorrede ſich als Vf. bekennt, iſt das 53 K. des Jeſaiah überſetzt und gedeutet. In der That aber iſt dieſer Anhang auch noch ganz *im Ton des Juden* geſchrieben. Er nennt Iſrael meiſt *ſein* Volk, ſ. S. 78., und Jeſus *den chriſtlichen* Meſſias. Man möchte alſo wohl vermuthen, daſs der angebliche Ueberſ. ſowohl Vf. des Appendix als des Tractats ſelbſt ſey, daſs er nur den Namen des Juden geborgt, in der Vorrede aber den Schleier ein wenig zu lüften für gut gefunden habe. Der Tractat läſst ſich zuerſt darauf ein, daſs die Vorausſetzung, welche bey der Deutung jenes prophetiſchen Abſchnitts auf Jeſus zum Grund liege, die Lehre von Erbſünde und Genugthuung, grundlos ſey. Die Seelen ſtammen nicht von Adam, oder überhaupt von Vater und Mutter, ſondern nach Jeſ. 57, 6. von Gott ſelbſt u. d. gl. m. Der zweyte Abſchnitt, daſs die Deutung auf Jeſus mit dem Wortverſtand des Jeſahianiſchen Abſchnitts nicht übereinſtimme, iſt nicht ausgeführt, oder war, wie die Vorrede ſagt, nicht in der aufgefundenen Handſchrift. Der Appendix gibt eine gar nicht flieſsende Ueberſ. von Jeſ. 52, 13 bis 53, ult., und deutet das Ganze vom *Iſraelitiſchen Volk, als Collectivum*, wie אִישׁ יִשְׂרָאֵל B. d. R, 20, 22. 21, 1. 1 B. Sam. 18, 2., ohne ins Einzelne der Deutung einzugehen. Der Vf. macht die naive Anmerkung: Alle Weiſſagungen von frohen Ausſichten des Volks Gottes würden von den Chriſten auf das Chriſtenthum und ſeine Anhänger bezogen. Sie hätten doch wenigſtens den Juden die Weiſſagungen von traurigen Erfolgen und Strafen der Knechte oder des Volks Gottes, wie hier Jeſaiah den noch gegenwärtigen bedrängten Zuſtand der Juden ſchildere, überlaſſen ſollen. Mit dieſen aber hängen die Weiſſagungen, welche von der künftigen Wiederherſtellung des jüdiſchen Volks von Chriſten und Juden gedeutet wurden, ſo genau zuſammen, daſs, wer die letztere *ſo* verſtehe, wohl endlich auch die erſtere von Juden zu deuten genöthigt ſeyn werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

Wirzburg, b. Rienner: *J. M. Seuffert*, d. Ph. u. b. R. D. etc., *von dem Verhältnisse des Staats und der Diener des Staats gegen einander*, im rechtlichen und politischen Verstande.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. Cap. *Von der Beendigung der Staatsämter.* Diess ist ein besonders in neuern Zeiten häufig bearbeitetes Thema, bey dem auch unser Vf. fast augenscheinlich am sorgsamsten und genauesten verfährt. Er betrachtet unter den sonstigen Arten der Beendigung vorzüglich die *Entlassung* und *Resignation*. Unter *Entlassung* versteht er (§. 71,) „eine Handlung, wodurch „der Staat seinem Diener das von ihm bisher bekleidete „Amt gegen seinen Willen ohne vorhandenen, oder doch „nicht rechtlich untersuchten Grund sammt der von ihm „bezogenen Dienstbestallung abnimmt." Eine solche Entlassung sey nach vieler Rechtsgelehrten Meynung widerrechtlich; denn 1) da der Anstellungsvertrag ein *fortdaurendes* Amt übertrage, so wäre es unrecht, dem, mit welchem ein solcher Vertrag geschlossen sey, die daraus erworbenen Rechte zu entziehen. Sie habe überdem 2) sehr schädlichen Einflufs für Ehre und Nahrungserwerb. 3) Eine solche Dienstentlassung würde despotisch seyn; die Grundverfassung der deutschen Staaten sey aber keineswegs despotisch. „Das Recht der Diener des „Staats, dem Regenten, welcher sich Handlungen gegen „die Gesetze erlauben, willkührlicke Auflagen erpressen, „den Lauf der Justiz durch Kabinetsmachtsprüche hemmen, oder nach seinem Interesse lenken will, frey und „offen zu widersprechen, stimme mit der Grundverfassung der deutschen Staaten vollkommen überein." (S. 142.) 4) die Stelle der beiden letzten Wahlcapitulationen Art. XXIV. §. 10., vermöge deren des Kaisers willkührliche Entsetzung der Reichshofräthe aufgehoben ist, verbinde analogisch auch die Fürsten. Dennoch seyen freylich alle diese Gründe nicht ganz entscheidend. (Wir sollten glauben, diese Untersuchung würde weit klärer und leichter, wenn man die Frage über die Rechtmässigkeit der *blossen Dienstentlassung* und über die Rechtmässigkeit der *Entziehung der Besoldung* oder andrer Vortheile unterscheidet. Alsdann würden wir die *Entlassung* zu diesem Behuf, und das auch wohl mit einigen Gewinn an Kürze und Präcision, lieber so bestimmen: sie sey *Beraubung des Amts durch den Staat ohne Einwilligung des Beamten, und ohne vorhergegangene rechtliche Untersuchung*.. Zu einer solchen mufs der Staat oder müssen die Besitzer der höchsten Gewalt in demselben im Allgemeinen als berechtigt angesehen werden; denn sie sind verpflichtet, den Zweck des Staats zu befördern. Sie dürfen sich dazu Gehülfen wählen, aber eigentlich keinen Antheil an der höchsten Gewalt ganz an sie abtreten. Das würden sie aber, wenn sie den Staatsbeamten bey geringerer Geschicklichkeit oder weniger Geneigtheit, den Zweck des Staats nach der Ueberzeugung der eigentlichen Regenten gut zu befördern, doch in seinem Dienste oder in seiner Wirksamkeit lassen müfsten. Dem Staat also kann das Recht, bey einem entstandenen Mangel an Zutrauen, seine Diener zu entlassen, gewifs nicht abgesprochen werden. Der *Anstellungsvertrag* kann eigentlich nur, als unter dieser Bedingung eingegangen, angesehen werden. Die Stelle der *Wahlcapitulation* hat hier keine verbindliche Anwendung, weil bey derselben der besondre Grund in den bekannten verflochtenen Verhältnissen des Reichs mit dem Kaiser in Ansehung des Reichshofraths zu suchen ist, und der Kaiser sonst durch den Reichshofrath noch mehr Einflufs auf das Gerichtswesen im Reiche erhalten würde, worüber bekanntlich so lange Streit gewesen ist. Das Recht des Widerspruchs der Staatsbeamten gegen den Regenten ist auch keinesweges als allgemein begründet anzusehen; denn es gibt viele andre Arten, den Despotismus einzuschränken, als diese; und wenn die Staatsbeamten ein solches Recht haben; so sind sie nicht mehr *blosse Staatsbeamten*, sondern wirkliche Theilnehmer an der höchsten Gewalt, welches wenigstens aus dem blossen Begriff des Staatsbeamten nicht fliesst. Dennoch *kann* es immer zu einem Grundsatze in der Verfassung oder zu einer Staatsmaxime gemacht werden, dass die Beamten vom Vorgesetzten, oder selbst vom Staate gar nicht entsetzt werden dürfen, ohne rechtliche Untersuchung. Der Vf. beruft sich darüber, dass diess geschehen sey, auf das *allgemeine preussische Gesetzbuch*. Allein dies disponirt in der That nicht so unbedingt, sondern es unterscheidet sehr zweckmäsig. Es bindet nemlich nur die Amtsentsetzung der Justizbeamten an ein vorhergehendes rechtliches Erkenntnifs (Th. II. Tit. 6. §. 99.) Hingegen setzt es bey andern Bedienten nur der *willkührlichen* Entlassung *Schranken*. Kein Vorgesetzter oder Departementschef, sondern nur der versammelte Staatsrath kann nach vorheriger Erklärung oder Verantwortung des Beamten diesen entsetzen; und bey Bedienungen, zu welchen die Bestallung vom Landesherrn selbst vollzogen wird, mufs ein solcher Beschlufs des Staatsraths noch dem Landesherrn zur unmittelbaren Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden (Th. II. Tit. 10. §. 98 — 101.). Wir halten in der That diess für die zweckmässigste Unterscheidung, denn über *Richter* mufs keine Willkühr statt haben; bey *andern Beamten* ist die Freyheit der Entlassung weniger bedenklich, und kann zuwei-

zuweilen sehr vortheilhaft seyn; nur muss es immer so wenig als möglich mit Nachtheil des Beamten verknüpft seyn; und diese scheinen auch bey den reichsgerichtlichen Erkenntnissen, die der Vf. §. 83. anführt, zum Grunde zu liegen. — Nun aber bleibt die andre Frage übrig: Darf der Staat die mit einem Amt bisher verknüpften Vortheile der Besoldung oder auch der Würde u. d. gl. entziehen? An sich wäre auch das nicht unrechtmäsig; gibt es doch ganz unbesoldete Aemter! Allein es wäre unbillig und unpolitisch; der Staatsdiener wird sich nur mit Schwierigkeit alsdann einen andern Erwerb schaffen können, und bey solcher Aussicht, die den Staatsbeamten offen wäre, würden die Menschen im Staat zu Staatsämtern nicht sehr geneigt seyn. Es kann daher sehr wohl eine Verabredung zwischen den Regenten und dem Beamten statt haben, dass der Regent für das übernommene Amt lebenslänglichen Unterhalt gewähre; oder noch besser: es mag das zu einem Gesetz gemacht werden, dass ein Beamter, der seiner Stelle ohne sein Verschulden entsetzt werde, seine Besoldung zu seinem Unterhalt behalte, bis er wenigstens auf andre Art hinlänglich versorgt sey. *Ohne sein Verschulden*, sagen wir; denn wenn jemand ein, obgleich geringes, Verschulden sich hätte zur Last kommen lassen; so hört jene Verbindlichkeit des Staats auf. Nur kann wohl hierüber der Regent nicht allein urtheilen; denn sobald es auf Verlust andrer Rechte, die nicht mehr eigentlich Theile der höchsten Gewalt betreffen, besonders der bürgerlichen Ehre in grösserm oder geringerm Maasse, also auch der Würde, ankommt; so hat alsdenn der Beamte gleiche Rechte mit allen andern Staatsbürgern. Der Regent kann ihm kein solches Recht, auch wenn er selbst es ihm zugestanden hat, willkührlich entziehen; der Beamte ist berechtigt, in dieser Rücksicht eine Erklärung des Regenten, dass er nicht aus Verschulden sein Amt verliere, wie ja oft in Entlassungsdecreten gesagt wird, oder rechtliche Untersuchung und Richterspruch zu fodern.) Mit Recht wünscht Hr. *S.* über diess alles, weil es doch immer streitig ist, eine allgemeine bestimmte Gesetzgebung. — Von der *Resignation* von Seiten des Dieners behauptet Hr. *S.*, sie sey ohne Einwilligung des Staats nicht erlaubt; doch müsse der Staat sie aus einigen angegebnen Ursachen nicht versagen. Diess ist recht gut ausgeführt; wenn gleich die politischen Rücksichten noch etwas vervielfältigt werden könnten.

Man sieht aus dem gegebenen Auszuge, dass manche Materien, die in diese Lehre gehören, z. B. Dienstverkauf, oder wenn der Vf. auch diesen als ganz verwerflich übergehen wollte, doch Substitutionen, Dienstanwartschaften u. s. w., und selbst einige, zu welchen das preussische Gesetzbuch schon Anlass geben könnte, (obgleich auch diess hier noch einige Lücken hat, z. B. die Frage von der Art der Aufmerksamkeit, die der Staat von einem Staatsbeamten fodre u. s. w.,) ausgelassen seyn. Alles das vollends, was das Verhältniss des Staatsbeamten zu den übrigen Bürgern betrifft, z. B. Vertretung seiner Handlungen und daher entstehende Verbindlichkeit zur Entschädigung etc., darf man schon nach dem Titel des Buchs gar nicht suchen. Immer aber wird der Theil des Publicums, für welchen diess Buch geschrieben ist, es mit grossem Dank aufnehmen, und Rec. besonders fühlt sich dem Vf. sehr verbunden, da er ihm so manche Gelegenheit zur weitern Ausbildung seiner eignen Theorie gegeben, von der er einige Grundzüge, in sofern sie von Hn. *S.* Grundsätzen abweichen, hier um desto eher aufgestellt hat, da diess Buch vielleicht mehrere Schriftsteller zur Bearbeitung der darin abgehandelten Lehren weckt, und diese so zum Gegenstande der öffentlichen Untersuchung macht. Rec. selbst behält sich vor, seine ganze Theorie bald einmal vollständiger entweder in einer besondern Schrift, oder doch in einem Lehrbuche des deutschen Privat- und Staatspolizeyrechts zu entwickeln.

LITERARGESCHICHTE.

Jena, in der Expedition der allgem. Literatur-Zeitung: *Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre* 1785 *bis* 1790. Zweyter Band, *enthaltend des systematischen Verzeichnisses in- und ausländischer Schriften zweyte Hälfte.* 1793. Zusammen 3 Alph. in gr. 4.

Die Vorrede, die wir mit diesem zweyten Bande erwarteten, und die uns über die Verdienste und den Gebrauch des ganzen Werks genauer und richtiger, als wir zu thun im Stande sind, belehren würde, ist noch zurückgeblieben und soll, wie wir aus einer Nachricht an die Herrn Subscribenten sehen, mit dem dritten und letzten Bande geliefert werden. Dafür erhielten wir jetzt den *Auszug aus der encyclopädischen Tafel, nach welcher das systematische Register angelegt ist.* Er zeigt uns das ganze Skelet dieser höchst mühsamen und brauchbaren Arbeit, und zeuget von tiefer Einsicht in alle Theile und Zweige der Wissenschaften. Ihm zu Folge ist alles so herrlich geordnet worden, wie wir schon bey Beschreibung des ganzen Unternehmens und des ersten Bandes insonderheit (1793. B. 3. Nr. 252.) gemeldet haben. Auf diese Beschreibung beziehen wir uns auch, um jetzt den Inhalt des zweyten Bandes nur kurz anzeigen und einige unsrer Bemerkungen darüber mittheilen zu können.

Nach den im ersten Bande gelieferten neun Abschnitten folgt hier zuerst der 10te: *Physikalisch-naturhistorische Literatur.* Er begreift über 2000 Schriften, die während jenes Sexenniums herausgekommen sind. Zwar erscheint am Ende des Abschnittes nur die Zahl 1729: allein, wir erinnern nochmals, dass diess nicht die wahre Zahl der Schriften und Bände ist, sondern dass viele Zahlen durch *a*, *b*, *c* u. s. w. vervielfacht sind, indem man gewöhnlich nur das Hauptwerk mit einer Zahl bezeichnet und bey der Angabe seiner Uebersetzungen, Erläuterungsschriften u. dgl. dieselbe Zahl wiederholt, mit Beysetzung der Buchstaben *a*, *b*, *c* u. s. w. Wir haben uns die Mühe gegeben, und sämmtliche Schriften dieses Faches gezählt, und die Zahl 2015 gefunden, folglich 286 über die angegebene Zahl 1729. Es wäre zu wünschen, dass am Ende eines jeden Faches

ches die Zahlen auf diese Art genau angezeigt worden wären, zumal da der Unterschied sehr groſs ist. Man beliebe sich dabey zu erinnern, daſs auch viele in periodischen oder ähnlichen Schriften stehende Aufsätze an den gehörigen Orten mit aufgeführt und gezählt sind. Ueber die Elektricität erschienen während jener Zeit 77 Schriften, auf die erwähnte von den Verfassern angenommene Weise gezählt. Der Reichthum botanischer Schriften ist ganz ausnehmend groſs.

XI. *Gewerbswissenschaftliche Literatur.* 1100 Schriften, die auf folgende Art unter Dach und Fach gebracht sind — denn wir müssen doch Liebhabern, die das Werk noch nicht kennen, wenigstens Eine Probe von der Eintheilung oder Classification geben, und zwar bey einer Wissenschaft, wo sie am schwersten fallen muſste — also: I. Ueberhaupt. (I) Einleitungsschriften. (II) Encyklopädien und Reallexica. (III) Vermischte Schriften. (IV) Geschichte und Bücherkunde. II. Insonderheit. (I) Einzelne Theile der Gewerbskunde in objectiver Rücksicht. A. Kenntniſs der producirenden Gewerbe; ökonomische Wissenschaften im weitesten Sinne. AA. Im Allgemeinen. 1. Systeme und Lehrbücher. 2. Vermischte Schriften. BB. Insbesondere. (A) Gewinnung der mineralischen Naturproducte; mineralogische Gewerbskunde. a. Allgemeine und vermischte Schriften. b. Besondere Schriften. a) Bergwerks- und Hüttenwesen. (a) im allgemeinen. aa. Systeme, Lehrbücher und Lexica. bb. Geschichte und Literatur. cc. vermischte Schriften (und diese auch wieder durch Striche unter gewisse Classen gebracht). (b) Schriften über die Förderung einzelner Metalle. b. Salzwerkskunde f. unten Technologie. c. Torf- und Steinkohlengräberey u. f. w. (B) Gewinnung vegetabil. und thierischer Naturproducte. A. Insgemein, Landwirthschaft im weitern Sinn. a. Einleitungsschriften. b. Systeme und Compendien. (a) akroamatische Schriften. (b) populäre Schriften. c. vermischte Schriften. (a) von Gesellschaften und mehrern Verfassern. (b) von einzelnen Verfassern. d. Geschichte und Bücherkunde. B. Insonderheit. (A) Pflanzenbau. a) im Allgemeinen. b) insonderheit. (a) Feld- und Gartenbau. aa. überhaupt. bb. besonders. 1) Feldbau überhaupt und besonders Getreidebau. (a) allgemeine und vermischte Schriften. (b) über einzelne Gegenstände. 2) Gartenbau überhaupt und Gemüse und Obstbau besonders. a. allgemeine und vermischte Schriften. b. besondere Schriften. a) Gemüſs- b) Fruchtbaumzucht. 3) Weinbau. 4) Wiesen und Futterkräuterbau. 5) Fabrik- und Handelspflanzenbau. (b) Forstwissenschaft. a. Einleitungsschriften. b. allgemeine und vermischte Schriften. c. Schriften über besondere Gattungen von Forstbäumen. (B) Gewinnung und Pflege der Thiere. a. Viehzucht, nebst Vieharzneykunde. a. allgemeine und vermischte Schriften. b. Schriften über Gewinnung und Pflege einzelner Viehgattungen. (a) Pferde, Maulthiere und Esel. (b) Rindvieh. (c) Schaafe und Ziegen. (d) Schweine. (e) Kaninchen. (f) Federvieh. b. Jagd- und Vogelfang. c. Fischerey. d. Bienenzucht und Seidenbau. B. Kenntniſs der verarbeitenden Gewerbe; Technologie. 1. Ueberhaupt. a Allgemeine Schriften. b. vermischte Schriften. c. Geschichte und Bücherkunde. 2. Schriften über einzelne Arten von Handwerken und Künsten (ein sehr ergiebiger Artikel! An Kochbüchern allein 25 Stück!). C. Handelsgewerbe. AA. Im Allgemeinen. 1. Einleitungsschriften. 2. Systeme, Lexica und Lehrbücher. 3. Vermischte Schriften. 4. Geschichte und Literatur. BB. Besonders. 1. Waarenhandel. 2. Seehandel. 3. Wechselhandel. 4. Banken. 5. Hülfskenntnisse zur Handlungswissenschaft. D. Gymnastische und zeitvertreibende Künste (z. B. Reiten, Fechten). II. Gewerbskunde in subjectiver Rücksicht.

XII. *Mathematische Literatur.* 581 Schriften. Unter andern 48 allgemeine Rechenbücher, ohne die besondern. Die Astronomie ward vorzüglich stark bearbeitet.

XIII. *Geographisch-historische Literatur.* Dieſs ist das allerstärkste Fach, zumal wenn man die unter die Theologie mit gezogene Kirchengeschichte und die in einen besondern Abschnitt verwiesene Literarhistorie dazu rechnen will. Aber auch ohne diese sind der geographisch-historischen Schriften 4779, und wegen der häufig vorkommenden *a, b, c* sicher über 5000. Die *allgemeinen* Reisebeschreibungen laufen von Nr. 297 bis 422. (Nr. 326 u. 327. sind Ein Buch; das erste ist vermuthlich ein Nachdruck. N. 333. ist zu lesen *Hammard* statt *Hommard*). Ein treflich classificirtes Verzeichniſs von Landkarten, Grundrissen und Prospecten erstreckt sich von 2108 bis 2313. (Bey den allgemeinen Büchern über die Diplomatik fehlt nach Nr. 2566 die zweyte umgearbeitete Ausgabe des *Gruberischen* kurzgefaſsten Lehrsystems seiner diplomatischen und heraldischen Collegien (Wien, 1789. gr. 8.) Die Schriften über den Freymaurer-Illuminaten und andere sogenannte geheime Orden gehen von Nr. 2638 — 2710, ohne die noch unter den vermischten Schriften Nr. 623 — 673 vorkommenden Bücher.

XIV. *Belletristische Literatur.* 3708 Schriften; ausnehmend fein geordnet! Das zahlreiche Heer der eigentlichen Romane läuft von Nr. 1793 bis 2570. Dabey sind die Zwitterwerke, die man historische Romane zu nennen beliebt, nicht gerechnet; denn diese stehen vorher Nr. 1689 — 1770, und die Erzählungen, Novellen u. d. gl. nachher Nr. 2571 — 2651. Dann noch die morgenländischen Erzählungen, Feenmährchen und Geistergeschichten Nr. 2693 — 2730. Das Verzeichniſs der dramatischen Schriften erstreckt sich von 2745 bis 3372. Alsdann noch besonders die Operetten und Opern von 3556 bis 3632; und die dramaturgischen Schriften auſserdem von 3633 bis 3708.

XV. *Literatur der allgemeinen Literargeschichte.* 762 Schriften. Vorzüglich angenehm in diesem Abschnitt ist uns das alphabetische Verzeichniſs der biographischen Nachrichten von einzelnen Gelehrten und Schriftstellern von Nr. 117 — 510. (Das Nr. 32. angeführte gelehrte Wirtemberg von Haug sollte wohl weiter hin nach dem gelehrten Deutschlande stehen.)

XVI. *Literatur der vermischten Schriften.* 689 Numern. Unter andern findet man hier die Schriften der Akademien oder gelehrten Gesellschaften, Journale und ähnliche Sammlungen vermischten Inhalts. Ferner vermischte Werke einzelner Schriftsteller, Volksschriften, Freymauerschriften u. dgl.

Damit man den ganzen literarischen Reichthum des Sexenniums von 1785 bis 1790 kurz überschauen könne — jedoch nur nach der von den Vff. angenommenen Methode zu zählen — so geben wir hiemit folgende Berechnung:

I. Wissenschaftskunde der allgemeinen Literatur — —	68	Numern.
II. Philologische Literatur —	1527	—
III. Theologische Literatur —	4863	—
IV. Juristische Literatur —	2158	—
V. Medicinische Literatur —	1898	—
VI. Philosophische Literatur —	965	—
VII. Pädagogische Literatur —	506	—
VIII. Staatswissenschaftliche Literatur	1885	—
IX. Kriegswissenschaftl. Literatur	154	—
X. Physikalisch-naturhistorische Lit.	1729	—
XI. Gewerbwissenschaftl. Literatur	1100	—
XII. Mathematische Literatur	581	—
XIII. Geographisch-histor. Lit.	4779	—
XIV. Belletristische Literatur	3708	—
XV. Literarhistorische Literatur	762	—
XVI. Vermischte Literatur	689	—
Summa	27372.	

Also, schärfer gezählt, gewiss über 30,000!

Bald hoffen wir auch den letzten Band, der die alphabetischen und Sachen-Register enthält, anzeigen zu können.

Wir verbinden mit der Anzeige dieses Repertoriums diejenige eines andern, das dem Freunde der Wissenschaften nicht minder schätzbar ist, weil es ihm so viele Bequemlichkeit gewähret, ihm so viel kostbare Zeit erspart, und dessen Urheber auch das Hauptverdienst um das eben recensirte Literaturwerk hat, nemlich:

Lemgo, im Verl. der Mayerschen Buchh.: *Repertorium über die allgemeinen deutschen Journale und andre periodische Sammlungen für Erdbeschreibung, Geschichte und die damit verwandten Wissenschaften,* von M. *Johann Samuel Ersch.* Zweyten Bandes erste und zweyte Abtheilung. 1791. 1 Alph. 20½ Bogen. — Dritter und letzter Band. 1792. 17 Bogen. 8.

Da wir uns in Ansehung der Einrichtung dieses überaus nützlichen Instituts auf die Anzeige des ersten Bandes der A. L. Z. 1791. B. 3. S. 365. berufen können, und das Werk gewiss längst in den Händen eines jeden Literators ist; so können wir uns bey der Anzeige des zweyten und dritten Bandes kurz fassen. Jener enthält das Länder-, Völker- und Oerterverzeichniss. Will man also z. B. wissen, was im deutschen Merkur, deutschem Museum, Büschingischem und Hannöverischem Magazin und in ähnlichen Sammlungen von der Markgrafschaft *Baden* vorkommt; so findet man unter dieser Rubrik alles genau und deutlich registrirt und classificirt. Oder nehme man einmal den Artikel *Preussische Monarchie!* da findet man 1) die historischen Nachrichten, und zwar a) zur bürgerlichen und kirchlichen Geschichte, b) zur Militärgeschichte. 2) Geographische und statistische Nachrichten, und zwar a) allgemeine; b) besondere, z. B. von den Producten, von der Bevölkerung, von Manufacturen und Handel u. s. f.

Der dritte Band begreift das Sachenverzeichniss. Zur Probe betrachte man nur die Artikel: *Adel, Handel, Landkarten, Mönche, Toleranz;* und man wird auch da den seltenen Fleiss und die kritische Genauigkeit des Verfassers bewundern, und ihm dafür im Stillen Dank entrichten. Möchte es nur ihm und dem Verleger gefallen, die Fortsetzung über die inzwischen neu herausgekommenen Journale und über die Fortsetzungen der alten *bald* zu liefern!

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Kopenhagen,* b. Lynge: *Doctor og Hofraad Faust's Udkast til om Sundhets-Katechismus,* foröget med en Fortale af *Nicol. Böttcher,* M. D.. 1793. 67 S. 8.

Ebendas., b. Nitschke: *Forsög til en Sundheds-Katechismus efter det Tydske af Hofraad og Dr. B. C. Faust i Bückeburg* heelt igiennem omarbeedet og mangfoldigt foröget af Dr. *Joh. Clem. Tode,* Prof. i Laegerdenskaben, og Hofmedicus. 1794. 70 S. 8.

Diese beiden, so schnell auf einander gefolgten, Uebersetzungen des gemeinnützigen Faustischen Gesundheitskatechismus, von welchen die erste sogar schon eine zweyte Auflage erlebt hat, beweisen die gute Aufnahme der Schrift in Dänemark. Sie sind beide im Ganzen genommen gut, und die letztere hat wirklich einige brauchbare Zusätze und Verbesserungen erhalten, ohne jedoch, wie der Titel verspricht, *durchaus umgearbeitet* zu seyn.

Physik. *Kopenhagen,* b. Gyldendal: *Fransk chemisk Nomenclatur* (Französische Nomenclatur der Chymie), paa dansk udgiven med Anmaerkninger of *N. Tychsen.* 1794. 30 S. 8. Eine sehr nützliche systematische Uebersicht der neueren wissenschaftlichen Terminologie in der Chymie.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Decker: *Memoires de l' Acad. Roy. des Sc. et Belles Lettres depuis l' avenement de Frederic Guillaume II. au throne.* 1788 et 1789. Avec l' histoire pour le même tems. 1793. 636 S. 4. wovon die Geschichte die ersten 30 einnimmt. Der Kupfertafeln sind eilf. (3 Rthlr.)

Die *Geschichte* gibt wie gewöhnlich Nachricht von den Versammlungen der Akademie, von den verstorbenen und neuerwählten Mitgliedern, von den Preisaufgaben und Preisertheilungen. Hr. *Bernoulli* theilt Auszüge aus seinem astronomischen Briefwechsel mit. Die Briefe sind von *Toaldo*, *Fixlmillner*, *de la Lande* und *Beitler*. Der letztere beschreibt unter andern eine merkwürdige Art von *Nord*- oder vielmehr *Südlicht*, das er den 13 May 1787. beobachtet hatte. Nicht weit vom Zenith sahe er vor seinen Augen eine kleine weisse Wolke entstehen, die bis zu einer Grösse von ungefähr 8 oder 10 Graden im Durchmesser wuchs. Auf einmal wurde sie feuerroth, und schos zugleich nach allen Seiten Strahlen hin, die bald blässer, bald röther wurden. Die längsten und schönsten Strahlen gingen nach Osten und Westen, jedoch erreichten sie den Horizont nicht; die schwächsten hingegen waren die, die gegen Norden gingen. Wega in der Leyer konnte mitten durch einen der stärksten Strahlen gesehen werden. Der nördliche Himmel war ganz rein, ohne den geringsten Schimmer von Roth oder Weiss, und der Horizont überhaupt ungemein heiter und hell. Nach einer halben Stunde verlor sich die Erscheinung allmählig, und es blieb nur die kleine Wolke übrig, die ungefähr eine halbe Stunde darauf gleichfalls verschwand.

Hn. *Formey's* Lobrede auf Hrn. *v. Beguelin* ist mehr eine Beschreibung der freundschaftlichen Verhältnisse, in denen sie beide zusammen gelebt, und mancher zum Theil unbedeutenden Vorfälle, die sich unter ihnen ereignet haben, als eine Darstellung des Charakters, der Denk- und Handlungsweise und der Verdienste des Verstorbenen. Nicolaus v. B. war den 25 Junius 1714 zu Courtlari, einem der Republik Biel zugehörigen Flecken, geboren. Auf Verlangen seines Vaters studirte er die Rechte, obgleich seine Neigung ihn vorzüglich zur Mathematik trieb, und im J. 1735. ging er nach Wetzlar, um den Reichsprocess zu erlernen. Von hier kam er als preussischer Gesandtschaftssekretär beym sächsischen Hofe nach Dresden. 1746 oder 1747 (denn es ist nicht deutlich bestimmt) berief ihn der König, der ihn vorher persönlich kennen gelernt hatte, nach Berlin, und ernannte ihn zum Instructor des Prinzen, des jetzigen Königs. In dieser Stelle gelang es ihm zwar nicht, sich die Gunst des Königs zu erhalten, aber desto mehr sich die seines erhabenen Zöglings zu erwerben. Das Elogium endigt mit dem guten Rath, den Hr. F. der Frau v. Beguelin, welche viel an Gichtschmerzen litt, gegeben, nemlich: das Uebel in Geduld zu ertragen, und nicht zu viel Arzneyen und Kuren zu versuchen, die die Sache gemeiniglich nur verschlimmerten. — —

Experimentalphysik. *Ueber das Bestreben des Wärmestoffes sich der Richtung der Schwere entgegen zu bewegen.* Von *Achard*. Hr. *A.* hieng in ein Zimmer von 14 Fuss Höhe 6 übereinstimmende Thermometer über einander auf. Das unterste war 2 Fuss von dem Boden, und die übrigen ein jedes eben so weit von dem andern entfernt. Darauf wurde das Zimmer so stark geheizt, dass das unterste Thermometer auf 10° Reaum. zu stehen kam; und es zeigte sich, dass die andern höher standen, je weiter sie von dem Fussboden entfernt waren. Das oberste hatte 14½ Grad. Eine Proportion in der Zunahme der Temperatur fand nicht statt. — Ferner erhitzte er eine eiserne Kugel bis zum Glühen, und hieng von allen Seiten Thermometer in gleichen Entfernungen vom Mittelpunkt der Kugel auf. Auch hier stieg das Thermometer, welches über der Kugel hieng, allemal am höchsten. — Endlich steckte er einen 18 Zoll langen Stab mit dem einen Ende in einen hohlen kupfernen Cylinder, und befestigte an dem andern Ende desselben ein Thermometer. In den Cylinder goss er kochendes Wasser, dessen Wärme sich durch die Stange dem Thermometer mittheilen sollte; und er fand, dass das Thermometer immer am schnellsten und höchsten stieg, wenn es sich in vertikaler Richtung über den Cylinder befand. — Aus diesen Versuchen zieht er nun den Schluss, dass der Wärmestoff ein besonderes Bestreben habe, sich der Richtung der Schwere entgegen, von unten nach oben zu bewegen. — Werden unsere Leser sich nicht wundern, wie ein sonst so berühmter Physiker einen solchen Schluss auf so unvollkommene Versuche gründen konnte, von denen keiner das beweisst, was er beweisen soll? Muss es nicht einen jeden sogleich einleuchten, dass es in den beiden ersten Fällen blos die erwärmte und verdünnte Luft war, die sich in die Höhe erhob, und ihre Wärme den in ihr befindlichen Thermometern mittheilte; und dass in dem letzten Fall der eiserne Stab bey einer vertikalen Richtung deswegen am schnellsten und stärksten erhitzt wurde, weil die durch den heissen Cylinder erhitzte Luft ebenfalls aufwärts stieg, den Stab von allen Seiten

ten umgab, und ihm folglich weniger von seiner Wärme entzog, als in jeder andern Lage? — Nachher schränkt er jedoch seine Meynung dahin ein, dass er den Wärmestoff nur *specifisch leichter* als die Luft und alle andern die Erdkugeln umgebenden Fluida annimmt. Hieraus sucht er verschiedene Erscheinungen zu erklären; unter andern auch die Verschiedenheit der Temperaturen des kochenden Wassers bey einem verschiedenen Druck der Luft. „Wenn der Wärmestoff, heisst „es, eine geringere specifische Schwere als die Luft „hat, und darin der Grund seines Bestrebens sich der „Richtung der Schwere entgegen, von unten nach oben, „zu bewegen liegt: *so folgt (arrige aures, Pamphile!) „dass dieses Bestreben in immer verdünnter Luft noch um „ein Beträchtliches grösser werden muss, indem der Un„terschied zwischen den specifischen Schweren des Wärme„stoffes und der Luft — von dem die aufsteigende Kraft „des Wärmestoffs abhängt — desto grösser wird, je mehr „die specifische Schwere der Luft abnimmt.* — — Diess „wird auch durch das Kochen des Wassers bestätigt. „Denn das Wasser fängt an zu kochen, wenn das Be„streben des Wärmestoffes sich in die Höhe zu heben, „ihn verhindert sich weiter im Wasser anzuhäufen. „Der höchste Grad der Hitze, den das Wasser anneh„men kann, ist also jederzeit von dem Bestreben des „Wärmestoffes sich in die Höhe zu bewegen, abhän„gig; — — und da es in einer dichtern Luft heisser „wird, als in einer dünnern, so muss auch die Kraft „des Wärmestoffs in die Höhe zu steigen, desto grösser „seyn, je dünner die Luft ist.“ — Hr. *A.* muss diese ganze Erklärung in einer sehr unglücklichen Stunde niedergeschrieben haben; denn es wäre wohl unbillig ihm zuzutrauen, dass er keine richtigern Begriffe vom Kochen des Wassers haben, und nicht besser wissen sollte, was specifische Schwere sey, als dass er im vollen Ernst eine Behauptung gethan hätte, die mit den Gesetzen der Physik und Hydrostatik gerade in Widerspruch steht. — Desto schätzbarer ist die zweyte Abhandlung von ihm. Er theilt darin 90 Beobachtungen über die prismatischen Farben mit, unter denen farbigte, seidene Bänder, auf Bänder von andern Farben gelegt, erscheinen. Z. B. schwarz auf weiss; gelb auf schwarz; gelb auf dunkelblau, u. s. w. Die Resultate dieser Beobachtungen verspricht er in folgenden Abhandlungen. Vorher gibt er einige Nachricht von seinen Versuchen das englische Flintglas nachzumachen. Dieses Glas enthält bekanntlich viel Bleykalk; der Bleykalk verbindet sich aber nicht chemisch, sondern nur mechanisch mit der Glasmaterie, und daher bekommt das Glas *Streifen*, die bey m dioptrischen Gebrauch sehr nachtheilig sind Man hat bisher geglaubt, dass das Bley ein nothwendiges Ingredienz wäre, wenn das Glas eine starke Farbenzerstreuung bewirken soll, Hn. *A.* aber ist es gelungen, zwey Substanzen ausfindig zu machen, die sich vollkommen mit der Glasmaterie vereinigen, und ein gleichartiges Glas geben, das keine Streifen hat, und gleichwohl die Farben sehr stark zerstreut. Weitere Auskunft hierüber wird er in einer besondern Abhandlung geben. — Auch die dritte Abhandlung rührt von Hn. *A.* her, und enthält eine Beschreibung von 68 Versuchen *über die Luftarten, die sich vermittelst des Feuers aus dem Braunstein entwickeln, wenn er mit andern Materien vermischt ist.* Der Vf. fügt den Versuchen kurze Erklärungen nach der phlogistischen Theorie bey, doch ohne allgemeine Folgerungen. Wenn man glühenden Braunstein in Wasser thut und darin abkühlen lässt, so entwickelt sich eine Menge einer sehr reinen Lebensluft; diess gibt eine leichte Methode diese Luftart zu bereiten.

Ueber die Gefässe der Pflanzen. Von Hn. Mayer Er unterscheidet vielerley Arten: 1) *spiralförmige*, die man sonst Luftgefässe (*trachées*) nennt. Sie scheinen hohle Zylinder zu seyn, die von einem sehr feinen Faden spiralförmig umwunden werden. 2) *fibernartige*, die sehr fein sind, und längs den spiralförmigen, ja zum Theil auf ihnen selbst, gerade fortlaufen. 3) *Gefässe des Zellengewebes*, von andern *Markgefässe* genannt, weil sie in dem Mark der Pflanzen am häufigsten und grössten sind. Sie lassen sich mit einem feinen gefärbten Spiritus, sowohl durch die Wurzel oder einen abgeschnittenen Ast, als durch die Rinde und Blätter injiciren. Endlich 4) *nährende und absondernde Gefässe.* Sie entspringen aus den beiden zuletzt genannten Arten, und sind zur Bereitung der Säfte bestimmt, die den Pflanzen zur Nahrung dienen. Hierauf spricht er von den Functionen dieser Gefässe, und von den Flüssigkeiten, die sie enthalten. Die ganze Abhandlung wird durch saubere Kupfer erläutert. — V. *Von der Bewegung der Säfte in den Pflanzen, ihren Ursachen, und dem davon abhängenden Wachsthum der Pflanzen. Von ebend. ms. Wärme, Licht* und *Elektrizität* sind dem Vf. die wirkenden Kräfte, wodurch die Säfte in den Pflanzen in Bewegung gesetzt werden. — Was die Wirksamkeit der Elektrizität betrift, so stützt er sich auf die Versuche mit elektrisirten Pflanzen, und auf die Fruchtbarkeit der Gewitterregen. Allein es ist bekannt, was Hr. Ingenhouss gegen jene Versuche eingewandt hat, und dass, ihm zufolge, elektrisirte Pflanzen nicht besser wachsen, als andere. Eben so wenig erwiesen ist es, dass der heilsame Einfluss der Gewitter auf das Pflanzenreich von einer mitgetheilten Elektrizität herrührt. — Auch nimmt Hr. *M.* an, dass die phlogistische Luft dem Wachsthum der Pflanzen vortheilhaft sey, und beruft sich desshalb auf Ingenhouss. Aber eben dieser Naturforscher hat späterhin diese Meynung zurückgenommen. Wenigstens ist also die Sache noch zweifelhaft. — VI. *Hr. R. Forster über das Badjar-cit oder Vadjra-cita*, eine Art von Schuppenthier, das ein dänischer Missionär von der Küste von Coromandel nach Europa geschickt hatte. Seine Länge betrug 2 Fuss $10\frac{1}{2}$ Zoll und sein Umfang ungefähr 20 Zoll. Es befindet sich dabey eine Abbildung sowohl von dem ganzen Thier, als von einzelnen Theilen desselben.

Eine Geographische Abhandlung von Hn. Robert — betrift die *hautes-Fagnes (hoeghe-Ween)*, eine berühmte morastige Gegend in Westphalen, die auf vier Meilen lang und 3 Meilen breit ist. Hr. *R.* sieht diesen Sumpf, der in einem weit und breit ganz ebenen Lande liegt, selbst den höchsten Theil desselben einnimmt und nach allen Seiten eine Menge Bäche und Flüsse sendet,

sendet, als eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf unsern Erdboden an. Seine Entstehung weiss er nicht anders zu erklären, als dass er annimmt, es befinden sich irgendwo in den Gebirgen der benachbarten Länder (selbst die Gebirge von Schottland schliesst er nicht aus) in gleicher Höhe mit dem Sumpfe, Quellen und durch unterirdische Kanäle, Hölen, Spalten u. s. w. würde zwischen beiden eine Art von Heber gebildet, in dessen Armen sich das Wasser nach hydrostatischen Gesetzen immer gleich hoch halten müsste. — Dieser in der That etwas kühnen Erklärung hat Hr. *Meierotto* eine andere ungleich wahrscheinlichere entgegengesetzt, die man, nebst seinen übrigen Bemerkungen über Hn. *R's.* Abhandlung, am Ende dieses Bandes findet.

Meteorologische Beobachtungen von Hn. Achard zu Berlin angestellt. Sie gehen vom ersten Januar bis zum letzten December 1788. und betreffen den Barometer- Thermometer- Hygrometerstand, die Abweichung der Magnetnadel, die Ausdünstung, die Menge des gefallenen Regens oder Schnees, die Richtung und Stärke des Windes, die Beschaffenheit des Himmels, die Meteore. Ungern vermisst man die Luftelektrizität. Die Richtung des Windes wird nicht bloss nach dem Compass, sondern zugleich nach der Steigung gegen den Horizont bestimmt. Zu diesem Ende hat Hr. *A.* sich einen eigenen Anemometer verfertigt, den er hier beschreibt. Um die Stärke des Windes zu schätzen, braucht er ein anders Instrument: das viel Aehnlichkeit mit den Oertelschen Anemometer hat (s. Goth. Mag. der Phys. VI, 1.). Doch scheint uns dieser dadurch noch einen Vorzug vor dem seinigen zu haben, dass die Platte unter dem Wirbel stehen bleibt, zu dem sie durch die Kraft des Windes erhoben wird; hier aber fällt sie zurück, so wie der Wind nachläst. Man muss also die Beobachtung während des Windes selbst anstellen, was eine doppelte Unbequemlichkeit hat: 1) wird bey dem Hin- und Herschwanken der Platte die Beobachtung unsicher; 2) erfährt man nichts von der Kraft eines nächtlichen Windes oder Sturmes. — In der Beschreibung heisst es durch einen Druckfehler, dass die Stange HI an die Stange GH in einer *horizontalen* anstatt *vertikalen* Lage bevestigt wäre, so wie in der Figur die Buchstaben OP, die die Achse, um welche sich die Platte dreht, bezeichnen sollen, fehlen.

MATHEMATIK. *Zweyte Abhandlung über Euklids Parallelen, von Hn* Director v. *Castillon.* Diessmal werden die Bemühungen des *Proclus*, *Nassin*, *Eddin*, *Clavies*, und *Simpson* die Schwierigkeit in der Lehre von den Parallellinien zu heben, recensirt. Zuletzt versucht Hr. v. *C.* selbst eine Ehrenrettung des Euklids durch eine kleine Gewalt, die er dem Texte anthut, allein demungeachtet scheint sein Versuch uns nicht gelungen zu seyn. — *Ueber die leuchtenden Stellen, die man in dem dunkeln Theil des Mondes wahrnimmt, von Bode.* Hr. B. ist der Meynung, dass das reflectirte Licht der Erde die Ursache von den meisten leuchtenden Erscheinungen im Monde sey, die von einigen für vulkanische Ausbrüche gehalten werden. Nach dem verschiedenen Stande des Mondes gegen die Erde ist diese Reflexion stärker oder schwächer, und daher werden die leuchtenden Punkte heller oder dunkler. Diess muss eine *regelmässige* Veränderung in der Art, wie diese Punkte uns erscheinen, hervorbringen, die sich auch durch Beobachtungen bestätigt, die man aber bey vulkanischen Wirkungen nicht ohne die gröste Unwahrscheinlichkeit annehmen kann. Ausser diesen regelmässig erleuchteten Punkten bemerkt man bisweilen leichte Erscheinungen im Monde, die von kurzer Dauer sind; diese ist Hr. B. nicht abgeneigt für elektrische, oder phosphorische oder vulkanische Wirkungen zu halten. — *Ueber die Bewegung eines Körpers in einem Mittel, dessen Widerstand sich wie das Quadrat der Geschwindigkeiten verhält. Von Hn. v. Tempelhoff.* Die Auflösung dieser Aufgabe, die Hr. v. *T.* schon lange Zeit an einem andern Ort gegeben hat, wird hier auf einfachere Formeln gebracht, die sich in der Praxis leichter anwenden lassen. — *Hr. Joh. Bernoulli* zeigt, wie sich die langwierige Berechnung der Längen aus Sonnenfinsternissen und Bedeckungen der Fixsterne durch berechnete Hülfstafeln verkürzen und erleichtern lasse. — *Versuch eines neuen Algarithmus der Logarithmen. Von Hn. Bürja* — ist als eine Fortsetzung seiner Abhandlung im vorhergehenden Bande anzusehen, worin er zeigt, wie sich die Logarithmen bloss durch Hülfe der Elementar-Arithmetik finden lassen. Vieles von dem, was hier vorkommt, enthalten seine Lehrbücher. Die Rechnungen werden durch die neuen Zeichen und Ausdrücke für diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind, etwas beschwerlich, die Sätze selbst aber werden keinem, der einige Uebung in dergleichen Rechnungen hat, Mühe machen. — *Die Summe oder den Unterschied zweyer beliebigen Potenzen der Basis der hyperbolischen Logarithmen in Factoren zu zerfällen, ohne den Begriff des Unendlichen dabey zu gebrauchen* — macht den Gegenstand einer Abhandlung des Hrn. *Lhuilier* aus. Man hat Eulern schon oft den Vorwurf gemacht, dass er die Unendlichen Grössen in so vielen Fällen gebrauche, ohne den Begriff derselben gehörig zu bestimmen. Diess ist auch der Fall bey dieser Aufgabe. Die Wichtigkeit derselben veranlasste daher Hn. L. eine Auflösung ohne Beyhülfe der unendlichen Grössen zu geben. Solche Bemühungen sind gewiss sehr schätzbar; und es ist angenehm und lehrreich dieselbe Wahrheit auf mehr als Einem Wege zu finden; dürfen wir aber wohl jetzt die unendlichen Grössen so sorgfältig in unsern Rechnungen vermeiden, da man den Begriff derselben schon längst deutlich bestimmt hat?

SPECULATIVE PHILOSOPHIE. — *Formey* über das Verhältniss zwischen *Gelehrsamkeit*, *Geist (esprit) Genie* und *Geschmack.* Hr. *F.* betrachtet die Erscheinungen unsers Zeitalters in dieser Rücksicht, und sucht das richtige Verhältniss jener Eigenschaften unter einander zu bestimmen, wenn sie das höchste Ziel ihrer Bestimmung erreichen sollen. Von der Seuche der Vielwisserey erblickt er schreckliche Symptome. Bayle habe durch sein Wörterbuch unendlich viel Unheil gestiftet, und eine Menge Menschen verführt, über Dinge zu grübeln, die ihnen vorher nicht in den Sinn gekommen; Hr. *F.*

vergiſst über dem Schlimmen das Gute ganz; er ſieht in jenem berühmten Buche nur eine Rüſtkammer für die Freygeiſter, nicht die Quelle eignen und kühnen Denkens und Prüfens. Auch iſt dieſs Buch fürwahr nicht allein an der Hn. F. ſo verhaſsten *pantomathie* Schuld. Gegründeter ſind die Klagen über die einreiſsende Sucht ſo vielerley auf Schulen und in Erziehungsanſtalten zu lehren, wo zum Theil ſchon beynahe vollſtändige Curſus der Wiſſenſchaften gehalten werden. — Mit Voltairs Erklärung vom *Eſprit (raiſon ingenieuſe)* iſt Hr. F. nicht zufrieden, ſeine Gründe aber bedeuten wenig, und er weiſs nichts beſſers zu geben. Was er über den Miſsbrauch des Witzes in wiſſenſchaftlichen Werken ſagt, und ſeine Klagen über Buffon, Bonnet, Fontenelle, Maupertuis u. ſ. w. leidet durchaus keine Anwendung auf Deutſchland, deſſen Gelehrte man noch des immer entgegengeſetzten Extrems bezüchtigen muſs. Hr. F. meynt, ein groſser Geometer, Aſtronom, Mechaniker könne Geiſt und Witz entbehren (*il n' a que faire d' eſprit, et même n' excelle qu' à proportion qu'il fait en quelque ſorte divorce avec l' eſprit!!*) und führt zum Beweis einige Beyſpiele an, die aber freylich das nicht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen. Der berühmte *Leonhard Euler* ſey ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, ein Freund von Scherz und ſelbſt voll drolliger Einfälle geweſen, gleichwohl habe er nie einen Werth auf irgend ein Werk des Geiſtes und Geſchmacks gelegt, und an keinem Schauſpiel Geſchmack gefunden, als an den abſurdeſten Marionetten, die er niemals verſäumt, deren Poſſen er zu ganzen Stunden mit der gröſsten Aufmerkſamkeit zugehört habe, und wobey er ſich für Lachen ausſchütten wollen. „*Quand on eſt auſſi grand homme que l' étoit M. Euler, on peut ſe paſſer d' eſprit* — meynt Hr. F. — Eine Fortſetzung dieſes Aufſatzes verſpricht er auf den Fall, daſs ſeine Kräfte ſie ihm erlauben würden. —

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Erlangen:* Diſſ. *De alienatione fidei commiſſorum familiae vel ſine conſenſu liberorum poſtea procreatorum licita.* Auct. Conrad. *Kephalides* Auguſto Vindelico Judicii, quod de artificum opificumque Auguſtanorum cauſis cognoſcit, Actuario. 1794. 68 S. 4. Zuerſt entwickelt der Vf. den Begriff der Familien - Fideicommiſſe nach deutſchen und römiſchen Rechte; macht auf den Einfluſs des letztern auf dieſe Lehre aufmerkſam; zählt die Verſchiedenheiten zwiſchen den römiſchen und deutſchen Familien - Fideicommiſſen auf; unterſucht die Erforderniſſe zu gültiger, und die Wirkungen einer unerlaubten Veräuſserung derſelben nach römiſchem Rechte; geht ſodann zu der Lehre von Veräuſserung der Familien-Fideicommiſſe nach deutſchen Rechten über, und unterſucht hauptſächlich die Frage: od die mit Einwilligung aller lebenden Intereſſenten geſchehene Veräuſserung ſolcher Güter gültig ſey, und auch die nachgebohrnen Kinder verbinde? Er unterſcheidet hierbey folgende Fälle: 1) Hat der Fideicommiſs-Stifter ausdrücklich verordnet, daſs die mit dem Fideicommiſs belegten Güter auch nicht von allen Familien-Gliedern gültig ſollen veräuſsert werden dürfen; ſo kann nur dringende Noth, z. B. die nothwendige Tilgung der Stammſchulden, oder die nicht anders aufrecht zu erhaltende Würde der Familie die Veräuſserung rechtfertigen. 2) Iſt dieſs hingegen der Fall nicht; ſo können die Nachgebohrnen die von allen lebenden Intereſſenten, d. h. von allen denjenigen, welchen aus der Perſon des Fideicommiſs-Stifters ein erworbenes Erbrecht zuſteht, ordnungsmäſsig vorgenommene Veräuſserung keineswegs anfechten, denn a) ſchon die alten deutſchen Stammgüter, an deren Stelle nachher die Familien-Fideicommiſſe getreten ſind, konnten, wie die Geſetze ſich ausdrücken, *mit der Erben Laub* veräuſsert werden, b) die Familien - Fideicommiſſe, ſie mögen nun auf Verträgen, oder letzten Willensverordnungen beruhen, bewirken allein den Vortheil der Familienglieder; entſagen nun dieſe ſämtlich ihrem Vortheile; ſo iſt ja niemand vorhanden, dem ein Widerſpruchsrecht zuſtünde: c) diejenigen, die zur Zeit der Veräuſserung noch nicht concipirt waren, können eines ſolchen Widerſpruchsrechts ſich nicht anmaſsen, weil ihnen vor ihrer Zeugung erworbene vollkommene Rechte nach der Natur der Sache nicht zugeſtanden, bey dem Anfang ihrer Exiſtenz aber die vormaligen Familien - Fideicommiſsgüter als ſolche nicht mehr vorhanden ſind, ſondern dieſe Eigenſchaft vorher ſchon verloren haben: die ſämtlichen Familienglieder verdanken ihr Erbrecht zwar der Vorſorge des Fideicommiſs - Stifters; allein doch bloſs durch das Blut ihrer Eltern wird dieſs Recht auf ſie übertragen; hatten daher dieſe bereits vor der Zeugung ihrer Befugniſſe auf eine verbindliche Art ſich begeben; ſo konnten auch keine auf die von ihnen Gezeugte mehr übergehen: e) in den deutſchen Geſetzen findet ſich nirgends eine Spur, daſs den Nachgebohrnen das Recht eingeräumt worden wäre, die vor ihrer Exiſtenz veräuſserten Stammgüter zurück zu fodern. — — Neues findet man in dieſer Streitſchrift eben nichts; allein die beſten Schriften über den gewählten Gegenſtand hat doch der Vf. mit vielem Fleiſse, guter Auswahl und richtigem Urtheile benutzt; auch Schreibart und Darſtellung verdienen Beyfall, ſo daſs wir dieſe Probearbeit immer als eine der vorzüglichern mit voller Ueberzeugung empfehlen können.

Technologie. *Nürnberg,* in der Bauer - und Manniſchen Buchh.: *Kunſtkabinet verſchiedener mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente und anderer Kunſtſachen,* die theils zur Erleichterung der Lehre in den Wiſſenſchaften, theils zu nützlichen Unterhaltungen und zum Vergnügen gehören. Von *Joh. Conrad Gütle* Privatlehrer der Math. Naturlehre und Mech. zu Nürnberg. 1792. 1 St. 31 S. 2 St. 56 S. 8. mit Kupfern. (9 gr.) Dieſe beiden Stücke enthalten auſser einigen Seiten Vorbericht, ein unverſtändliches Verzeichniſs von allerley phyſiſch - mathematiſchen Geräthſchaften, deren mehrere auf den Kupfertafeln vorgeſtellt ſind. Man lernt indeſſen weder aus der Beſchreibung, noch aus der Abbildung ihre innere Einrichtung und Theorie kennen, bloſs das, was ſie leiſten, iſt nebſt dem Preiſse, bey den mehreſten angezeigt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Decker: *Memoires de l' Acad. Roy. des Sc. et Belles Lettres depuis l' avenément de Frederic Guillaume II. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Selle über die Gesetze unserer Handlungen. Die Frage ist: was lehren uns Vernunft und Erfahrung von Freyheit des Willens, Moralität und Religion, und hängt die objektive Realität derselben von der Erfahrung ab? *Kant*, behauptet der Vf., habe diesen Begriffen (Gegenständen unserer Vorstellung) eine bloss subjective Realität vorbehalten, da er jede physisch und moralisch nothwendige Vorstellung von der bloss subjectiven Beschaffenheit unsers Vorstellungsvermögens herleite. (Das ist ein falscher Schluss. Die reinen Anschauungen und die Kategorien der theoretischen und praktischen Vernunft, die Hr. *S.* wahrscheinlich unter jenen physisch und moralisch nothwendigen Vorstellungen versteht, gründen sich zwar allerdings in der subjectiven Beschaffenheit unsers Gemüths; allein sie haben demohngeachtet wahre objective Realität, in wiefern sie in allen denkenden und empfindenden Wesen vorhanden sind und durch innere Erfahrung gegebene Gegenstände unserer Vorstellungen werden können.) Nur diejenigen Handlungen sind *frey*, die nicht nothwendig sind, deren Gegentheil physisch möglich ist. Ein Wille, der auch nicht vorhanden seyn kann, oder der, wenn er statt hat, geändert, schwankend gemacht und aufgeschoben werden kann, ist nicht nothwendig und um deswillen frey. Diess (das Daseyn eines solchen Willens in uns) ist ein Factum, das uns die (innere) Erfahrung lehrt. (Das ist ganz richtig, aber noch nicht hinreichend, die Natur der Freyheit des Willens in praktischer Rücksicht kennbar zu machen.) Unsere Handlungen erhalten, nach dem Vf. nur dann *Moralität*, wenn sie den Zweck der Freyheit erreichen, und der Begriff von Moralität fliesst nur aus dem Begriffe des des Zwecks der Freyheit. Die reine Vernunft kann uns keinen andern Zweck der Freyheit lehren, als den, der schon in dem Begriff der Freyheit liegt, also einen bloss physischen. Die Vernunft will nemlich, dass der Mensch nie das Gegentheil von dem, was er will, thun, und nie das Unmögliche wollen soll. Eine solche den Willen gemäse Handlung ist zwar eine *vernünftige* Handlung, aber noch keine *moralische*, jene kann sowohl schlecht als gut seyn. Man muss also den Zweck der Freyheit aus der Erfahrung nehmen, und dieser sey kein anderer als die Entwickelung, Verfeinerung und Veredlung aller unserer Vermögen, u. s. w. Auf eine Wiederholung dieser Dinge brauchen wir uns wohl für Kenner der kritischen Philosophie nicht einzulassen. Der Artikel *Religion* ist sehr dürftig und unbefriedigend ausgefallen, und auf zwölf Zeilen abgefertiget. „Nur die *Religion* enthält die hinreichendste Ursach von der unverbrüchlichen Verbindlichkeit zur Moralität, und ohne sie würde die Beobachtung der Sittengesetze nur in sofern Pflicht seyn, als wir sie unserm physischen Wohlseyn zuträglich hielten."

Ancillon über die Verhältnisse der psychologischen Synthesis zu der moralischen. Was eine synthetische oder *synthetisch behandelte* Moral oder Psychologie sey, wissen wir wohl, aber nicht, was eine *moralische* oder *psychologische Synthesis* seyn soll. Die Ueberschrift sollte eigentlich heissen: *von den Grenzen des Gebrauchs psychologischer Begriffe und Sätze in der reinen Sittenlehre.* Die Absicht des Vf. ist nemlich zu untersuchen, ob alles, was man bisher in den beiden genannten Wissenschaften für einen Vereinigungspunkt beider gehalten habe, auch mit Recht dafür gehalten werden könne, und ob eine durchgängige Gemeinschaft zwischen denselben natürlich, nothwendig und nützlich sey. Dieses sucht er durch die Beantwortung folgender drey Fragen zu bewerkstelligen. 1) Wie weit kann die Metaphysik der Sitten auf bloss psychologischen Grundsätzen beruhen? 2. Hat man wohl auf die hier zu machenden Unterschiede in den vorhandenen Lehrbüchern des Naturrechts und der speculativen Moral (Metaphysik der Sitten) genugsam Bedacht genommen? 3. Würde es wohl gefährlich oder nicht vielmehr vortheilhaft seyn, die Unterschiede genau zu bestimmen, und in der *synthetischen Moral* (warum gerade nur in dieser, und was versteht wohl der Vf. unter derselben?) nicht aus dem Gesichte zu verlieren? In der Beantwortung der *ersten* Frage sucht der Vf. die Grenzen, wo sich Moral und Psychologie trennen, und ihr wechselseitiger Einfluss aufhört, dadurch zu bestimmen, dass er untersucht; a. woher die auf die Seele angewandte Metaphysik (rationale Psychologie) ihre Grundbegriffe nehme; b. wie sie solche mit einander verbinde; und c. welches das Resultat sey, zu welchem sie gelangen wolle, und dann *diese* Metaphysik mit der auf die Moral angewandte vergleicht. (Von einer Metaphysik, die sich zu den Metaphysiken der Seele und der Sitten, wie die Gattung zu ihren Arten verhält, haben wir bis jetzt noch nichts gehört.) Die Erörterung der *zweyten* Frage stellt einige Beyspiele von der Vermischung psychologischer und moralischer Begriffe auf, die in der Verschiedenheit der Definitionen von der moralischen Handlung überhaupt und der moralischen guten und bösen insonderheit, ingleichen von dem moralischen Sinne, der Freyheit, dem Recht und der Verbindlichkeit oder Pflicht

Pflicht bemerkbar ſey. Die Abhandlung der *dritten* Frage endlich ſetzt die Vortheile auseinander, die aus der nöthigen Trennung der Begriffe beider Wiſſenſchaften von einerley Gegenſtänden für die Moral entſtehen. — Wir finden an dieſem Aufſatze weder von Seiten der Anlagen noch der Ausführung etwas vorzügliches, und nirgend die Grenzen genau beſtimmt, wo ſich Pſychologie und Moral trennen ſollen; welches auch auf die von dem Vf. verſuchte Art ſchwerlich zu bewerkſtelligen ſeyn möchte. Beyde Wiſſenſchaften haben Begriffe, die ihnen gemeinſchaftlich ſind, und die Moral wieder ihre beſondern von Gegenſtänden, die ihr allein angehören, und von welchen die Pſychologie keine andern Begriffe, als die, welche die Moral ſchon gab, aufzuſtellen vermag. Ueberhaupt hat Hr. *A.* nicht angegeben, was er unter Pſychologie verſteht, Eine *rationelle* im eigentlichen Verſtande, die er in Gedanken zu haben, und durch das einige mal gebrauchte Beywort *ſynthetiſch* angedeutet zu haben ſcheint, iſt, nach den Beweiſen der kritiſchen Philoſophie, nicht möglich. Denkt man ſich unter Pſychologie die *allgemeine* Seelenlehre, die die Vermögen und Kräfte des menſchlichen Gemüths, ihre Aeuſserungen, und die Geſetze, nach welchen ſie ſich richten, zum Gegenſtande hat, welche allein die Erfahrung an die Hand geben kann, ſo iſt, da ſie in die theoretiſche und praktiſche zerfällt, die Moral ein beſonderer Zweig der praktiſchen und folglich auch der Pſychologie überhaupt. Es läſst ſich alſo die Moral der Pſychologie gar nicht ſo entgegen ſetzen, und nicht von ihr als einer der Pſychologie ganz fremden und von ihr getrennten Wiſſenſchaft reden, wie der Vf. gethan hat.

Schwab über die Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen mit den Gegenſtänden. Ehe dieſes nicht ausgemacht ſey, laſſe ſich auch die Frage über den wechſelſeitigen Einfluſs der Seele und des Körpers nicht löſen, und eben ſo wenig beſtimmen, was Wahrheit ſey. Wir wollen ihm ſein Glück nicht verſagen, haben aber Gründe überzeugt zu ſeyn, daſs ſich ſo wenig jenes als dieſes werde ergründen laſſen. Hr. *S.* trägt die Meynungen der alten, neuern und neueſten Philoſophen über dieſen Gegenſtand vor, ſucht ſie zu widerlegen, und fügt zuletzt ſeine eigene bey, die nun ebenfalls ihre Widerlegung von einem dritten erwartet, oder vielmehr ſie ſchon in der kritiſchen Philoſophie gefunden hat. Wie tief der Vf. in den Sinn derſelben eingedrungen ſey, und welche Richtung die ſpeculative Vernunft in ihm genommen habe, wird aus folgenden Auszügen für den Sachkundigen erhellen. Da, wo er die Meynung derer, die das Verhältniſs der Gegenſtände zu den Vorſtellungen durch eine wechſelſeitige *Einwürkung* des Objects auf die Seele erklären, vorträgt, ſetzt er hinzu: dieſe Vorſtellungsart erkläre zwar die Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen mit ihren Objecten nicht, und reducire ſich auch nur auf das bloſse Verhältniſs der Urſache zur Wirkung; der Gegenſtand thue hier weiter nichts, als daſs er die Ideen nur entwickle, die ſchon in der Seele lägen. Sie ſey jedoch ganz vernünftig, wenn man ſich die Wirkſamkeit des Objects auf die Seele, nicht etwa als einen Uebergang jenes in dieſe, ſondern ſo dächte, daſs die Seele dadurch zu einer Art von Reaktion angetrieben würde, wodurch ſie das, was ſie bereits in ſich habe, entwickle. Freylich werde man auf dieſe Art *angebohrne Begriffe* annehmen müſſen, aber doch in einem andern als dem gewöhnlichen Sinne, und gegen welchen *Locke* weniger einzuwenden gehabt haben würde. Wenn nemlich die Seele, meynt der Vf. zur Bildung ihrer ſinnlichen Vorſtellungen und Begriffe weiter nichts bedürfe, als durch äuſsere Urſachen dazu erweckt zu werden, ſo müſſe ſie auch, unabhängig von dieſen Urſachen, den Keim dazu ſchon in ſich ſelbſt haben, d. i. ſie müſſe dazu ſchon eine beſtimmte Diſpoſition haben; und dieſe beſtimmte Diſpoſition, dieſe dem *Akte ſo nahe liegende Vermögenheit* ſey es, was man eigentlich unter *angebohrner Idee* verſtehen ſollte. Ohne Zweifel lägen die Begriffe nicht urſprünglich ſchon gebildet, und ſo, wie ſie uns gegenwärtig wären, in der Seele, ſondern wären darin etwa ſo enthalten, wie der Baum im Kerne, oder der Funke im Kieſel. Dieſe Vorſtellung ſey auch der Natur der Seele am angemeſſenſten. Inzwiſchen laſſe dieſe Theorie befürchten, daſs das, was man *Object* nenne, zu einem bloſsen Gedankendinge und ſeine Exiſtenz auſser uns eine bloſs angenommene Vorausſetzung werde. Dieſs ſey auch *à peu près Kants* Meynung, wenn er behaupte, daſs wir die Objecte nur als Erſcheinungen, aber nicht ſo, wie ſie an ſich wären, erkenneten, und das Object und die Vorſtellung davon ganz verſchiedene Dinge wären. Dieſs wird ſo widerlegt: „Wenn ſich *das Ding an ſich* nicht vorſtellen läſst, wie ſind *ſie* denn, (*Kant* und ſeine Schüler) zu einem Begriff davon gekommen? Wir können uns keinen *viereckigten Zirkel* vorſtellen, haben auch keinen Begriff davon, und dieſer Ausdruck iſt nichts als eine Verbindung von Wörtern, deren Begriffe ſich widerſprechen, in der Idee eines *auſser uns* und *unabhängig von unſern Vorſtellungen exiſtirenden Weſens* hingegen iſt kein Widerſpruch. Und iſt es denn wahr, fährt der Vf. fort, daſs *Object* und *Vorſtellung* deſſelben zwey ſo weſentlich verſchiedene Dinge ſind, die nichts mit einander gemein haben? Nach *Kant* und ſeinen Schülern liefert *das Ding an ſich* die *Materie*, die der Geiſt bearbeitet und in Vorſtellung verwandelt; dieſe kann alſo doch keinesweges als etwas das ſchlechterdings nichts mit dem Objecte gemein hätte, angeſehn werden. — Die Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen erklärt der Vf. durch folgende Hypotheſe. „Man ſetze einen *allgemeinen Verſtand*, einen Geiſt, der alle möglichen Ideen in ſich enthält, und dabey die Kraft beſitzt, einige davon zu *realiſiren.* Dieſe *realiſirten Ideen* hören nicht auf Ideen zu ſeyn; aber ſie unterſcheiden ſich doch von andern bloſs möglichen dadurch, daſs ſie der allgemeine Geiſt, ſo zu ſagen, auſser ſich geſetzt hat, und als ſolche ſich vorſtellt. Sie ſind alſo wahrhafte Objecte für ihn, und können dergleichen auch für andere Geiſter werden. Man ſetze hiernächſt noch einen *beſondern Geiſt*, der nur mit einem Theil der Ideen des allgemeinen ausgeſtattet iſt, dem aber ſeine endliche Natur nur verſtattet, die Ideen, die er

beſitzt

besitzt, allmählig und mit mehr oder weniger Klarheit zu entwickeln. Diesen beiden Voraussetzungen zu folge können die Ideen des endlichen Geistes, der sich die Objecte ausser sich vorstellt, denselben *conform* seyn, und mit ihnen mehr oder weniger *Aehnlichkeit* haben. Denn da die Objecte nichts als die realisirten Ideen des schaffenden Geistes, und unsere Vorstellungen diesen Ideen gleichförmig sind, so müssen auch unsere Vorstellungen dem Objecte gleichförmig seyn. Die sinnlichen Begriffe, d. i. diejenigen, die das Werk unserer Sinne und Einbildungskraft sind, sind, in sofern sie es sind, nicht so in dem Verstande Gottes, wie in dem unsrigen. Diese Begriffe haben die Formen unsers Geistes und gleichsam den Geschmack von dem Boden angenommen, auf welchem sie entstanden. Aber man könnte fragen: ob die *intellectuellen* Begriffe, die in unsern Sensationen enthalten sind und wir allmalig entwickeln, nicht diejenigen seyn möchten, die sich ursprünglich in dem Verstande Gottes befinden, und mittelst welcher wir an dem allgemeinen Geiste Theil nehmen? fragen: ob die Begriffe von Möglichkeit, Seyn, Substanz, Ursach, Kraft, Nothwendigkeit u. s. w. überhaupt unsere *abstractesten* sowohl einfachen als zusammengesetzten Begriffe und die allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten, die die Grundlage unserer Erkenntnisse ausmachen, nicht auch in dem Verstande Gottes, wie in dem unsrigen, sind, und ob dieser Verstand nicht die Quelle jener Begriffe und Wahrheiten ist? Zuverläsig liegt in dieser Voraussetzung nichts Ungereimtes. Wenn dem so ist, so kann man sagen, dass wir die Natur der Objecte ausser uns lediglich durch die abstracten Begriffe und allgemeinen Wahrheiten erkennen, dass die Begriffe das *Wesen* derselben sind, und dass diese Begriffe kennen, dasjenige kennen heisse, was an den Objecten das Wesentlichste ist." — Die Leser mögen nun selbst urtheilen, was nun wohl in der Hauptsache durch dieses dialektische Raisonnement ausgemittelt seyn mag.

De Chambrier liefert *Bemerkungen über das Völkerrecht des Hn. de Vattel.* Kritiken, Einschränkungen, nähere Bestimmungen u. dgl. über einzelne hier angeführte Stellen aus dem genannten Werke, auf eben die Art, wie sie *Vattel* selbst in seinen *Questions du Droit Naturel* über das *Wolfische* Naturrecht gemacht hat. Nach den neuesten Aufklärungen in dem Natur- und Völkerrechte, die erst nach der Verfertigung dieses Aufsatzes zur öffentlichen Kenntniss gekommen sind, dürften auch diese Bemerkungen manche Einschränkung, nähere Bestimmung und Correctur leiden. Sie sind inzwischen der Aufmerksamkeit der praktischen Philosophen allerdings werth.

Garve über den Nutzen der Akademien. Im Eingang zu dieser Abhandlung, die Hr. G. bey seiner Aufnahme in die Akademie verfertigte, und die, ihrer Kürze ohnerachtet, allein mehr werth ist, als viele andere Aufsätze dieser Sammlung zusammengenommen, ist die Bescheidenheit sicher zu weit getrieben. Vortrefflich wird hier auseinander gesetzt, warum in unsern Tagen gelehrte Gesellschaften weder in solchen Ansehn stehn, noch so viel und so sichtbaren Einfluss auf den Fortgang der Wissenschaften haben können, als ehedem, ohne dass deshalb die Vorwürfe, die man ihnen über ihre scheinbare Unthätigkeit und den wenigen Glanz ihrer Arbeit macht, für ganz gerecht und treffend gelten können. Eben durch die Dienste, die sie geleistet, ist die grosse Superiorität solcher gelehrten Vereine über einzelne gelehrte Individuen vermindert worden. Sie verlohren ihre Ueberlegenheit dadurch, dass sie die ganze Nation, zu der sie gehörten, mehr erleuchteten; sie mussten weniger reich scheinen, nachdem sie ihre Reichthümer mitgetheilt hatten. Uebrigens haben gelehrte Gesellschaften gleiches Schicksal mit religiösen: der Eifer ihrer Glieder ermattet nothwendig immer mehr, je länger sie dauern. Die Stifter beobachten die Gesetze mit ganz andern Feuer, als die später hinzugetretenen. Die gelehrten Gesellschaften haben nur in der Mathematik und Naturgeschichte, nicht in der Moral, Politik, den schönen Künsten, Werke hervorgebracht, welche die von einzelnen Gelehrten übertreffen. Der Grund davon ist leicht einzusehn. Genie lässt sich durch keine Art von Verbindung mittheilen: es ist eine ganz individuelle Kraft, ein Geschenk der Natur. Ein Mann von Genie kann unter Personen von Geschmack sich Geschmack erwerben, nicht aber umgekehrt, ein Mann von Geschmack unter Genies Genie. Die Verschiedenheit der Ideen, die aus der Beobachtung eigener, geistiger und moralischer Kräfte und Veränderungen entspringen, ist weit grösser als die Verschiedenheit der Ideen, die von äussern Gegenständen durch die Sinne erweckt werden, deshalb ist die Mittheilung der Ideen unter Naturforschern u. s. w. von weit grösserm Nutzen, als unter Philosophen. Der wahre, selbstdenkende Philosoph kann die Betrachtungen und Gedanken seiner Vorgänger nicht eben so brauchen, wie der Mathematiker. Ein mathematisches von Archimed oder Neuton erfundenes Theorem macht für alle künftige Jahrhunderte einen mitregierenden Theil der Werke anderer Mathematiker aus; in der Philosophie aber geht jeder Denker auf die ersten Elemente der Wissenschaft zurück, und errichtet sein Gebäude von Grund aus neu. Die Philosophie ist ihrer Natur nach eine Tochter der Einsamkeit. — Auch das ist den Akademien nicht vortheilhaft, dass sie ihren Sitz meist in grossen Städten haben, wo Zerstreuungen aller Art einen beträchtlichen Theil der Zeit rauben, welche die Mitglieder nützlicher ihren Wissenschaften widmeten. — —

Schöne Wissenschaften — *v. Herzberg über die Regierung Friedrichs II. zum Beweis, dass die monarchische Regierung gut und selbst vorzüglicher seyn könne, als jede republikanische.* Ein so vielseitiger Gegenstand, wo bündige, überzeugende Beweise so schwer, wo nicht unmöglich, sind, lässt sich auf ein paar Blättern nicht erschöpfen. Den ersten Theil des angeführten Satzes wird kein vernünftiger Republikaner leugnen, der zwey-

zweyte hingegen wird, in dieser Allgemeinheit, selbst unter loyalen, aber unpartheyischen, Monarchisten Zweifler finden. — Jene räumen die Vorzüge der Monarchie ein: *autant que les Monarques sont bien elevés et instruits et qu' ils suivent les regles et les principes de la vertu, de la justice et de l' interêt public;* sie werden dergleichen nur sehr wenige eingestehen, dafür aber selbst im Leben *F. d. G.* eine Menge despotischer Handlungen zu finden glauben, die in einem mittelmäfsig guten Freystaate nicht möglich wären. — Auch die Behauptung, *dafs in jedem Staate immer nur Ein Mensch regiere*, bedarf grofser Einschränkungen und näherer Bestimmungen. Mancher Satz dürfte doch selbst patriotische, oder denkende, Preufsen überraschen; z. B. die preufsische Monarchie nähere sich am meisten der bestmöglichsten Regierungsform; *F. d. G.* habe seine Armee — *non à la charge, comme croit le vulgaire ignorant, mais pour le véritable bien et soulagement de son pays* — bis auf 200,000 M. vermehrt u. s. w.

Denina über die epische Poesie. Kurze Geschichte der Entstehung, und Blicke auf die Schicksale der vornehmsten epischen Gedichte. Vorzüglich verbreitet sich Hr. *D.* über die italienischen Dichter, ohne doch etwas Neues beyzubringen. Ueber die Dichter des Auslands sehr superficiell; von Engländern und Deutschen kaum ein Wort. *Derselbe über das wenige Glück, das die übrigen epischen Gedichte, aufser den Werken Homers, Virgils, Tassos, Ariosts und Camoens gemacht haben.* Einen Hauptgrund hiervon findet Hr. *D.* in der Seltenheit der für die epische Poesie geeigneten Süjets: er geht die ganze neuere Geschichte, ihre merkwürdigsten Personen und Begebenheiten durch, und sucht von jeder zu zeigen, dafs sie sich nicht für die epische Behandlung schicke. Allein diese Darstellung ist höchst dürftig und einseitig: es gibt offenbar noch unzählige Züge in der Geschichte und Fabel, die eben so viel und mehr inneres Interesse und Tauglichkeit für die Epopöe haben, als die Süjets der Iliade, der Aeneide, des befreyten Jerusalems u. s. w. Der Grund liegt sicher zuverläfsig weit mehr an der Seltenheit der Vereinigung grofser poetischer Talente, die erfordert werden, um ein langes Gedicht interessant zu machen. Andere äufsere Ursachen, Veränderung im Kriegswesen, Religion, Regierungsform u. s. w. sind bekannt; doch ist ihre Wirkung bey weitem so beträchtlich nicht, als hier behauptet wird. Im Geist der Zeiten, der philosophischen, politischen Stimmung der Gemüther liegt auch ein Grund, warum manche gute und selbst vortreffliche Gedichte kälter aufgenommen, oder weniger gelesen werden, als sie verdienen. Einen andern findet Hr. *D.* darinn, dafs die Nation, für die der Dichter arbeitet, selten seinen Enthusiasmus theilen kann. Er erläutert diefs durch Betrachtungen über ein neueres episches Gedicht: *Federigo il Grande o sia La Silesia ricattata* und ein noch ungedrucktes in neugriechischer Sprache eine *Russias* über die Thaten Peters d. I. Wenn das erste, seiner wirklichen Vorzüge ohnerachtet, wenig gelesen wird, so ist der sehr natürliche Grund davon der, dafs eine ihrer ganzen Constitution nach wenig militärische Nation wie die italienische, sich unmöglich sehr lebhaft für die Details eines in Deutschland geführten Kriegs interessiren, und nur ein sehr kleiner Theil derselben eben so warmen Antheil an dem glücklichen Erfolg des Kriegs, und dem davon abhängenden Gleichgewicht gegen das übermächtige Haus Oesterreich nehmen konnte, als der Dichter, der ein Venetianer, und überdiefs ein Senator ist. — —

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Wien*, b. Alberti: *Descente de Philippe Egalité aux enfers et son Dialogue avec Philippe d' Orleans Regent.* Par le Comte *Joseph de Maccarthy.* 1794. 83 S. 8. Der Vf. dieses prosaischen Gedichtes ist ein eifriger Freund der französischen Auswanderer. Einer dieser Herrn, Graf von Vaudreüil hat Verse an ihn gerichtet, die samt der Antwort vor dem Gedichte stehen. Er nennt ihn darin: *l' heureux rival du Dante et de Milton.* Graf *Maccarthy* antwortet hierauf:

Mon brevet d' immortalité,
(Et j' en suis fier,) est ton ouvrage.
Tes vers en sont pour moi le gage.

Von dem Gedichte selbst wollen wir nichts, sondern blofs eine Note anführen, die unsere Leser vermuthlich eben so sehr in Erstaunen setzen wird als uns. Egalité und Tisiphone kommen zum Sitze der Verdammten. Hier finden sie *ce Brutus, qui immola ses fils à son ambition.* Die Note hierzu lautet wörtlich und ohne Ironie also: *Le premier Brutus avoit - il le droit de chasser son roi, parceque le fils de ce roi, qui etoit un etourdi, avoit violé une beguele? Avoit - il le droit de faire perir ses fils, parceque Sujets loyaux ils cherchoient à retablir Souverain legitime. Un pedant de College, qui traite d' heroisme tout ce qui appartient à l' antiquité fait admirer à une troupe d' ecoliers, qui brulent d' etre des Brutus, la conduite de ce Marat romain. Mettez le pretendu ami du peuple à la place du consul rebelle, il eut agi comme lui. . . Mettez les gentilhommes, qui ont tout sacrifié à leur roi et à l' honneur,* (bey manchen dieser *gentilshommes* dürfte das doppelte *à* wegfallen) *à la place des fils de Brutus, ils eussent agi comme eux.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. October 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Decker: *Mémoires de l' Academie Royale des Sciences et belles-Lettres.* 1793.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Untersuchung der Frage, ob Homer seine Gedichte selbst geschrieben habe, von Hn. *Merian.* Man findet in dieser Abhandlung die Gründe, aus denen man die vorgelegte Frage bisweilen zu bejahen versucht hat, auf eine geschickte Weise gewürdigt, und alles, was sich zur Verneinung derselben sagen lässt, scharfsinnig erörtert. Die Meynung, Homer habe seine Gedichte nicht geschrieben, ist nicht neu, wie aus dem Zeugnisse des Josephus und einiger Scholiasten erhellt, aber der Gebrauch der Buchstabenschrift war überhaupt sowohl zur Zeit des Trojanischen Kriegs, als auch zu Homers Zeiten, entweder ganz unbekannt unter den Griechen, oder doch nur sehr wenig bekannt. Der Vf. schickt die schwächsten Gründe für diese Behauptung voraus. Denn dass man sich z. B. bey der Verlosung Il. VII. 175. nicht der Buchstaben bediente, könnte auch aus den Umständen des Vorfalls erklärt werden, und beweist höchstens nur, dass man damals nur selten von der noch wenig geübten Kunst Gebrauch machte. Auch ist es gar nicht nothwendig, dass die Gedichte Homers, wenn sie aufgeschrieben gewesen wären, zu Lycurgs Zeiten, schon bekannt in Griechenland hätten seyn müssen, dass dieser Gesetzgeber nicht nöthig gehabt hätte, sie in Chius bey den Homeriden zu suchen. Aber wichtig ist allerdings der Umstand, dass Homer in keinem seiner Gedichte der Kunst zu schreiben erwähnt, nie davon Gebrauch machen lässt, und auch nicht einmal von ferne her auf dieselbe anspielt. Das negative Zeugniss ist hier von Bedeutung, da die entgegensetzte Behauptung, die Buchstabenschrift sey damals im Gebrauche gewesen, nur aus dem Homer hätte geschöpft werden können. Behauptet man aber, diese Kunst sey nur selten benutzt worden, so hat man hiezu keinen zureichenden Grund. Da sie Homer seine Helden, bey so vielen dringenden Gelegenheiten, nicht brauchen lässt, so ist man berechtigt zu fragen, wozu sie denn wohl überhaupt gebraucht worden sey? Etwa blos um einmal zwey Gedichte, jedes von 24 Gesängen, aufzuschreiben? und wenn man durch die grosse Unvollkommenheit der Kunst in dem gemeinen Leben gehindert wurde, sie zu brauchen, wie vielmehr bey dem Aufschreiben solcher Werke. Die Stelle Il. VI. 168. wird besonders beleuchtet, und gezeigt, wie wenig Gründe man habe, die dort angeführten σήματα für Buchstaben zu nehmen. — Halten wir uns also an Homer allein, so finden wir gar keine Spur, dass er schreiben konnte; halten wir uns an die Geschichte, so sehn wir, dass die Griechen höchst wahrscheinlich, bey der gänzlichen Ungewissheit, wie sie zu der Kunst zu schreiben gekommen waren, die Cadmus diese Ehre nur darum beylegten, weil sie wussten, dass die Phönicier diese Kunst früher besessen hatten, als sie. Die Schwierigkeit der Anwendung der Schriftzeichen einer Sprache auf eine ganz verschiedene, wird hier sehr gut gezeigt. Aber wenn auch Cadmus den griechischen Barbaren diese Kenntniss mitgetheilt hatte, so bleibt noch immer unerklärt, warum man sie im trojanischen Kriege so ganz unbenutzt gelassen hat. Hätte aber Homer die Kunst zu schreiben erst von den Aegyptern gelernt (bey denen er höchst wahrscheinlich nie gewesen ist) so ist doch ganz unmöglich, dass er nun sogleich im Stande gewesen sey, seine Werke aufzuschreiben. — Er hat sie also im Gedächtnisse mit sich herumgetragen, und die Rhapsoden thaten dasselbe. Darum ruft er die Töchter der Mnemosyne an: wie er denn keine andern Quellen kannte, als das Gerücht. (κλέος οἶον ἀκούομεν). Noch zu Xenophons Zeiten gab es Rhapsoden, die den ganzen Homer auswendig wussten; und doch konnte damals, im Allgemeinen, diese Seelenkraft nicht die Stärke mehr haben, die sie zu Homers Zeit gehabt hatte. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde es, bey der Beschaffenheit der Schreibmaterialien, selbst noch in spätern Zeiten, den Rhapsoden weit schwerer geworden seyn, die Gedichte Homers abzuschreiben als auswendig zu lernen. — *Ueber den Einfluss literarischer Irrthümer auf die Mythologie der alten Völker*, von Hn. *Erman* Zweyte Abhandlung. In der ersten Abhandlung hatte der Vf. von den literarischen Missgriffen (*Bevues literaires*) überhaupt gehandelt und gezeigt: wie sie selbst bey den ausgebildesten Sprachen unvermeidlich wären. Hier zeigt er an einigen Beyspielen der alten, vornemlich griechischen Mythologie, wie viel zahlreicher sie bey rohen Sprachen seyn mussten. Viele Fabeln sind aus der falschen Erklärung der Hieroglyphen entstanden, nach andern aus der Zweydeutigkeit mancher Wörter und Redensarten. Der Vf. folgt hier grösstentheils den etymologischen Spielen eines le Clerc, und Paläphatus. Sehr belehrend haben wir diese Abhandlung nicht gefunden. —

De Verdy du Vernois über den Ursprung der Balley Brandenburg Johanniterordens. Wenn diese Abhandlung leisten soll, was der Eingang verspricht, so muss wohl noch eine Fortsetzung folgen. Der Inhalt des Vorliegenden ist kürzlich dieser. Die Tempelherrn besassen

fasfen in der Mark Brandenburg und den angrenzenden Staaten anfehnliche Güter, die zufammen ein Meifterthum unter einem Wahloberhaupte, das den Titel Herrenmeifter führte, ausmachten. Nach Aufhebung dieses Ordens kamen feine Befitzungen in die Hände der Johanniter, allein das Schisma des zu Rhodus über die Wahl eines Nachfolgers von dem Grofsmeifter *Foulg. d. Villaret* entftand, theilte den Orden in mehrere Factionen. Die deutfchen Ritter verliefsen hierauf den Hauptfitz, und bemächtigten fich der Güter der Tempelherrn in Deutfchland. Da diefe Befitznehmung aber nicht im Namen des ganzen Ordens gefchehen war, und daher nicht für legal angefehen wurde, fo hatte diefs wahrfcheinlich die Folge, dafs die Herzoge von Sachfen, Braunfchweig, Mecklenburg u. f. w. diefe Unordnung benutzten, und verfchiedene Güter, die von ihren Domänen getrennt worden waren, wiederum mit denfelben vereinigten. Eben diefe Ritter, die fich ohne Bewilligung des ganzen Ordens fo in Befitz fetzten, theilten die Güter nach Convenienz unter fich, und felbft mehrere Tempelherrn blieben im Genufs ihrer Pfründen. Diefe Unordnungen wurden durch Kriege, die damals Brandenburg und die benachbarten Staaten verwüfteten, begünftigt, und erft nach Verlauf mehrerer Jahre vereinigten fich die Ritter, die im ungeftörten Befitz der ihnen zugefallenen Güter geblieben waren, um ein neues Meifterthum zu errichten, fich ein Oberhaupt zu wählen, und fich eine Verfaffung nach Art der Tempelherrn zu geben. Statt den ganzen Verein den Namen einer *Balley* beyzulegen, nannten fie denfelben *Meifterthum*, und ihr Haupt *Herrenmeifter* ftatt *Baillif*. Der erfte war *Gebhard von Bortefelde*. Selbft der Vertrag von Heimbach hatte keinen andern Zweck, als den, die Balley von Brandenburg bey allen feinen Rechten und Vorzügen zu erhalten, indem darin der Grad von Verbindung, der zwifchen dem Grofsmeifterthum des Ordens und der Balley Brandenburg ftatt finden follte, feftgefetzt ward. — —

TECHNOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Beytrag zur Verbefferung der Salzwerke* für Salzkundige und Cameraliften, von *J. W. C. Trampel*, Salzwerksbefliffenen. Zweytes Heft, mit Kupfern. 1794. 90 S. 8.

Hr. *T.* theilt hier kurze Befchreibungen von Salzwerken mit, und fügt felbft einige Vergleichungen und Vorfchläge bey. — Das Salzwerk zu Salz der Helden enthält in 24 Unzen Soole 370 Gran reines Kochfalz und 25½ Gran fliefsbares Salz; zwey 7 zöllige und zwey 8 zöllige Pumpen erhalten bey 8 Umgängen des Rads in einer Minute und bey einem Hub von 3⅔ Fufs den Soolenfpiegel gewöhnlich 3 Fufs hoch über der Sohle des Brunnens, welcher 24 Fufs tief ift. Man hat 1300 lauf. Fufs Gradirung, welche mit einem 24 Fufs hohen und 5 Fufs breiten unterfchlächtigen Rad betrieben wird. Für die Wiffenfchaft wäre es intereffant gewefen, die auf die Kraft des Auffchlagwaffers fich beziehenden Abmeffungen anzugeben, welches Hr. *T.* überall unterlaffen hat. Als Beyhülfe hat man drey Windmühlen angelegt. Die Soole, welche nach der Salzfpindel 5 grädig ift, wird bis zu 20 Graden gradirt und dann in 3 Pfannen, jede zu 30 Fufs lang, 20 Fufs breit und 1½ Fufs tief, verfotten. Ihre Zirkulirheerde follen keinen Vortheil bringen. Das Salzwerk liefert jährlich 120 Gefóde, jedes Geföde zu 360 Hannöverfchen Scheffeln. Man braucht zu jedem Geföde an Bufch- und Buchenholz im Durchfchnitt 10⅝ Klafter zu 144 Kub. Fufs. — Die Soole in Sülbeck enthält in 24 Unzen 294 Gran reines Kochfalz und 26 Gran fliefsbares Salz; fie ift nach der Salzfpindel 4½ grädig. Das Salzwerk hat 2150 lauf. Fufs Gradirung. Die Gefchwindftellung gefchieht hierauf dadurch, dafs man die Hahnen in kleinen Rinnen angebracht hat, welche ihr Waffer aus einem grofsen Kaften mittelft eines grofsen Hahns erhalten, bey deffen Verfchliefsung fich das wenige Waffer in den kleinen Rinnen gleich verlauft. Noch eine andere hier angebrachte Gefchwindftellung wird gleichfalls befchrieben. Die Pfannen, deren man drey hat, find hier von eben der Befchaffenheit und Gröfse wie zu Salz der Helden. Die Soole wird 28 grädig verfotten; man liefert jährlich 140 Geföde, jedes fo ftark und mit eben dem Holzaufwand wie zu Salz der Helden. Die Soole in Frankenhaufen hält beynahe 3⅜ Loth Salz in jedem Pfund. Sie wird in ein befonderes Baffin geleitet, aus welchem fie durch ein 3½ hohes oberfchlächtiges Rad in die Höhe gebracht und von da ungradirt in die Siedhäufer geleitet wird. (Rec. hat diefes Salzwerk fpäter als Hr. *T.* befucht, und fchon ein neu erbautes Gradirhaus vorgefunden, deffen gute Wirkung nun auch den unverftändigen Theil der Eigenthümer zu dem Entfchlufs bewogen hat, noch einige Gradirhäufer aufzubauen. Die Adminiftration des Werks ift unter alle einzele Eigenthümer zertheilt; jeder ift felbft Fabrikant, fein eigener Rentmeifter; daher kommt es, dafs die grofse Anzahl von Eigenthümern nicht zu einem gemeinfchaftlichen Zweck arbeiten, nicht zufammen ein Ganzes ausmachen, fondern ein wahres Chaos formiren, deffen Mifchungstheile einander felbften zerreiben. Gewifs könnte diefes Chaos zu einem trefflichen Werk umgebildet werden, wenn Neid und Mifsgunft und Unverftand ihre Herrfchaft verlöhren, das zertrümmerte Stückwerk in ein einziges Ganzes umgefchaffen, und die Direction einigen dortigen vernünftigen und fehr richtig urtheilenden Männern übertragen würde.) — Die Soole zu Köfen enthält $\frac{1}{20}$ Pfund Salz in 1 Pfund Soole. Das Salzwerk hat 2951 Rhl. Fufs Gradirung. Das erbaute neue Gradirhaus hat keine Streben und wird hier befonders befchrieben. Die untern Baffins find, wie auch bey den übrigen Gradirhäufern, bedeckt. Der hier befindliche Vorrathskaften zur gradirten Soole ift 387 Fufs lang, 36 Fufs breit und 10 Fufs tief, die gradirte Soole darin ift 12½ löthig. Das Werk hat 8 Pfannen. Man brennt Tannen- und Fichtenholz, und folche Holzerde wie in Frankenhaufen (Mifsgunft läfst in Frankenhaufen die allgemeine Einführung diefes unfchätzbaren Gutes, der Holzerde oder Braunkohlen nicht zu; man opfert lieber fein eigenes Intereffe auf, als

als dass man einem damit belehnten dortigen Hofrath die Freude gönnt, mit dem Vortheil der einzelen Salinen - Interessenten durch einen starken Absatz dieses nützlichen Brennmaterials reich zu werden!/) Jährlich werden 40000 Stück Salz abgesetzt, das Stück zu 16 Dresdner Metzen. Auch fabricirt man hier jährlich 400 Zentner Glaubersalz. (Jetzt ist ein neues Siedhaus dort aufgebaut, dessen innere Einrichtung in manchen Stücken Nachahmung verdient.) — Die Soole zu Dürrenberg enthält 1 Pfund Salz in 13 Pfund. Der Brunnen ist 790 Fuss tief und bis auf die obersten 16 Fuss ganz mit Soole angefüllt. Bekanntlich hat sich hauptsächlich durch diese, vielen gewagt geschienene, Abteufung Borlach verewigt. Freylich beschimpft diese nur auf einigen leichten geognostischen Beobachtungen beruhende Unternehmung manche heutige Salinisten um soviel mehr, da man jetzt in der Geognosie um ein Gutes weiter ist, als zu Borlachs Zeiten.) Das Werk hat 5115 lauf. Fuss Gradirung, und wird von zwey Rädern betrieben. Der Vorrathskasten zur gradirten Soole ist 774 Fuss lang, 36 Fuss breit und 10 Fuss tief. Das Werk hat 30 Pfannen; jährlich werden 192000 Stück Salz abgesetzt, das Stück zu 16 Dresdner Metzen. — Das Salzwerk zu Ober-Neusalze hat keine Brunnen, sondern drey Bohrlöcher, die Soole in 2 Bohrlöchen enthält $1\frac{3}{4}$, und die im 3ten $\frac{1}{4}$ Loth Salz in 1 Pfund Soole: letztere hat man nicht nöthig. Sämtliche Gradirung beträgt 1344 lauf. Fuss. Der Vorrathskasten zur ungradirten Soole ist 154 Fuss lang, 34 Fuss breit und 10 Fuss tief; der zur gradirten Soole hat 2 Etagen, in jeder ein Behältniss von 40 Fuss lang, 20 Fuss breit, 4 Fuss tief. Man hat 6 Pfannen zu 19 Fuss lang, 16 Fuss breit und $1\frac{1}{2}$ Fuss tief, alle ohne Circulirgänge und mit Rösten. Die Soole wird 29 grädig versotten, d. i. wenn sie $7\frac{1}{4}$ Loth Salz in 1 Pfund Soole enthält. Man rechnet auf 17 Zentner Salz eine Klafter Fichtenholz zu 126 Kub. Fuss. Jährlich werden 35000 Zentner Salz zu 120 Pfund geliefert. — Das Salzwerk zu Unter - Neusalze erhält 7 grädige Soole von Ober - Neusalze, hat 500 lauf. Fuss Gradirung, und 2 Pfannen, welche bey 30 grädiger Siedsoole zusammen jährlich 4000 Zentner Salz liefern. — Ueber die Stadtbrunnensoole zu Salzungen werden chemische Untersuchungen mitgetheilt; die specifische Schwere ist 1,0472. Die Gradirung auf dem alten Salzwerke beträgt 2400 lauf. Fuss und besteht aus doppelten Dornwänden, jede nur zu zwey Fuss breit. Die Pumpen werden hier durch Menschen betrieben. Die Siedsoole ist 29 grädig; jährlich werden 20000 Butten Salz gemacht, die Butte zu 160 Pfund. Das neue 1737-1743 erbaute Salzwerk hat eine 5 grädige und eine $4\frac{1}{2}$ grädige Soole, 2200 lauf. Fuss Gradirung und 6 Pfannen, welche jährlich 20000 Butten Salz liefern. — Das Salzwerk zu Hessen-Allendorf hat 2 Salzbrunnen, im einen 5 löthige, im andern $4\frac{1}{2}$ löthige Soole. Die Gradirung beträgt 7000 lauf. Fuss. Von 2 hier befindlichen Vorrathskästen ist der eine 290 Fuss lang, 119 Fuss breit und 15 Fuss tief; der andere 270 Fuss lang, 150 Fuss breit und 12 Fuss tief. In einem besondern Behältniss wird durch Mischung beständig 19 löthige Siedsoole vorräthig gehalten. Das Werk hat 44 Pfannen; nur die, welche mit Steinkohlen geheitzt werden, haben einen Rost. Die Soole wird den Siedern zugemessen; 6 Fuder 19 löthige Siedsoole liefern 24 Zentner Salz, wozu 21 Zentner Kohlen erfoderlich sind. Jährlich liefert das Salzwerk 90000 Zentner Salz. — Die Bestandtheile der Carlshofer Soole werden umständlich nach einer chemischen Untersuchung angegeben. Drey Bohrlöcher in einem 37′ tiefen Schacht geben, das eine 2 löthige und die beiden andern $1\frac{1}{4}$ löthige, in der Mischung $1\frac{1}{2}$ löthige Soole. (Es ist fehlerhaft, sie *vermischt* zu benutzen.) Die Soole wird auf 1700 lauf. Fuss Gradirung bis zu 18 und 20 Lothen gebracht. Von 2 Soolenbehältern ist der eine 310 Fuss lang, 40 Fuss breit und 13 Fuss tief; der andere 67′ lang, 14′ breit, 8′ tief. Das Werk hat 4 Pfannen, alle mit Rösten, und liefert jährlich 8640 Zentner Salz. Eine Pfanne zu 28′ lang, 18′ breit und 15″ tief liefert jedesmal 6480 Pfund Salz und braucht 4 Klafter Holz, jede zu 150 Kub. Fuss. — Die Brunnensoole zu Pyrmont wiegt nach dortiger Salzspindel 2 Grad und enthält in 24 Unzen nach chem. Untersuchungen 149 Gran Salz. Das Salzwerk hat 1300 lauf. Fuss Gradirung, wovon die Hälfte unbedeckt ist; es hat das Eigene, dass die Hälfte der Gradirung weder Bedeckung noch Bassins sondern statt der letztern unter den Dornen zwo unter einem stumpfen Winkel gegen einander laufende Pritschen hat, welche gegen die Dornwand hin fallen; mitten unter der Dornwand ist ein Gerinne, in welches die Soole von den beiden Pritschen herabträufelt. Das Werk hat 2 Pfannen, zu 30 Fuss lang, 21 Fuss breit und 2 Fuss tief, und liefert jährlich 6460 Zentner Salz; von jedem Gesöde erhält man im Durchschnitt 160 Ztnr Salz mit einem Aufwand von 15 Klaftern Holz, die Klafter zu 6 Fuss breit, lang und hoch. Die Südsoole ist 15 bis 20 löthig. — Die Brunnensoole zu Salzuflen hat 671 Gran Salz in 24 Unzen, und 800 lauf. Fuss Gradirung. Das Salzwerk liefert mit 4 Pfannen jährlich 12000 Zntr. Salz. Hierauf folgt eine *Nachricht für die Oekonomen und Landleute.* Er theilt nach Rückerts Untersuchungen die Bestandtheile von verschiedenen Arten von Mist mit, und zeigt nun, dass die Soolen eben dergleichen Bestandtheile mit sich führen, die man daher als Dungerde sammlen und benutzen muss. Nun folgt *Vergleichung zwischen den einfachen und doppelten Dornwänden.* Hr. *T.* zieht eine 10 Fuss dicke einfache Dornwand zweyen neben einander stehenden, jede zu 5 Fuss dick, vor. Das scheint wirklich auch die Meynung der Alten gewesen zu seyn, und Rec hält sich überzeugt, dass sie darin Recht hatten, die Erfahrung hat ihn davon belehrt. Jetzt folgt *Beschreibung eines Gradirhauses ohne Dach nebst einer Vergleichung mit den gewöhnlichen Gradirhäusern.* Die Bassins des beschriebenen Gradirhauses sind bedeckt. Hr. *T.* spricht den Gradirhäusern ohne Dach das Wort und zieht sie nach einer nicht ungründlichen Vergleichung denen mit einem Dach vor, vorzüglich weil das Dach die Dornwand dem unmittelbaren Einfluss der Sonnenstrahlen entzieht. Bekanntlich ist hierüber schon lange gestritten worden, und

alles zusammen erwogen zieht dennoch Rec. die bedachten Häuser vor. Dass unbedachte Dornwände während dem Sonnenschein mehr leisten müssen, als bedachte, wird wohl niemand bezweifeln. Aber wieviel kann dieser Unterschied betragen, wenn man erwägt, dass die Dornwand überhaupt keiner merklichen Erwärmung fähig ist, dass die Sonnenstrahlen nur *eine* Wandfläche treffen können, dass solche auf das Innere der Dornwand gar keinen bedeutenden Einfluss haben können, dass ein grosser Theil der Gradirzeit ohne Sonnenschein verstreicht, zumal wo man auch die Nachtzeit benutzt, und dass also der beabsichtigte Vortheil durch den unmittelbar auf die Dornwand fallenden Regen, wogegen die untere Bedeckung der Bassins nicht schützt, beyläufig wieder aufgehoben wird, wenn man erwägt, dass nicht der hineingefallene Regen allein sondern mit ihm zugleich wahre Soole wieder weggejagt werden muss. Nach Rec. Meynung wird dieser Verlust durch die Sonnenstrahlen nicht ersetzt. Aber angenommen, dass ein völliger Ersatz statt finde: wie wichtig ist nicht die Erhaltung des Gradirhauses, die durch das Dach so sehr gewinnt? Dafür muss nothwendig gesorgt werden. und dieses mit erwogen — ein Umstand, den Hr. *T.* ganz übersehen hat — verschwindet wohl aller Zweifel gegen den Vorzug der bedachten Gradirung. Zuletzt folgt noch ein *Beytrag zur Oekonomie der Bewegungskräfte der Maschinen auf Salzwerken*, freylich nichts neues für die Theorie der Mechanik, oder für Männer die damit bekannt sind, aber doch einige praktische Bemerkungen, die gemeinen Kunstwärtern interessant seyn können. Rec. findet übrigens hier die am Schluss der Recension des 1ten Hefts angehängte Bitte erfüllt, und hierdurch erhält die Fortsetzung dieser Beyträge einen erhöhten Werth. Hr. *T.* wird dieses nach Jahren selbst erkennen oder es jetzt schon fühlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Geschichte der Botanik unserer Zeiten. Von Friedrich Casimir Medicus*, Regierungsrath u. s. w. 1793. 96 S. 8. So wenig Rec. und vielleicht mit ihm das ganze botanische Publicum, von Hn. M. etwas Unpartheyisches und Gemäsigtes erwartete; so hatte er doch die Hofnung, den Gang der neuen so reichhaltigen Literargeschichte der Botanik von einem Gelehrten aufgestellt zu sehen, der wohl in einzelnen Fällen einseitig, aber doch auch wieder in andern richtiger und bestimmter, als Männer von einer mehr schonenden Stimmung und gebundenen Verhältnissen, würde haben urtheilen können. Aber wie sehr fand er sich getäuscht? Diese Geschichte der Botanik unserer Zeiten besteht aus nichts mehrern und nichts wenigern, als aus einer Sammlung von barschen Erklärungen gegen alle, die dem Vf. eben in den Wurf kommen, und nicht seines Sinnes sind, aus etlichen Paragraphen, die kurz und gut schildern, wie man das vollkommenste Pflanzensystem erhalten könne, und — wer hätte das erwarten sollen — zur Hälfte aus der vom Vf. erst im Jahre 1792. entdeckten Berichtigung der Gattungen Pyrus, Malus, und Cydonia. Rec. überläfst jedem nachzusehen, ob es sich nicht wirklich so verhalte, und zu urtheilen, ob der Titel nicht vielleicht unter die Druckfehler gerechnet werden soll. Hn. M. nur im geringsten auf andre Gedanken zu bringen, darf kein Rec. hoffen; er hat es also nie, wenn seine Arbeit etwas bezwecken soll, mit dem Vf., sondern blos als Referent, mit dem Publicum zu thun. Schwerlich dürfte es dem Publicum eine besondre Unterhaltung gewähren, wenn er ihm sagt, dass Hr. M. den alten giftigen Kohl gegen Linné und zwar gegen seine Absichten und seinen Charakter S. 5, u. 6. wieder aufwärmt, und kurz darauf S. 9. die Absichten des Ritters „im Grunde edel" nennt. Unterhaltender ist es vielleicht, zu hören, dass der Vf. sich über die Recensenten ereifert, die in mehr als einem Journale recensiren; dass *Thunberg* den Geist des Linneischen Systems schlecht verstehe; *Murray* ein botanischer Sulla habe werden wollen; Hr. Präsident v. *Schreber* nur einen schwachen, und gar sehr verunglückten Versuch gemacht habe, Linne's Fehler zu verbessern, Hr. v. *Geuns* noch lange nicht der Mann sey, der er sich zu seyn dünke, und sein (des Vf.) Wort Mallonandria mit kleinen holländischen Anmerkungen verfolgt habe; und dass Hr. *Ehrhart* — nur halb im Traume oder Spafse, und eigentlich nur aus Liebe zu seiner Bequemlichkeit — die Abtheilungen nach den Verwachsungen, Einverleibungsstellen und Längenverhältnissen der Staubfäden für verwerflich bey Anlegung der Classen ansehe. An wahren Bemerkungen fehlt es im Einzelnen nicht, aber sie sind fürchterlich mit Einseitigkeit, Paradoxie u. dgl. durchwirkt, dass es Mühe kostet, sie rein zu sondern. Wozu die unbedingte Verwerfung der Bekanntschaft mit fremden Pflanzen, und der botanischen Wanderungen? Dass es nöthig sey, alle Pflanzen genau nach allen Theilen, besonders denen der Fructification zu vergleichen, wissen wir alle; aber es ist schneller gesagt, als gethan, und eigentlich heisst es bey Hr. M. gemeiniglich, er sollte allein dieses Geschäft unternehmen, denn selten hat ein andrer Sterblicher das Glück gehabt, ihm Genüge zu leisten. Seine Antho-andrien und Thalamo-andrien, wo jede Linneische blosse Zählungsclasse, so wie Linne's Icosandria, nach der Anfügung der Fäden unterschieden werden soll, ist gewiss wenig werth. Ist es denn Hr. M. nie eingefallen, wie relativ dieser Charakter werden kann, so gut, wie die Verwachsungen sammt und sonders? Seine Untersuchungen über die drey oben genannten Genera, wodurch er zeigen will, wie Linne gefehlt habe, sind an sich aller Ehre werth. Ueber diese einzelnen Untersuchungen hätte Hr. M. nie hinausgehen sollen, und er hätte sich ungetheilten Beyfall erworben. Systematiker wird er nie, ob er gleich mit ganzer Gewalt darauf ausgeht. Sollte es denn blos an dem Publicum liegen, dass alle seine gepanzerten Erscheinungen noch nichts, noch gar nichts neues und erspriesliches, was nicht ohnedem geschehen wäre, bewirkt haben? Seine Zergliederungen sind sorgfältig, aber wenn diese Gattungen bestimmen sollen, denn erhalten wir statt zweytausenden, die wir schon kennen, sechstausend, und mehrere.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. October 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

London: *The whole proceedings on the trial of an information*, exhibited *ex officio* by the King's attorney-general against *Thomas Paine* for a libell upon the revolution and settlement of the crown and legal government as by Law established; and also upon the bill of rights, the legislature, government, laws and parleament of the Kingdom and upon the King. — Tryed by a Special Jury in the court of King's bench. Guildhall on Tuesday the 18 th. of December 1792 by the right honourable Lord *Kenyon*. Taken in short hand by *Joseph Gurney*. 1793. 8.

Kopenhagen, b. Proft: *Vollständige Acten des Processes der gerichtlichen Untersuchung* ex officio durch des Königs General-Fiscal anhängig gemacht gegen *Thomas Paine*, in Betreff einer Schmähschrift gegen die Revolution und die durch das Gesetz festgesetzte Krone und Königliche Regierung, wie auch gegen die Bill der Rechte, die Legislatur, Regierung, Gesetze und Parlament des Königreichs Grosbrittannien, und gegen den König. Vor einer Special-Jury vor dem Gerichtshofe von Kingsbench zu Guildhall, Donnerstags den 18. Dec. 1792. vor dem Right Honourable Lord *Kenyon*. Aus dem Englischen übersetzt von *C. F. Cramer*. 1794. 286 S. 8.

Man mag über Paine und seine politischen Lehren und Meynungen denken, wie man will; so bleibt dennoch diese Sammlung von Actenstücken, vorzüglich wegen der meisterhaften Schutzschrift des berühmten *Erskine*, ein höchst wichtiges, allgemein interessantes Monument zur Geschichte der Schreibfreyheit in England, dessen genaues Studium einem jeden angelegentlichst zu empfehlen ist, der es der Mühe werth hält, über Natur und Gränzen der Rechte des Einzelnen in irgend einem Staate nachzudenken. Um so mehr beschränken wir uns hier blofs auf eine genaue und charakteristische Beschreibung des merkwürdigen Products, ohne dem Urtheil der Leser im mindesten vorgreifen zu wollen.

Den Anfang macht die weitläuftige, im schwerfälligsten Gerichtsstil geschriebene, und durch mannichfaltige Wiederholungen noch mehr verdunkelte Anklageacte, welche im Oster Termin gegen den zweyten Theil von *Paine's* Rechten der Menschen als eine Schmähschrift gegen Gesetze, Regierung und Verfassung Englands ausgefertigt ward. Darauf folgt die Anrede des General-Fiscals, Sir *Archibald Macdonald* an die Herren von der Jury, um die Strafbarkeit dieser Schrift zu beweisen, deren Urheber er als einen ungeheuern Uebertreter auch nach seiner Privatmeynung vor eine Jury seines Landes zu bringen wünschte. Den ersten Theil seiner Rechte der Menschen habe er, so starken Tadel derselbe auch verdiene, dennoch nicht in Untersuchung gezogen, weil er hoffte, er würde nur urtheilsfähige Leser finden, und also keiner Widerlegung bedürfen. Gegen den zweyten Theil müfste er am ersten Tage des nach der Bekanntmachung folgenden Gerichtstermins seine Anklage erheben, weil er nicht nur an sich noch viel strafwürdiger als der erste sey, sondern auch mit einer unglaublichen Emsigkeit jedermann, vorzüglich dem Theile des Publicums in die Hände gespielt würde, dessen Verstandskräfte solche Materien nicht zu ihrer Beschäftigung machen können. Er sey nach jedem Prüfstein, den der menschliche Geist nur darzureichen vermöchte, höchst strafbar. Die ganze Constitution der Regierung des Landes habe der Vf. aus überlegter Absicht herabwürdigen, die enthusiastische Liebe des Volks für dieselbe ersticken wollen. Den königlichen Antheil an der Regierung des Landes, stelle er als eine unterdrückende und verabscheuungswürdige Tyranney vor. Die ganze Legislatur schelte er für eine Usurpation, und behaupte, dafs es wenige oder gar keine Gesetze gebe. Von den Gründen gegen die schlimste aller Regierungsformen, die Demokratie ohne Gleichgewicht, sage er kein Wort. Seine Rede richte er an die Unwissenden, an die Leichtgläubigen, an die Verzweifelten, denen jede Regierung lästig ist. Alle von der menschlichen Gesellschaft, oder von der menschlichen Natur selbst unzertrennliche Uebel messe er der ärgerlichen, frevelhaften, usurpirten Constitution bey, unter der die Unterthanen des Landes bisher fälschlich sich eingebildet hätten, frey und glücklich zu leben. Der Grund aller dieser Beschuldigungen sey aus dem ganzen Inhalt und Ton der Schrift deutlich genug bewiesen. Insonderheit berufe er sich auf mehrere (von ihm angeführte) Stellen, welche, nach seinen Erläuterungen, die gröbsten Schmähungen gegen erbliche Regierungen überhaupt, und gegen die brittische Constitution und Regenten enthalten. Dafs man auch in Amerika üble Wirkungen dieses Buchs auf den schwächern Theil der Menschen besorgt habe, zeige die Antwort, welche ein sehr fähiger Schriftsteller, vermuthlich die zweyte Person in der executiven Regierung, darauf gegeben habe. Der Beweis, dafs der Beklagte diefs Buch wirklich geschrieben, und zwar in der Absicht geschrieben habe, diese Constitution zu schmähen, erhelle unwidersprechlich aus seinen eigenen Briefen an den Buchhändler Jordan vom 16. Febr. 1792.

1792, ja aus einem Schreiben an ihn selbst, den General-Fiscal, aus Paris vom 11. Nov. 1792, worin er überdiess behaupte, dass der Process jetzt nicht gegen ihn, sondern gegen das Recht des englischen Volks gerichtet seyn könne, die Systeme und Grundsätze der Regierung zu untersuchen, dass die englische Regierung ein eben so grosses, wo nicht noch grösseres, Ideal von Betrügerey und Bestechung sey, als je eines, seit Regierungen statt gefunden haben, auch sogar sich nicht schäme, niederträchtige Anmerkungen gegen die Königliche Familie zu machen, und noch am Ende ausdrücklich verlange, dass dieser Brief, falls der Process seinen Fortgang hätte, vor Gericht gelesen werden möge, da denn Richter und Jury thun könnten, was ihnen beliebte. Paines Anwald, *Erskine*, fragte, als dieser Brief verlesen werden sollte, ob der Richter leiden würde, dass die Aufmerksamkeit der Jury gänzlich von dem eigentlichen Gegenstand der Anklage abgeleitet, und auf einen andern geworfen werde, welcher, nachdem, was er von dem Inhalte jenes Schreibens gehört habe, als eine offenbare und ungezweifelte Schmähschrift nach allen Grundsätzen des englischen Gesetzes eine eigene und von der vorseyenden Anklage unabhängige Belangung begründen würde. Lord *Kenyon* erwiederte, er könne den Beweis nicht verwerfen, wenn der Buchstabe des Briefes darthun sollte, dass Paine der Vf. des Buchs sey; weil man in Hochverrathsanklagen, wo offenbare Thatsachen zum Grunde der Klage gelegt worden sind, auch andre offenbare Sachen, die nicht zum Grunde gelegt werden, als Beweis für jene vorbringen dürfe. Der General-Fiscal verlas also den Brief und begleitete ihn Stückweise mit Anmerkungen, welche die Bosheit des Schreibers vollkommen in das Licht setzten.

Nach geendigtem Vortrage des Fiscals, wurden vier Zeugen, nach dem sie in Eid genommen, abgehört, um das Factum der Herausgabe der Schrift und Paine's Handschrift zu beweisen. Ueber den letzteren Umstand ward besonders der Buchdrucker *Thomas Chapman* befragt, welcher den zweyten Theil bis zu dem Buchstaben *I* gedruckt, nachher aber den Druck wegen ihm anstössig scheinender Stellen aufzugeben beschlossen, und diesen Entschluss bey Veranlassung eines Streits über Religion mit dem etwas berauschten Paine am 17. Jan. 1792 ausgeführt hatte. Dieser Zeuge versicherte, er habe Paine schreiben sehen, und er glaubte aus der Gestalt seiner Unterschrift, dass die vorgelegten Briefe, auch der vom 11. Nov. 1792, seine Handschrift wären. Der vierte Zeuge, der Paine ehemals bey der Accise gekannt hatte, glaubte, dass alle Briefe seine Handschrift wären. Darauf wurden die Briefe und die von dem General-Fiscal ausgezeichneten Stellen nochmals verlesen.

Nun trat Hr. *Erskine* auf. Nachdem er sich über den Gebrauch des Briefes an den General-Fiscal beschwert, und die ungünstige Lage, worunter er seine Vertheidigung anbringen müsste, geschildert hatte, setzte er den Gesichtspunkt der Frage dahin fest, dass es hier, da die protocollirte Anklage die Schrift bloss als eine Schmähschrift angebe, einzig darauf ankomme, die Natur und Ausdehnung der Freyheit der englischen Presse zu bestimmen. Jeder Unterthan habe das Recht, wenn er nicht andre irre führen und verwirren, sondern sie nur durch das, was seine eigne Vernunft und Gewissen, wenn auch irrig, ihm als Wahrheit darreicht, belehren will, sich an die allgemeine Vernunft der ganzen Nation zu wenden, es sey nun, dass er Regierungen überhaupt, oder die von England zu seinem Gegenstande mache; folglich auch die Befugniss, die Grundsätze der englischen Verfassung zu zergliedern, ihre Fehler und Mängel auszuzeichnen, ihre Verderbnisse zu untersuchen und bekannt zu machen, seine Mitbürger gegen ihre schädlichen Folgen zu warnen, und alles sein Vermögen anzuwenden, die vortheilhaftesten Veränderungen von Einrichtungen anzugeben, die er als wesentlich mangelhaft, oder durch Missbrauch von ihrem Endzweck abweichend, befindet: nur müsste er dabey stets das Beste des Landes zum Augenmerk nehmen, und die öffentliche Denkungsart nur durch die Ueberzeugung zu verändern suchen, die aus Vernunftschlüssen entspringen kann, welche sein Gewissen ihm eingibt. Wer hingegen etwas schreibt, das er nicht denkt; wer bey den Betrachtungen über das Elend anderer freventlich das verdammt, was sein eigener Verstand billigt; wer, seinen wirklichen Verdruss über Regierungen und ihre Verderbnisse vorausgesetzt, *lebende Obrigkeiten* verläumdet, oder *Einzelnen* predigt, sie hätten ein Recht die öffentliche Meynung in ihren Handlungen anzugreifen, sich durch halsstarrige Gewalt dem, was Privatvernunft bloss missbilligt, zu widersetzen, oder sich gegen den öffentlichen Willen aufzulehnen, weil sie ihn auf eine anständige Weise verändert wünschten; der sey, nach jedem Grundsatz vernünftiger Polizey sowohl, als nach der seit undenklicher Zeit in England obwaltenden Gerechtigkeit strafbar, weil er alsdann *die Einzelnen von ihrer Pflicht gegen das Ganze abzuwenden*, und einen Theil der Gesellschaft zu offenbaren Handlungen unrechtmässigen Betragens zu verleiten suchte, statt dass er nur durch Antrieb der Vernunft streben sollte *die allgemeine Beypflichtung zu ändern*, die in diesem, so wie in allen übrigen Ländern, die Gesetze für alle macht. In dem ganzen Buche finde sich auch nicht eine Sylbe, welche diesen Ungehorsam gegen das Gesetz predige. Im Gegentheil, wenn niemand über die Einrichtungen der Zeit hätte hinausgehen können, in welcher er lebte, wenn nicht die Vorfahren es als ein unveräusserliches Recht aufgestellt hätten, sich über Gesetzgebung und Mängel der Regierung an *die Nation* zu wenden, wie wäre dann je die jetzige, durch wiederholte Veränderungen gebildete Verfassung möglich geworden? Die Regierung nach ihrer eigenen Schätzung sey zu allen Zeiten ein Ideal der Vollkommenheit gewesen; aber eine freye Presse habe ihre Mängel untersucht und entdeckt, und das Volk sie glücklich verbessert. Diese Freyheit allein habe die Regierung zu dem gemacht, was sie wäre; sie allein könne sie erhalten. Unter ihrem Paniere vertheidige er auch jetzt Paine, durch Berufung auf die Vernunft der Geschwornen, obgleich niemals ein Engländer so als Verbrecher vor einen englischen Richterstuhl gebracht sey, obgleich das Vorurtheil längst gegen ihn entschieden habe. Niemand habe sein Betragen im

im mindesten angefochten. Nur Handlungen wären dem Gesetz unterwürfig; die Meynungen wären frey. Paine erkläre sich hierüber selbst in der Vorrede auf das deutlichste. Er versichere, dass es stets seine Meynung gewesen sey, welcher er auch gemäss gehandelt, dass es besser sey, einem schlechten Gesetze, und dergleichen Grundsätzen und Formen der Regierung, oder sogenannten Constitutionen und den Theilen, woraus sie bestehen, zu gehorchen, und zugleich alle Gründe aufzubieten, um ihr Fehlerhaftes zu zeigen, und ihren Widerruf zu bewirken, als sie gewaltsam zu verletzen, weil man sonst auch die Kraft der guten Gesetze schwächen und zu ihrer willkührlichen Verletzung reizen würde. Seine Schrift sey überall nicht die Frucht eines Kitzels, sich in politische Untersuchungen zu drängen, sondern eine Antwort auf Hn. *Burke*. Dieser habe sie hervorgerufen; auf ihn falle der Tadel, zuerst diese Materie vor die öffentliche Untersuchung gezogen zu haben, wenn diese sträflich schiene. Unstreitig wären in der englischen Verfassung Misbräuche, mit deren Erörterung sich die grössten Staatsmänner beschäftigt hätten; und offenbar durch sie habe der Vf. seine Grundsätze gebildet. Sir *George Saville*, Hr. *Burke* selbst, hätten sich darüber in Stellen, die er aus gedruckten Werken vorlas, viel stärker erklärt. Andere Schriftsteller, die niemand je für Libellisten gescholten habe, *Paley*, *Loke*, *Hume*, behaupten ausdrücklich, dass dem Volke das unveräusserliche Recht zukomme, Gesetze und Verfassungen abzuändern. Die Denkfreyheit erhalte die Regierungen selbst in schuldiger Unterwürfigkeit gegen ihre Pflichten. Daher stimmten alle grosse Männer darin überein, die Pressfreyheit in ihrem ganzen Umfange zu vertheidigen. Ausgehobene Stellen aus *Milton*, *Hume*, aus den Reden von Lord *Chesterfield*, oder vielmehr *Johnson*, von Lord *Loughborough* wären davon die überredendsten Beweise. Man könne also Paine über den Inhalt seines Buches keine Vorwürfe machen, wenn man auch anderer Meynung wäre. Was aber die von dem Generalfiscal angegriffenen einzelnen Stellen beträfe, so sey es offenbar, dass ihnen theils durch das Herausreissen aus dem Zusammenhange eine andre Deutung gegeben werde; andere wären als blosse historische Bemerkungen unsträflich, auch von unangefochtenen Schriftstellern angeführt; selbst die dem Scheine nach verfänglichsten, welche Mängel der Gesetze und Misbräuche der beiden Häuser auszeichnen, hätten andere, zum Theil hoch gepriesene Männer, Hr. *Cappe* in einer während des amerikanischen Krieges vor dem Hofe gehaltenen Predigt, Hr. *Burke* in einer gleichzeitigen Druckschrift, Hr. *Pitt* selbst in den von ihm und seiner ganzen dermaligen Parthey, unter dem Panier des Herzogs von Richmond, genommenen Beschlüssen über die durchaus nothwendige Reinigung des Hauses der Gemeinen, weit früher, weit umständlicher, weit nachdrücklicher vorgetragen. Auch habe der Erfolg immer für die Pressfreyheit geredet. *Harrington*, der Republikanischgesinnte und seinem Könige dennoch getreueste Diener, zeigte in seinem *Oceana*, (einem redendem Denkmal seiner Gerechtigkeit und Zuneigung gegen des unglücklichen Königs Gedächtniss, das der Usurpator als eine Schmähschrift wegnehmen liess, aber nachher mit den Worten freygab: „ist meine „Regierung so beschaffen, dass sie bestehen kann; so hat „sie nichts von papiernen Schüssen zu befürchten,") dass es nicht Carl war, durch den die Monarchie zerstört ward, sondern die schwache und schlechte Verfassung der Monarchie selbst. Was Milton vorausgesehen habe, dass einst die Nation die runzlichte Haut der Verderbniss von der Constitution abstreifen und mit neuer Lebensblüthe bekleiden würde, scheine jetzt einzutreffen. Darum, nur darum, solle sie jetzt in Gefahr seyn, durch ein einziges Pamphlet zerstört zu werden. Aber Weisheit und Regierungskunst, die Väter des englischen Gesetzes, verbieten dieses eifersüchtige Auge auf die Unterthanen des Landes, und reden vielmehr der Regierung laut zu, die Bürger durch Zuneigung sich zu verbinden, und ihre Vernunft zu überzeugen. Dann würden sie treu seyn, dem Grundsatze nach, der allein aufrichtige, starke, vernünftige Treue hervorbringen kann, aus Ueberzeugung, die Form ihrer Regierung sey ihr wahrer Vortheil, und müsse zu ihrem eigenen Besten bestehen: hingegen auf Zwang gebühre Widerstand, und beweise handgreiflich, dass die Vernunft nicht auf Seiten derer sey, die sich Zwanges bedienen.

Als er ausgeredet hatte, erhob sich der Generalfiscal, um zu antworten. Aber Hr. Chapman, als Vormann der Geschwornen erklärte, dass es für sie keiner weitern Antwort bedürfe. Der Generalfiscal setzte sich also wieder, und die Jury that ihren Ausspruch: *schuldig*.

Angehängt ist S. 256 u. f. die Rede des Hn. *Erskine* über den Gesichtspunkt dieser Vertheidigung in der Versammlung der *Freunde der Pressfreyheit* in der Freymaurer-Tavern am 22. Dec. 1792, nebst den Beschlüssen, welche die Gesellschaft an diesem Tage fasste, dieses Recht, als unzertrennlich von den Grundsätzen einer freyen Regierung, und der brittischen Verfassung wesentlich, auf alle rechtmässige Weise bey der freyen Erörterung und Untersuchung der Grundsätze der bürgerlichen Regierung und anderer Gegenstände der öffentlichen Meynung, zu behaupten und zu schätzen.

Die Uebersetzung ist im ganzen vorzüglich gut, einige steife und undeutsche Stellen, wie z. B. S. 202. Z. 7. 8. v. u. abgerechnet. Unter den wenigen hinzugefügten Anmerkungen können wir die S. 84. 85. 88. 98. nicht billigen. *Erskine* hätte sie gewiss nicht geschrieben.

THORN, b. Vollmer: D. *Joh. Christian Woltärs*, ord. Prof. der Rechtsgel. und Facultisten in Halle, *hallische, juristische Bibliothek*. Erster, zweyter und dritter Versuch. 1794. 270 S. 8.

In dieser Recensionensammlung stellt der Vf. den Inhalt einer jeden Schrift, die er recensirt, nach Maassgabe des inneren Gehalts mehr oder weniger vollständig dar, und fügt seine Zweifel mit ihren Hauptgründen bey. Alles ist eigene Arbeit des Vf. Er verbittet sich fremde Beyträge. Sein Plan schränkt sich nicht blofs auf juristische Bücher im strengen Sinn ein, sondern erstreckt sich auch auf solche, die in die nächsten Hülfswissen-

wissenschaften der Jurisprudenz einschlagen. Nach der ursprünglichen Absicht des Vf. sollte das Werk an Ostern d. J. geendet erscheinen, und die Anzeige aller in den Plan des Vf. gehörigen Schriften in sich fassen, welche seit der Leipziger Ostermesse v. J. als zunftmäsige Waare des deutschen Buchhandels herausgekommen sind. Am Ende wollte dann der Vf. den Gewinn und Verlust schildern, welcher der Rechtsgelehrsamkeit aus der diesjährigen schriftstellerischen Bearbeitung zugewachsen ist. Allein die Presse hielt mit der Thätigkeit des Vf. nicht gleichen Schritt. In den vor uns liegenden 3 Heften sind blofs 16 Schriften angezeigt; wobey uns nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als dass der Vf. bey dem ohnehin weiten Umfang seines Plans, und bey dem grosen Vorrath guter Schriften schlechte Producte z. B. „zehen Abhandlungen über das Europäische Völkerrecht" und „Kriminalfälle für Rechtskundige und Psychologen," wo nicht ganz ausschliessen, doch wenigstens ganz kurz abfertigen möchte. Die Anzeige der übrigen Schriften, so wie die Ueberficht der juristischen Literatur für dieses Jahr, soll in kurzem nachgeliefert werden. Wir sehen diesem Nachtrag und der Fortsetzung des Werks mit desto gröfserm Verlangen entgegen, je musterhafter die in diesen 3 Heften enthaltenen Recensionen sind, und je interessanter es seyn muss, mit einem Blicke zu übersehen, was im verflossenen Jahre für die Cultur der Jurisprudenz durch Herbeyschaffung und Verarbeitung roher Materialien, durch Urbarmachung unangebaueter Gegenden oder auf andere Art gewonnen worden ist.

Carlsruhe, in Maklots Hofbuchh.: *C. W. Baurittels,* Markgr. badischen Regierungssecretärs und Stadtschreibers der Markgrafschaft Hochberg, *praktische Anleitung für alle bey Land-, Amt- und Stadtschreibereyen vorkommende Geschäfte,* um angehende Scribenten zu bilden und zu vervollkommen. I. Band. 1792. 464 S. 8.

Diese Anweisung ist zunächst für solche bestimmt, welche sich dem Berufe eines Scribenten in der badischen Markgrafschaft Hochberg widmen. Es sollen dieselbe daraus lernen, wie sie Inventarien, Erbtheilungen, Rechnungen, Gerichtsprotocolle und Aufsätze über Gegenstände der willkührlichen Gerichtsbarkeit zu verfertigen haben. Die Brauchbarkeit dieser Schrift schränkt sich aber nicht blofs auf die Markgrafschaft Hochberg ein, sondern es können auch die Scribenten der übrigen badischen Lande einen grofsen Theil der nöthigen Berufskenntnisse daraus lernen. Sogar künftige Geschäftsmänner benachbarter Länder, in denen eine ähnliche Verfassung hergebracht ist, werden manche nützliche Belehrung daraus ziehen. Die Beschreibung der Observanzen des Oberamts Hochberg wird auch dem Germanisten, und die der politischen Verfassung des Prechthals dem Statistiker nicht unwillkommen seyn.

Wetzlar, b. Winkler: *Ueber die Verbindlichkeit deutscher Unterthanen zur persönlichen Leistung von Kriegsdiensten.* Von *Wackerhagen*, Kurhann. Kanzleyauditor. 1793. 128 S. 8

Diese jetzt besonders sehr praktische Materie ist hier sowohl nach dem allgemeinen als nach dem deutschen und dem Territorial-Staatsrecht einzelner deutscher Staaten mit vieler Gründlichkeit und mit einer sorgfältigen Aufsuchung der Quellen und der Observanz ausgeführt, welche die Belesenheit des Vf. und vorzüglich seine Bekanntschaft mit der kammergerichtlichen Praxis beweiset. Nachdem im *ersten* Abschnitt die *innern* und *äussern* Verhältnisse eines Staats, die permanenten Vertheidigungsanstalten von den Nothfällen, und auch historisch das ehemalige irreguläre Kriegssystem von der jetzigen Aufstellung stehender Heere abgesondert worden, schränkt Hr. *W.* im *zweyten* Abschnitt den Gesichtspunkt auf unser vaterländisches Militärwesen ein, so wie es aus dem Lehnssystem, aus der Kreisverfassung und der Executionsordnung allmählig geformt worden, und wie (nach der *dritten* Abtheilung) statt der unbedingten persönlichen Verbindlichkeit, Geldbeyträge zu Werbungen aufgekommen sind. Sehr richtig entwickelt Hr. *W.* §. 20 u. 21. aus den Begriffen von Landeshoheit und Huldigung die jetzt bestehende gesetzliche Theorie und darauf aus einzelnen Beyspielen eine Praxis, die er indess mit zu vieler Zuversicht als eine Observanz darzustellen sucht. Eine so milde Verordnung über die Ausnahme der dienstbaren Mannschaft als die vom 11. Febr. 1793 für die hannöverischen Kurlande, welche hier S. 88—93. ausführlich mitgetheilt wird, möchte in Hessen, Preussen und in andern militärischen Hierarchien schwerlich realisirt werden, und in dem S. 127. angeführten Rechtsstreite von *Franz Molitor* gegen *Sperzer* traten besondere in der hochstiftischen Verfassung liegende Gründe ein, so wie überhaupt die Anwendung der Reichsgesetze auf einzelne Fälle sich hier mehr, als jemals, nach dem Territorialstaatsrechte modificirt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Kopenhagen,* gedr. b. Breum: *Breve til en Ven indeholdende Oplysninger og Berigtigelser til Hr. Etatsraad G. Höst's Skrift* under Titel: *Den afdöde Marokanske Kaiser Mahomed Ben Abdallah's Historie* (Schreiben an einen Freund, welches Erläuterungen und Berichtigungen enthält zu Höst's Schrift: Geschichte des verstorbenen Marokanischen Kaisers Ben Abdallah) af *A. Ae.* 1793. 38 S. 8. Die Erläuterungen betreffen nur Kleinigkeiten, und sind, wenigstens in Rücksicht auf die morgenländische Geschichte, meistens unerheblich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. October 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Voss u. C.: *Malerische Skizzen von Deutschland, entworfen nach der Natur, malerisch, und historisch-romantisch dargestellt*, von *Günther* und *Schlenkert*. Des obersächsischen Kreises 1stes Heft. 1794. 12 Bogen gr. fol. (2 Rthlr. 16 gr.)

Als Rec., bey mehrern Gelegenheiten, und auch in diesen Blättern, (s. N. 58. der A. L. Z. von 1791. in der Anzeige von *Hilpins observations on the rives of Wye*) den Wunsch, in Ansehung *guter* malerischen Darstellungen einiger der vorzüglichsten Gegenden Deutschlands, äusserte, wagte er nicht, ein so nahes Unternehmen zu ahnden, als das vorliegende ist, dessen Plan und Umfang, dessen äusre Schönheit und innrer Gehalt, seine Erwartung weit übertreffen, und wodurch sich der Unternehmer ein Verdienst erwirbt, welches den Verdiensten der Ausländer bey ähnlichen Werken nicht weichen wird; wenn anders zu hoffen ist, dass bey dem dazu erfoderlichen grossen Kostenaufwande die Fortsetzung und Vollendung dieses Werks hinlängliche Unterstützung findet. — Rec. ist bey diesem ersten Heft eine ausführliche Anzeige des Plans mitzutheilen schuldig. Dieser beschränkt sich nicht, wie der etwas undeutlich gefasste Titel vermuthen lässt, auf Producte der bildenden Kunst und auf Darstellungen schöner und malerischer Gegenden Deutschlands. Das Werk liefert malerische Ansichten und historische Beschreibungen von den ehrwürdigen Denkmälern des deutschen Alterthums, welche entweder ganz oder zum Theil unverletzt erhalten sind, und auch von solchen, die in Trümmern da liegen, und in der deutschen Geschichte besonders merkwürdig sind. Ein treflicher Gedanke! Seine Ausführung ist im ganzen Umfang des wohlangelegten und vielumfassenden Plans zu wünschen, den die Verlagshandlung einzig im Vertrauen auf den Patriotismus der Deutschen dazu entworfen hat. Möge dieses edle Zutrauen — wobey in der Ankündigung sehr viel (Rec. will nicht sagen: *zu viel*,) auf den Grad des jetzigen Geschmacks an Producten der *deutschen* Kunst, und deren *Würdigung* und *Begünstigung* (??) in Deutschland, gebauet wird, — nicht täuschen, und es Deutschland nie zum Vorwurf gemacht werden dürfe, dass ein Unternehmen, welches deutsche Kunst und deutscher Fleiss, zum Behuf der vaterländischen Geschichtskunde entwarf, aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung des Publicums, unterbrochen werde, und auf halbem Wege stehen bleiben müsse.— Das Werk ist, nach der Zahl der deutschen Kreise, auf zehen Bände, und jeder Band auf sechs bis acht Hefte berechnet. Ausser der Titelvignette werden zu jedem Heft vier grosse oder auch drey grosse und vier kleinere geätzte Blätter geliefert, so wie die Gegenstände der Darstellung es erfodern. Ueberdies bekommt, um den Debit zu befördern, jedes Heft einen eignen Titel, und kann als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen, und besonders verkauft werden. Dem letzten Heft des Bandes soll noch ein allegorisches Haupttitelkupfer nebst einer Karte des Kreises und ein topographisches Verzeichniss der in dem Band enthaltnen Denkmäler des Alterthums beygefügt werden. Das ganze Werk wird in einem Decennium vollendet seyn, und der Preis nach Maasgabe des Absatzes regulirt werden. Bey der so offen und billig dargelegten Absicht der Verlagshandlung darf man allerdings auch auf deren Uneigennützigkeit rechnen, damit die Hefte nicht übermäsig vertheuert werden.

Die Ausführung dieses Plans ist, nach dem 1 Heft zu urtheilen, seiner sowohl in artistischer als literarischer Hinsicht vollkommen würdig. Druck und Papier sind gut, und besonders der Druck bis in das kleinste Detail geschmackvoll. Das Papier hätte Rec. etwas stärker gewünscht, weil der Druck der Rückseite an mehrern Stellen wegen der scharfen Lettern sehr sichtbar ist. Aber freylich würden durch die Wahl von etwas stärkerem Papier die Kosten sehr vermehrt werden. Hr. C. *A. Günther* hat die Ansichten gezeichnet, und auch gestochen. Die Gesichtspunkte derselben scheinen gut gewählt zu seyn. (Rec. hat keine der dargestellten Gegenstände und Gegenden in der Natur gesehn.) Haltung und Beleuchtung sind gut und vortheilhaft, und die Ausführung der einzelnen Theile ist zart, auch wo es die Stellung und Haltung fodert, kräftig. Auch die Nebenwerke und Staffagen sind gut gedacht und localpassend. — Dieser Heft liefert die vier Ansichten von der Abtey *Alt-Zelle*, der Bergfesten *Kiffhausen*, und *Stolpen*, und der Burg *Frauenstein*. Die sehr artige Titelvignette stellt die von dem jetzigen Kurfürsten von Sachsen zu Alt-Zelle errichtete Begräbnisscapelle dar.

In Ansehung des von Hn. Schlenkert besorgten literarischen Theils des Werks sind die auf die malerischen Gegenstände sich beziehenden Hauptmomente der deutschen Geschichte mit Fleiss gesammelt und möglichst concentrirt. Der Vortrag ist belebt, der Stil blühend, nur hie und da zu gekünstelt und declamatorisch. Jedem Abschnitt sind Noten mit Erläuterungen und aus Urkunden geschöpften historischen Belegen und eignen Reflexionen des Vf. angehängt.

Die Cistercienser Abtey *Alt-Zelle* (vordem Zelle oder Cella, auch Marienzelle). Stiftung des Klosters durch Markgraf Otto von Meissen im J. 1162. Allgemeine Ueber-

Ueberſicht des Zuſtandes der Künſte, Wiſſenſchaften und Erziehung bey der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem Volk im Mittelalter. Der Stifter des Kloſters wird als einer derjenigen Fürſten, in jenen Zeiten der Unwiſſenheit und Barbarey, geſchildert, welche ſich bemüheten, Licht in dieſe Finſternifs zu bringen, der Verwilderung der Geiſtlichkeit Einhalt zu thun, den Deſpotismus des Adels gegen das Volk zu hemmen, und eine beſsre Erziehung einzuführen. Die letztere Abſicht ſcheint er beſonders bey der Errichtung dieſes Kloſters gehabt zu haben. Die Stiftung hatte gleich Anfangs ſehr beträchtliche Einkünfte, und das Anſehen wuchs mit ihrem Reichthum bald ſo ſehr, daſs ſie, die Laienbrüder ungerechnet, 80 geiſtliche Brüder unterhielt, und groſse Güter, auch auſserhalb ihres Bezirks, ankaufen durfte. Das markgräflich Meiſſenſche Erbbegräbniſs lag in dem Chor der Kirche. So beſtand das Kloſter, übrigens unberühmt in der Geſchichte vier Jahrhunderte hindurch, bis die Reformation die Mönchsgeſellſchaft zerſtreuete. 1545 ward es dem Kurfürſten Moriz übergeben, und 1599 durch einen Blitzſtrahl eingeäſchert. Das noch bis jetzt ſtehende Refectorium erhielt ſich damals allein. — Der Kurf. Johann Georg. II faſste im J. 1676 den Gedanken, über dem Grabe ſeiner Vorfahren in dem hohen Chor der alten zertrümmerten Stiftskirche, eine Capelle zu bauen; welcher aber erſt im J. 1787. von dem jetzt regierenden Kurfürſt wirklich ausgeführt ward. Dieſe Capelle, unter welcher die ehrwürdige Aſche des ſächſiſchen Hauſes ruht, iſt von edler einfacher Architectur, und mit einem Hayn von Pappeln und Linden umgeben. Ein marmornes Denkmal erhebt ſich, mit Inſchriften, die das Andenken jener Todten erneuert, über die Grabſtädte. Die auf dieſen Bau verwandten Koſten betrugen 10348 Thaler.

Die thüringiſche Bergfeſte *Kiffhauſen*, durch den erlittnen ſonderbaren Wechſel der Dinge merkwürdig. Sie war urſprünglich wahrſcheinlich bloſs erbaut, um gegen die räuberiſchen Ungarn - Slaven die am Fuſs des Schloſsberges liegende kaiſerl. Pfalz Tilleda, den Lieblingsaufenthalt Heinrich des Voglers, zu ſchützen, und vermuthlich von eben dieſem Kaiſer erbaut. Dieſe Pfalz, welche jetzt bis auf die letzte Spur ihrer ehemaligen Lage verſchwunden iſt, ward durch die daſelbſt geſtiftete Verſöhnung Heinrich des Löwen mit dem Kaiſer Heinrich dem VI berühmt. Der Vorgang wird gut erzählt. — Die Bergfeſte ſelbſt ward auf dem zerſtörenden Zuge Heinrich IV gegen den ſich ſeiner Bedrückung widerſetzenden freyheitsliebenden Thüringer erobert, bald darauf durch die verbündeten Sachſen und Thüringer den kaiſerl. Lohnknechten wieder abgenommen und ſtark befeſtigt. In der Fehde des Pfalzgrafen Friedrich III mit dem Herzog von Thüringen Ludwig I nahm K. Heinrich die Feſte mit ſeinem, dem erſtern zu Hülfe ziehenden, Heer aufs neue ein, und Kiffhauſen ward ein Raubſchloſs der Kaiſerlichen. Der thüringiſche Graf Ludwig der jüngere erſtieg ſie endlich nach langem blutigen Kampf, und die ſächſiſchen und thüringiſchen Edeln feyerten auf den Trümmern der Raubfeſte die Wiedergeburt ihrer Freyheit. Das ſehr zerſtörte Schloſs ward dennoch wieder hergeſtellt, und kam in der Mitte des 14ten Jahrhunderts an die gräflich Schwarzburgiſche Linie. 1433 bauete Gr. Heinrich der 23ſte hier eine Capelle, und lockte durch Ablaſskrämerey und Wallfahrten groſse Reichthümern dahin, bis die Reformation auch dieſem Unweſen ein Ende machte. — Die weitläuftigen Ruinen der Feſte dienen jetzt verdächtigen Landſtreichern zum Aufenthalt.

Die Bergfeſte *Stolpen*, oberhalb der Stadt dieſes Namens. Ihre Entſtehung, die mit der Erbauung der alten Stadt, vordem Jockrym genannt, den Sorben - Wenden zugeſchrieben wird, verliert ſich in das Dunkel des Mittelalters. Sie war von Wichtigkeit und groſsem Umfang. Geſchichte der Fehden des Biſchofs von Meiſsen, Johann IX, eines Edeln von Haugwitz, mit Haus v. Carlowitz, in der Mitte des 16ten Jahrh. welche die Beſitznehmung des Amtsbezirks Stolpen, durch das kurfürſtl. ſächſiſche Haus zur Folge hatten. In dem verheerenden 30jährigen Kriege hatte die Burg den räuberiſchen Kroaten langen und tapfern Widerſtand geleiſtet. Sie ward aber damals, ſo wie durch verſchiedene Feuersbrünſte in der Folge zu Grunde gerichtet, und nachher wieder hergeſtellt. — Die nähern Umſtände der Eroberung der Feſtung im 7jährigen Kriege durch *preuſsiſche Huſaren* werden hier erzählt, woraus ſich ergibt, daſs es leere Prahlerey war, womit der General Warneri ſich in Anſehung dieſer vorgeblichen Heldenthat damals brüſtete. Die Beſatzung beſtand aus einigen wehrloſen Altſtädter Bürgern. Der General eilte mit ſeinen Huſaren ohne Widerſtand in die offne Feſtung, und erſchoſs mit eigner Hand den 74jährigen Commandanten von Liebenau in dem Augenblick, da dieſer unglückliche Greis ſeinen Degen abgeben wollte, und dieſes war, ſetzt der Vf. hinzu, *der erſte feindliche preuſſiſche Schuſs* auf ſächſiſchem Grund und Boden, deſſen ſich Warneri als einer Heldenthat nach der Zeit ſo ſehr berühmt hat! — Die Feſte ward von den Preuſsen demolirt, und 1787 wurden einige noch übriggelaſſene Werke vollends abgetragen.

Die Burg *Frauenſtein* im Erzgebirge. Ihre Entſtehung fällt wahrſcheinlich in das 11te Jahrhundert. Sie liegt auf dem erhabenſten Theil der dortigen Gebirggegend. Die weitläuftigen Reſte dieſer alten Burg, welche ſeit dem 30jährigen Kriege öde liegt, werden hier ausführlich beſchrieben. Heinrich von Schönberg, Beſitzer der Rittergüter Frauenſtein etc., erbauete unterhalb derſelben ein Schloſs, das im ſiebenjährigen Kriege ſehr gelitten hat. Von der verſchuldeten Schönbergſchen Familie wurden endlich, nachdem die alte Burg mit den dazu gehörigen Gütern, von einer Hand in die andre gegangen war, dieſe Güter 1647 durch Kurfürſt Johann Georg I erſtanden, und ſie ſind ſeitdem ein kurfürſtl. Amt geblieben.

Nürnberg, in der Frauenholz. Kunſthandl.: *Maleriſch - radirte Proſpecte von Italien.* Von *Dies, Reinhard* und *Mechau*, dermalen zu Rom. Fünfte Lieferung. 1793. Sechſte und ſiebente Lieferung. 1794. (Pränumerationspreis 3 Rthlr., Subſcriptionspreis 4 Rthr.

Rthlr. Ld'or das Heft zu 6 Blättern in gr. Queerfolio.)

Diese drey Hefte dieses, für den Freund der Kunst und Italiens interessanten, Werks, (s. die Anzeige der vier ersten Hefte nebst der Nachricht von Plan und Einrichtung A. L. Z. 1793. No. 285.) enthalten folgende, entweder ganz neue, oder doch von einem neuen Standpunkt aufgenommene Darstellungen der herrlich schönen Gegend um Rom. *Fünfte Lieferung.* 1) Eine Aussicht vor Tivoli, mit dem Tempel della Fosse. 2) Ansicht von Aricia unweit Tivoli, an der älteren Via Appia, mit der artigen Rotunda von Bernini. Beide Blätter von *Reinhard.* 3) Ansicht der Stadt Tivoli und des Felsens, auf welchem es, vom Thal der Cascaden herauf angesehen, liegt. 4) Eine Gegend eben daher am Fuss des Monte Croce (Mons Catillus). Von *Dies.* — 5) Gegend unterhalb Ponte Lupo bey Tivoli. 6) Ruinen des Aqueducts Aqua Claudia, jetzt Arco della Torretta genannt. Von *Mechau.* *Sechste Lieferung.* 1) Felsigte Gegend bey Civita Cartellana. 2) Innere Ansicht der Ruinen der Villa des Maecenas mit einem schönen Wasserfall, der durch die alten Arcaden stürzt. Von *Reinhard.* — Wirthshaus auf Monte tertacio, in welchem die niederländische Maler des vorigen Jahrhunderts zu Rom zusammenkamen. 4) Waldpartie bey Civita Cartellana. Von *Mechau.* — 5) Ruinen der vorgeblichen Villa des Cassius, des Mörders Cäsars, bey Tivoli. 6) Ruinen der Bäder Caracallae. Von *Dies.* *Siebente Lieferung.* 1) Eine Partie aus der treflichen Borghesischen Villa. 2) Gegend bey Subiaco. Von *Reinhard.* — 3) Ponte Celio bey Civita Castellana. 4) Die Blandusische Quelle bey Tivoli, Aqua aurea genannt. Von *Mechau.* — 5) Ruinen der Villa des Maecenas. Ansicht, vom Thal herauf genommen. 6) Noch eine Partie, der an sich selbst wenig bedeutenden Ruinen, sowohl in Ansehung des Malerischen, als der historischen Ungewissheit, der Villa des Cassius bey Tivoli. Von *Dies.* — Einige Blätter von diesem letztern Künstler, z. B. Nr. 3. im 5ten Heft, Nr. 5. im 6ten, und Nr. 6. im 7ten Heft, fallen in diesen Lieferungen, so wohl was die Wahl des Standpuncts, von wo aus sie aufgenommen sind, als auch, was die Ausführung selbst betrifft, nicht so gut aus, als man von diesem treflichen, und von dem Rec. persönlich sehr geschätzten, Künstler erwarten darf. Die übrigen Blätter von seinen beiden Mitarbeitern verdienen alles Lob, und es ist zu hoffen, dass die Künstler in den noch übrigen fünf Lieferungen, mit ausdauerndem Fleiss, der fernern Erwartung der Kunstliebhaber entsprechen werden, da auch der uneigennützige Verleger keine Kosten gespaart, um diese zu befriedigen.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweiz zu reisen.* Von *J. G. Ebel*, M. D., mit drey geätzten Blättern, welche die ganze Alpenkette von dem Säntis im Canton Appenzell an bis hinter den Montblanc und eben so die Alpenansicht von Zürich aus darstellen. 1793. I. Theil. 207 S. II. Theil. 206 S. 8.

Diese Anleitung umfasst, ausser Graubündten, die ganze Schweiz, den merkwürdigsten Theil von Savoyen, und einige Grenzplatze von Piemont und der Lombardie. Erster Abschnitt: Handbücher und Wegweiser für Reisende in der Schweiz. Abschn. II Für alle Arten Reisender ist die Schweiz merkwürdig. Abschn. III. Schweizerreisen befördern sowohl die moralische als die physische Gesundheit. Absch. IV. Kosten in der Schweiz zu reisen. Abschn. V. Vortheile der Fussreisen. Wie man am nützlichsten und wohlfeilsten reiset. Abschn. VI. Wie viel Zeit wird erfodert, um die Schweiz zu bereisen? Abschn. VII. In welchen Monaten muss der Fremde nach der Schweiz kommen? Der Vf. nimmt doppelte Rücksicht, sowohl auf die politische Ansicht und die öffentlichen Feste, als auf die Ansicht der grossen und schönen Natur. VIII. Abschn. Reiseeinrichtung für den Fussgänger. IX. Abschn. Diätetische und andere Vorschriften. X. Abschn. Verschiedene Reiseplane. XI. Abschn.. Wo kann man sich eines Wagens bedienen, und wo nicht? XII. Absch. Karten von der Schweiz. Etwas unvollständig ist das Verzeichniss. Mehrere Special- und besonders ältere Karten besitzen in Zürich Hr. Rathsherr *Ziegler*, und in Zug Hr. General *v. Zurlauben.* XIII. Abschn. Zeichnungen, Kupferstiche und illuminirte Blätter. Ebenfalls nicht vollständig genug. XIV. Abschn. Anzeige der Reisebeschreibungen über die Schweiz, und kurze Kritik derselben. Ziemlich vollständig ist die Anzeige, und die Kritik eben so bescheiden als richtig. Unter den ältern Beschreibungen vermissen wir zwo poetische, eine französische von *l'Escarbot*, (*tableau de la Suisse.* Paris, 1618. 4.) und eine deutsche von *Rebmann.* Seit der Herausgabe von dieser Anleitung erschien in Zürich b. Orell 1794. der erste Band von *Rudolph Murers Reisen.* XV. Abschn. Anzeige der besten Schriften über die Geschichte, die politischen Verfassungen, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. der Schweiz. Bey der Anzeige der Polizey- und anderer Gesetze sind nur die Zürcherschen erwähnt, da doch auch die Bernerschen gedruckt sind. Auch vermissen wir die Anzeige von Heinr. Wasers zwey interessanten Schriften, über die Bevölkerung der Schweiz, und über eine Zürchersche Feuerassecuranz. XVI. Abschn. Münzsorten und Geldcurs. Wünschenswerth wäre bey einer neuen Ausgabe die Anzeige verschiedener statistischer Handschriften, die man hin und wieder theils in den Archiven gelehrter Gesellschaften, theils in Privathänden antrifft. XVII. Abschn. Erklärung der Zeichnungen. Die erste Platte liefert die Alpenansicht bey der Hochwache auf dem Albis, 2 Stunden von Zürich. Die zweyte Platte die Ansicht bey Rochefort, 2 Stunden von Neuchatel. Die dritte Platte die Ansicht bey der Hochwache auf dem Lägerberg, unweit Regensperg, 3 Stunden nördlich von Zürich. Das Titelkupfer die Alpenansicht von Zürich an.

Theil II. Abschn. XVIII. Wirthshäuser, Sehenswürdigkeiten, Spaziergänge, schöne Aussichten u. s. w. in alphabetischer Ordnung. Vollständigkeit darf man nicht bey jedem Artikel erwarten. Einige vermissen wir ganz, z. B. Habsburg, Schinznach, Königsfelden u. s. w. Bey allen

allen Lücken bleibt das Werk immer sehr lehrreich und interessant. Alles, was der Vf. darstellt, verräth den Mann, der selbst gesehn, und richtig gesehn hat.

Leipzig, gedr. b. Richter: *Versuch einer Erdbeschreibung der sechs Welttheile nach den Stämmen, ihrer Regenten und Bewohner, nebst Karten*, entworfen von *Georg August von Breitenbauch*, Fürstl. Sachsen-Weimarischen Cammerrath etc. 1793. 408 S. 8.

Der Gedanke des Vf., die Länder unserer Erde theils nach den Hauptvölkern, theils nach den Beherrschern, darzustellen, hat die gute Seite, dass man mit einem Blicke übersehen kann, was jede Nation in verschiedenen Gegenden besitzt, wenn auch die Beschreibung jedes einzelnen Landes nach seinem geographischen Zusammenhange darunter leiden sollte. Aber wer etwas nützliches und bleibendes in die Lesewelt bringen will, muss, ausser Belesenheit und Kenntniss der nöthigen Hülfsmittel, (zwey Eigenschaften, die dem Hn. *v. B.* in einem vorzüglichen Grade eigen sind,) auch den gehörigen Fleiss aufwenden, um sich vor auffallenden Fehlern sicher zu stellen. Was soll man aber mit einer Geographie anfangen, welche Uebereilungssünden zu Schulden kommen läst, wie die Reihe derjenigen ist, die wir hier aufstellen. S. 6. „Wien, der Sitz der alten Erzherzoge, seit 1142." Gab es denn zu der Zeit schon Erzherzoge? — S. 8. „Der Burgundische Kreis wird von der Mosel durchflossen." S. 9. „Böhmen ist gegen Sachsen und Franken vom böhmischen Walde umgeben." S. 14. „Mannheim liegt beym Einfluss des Mayns in den Neckar." S. 15. „Das ehemalige Kurfürstenthum jetzt Herzogthum Bayern." S. 64. werden unter den kurpfälzischen Ländern alle westphälischen Besitzungen ausgelassen. S. 75. „Kiew, darinnen die Kosaken wohnen." S. 75. „Cherson liegt bey dem Einfluss des Bogs in den Dniper." S. 78. „Okzakow hiess ehedem Olbia oder Borysthenis." Nein, Olbia lag da, wo er die Stadt Cherson hinstellt. S. 81. wird beym Herzogthum Magdeburg die Hauptstadt und Festung Magdeburg ausgelassen. S. 95. macht Hr. *v. B.* aus den Graischen Alpen die Griechischen Alpen. S. 114. „London ist sieben Meilen lang." Ja wohl, aber englische. S. 115. „Der Fluss Lochnesz, schon der scotische Name Loch zeigt an, dass es ein See ist." S. 131. „Amsterdam ist die Hauptstadt des ganzen niederländischen Freystaats." Wie können sieben von einander unabhängige Provinzen eine Hauptstadt haben? S. 158. „Der Hafen von Schiras ist Abuschar," ist, als wenn ich sagen wollte, der Hafen von Berlin ist Hamburg. Schiras liegt wenigstens 30 Meilen von der See. S. 173. „Der Onon und Kerton sind Arme des Amur-Flusses." Nebenflüsse des Hauptstroms sind sie. S. 203. „Die Provinz Orenburg enthält die Gouvernements Orenburg und Ufa." Hr. *v. B.* wollte sagen, das Gouvernement enthält die beiden Provinzen. S. 230. sind bey Fez und Marocco alle Seehäfen ausgelassen. S. 240. „Der Nil entspringt nach Bruce's Entdeckung auf der Südwestseite des Sees Tzana." Diese Entdeckung könnte der Vf. in des Jesuiten Lobo Reise vor beynahe 200 Jahren finden. Nach S. 288. hat die Republik Nordamerika noch jetzt nur 13 Provinzen; und als Nordgränze wird der Fluss Erié angegeben, da es doch einer von den grossen Seen ist. S. 309. „In Paraguay ist der Hauptfluss der Parana oder Rio de la Plata." Diese Benennungen sind nicht gleichbedeutend; Rio de la Plata heisst der Strom erst von Buenos Ayres an gegen seine Mündung, wenn er alle übrigen grossen Flüsse aufgenommen hat. S. 324. „Spanien wird von Portugal geschieden durch den Minho, Duro, Guadiana." Der Duero scheidet nirgends beide Länder. S. 332. „Die Ungarn, welche vorher den Namen Madgiar führten, hernach den der Ungarn annahmen." Sie heissen noch Madjar, wie vorhin, und der Name Ungarn war nie einheimisch. Hr. *v. B.* beschreibt alle geistlichen Länder nach den Familien, welche sie gegenwärtig besitzen. Diese Anordnung setzt beynahe mit jedem Jahre eine neue Geographie voraus. Er zählt sechs Theile der Erde, weil Nord- und Süd-Amerika jedes für einen besondern gilt. Von S. 323. folgt noch die Eintheilung der Erde nach den Hauptvölkern, welche sie bewohnen; und auf diese Eintheilung beziehen sich vorzüglich die sechs beygefügten Karten, welche zu diesem Endzweck eine ganz gute Uebersicht gewähren, übrigens aber nicht brauchbar als Karten, und schlecht gezeichnet sind.

Leipzig, in d. Müller. Buchh.: *Oberlausitzische Merkwürdigkeiten.* Den Freunden der Natur, Oekonomie und Länderkunde gewidmet. Mit vielen Kupfern. 1794. 84 S. 4. (3 Rthlr.)

Als der sel. Prof. Leske seine Reise durch die Kursächsischen Länder unternahm, so kam er, wie bekannt, nur in sein Vaterland, die Oberlausitz, weil ihn der Tod, oder vielmehr seine Berufung nach Marburg, an der Fortsetzung hinderte. Diese Reise durch die O. L. erschien 1785. in der Müller. Buchh. unter dem Titel: *Reise durch Sachsen in Rücksicht der Naturgeschichte und Oekonomie,* mit sehr vielen Kupfern und Vignetten. Von diesen Kupfern hat die Verlagshandlung 55 gewählt, und sie mit einer kurzen Beschreibung geliefert. Diese Beschreibung ist grösstentheils aus der Leskischen Reise genommen, nur hat der Herausg. mitunter eigene Bemerkungen bey den natürlichen Gegenständen beygefügt. Wir wollen nichts gegen diese Unternehmung selbst einwenden, obgleich der Preis gegen die Reisebeschreibung gerechnet, zu hoch ist; aber zwey Dinge müssen wir nothwendig erinnern, die man hätte bedenken sollen. Erstens vermissen wir ungern bey der Beschreibung der Kupfertafeln die Anzeige, wo sich die Nachricht in der Leskischen Reise selbst befindet. Zweytens wäre es besser und schicklicher gewesen, wenn man die Leskischen Kupfer nicht in ihrer bisherigen Folge — die Vignetten stehen zuletzt — sondern systematisch geliefert und beschrieben hätte. Dann hätte man die natürlichen Körper, die Aussichten, Alterthümer, Kleidungen etc. beysammen, jetzt sind sie unter einander geworfen, und ohne alle Ordnung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. October 1794.

MATHEMATIK.

Ohne Druckort: *Grundsätze der Rechnungswissenschaft in doppelten Posten:* zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen. 1793. 148 S. 8. (3 gr.)

Schon 1774 erschienen diese Grundsätze der Rechnungswissenschaft im Drucke zum Gebrauch der öffentlichen Vorlesungen bey den kaiserl. königl. Ritterakademien und der Realschule in Wien, sammt ausgearbeiteten 7 Rechnungsentwürfen. Um sie nun bey ihrem sonstigen hohen Preise in mehrere Hände zu bringen, und dadurch gemeinnütziger zu machen, sind sie hier in einem kurzen Auszug gebracht worden. Die Grundsätze selbst bestehen 1) in der *Sicherheit*, dass nemlich alles, was man in der Rechnung aufgezeichnet findet, vollkommen richtig sey, und 2) in der *Uebersicht*, dass alles, was man zur Verwaltung eines Gegenstandes wissen muss, in der Rechnung geschwind und ohne viele Mühe übersehen werden könne. Die Sicherheit bey den Rechnungen ist zweyfach, nemlich einmal für den Rechnungsführer und dann auch für den Eigenthümer. Was zu jedem von beiden erfodert wird, setzt der Vf. weiter auseinander, handelt von dem Erfodernifs, der Einrichtung und dem Nutzen der Tagebücher. Hierauf kommt er auf das was zur geschwinden Uebersicht, wie viel unter jeder Rubrik eingehen oder ausgegeben werden soll; was eingegangen oder ausgegeben und was noch in Rest ist. Der 3te Grundsatz ist die *Vorbilanz*, welche aus dem Activ- und Passivvermögen entsteht. Wenn die Rechnung mittelst des Tage- und Hauptbuchs bis zu Ende fortgeführt wird, so ergibt sich dann der 4te Grundsatz dass, so wie beym Anfange der Rechnung eine Vorbilanz eröffnet worden ist, um das anfänglich reine Vermögen zu wissen, also auch mit Ende der Rechnung eine *Schlussbilanz* errichtet werden muss. Zu Ende des Jahrs kommt es vorzüglich auf die Beantwortung der Frage an: wie viel ist Ertrag durch die diesjährige Verwaltung ausgefallen? und die Berechnung, welche diese Frage beantwortet, macht des Vf. 5ter Grundsatz aus, welcher die *Vermögensstandes-Vergleichung* genannt wird. Es folgt nun die Eintheilung des Buchhaltens; das Formular zum Tagebuch mit zu gehöriger Erläuterung. Hülfsbücher. Hauptbuch in doppelten Posten; Erläuterung und Formular dazu. Am Ende noch Regeln, wenn zu jedem Schuldner sein Gläubiger und zu jedem Gläubiger sein Schuldner gefunden werden könne.

Wien, b. Wappler: *Georg Vega*, Hauptm. u. Prof. d. Math. bey dem kais. kön. Artilleriekorps, *Vorlesungen über die Mathematik*, sowohl überhaupt zu mehrerer Verbreitung mathematischer Kenntnisse in den kais. königl. Staaten, als auch insbesondere zum Gebrauch des kais. königl. Artilleriekorps eingerichtet. I. Band, die Rechenkunst und Algebra enthaltend. 2te Aufl. nach der 1sten Auflage, nach dem mündlichen Vortrage und unter Aufsicht des obgenannten Vf. neubearbeitet, von *Conrad Gernrath* Unterlieut. und angest. Lehrer bey einer Abtheil. der Mathem. Befl. des kais. königl. Bombardierkorps. 1793. 536 S. gr. 8.

Dieser Theil enthält nur die nothwendigsten Gründe der allgemeinen Rechenkunst. Die Absicht des Vf. war, denen einen sichern Leitfaden in die Hände zu geben, welche in einer schicklichen, von den übrigen Dienstgeschäften freyen Zeit, sich die unentbehrlichsten Kenntnisse der höhern und angewandten Mathematik zu erwerben wünschten, und bey dieser neuen Ausgabe war sein Augenmerk besonders darauf gerichtet, auch den Lehrer beym Privatunterricht in der Mathematik sein Geschäfte möglichst zu erleichtern, besonders commentirte er diejenigen Stellen, von welchen er beym Unterricht bemerkt hatte, dass sie schwer zu fassen waren. Eben solche Erfahrungen musste auch der Herausgeber, Hr. Gernrath, sammeln und die Bearbeitung nach der Anleitung des Hn. Vega übernehmen. Ausserdem sind noch verschiedene Gegenstände eingeschaltet worden, welche bey der ersten Ausgabe fehlten, nemlich eine kritische Untersuchung über die Vergleichung verschiedener Gewichte und Maasse §. 198 u. 199.; die allgemeine Interpolationsformel §. 315.; die Summirung der mathemat. Potenzen einer arithmetischen Progression §. 318 u. 319.; die Bestimmung der Exponenten bey Umkehrung der Functionen statt des sonst hierzu dienlichen analytischen Dreyecks §. 340 u. a. m. Zugleich hat der Vf. darauf Bedacht genommen, dass die schwerern, zur höhern Mathematik gehörigen Gegenstände von andern unumgänglich nothwendigen, abgesondert und in die letztern Bogen gebracht wurden. Die Vorlesungen handeln I) von den Rechnungsarten mit ganzen Grössen; II) mit gebrochenen Grössen, wo auch die Lehre von den zusammenhängenden Brüchen mitgenommen ist; III) Rechnungsarten mit Potenzen und Wurzeln; IV) von den Verhältnissen und Proportionen, nebst deren Anwendung auf verschiedene Rechnungsfragen; besonders ist die Regel de Tri durch häufige, das Militärwesen betreffende Exempel, erläutert; V) von den Gleichungen des 1sten und 2ten Grades, nebst Anwendung auf die Auflösung verschiedener Aufgaben. Auflösung solcher Fragen wo 2 unbekannte Grössen vorkommen. Unbestimmte Aufgabe. Ueber unmögliche Aufgaben, mit mancherley Beyspielen erläutert; VI) von den Reihen

hen und ihrer Anwendung. Eine Tafel wo aus je 3 Stücken der bey den Reihen in Betracht kommenden Gegenstände das 4te und 5te gefunden wird. Auch von arithmetischen Reihen des 2ten, 3ten und 4ten Ranges und deren Anwendung. Polygonal- und Pyramidalzahlen. Combinationen und Permutationen der Grössen mit Anwendung auf die Zahlenlotterien, wo sich der Nachtheil für den Spieler sehr deutlich ergibt, besonders beym Ternenspiel. Anwendungen auf die Wahrscheinlichkeiten beym Würfelspiel, wo gelegentlich eine Angabe in Mönnichs Lehrbuch der Mathematik berichtigt wird. Eben so eine Tafel für die unbekannten Stücke einer geometrischen Reihe von Logarithmen; Anwendung auf Interusurien- Disconto- und ähnliche Rechnungen. Von den Functionen und ihren Verwandlungen, besonders die Berechnung der Logarithmen, sowohl der briggischen als natürlichen. Anwendung der Reihen auf eine allgemeine Entwickelung der Potenzen oder zur Erfindung des Binomischen Lehrsatzes. Von der Summirung einiger besondern, theils endlichen, theils unendlichen Reihen, nebst vorläufigen Begriffen vom unendlich Grossen und kleinen. VII) Vorlesungen von den höhern Gleichungen. Ein Anhang enthält eine Tafel aller einfachen Factoren der durch 2, 3 und 5 nicht theilbaren Zahlen von 1 bis 10000 und eine Tafel der Primzahlen bis 100000. Für junge Mathematiker, welche Vorlesungen über die reine Mathematik hören, wird dieses Werk zum Nachlesen, und weitern Privatstudium von ausgezeichnetem Nutzen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

VENEDIG, b. Zatta: *Parnasso de' Poeti classici d'ogni Nazione*, Ebrea, Greca, Latina, Inglese, Spagnuola, Portoghese, Francese etc. *transportati in lingua Italiana*, chronologicamente e con varietà di metro dai megliori nostri Poeti. *Tomo Primo. Poesie Ebraiche. Giobbe. Cantico de' Cantici, Cantici Scritturali. Treni di Geremia.* 1793. 352 S. *Tomo Secondo. Canzionel di Salmi Cento cinquanta.* 360 S. kl. 8.

Der Herausg. *Andrea Rubbi* preist Italien glücklich, dass es durch Uebersetzungen auch die geistigen Reichthümer anderer Nationen in seiner gewandten und gefälligen Sprache besitze. Der Parnass habe zwey Hügel; einer gehöre den Dichtern, der andere den Uebersetzern der Dichter. In 56 Bänden habe er alle italiänischen Originaldichter herausgegeben. Jetzt unternehme er die Herausgabe von einer *Reihe italiänischer Uebersetzer von Dichterwerken.* Gebohren mit den ersten Menschen blühete die Poesie zuerst bey den Hebräern. *Gran pregio della lingua italiana, che a tutte si adatta, e coglie a tutte il fiore più bello!* Und wahr ist es. Abgesehen von der Sprachrichtigkeit, gegen welche oft sehr viel einzuwenden wäre, lassen sich die meisten hier gesammelten Uebersetzungen der hebräischen Dichterreste mit einer Anmuth lesen, welche sie durch keine andere Sprache erhalten. Uebrigens erscheinen hier die hebräischen Stücke durchaus in freyen und gereimten Uebersetzungen, die mehr auf den Eindruck, den das Ganze macht, als auf strenge Befriedigung des Sprachgelehrten berechnet sind.

Hiob ist nach *Franc. Rezzano* aufgenommen. *R.* behandelte ihn als Drama, und übersetzte paraphrastisch in achtzeiligen Stanzen. Auch die 2 ersten und das letzte Kapitel hat er, ungeachtet sie historisch und im Original nicht poetisch sind, hier in *ottave rime* gebracht. *R.* war zu Como 1731 geboren und starb 1780. Er lebte arm und gedrückt; wie sein Hiob, sagt *G. B. Giovio*, sein Biograph in: *Gli Uomini della Diocesi Comasca, in Modena* (1784). So erhaben, fliessend und schön, wie die Freunde des Herausg., können wir *Rs.* Uebersetzung nicht finden. Dass er sich genau in die Eigenheiten des hebräischen Alterthums zurückversetzt, und seinen Schriftsteller nach hebräischer Mythologie, Denkart und Sitte verstanden habe, lässt sich ohnehin kaum erwarten. So ist K. 3, 13. kein Gedanke an den hebräischen Mythos vom *Scheol* bey *R.*, sondern Hiob seufzt, wie ein Römer:

> *Quanta fora per me miglior ventura*
> *Tacito in solitaria erma quiete*
> *Esser nel grembo di grand' urna oscura,*
> *Regi ed illutri eroi, come voi siete!*

und im 19. K. ist Hoffnung der Körperauferstehung durch den Erlöser:

> *In te mia speme, Redentor, si avviva,*
> *Che vieni, e i lacci de la morte sciogli;*
> *Per te sorgendo ne l'estremo giorno*
> *So che a vita miglior farò ritorno.*
>
> *Cinto di questo mio terreno ammanto,*
> *Nuova vita vestendo e nuovi sensi,*
> *Lascerò allor la region del pianto*
> *E vedrò i regni di tua gloria immensi etc.*

Das *Hohelied* erscheint *adattata al gusto dell' italiana poesia e della Musica, tradotto da Evasio Leone*, So war es zu Turin 1787 erschienen. *L.* übersetzt nach der Vulgata, und sieht das Ganze als eine Sammlung von Cantaten auf Salomo's Beylager mit der Prinzessin von Aegypten an (1. B. Kön. 3, 1.), in welcher *i casti amoreggiamenti, i teneri trasporti di Salomone e della Sulamitide* den *buchstäblichen* Inhalt ausmachen. Hie und da beruft sich *L.* auf *Lowth de S. poesi hebr.* und auf *Petri Rossi Cant. Canticor. anacreonticis versibus expressum*, der es *non ut perpetuum carmen sed ut cantiunculas quasdam a se invicem separatas et divulsas* behandelte. Auch auf Monsignor *Ercolani della Pergola* wird Rücksicht genommen, welcher das H. L. als Schäferdrama in fünf Acten, unter den Namen: *Sulamitide*, bearbeitet hat. Leone theilt es in zehn Cantaten, in welchen die gewöhnlichen *Interlocutori* sind: Braut, Bräutigam und ein Chor von Mädchen, welchen sich *L.* als beständig gegenwärtig denkt. Meist schweigt er, bisweilen fällt er selbst redend ein. Die Zergliederung des Ganzen verräth Gefühl und Geschmack. I. Cantate. Die Braut K. 1, 1 — 7. Der Bräutigam 1, 8 — 11. II. Cantate: Braut K. 1, 12. 13. 14. Bräutigam v. 15. Braut v. 16. —

K. 2,

K. 2, 1. Bräutigam. K. 2, 2. Braut. K. 2, 3 — 6. Bräutigam v. 7. III. Cantate: K. 2, 8 — 10. im Anfang bis zu אמר לי — Bräutigam 2, 10 — 14. Er bitte fie, ihm ein Lied zu fingen. Der folgende 15 u. 16. Vers wird alsdann als das Lied, welches fie ihm zum Vergnügen vorfingt, eingekleidet. Eine recht artige Wendung. Das Liedchen gefällt durch fie gewifs.

Amici, tendete
il laccio, la rete,
Alcun non ripofi
di ftar reghitoffi
più tempo non è;

Lo fo; tu fei mio.
Lo fai, tua fon jo,
Paftore gentile,
Che godi l'ovile
tra i gigli guidar.

Di pampini adorne
già fono le vigne
ah! belve maligne
non ponganvi il piè.

Saprò per sì degno
Si tenero oggretto
del core ogni affetto
coftante ferbar.

v. 17. ladet fie ihn ein, auf den Abend wiederzukommen. IV. Cantate: Braut K. 3, 1 — 4. Bräutigam v. 5. V. Cantate: das Mädchenchor 3, 6 Braut 3, 7 — 11. Bräutigam K. 4, 1 — 6. VI Cantate: Bräutigam K. 4, 7 — 16. Braut K. 5, 1. Bräutigam 5, 2. VII Cantate: Braut K. 5, 3 — 8. Mädchenchor 5, 9. Braut 5, 10 bis 16. Mädchenchor K. 6, 1. Braut 6, 2. 3. Bräutigam 6, 4 — 10. VIII. Cantate: Mädchenchor 6, 10. fo dafs bald eine, bald alle fingen. Bräutigam 6, 11. 12. Mädchenchor K. 7, 1. Bräutigam 7, 1. von מה תחזו an bis v. 10. Braut 7, 11 — 13. IX. Cantate: Braut K. 8, 1 — 3. Bräutigam v. 4. wo ihm der Dichter das hebräifche wieder durch eine feine Wendung anpafst. Indem die Geliebte in feine Arme finkt, fingt er:

Ah, figlie di Solima
Se un mifero core
Piagato d'amore
vi defta pietà

Lafciate che immerfa
ne' fonni amorofi
tranquilla ripofi
Finch' ella - vorrà.

X. Cantate. Mädchenchor und dann die Braut K. 8, 5. Die 2 erften Zeilen des 6. v. werden der Braut in den Mund gelegt, das folgende dem Bräutigam von כי עזה an. Braut v. 7. Aber gerade diefe fchönfte Stelle des Ganzen hat der Paraphraft am meiften durchwäffert. V. 8. 9. 10. find ganz ausgelaffen. Der Ueberf. fcheint über fie in Verlegenheit gewefen zu feyn. Unfern deutfchen Ueberfetzern, fo viele von ihnen das H. L. als ein zufammenhängendes Ganzes anfehen, find fie meift der Schlüffel zum ganzen Buch. — V. 13. fpricht noch der Bräutigam und v. 14. fchliefst die Braut:

Ah degli aromi al colle,
Al par di cervo, o cavriol velfce,
Meco t' affretta. è tempo,
che in quel foggiorno amico
Jo provi alfin qual fia
La dolcezza d' amore, anima mia.
A quel monte, ah volgi il piede,
Tempo è alfin, amato bene,
Che il mio cor da tanta pene
Incominci a refpirar.

Die *Cantici fcritturali* find die zerftreuten Lieder Mofe's, der Debora, Simfons, Davids, Ifaia's, Jona's, Habacuc's, Chiskia's, auch der 3 Kinder im Feuerofen, des Priefters Zachariah, der heil. Maria und Simons — von verfchiedenen Ueberfetzern, befonders Saverio *Mattei*; noch mehr paraphrafirt als die vorhergenden. Aus B. d. Richt. 15, 16. ift ein Lied von 6 Seiten ausgefponnen. Vorzüglich ift Davids Todtenlied auf Jonathan und Saul, durch Franc. *Martinelli*. Der Anfang davon ift:

Mira, Ifrael, qual inclito
Sangue i tuoi colli afperge'!
Morte s'adplaude ed erge
la fanguinofa man

E de' guerrier' tuoi laceri
Sopra l'offa infepulte
le fquallid' ombre inulte
Ti accenna di lontan. —

In diefer Ueberfetzung wäre jenes Lied werth, mit Gefühl componiert zu werden. Auch das Hohelied würde in der Weife, wie es hier dargeftellt ift, das Süjet einer guten Compofition werden können.

Die *Threni* find nach der Idee des *Marco Moroni* (Verona 1762) nicht blofs auf Jeremia's Zeiten, fondern auch auf fpätere Leiden feines Volks zu beziehen. Die eingerückte Ueberfetzung ift von Gian Franc. *Manzoni*, welcher das Ganze in X Gefänge abtheilt. Der zweyte Gefang beginnt mit K. 1, 12. Der dritte mit K. 2, 1. Der vierte K. 2, 13. Der fünfte K. 3, 1. Der fechste K. 3, 24. Der fiebente K. 3, 49. (Auch diefes alphabetifche Lied fand alfo der Ueberf. für gut, in Theile zu zerlegen!) Der achte K. 4, 1. Der neunte K. 4, 11. Der zehnte K. 5.

Der zweyte Theil enthält *LXIV Pfalmen* von verfchiedenen Ueberfetzern. In der Vorrede wird eine anfehnliche Anzahl italiänifcher Ueberf. der Pfalmen genannt. Der neuefte darunter ift *Giuf. Rugilo*, *Vefcovo di Lucera*. Von ihm, Loreto und Saverio *Mattei*, Andr. *Rubbi*, Gabr. *Fiamma*, Agoftino *Agoftini*, Vinc. *Carraro*, Giacinto *Ceruti* und Ant. *Cerati* find die hier abgedruckten Ueberfetzungen entlehnt. Am meiften verlieren fie durch unrichtige Deutungen des Gegenftands, auf welchen die Vf. diefe alten Lieder beziehen. Z. B. Pf. 2. wird von Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Pilatus als Mördern Jefu verftanden und nun in diefem Geifte paraphrafirt. Davon abgefehen, findet man hinreifsend poetifche Stellen. Die ftrafenden Folgen der Hinrichtung Jefu werden zum Theil in diefen Strophen gefchildert:

— Ecco aprirfi e piovere
Torrenti d'acque il cielo
e fepellire il Moria
l'Ermone et Carmelo.
Ecco l'abiffo eftollere
le fonti fue profonde
e tutto in un fomergere
il germe uman ne l'onde

Gli aftri dal ciel fi fchiantano.
La luna e il fol s'ofcura
Inorridifce et palpita
l'univerfal natura,
Di piante e belve e d'uomini
la terra è defolata,
e fi diftrugge eftermina
la ftirpe audace, ingrata. etc.

Aber freylich fteht hievon nicht eine Sylbe irgend im Texte!

KOPENHAGEN, b. Poulfen: *Haandbibliothek for det fmukke Kiön.* Originale profaiske og poetiske Arbeider.

beider. (Handbibliothek für das schöne Geschlecht.) I. Bind. 1794. 196 S. 8.

Der ungenannte Herausgeber glaubte für Vergnügen und Unterhaltung der Damen, wenigstens in der Hauptstadt, zu sorgen, wenn er ihnen jährlich ausser dem Musenalmanach eine kleine Sammlung auserlesener prosaischer Arbeiten in die Hand gäbe. Er hat zu dem Ende aus dänischen Schriftstellern, die er für klassisch hält, Auszüge gemacht, und für dieses Jahr einen kleinen Band davon als Zugabe zu dem Musenalmanach drucken lassen. Seine Quellen sind *Frimanns* Volkslieder, *Lütkens* Repertorium, *Snnedorffs* und *Suhms* Schriften, *Storms* Fabeln und einige periodische Schriften. Die Verfasser der ausgehobenen Stücke sind meistens nicht genannt, auch ist nicht bey den einzelnen Stücken angegeben, woher sie entlehnt sind. Unter den wenigen poetischen Stücken ist die Romanze Schön Sigrid und Held Othar von *P. K. Tröiel*, und der Gesang eines verführten Mädchens um Mitternacht von *Frankenau* vortrefflich, zumal der letztere. Die prosaischen Stücke sind von sehr ungleichem Werth und von sehr verschiedener Gattung. Einige sind vorzüglich, die meisten mittelmässig, wenige unbedeutend. Sollte aber, wie wir nicht zweifeln, das Unternehmen Beyfall und Aufmunterung finden, so rathen wir dem Herausgeber, sich bey der Wahl der Stücke eine gewisse bestimmte Richtung vorzuschreiben und eine strengere Kritik zu befolgen. Nicht alles, was an sich richtig, nützlich und gut gesagt ist, gehört in eine solche Sammlung, wie z. B. das Stück über Bäder; und solch ein Gewäsche als die Charakterzeichnung S. 105. ist wenigstens für gebildete Frauenzimmer keine angemessene Unterhaltung. Die beiden poetischen Stücke des Pastor *Hiort*, Marthe, ein Volkslied, und ein Spinnlied, welche der Verleger mit dessen Genehmigung hinzufügte, sind beide sehr gut.

Kopenhagen, b. Poulsen: *Nyt-aars Gave for Damer* (Neujahrs-Geschenk für Damen). 1794. 194 S. 8. mit Musik und einer Titelvignette.

Wir haben in dem diessjährigen dänischen Musenalmanach weniger mittelmässige Stücke als in dem vorjährigen bemerkt, aber auch kein ausgezeichnetes vom ersten Range, sondern nur mehrere gute, denen aber noch immer eins oder das andere fehlt, um auf Vollendung Anspruch machen zu können. Ausser einigen ungenannten, findet man Arbeiten von *Bechmann*. *M. C. Bruun*, Mad. *Buchholm*, *Frankenau*, *Hasse*, *Heiberg*, *Hiort*, *Horrebov*, *Liebenberg*, *Pavels*, *Plum*, *Rahbek*, *Riber*, *Sander*, *F. Schmidt* und *J. Smidth*. Zu den vorzüglichsten Stücken scheinen folgende zu gehören, die nach der alphabetischen Ordnung der Vf. auf einander folgen mögen. Von Madame *Buchholm* eine Idylle Thormund und die Romanze Elwina. Von *Frankenau* ein trefflicher Gesang an ein sechzehnjähriges Mädchen. Von *Hasse*, der unter allen die meisten Beyträge und zwar aus allen Fächern der Dichtkunst gegeben hat, eine Elegie in einem Stammbuche und Hanchens drey Lieder bey dem Nähzeuge, bey dem Stricken und dem Spinnen, zu welchen *Schulz* ungemein gefällige Compositionen gemacht hat. Von *Horrebov* ein einnehmender Gesang: das reizendste Mädchen. Von *Liebenberg* zwey Gelegenheitsgedichte. Von *Rahbek* ein Lied an Laura. Von *Riber* die geistvollen Nachahmungen von *Pfeffels* Epistel an Phoebe, und *Vossens* trefflicher Louisa. Von *J. Smidth* ein Lied, das eigentlicher eine Romanze genannt wäre. Uebrigens haben wir auch diesmal in manchen, sonst vorzüglichen Stücken kleine Anstösse gegen die Regeln der Kunst und der dichterischen Sprache bemerkt, welche, wenigstens dem aufmerksamern und feiner fühlenden Leser vieles von dem Vergnügen benehmen, was ihm Erfindung und Darstellung im Ganzen machen. Sollte es nicht möglich seyn, dass der uns unbekannte Herausgeber des dänischen Musenalmanachs die Bemühung übernähme, die *Voss* mit entschiedenem Glück so oft bey dem ersten unter den deutschen Musenalmanachen anwendet, zumal da die meisten dänischen Dichter in Kopenhagen oder doch in der Nähe leben, und also die gemachten Erinnerungen vorher prüfen, und auf die zweckmässigste Weise benutzen könnten, um die Flecken selbst wegzuwischen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Vicenza*, in der Turrischen Druckerey: *Qualità ed indicazioni diverse dei polso e della urina nelle malattie, saggio de Antonio Turra.* 1792. 84 S. 8. — Wer in dieser Schrift neue Bereicherungen für die Semiologie zu finden hofft, wird getäuscht. Indessen sind die semiologischen Lehren vom Pulse und vom Harne nach der gewöhnlichen Art recht gut und deutlich vorgetragen. S. 20. wird bewiesen, dass bey wahrer Vollblütigkeit der Puls nothwendig zwar voll, aber zugleich klein, schwach und geschwind seyn müsse. Beygefügt sind zwey Tabellen zur Uebersicht der verschiedenen Eigenschaften des Pulses und des Harnes.

Geschichte. *Kopenhagen*, b. Schulz: *Frederik Bagger den vindskibelige. Nye-Aars Gave* (Friedrich Bagger, der betriebsame. Ein Neujahrsgeschenk.) 1794. 40 S. 12. — Eine sehr wohlgerathene, populäre Darstellung der glücklichen Wirkungen des Fleisses und der Betriebsamkeit in der Geschichte eines Gutsbesitzers, der sich bloss durch seine Arbeit ein beträchtliches Vermögen erwarb.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. October 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Repertorium des deutschen Staats- und Lehnrechts*, ehemals von einer Gesellschaft ungenannter Gelehrten mit einer Vorrede des Hn. *Buders* herausgegeben, nunmehro aber mit Zusätzen und neuen Artikeln weit über die Hälfte vermehrt und durchaus verbessert von Dr. *Carl Friedrich Häberlin.* Dritter Theil. L — O. 1793. 758 S. 4.

In der Vorrede gibt der Vf. folgende Nachrichten, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten können. „Je länger das Publicum auf den dritten Band des Repertoriums des deutschen Staats- und Lehnrechts, welchen ich demselben zu liefern das Vergnügen habe, hat warten müssen; desto mehr wird es meine Pflicht seyn, die Ursachen der bisherigen Verzögerung anzuführen. Hr. RR. und Prof. Scheidemantel, der bisherige Herausgeber dieses Werks, starb bald nach Vollendung des zweyten Bandes, und hinterliefs nur wenig Manuscript zum folgenden dritten. Lange Zeit wollte sich kein Gelehrter zu Fortsetzung dieses, gewiss in mehrerm Betracht mühsamen, Werks finden; endlich aber wurde sie von den jetzigen Herrn Professoren *Posse* zu Rostock, und *Schmelzer* zu Helmstädt, damaligen Privatdocenten in Göttingen, übernommen. Göttingen war allerdings wegen der dasigen treflichen Bibliothek der rechte Ort, wo dieses Werk vollendet werden konnte, und eben so hätten die neuen Herausgeber, wie deren übrige Schriften beweisen, nicht leicht glücklicher gewählt werden können. Allein bald darauf unternahm Hr. Prof. *Schmelzer* eine publicistische Reise nach Wezlar, Regensburg und Wien, und wurde nach deren Endigung hier zu Helmstädt als öffentlicher Rechtslehrer angesetzt; Hr. Prof. *Posse* aber erhielt den Ruf als ordentlicher Rechtslehrer nach Rostock, welchem er auch im J. 1788 folgte. Diese Veränderung, vielleicht auch der Mangel einer zahlreichen und zweckmäsigen Büchersammlung, welche durchaus zur Herausgabe eines Werks dieser Art erfodert wird, verursachte, dafs Hr. Prof. *Posse* sein gegebenes Wort zurücknahm. Jetzt blieb also Hr. Prof. *Schmelzer* allein übrig, und dieser war es, welcher mich bewog, in Hn. Possens Stelle als Mitherausgeber zu treten. Aber nun trat auch Hr. Prof. *Schmelzer* zurück, weil die Verlagshandlung auf die baldige Erscheinung des dritten Bandes drang, Hr. Schmelzer aber erst seine bereits zu Wien und Wezlar angefangene Werke über den Contumacialprocefs der höchsten Reichsgerichte, und die Literatur der gerichtlichen Reichspraxis endigen wollte; doch versprach er die bereits angefangenen Artikel, das Lehn und Münzwesen betreffend, so wie noch einige andere Artikel, dazu zu liefern. Der Begriff, den ich mir übrigens von einem Werke dieser Art mache, und wonach ich möglichst gearbeitet habe, ist, dafs es nicht sowohl für den eigentlichen Gelehrten, oder doch für diesen höchstens nur zum ersten Nachschlagen, wohl aber für den Geschäftsmann, ist, dem oft Mangel an Zeit und Büchern nicht gestatten, mühsame Nachforschungen anzustellen; ferner für denjenigen, der das Staats- und Lehnrecht als Hülfswissenschaft gebraucht; und endlich für einen grosen Theil des Publicums, welcher von diesen oder jenen, seine vaterländische Verfassung und Rechte betreffenden Gegenständen Auskunft und Belehrung zu erhalten wünscht. Uebrigens mufs ich noch mit Dank erwähnen, dafs aufser dem Hn. Prof. *Schmelzer*, noch meine Freunde, die Hn. Professoren *Remer* und *Eisenhart*, ingleichen der Hr. von *Florencourt* in Braunschweig, an diesem Werke Theil haben, indem sie auf mein Ersuchen einige Artikel zu bearbeiten übernahmen, So sind die Artikel *Miles, Ministerialien* und *Ordalien* vom Hn. Prof. *Remer;* die Artikel *Landstadt, Meyer, Notarien* und *Obstagii jus* vom Hn. Prof. *Eisenhart;* und die Art. *Nachfolger, Neutralität* und *Nuntiatur* vom Hn. *von Florencourt.* In der Vorrede zum zweyten Bande dieses Werks, worin Hr. *Scheidemantel* verschiedene Zusätze und Verbesserungen lieferte, versprach er noch mehrere in der Vorrede zum dritten Theil beyzubringen. Ich war erst Willens, dieses Versprechen zu erfüllen; allein ich fand bald, dafs alsdann ein zu groses Misverhältnifs zwischen der Vorrede und dem Werke selbst entstanden seyn würde. Ich habe mich daher entschlossen, lieber, nach vollendetem Werke, einen eigenen Supplementband zu liefern, worin ich zugleich die in neueren Zeiten in Betreff mehrerer Materien erfolgte Modificationen bemerklich machen werde. Dahin verspare ich also auch alles das, was ich selbst bey nochmaliger Durchsicht dieses dritten Bandes zu bemerken und hinzu zu setzen gefunden habe. Blofs zu den Artikeln, *Münsterischer Frieden* und *Neutralität* will ich aus den neuesten Reichstagsverhandlungen einige Zusätze liefern. Uebrigens wird, so bald es möglich ist, der vierte Band dieses Repertoriums, wozu bereits verschiedene Artikel ausgearbeitet sind, nachfolgen." — (Rec. wünscht, dafs der Vf. sein gegebenes Wort hier besser halten möge, als er es in Ansehung seiner neuen Ausgabe der *Moserischen* Werke gethan hat. Immer dürfte es schwer zu entschuldigen seyn, die Herausgabe eines Werks so feyerlich und öffentlich auf einen gewissen Termin anzukündigen, sogar Vorausbezahlung anzunehmen, und dann doch die Erfüllung seines Versprechens Jahre lang anstehen zu lassen.) — Unter

dem Buchstaben L kommen 130, unter M 95, unter N 21, unter O 27 Artikel vor. — Rec. hat einen grofsen Theil des Werks mit Aufmerkfamkeit durchgelefen, und, wie er fchon voraus es vermuthete, die Ausführungen fo zweckmäfsig gefunden, dafs ihm nur der Wunfch übrig blieb, es möchten die beiden vorhergehenden Theile von derfelben Hand bearbeitet worden feyn. — Dafs indeffen die Foderungen aller Lefer nicht vollkommen und durchaus befriedigt feyn werden, fah der Vf. nach feinen in der Vorrede gethanen Aeufserungen, felbst voraus, und wird es daher auch uns verzeihen, wenn wir bemerken, was wir hin und wieder zugefetzt, weggelaffen, geändert wünfchten. Vielleicht erhält eines, oder das andere, feinen Beyfall, und wird in dem verfprochenen Supplementbande einft benutzt; — der Artikel: *Lagerbuch* — gefiel uns gar nicht. Schon der gegebene Begriff — es fey folches ein Verzeichnifs aller liegenden und ftehenden Güter einer Gemeinheit, Stadt, Flecken oder Dorfs nach ihrer Befchaffenheit, Lage und Gröfse, zuweilen auch mit einer Anzeige der darauf liegenden Abgaben — ift zu eng und unbeftimmt. So viel Rec. weifs, gehört die Anzeige nicht nur der auf den Gütern liegenden Abgaben, fondern auch der auf denfelben haftenden Befchwerden, z. E. Dienftbarkeiten u. f. w. wefentlich zu einem Lagerbuche. Aufserdem aber ift von der Einrichtung und den Eigenfchaften, die den Lagerbüchern erft volle Beweiskraft geben, kein Wort gefagt. Auch die verfchiedenen Arten derfelben find nicht gefondert und entwickelt, und ihr ausgebreiteter Nutzen ift nicht nach feinem ganzen Umfange befchrieben, — Eben fo heifst es in dem Artikel *Land.* Diefer Ausdruck fey nicht nur im gemeinen Leben, fondern auch in den Schriften der Rechsgelehrten unbeftimmt und fchwankend; jedoch fchienen die meiften darin übereinzukommen, dafs fie mit dem Worte Land, den Begriff eines Bezirks verbinden, der von etwas beträchtlichem Umfang ift, und wenigftens mehrere Städte, Flecken, Dörfer und Aemter in fich begreift. Hier hätte, unfers Erachtens, beygefetzt werden müffen: und derfelben Oberherrfchaft unterworfen ift. — Auch haben wir nicht bemerkt, dafs der Ausdruck *Land* unter den Rechtsgelehrten unbeftimmt und fchwankend fey. Sehr wohl hingegen hat uns der Artikel *Landesherr* gefallen. Hier heifst es: „So unfchicklich es in gewiffem Betracht ift, von dem Regenten eines Landes den Ausdruck Landesherr zu gebrauchen, weil er nichts weniger als Herr, oder Eigenthümer des ganzen Landes ift: fo häufig wird gleichwohl diefe Benennung von unfern deutfchen Landesregenten gebraucht. Sie ftammt aus den ältern Zeiten her, in welchen freylich der zweckmäfsigere Name Regent faft eben fo unbekannt war, als wenig man von Regentenpflichten etwas wufste etc. Doch diefe Zeiten find nunmehr bald ganz vorbey. Die mehreften unferer deutfchen Fürften und Grafen fehen es fchon ein, dafs fie nicht fowohl Herrn, als vielmehr die *Fürften,* oder *Vorderften* des Landes, deffen Regenten und erften Beamten find, und dafs fie zwar als folche Rechte, aber auch Pflichten haben. Den übrigen werden auch bald die Augen aufgehen; wenigftens laffen die Reichsgerichte und die heutigen Staatsrechtslehrer es fich fehr angelegen feyn, fie mit ihren Pflichten, auf eine ihnen freylich oft fehr unangenehme Art, bekannt zu machen, oder, wie *Mofer* fagen würde, ihnen den Staar zu ftechen. Vielleicht kommt nach und nach die Benennung *Landesherr* ganz ab, und es wird durchgängig der zweckmäfsigere Name *Landesregent* oder *Landesfürft* gebraucht. Diefen letztern Ausdruck kann man fich auch von Grafen und Herrn bedienen; denn er bedeutet nichts anders, als den *Vorderften* oder *Erften* im Lande; und das ift in feinem Lande der Graf fo gut, als der Herzog oder Landgraf in dem feinigen. Wirklich wird fchon das Wort landesfürftlich felbst in den Reichsgefetzen zuweilen für landesherrlich gebraucht; z. B. in der neueften Wahlcapitulation Art. 19. §. 6." — Hingegen können wir dem von der *Landeshoheit* gegebenen Begriff: fie fey der Inbegriff derjenigen Regierungsrechte, welche die höchfte Gewalt in den einzelnen deutfchen Staaten ausüben kann, ohne dazu befondere kaiferliche Vergünftigung zu bedürfen, unfern Beyfall nicht geben, da wir nicht einfehen, wie der Vf. den Beyfatz — ohne dazu etc. zu rechtfertigen im Stande feyn dürfte. Aufserdem liefse fich bey diefem Artikel noch manches erinnern, wozu uns aber hier der Raum fehlt. Der Artikel: *Landesfchulden*, ift fehr kurz. Nur einige bekannte Stellen aus Mofers Werken; nichts aber von der Art und Weife, wie fie verbindlich contrahirt werden können; keine nähere Entwicklung der Fälle, wenn landesfürftliche Schulden Landesfchulden werden; nichts von der Verbindlichkeit des Nachfolgers in der Regierung, die Schulden feines Vorfahrers zu bezahlen u. f. w. — In dem Artikel: *Landgerichte* fagt der Vf. blofs: die kaiferlichen und Reichslandgerichte feyen kaiferliche und Reichsuntergerichte, die in einem beftimmten Theil des deutfchen Reichsterritoriums mit Concurrenz der landesherrlichen Gerichte ihre Jurisdiction verwalten. — Hier ift alfo die Hauptbeftimmung, dafs diefe Gerichte nicht nur mit den reichsftändifchen, fondern auch den höchften Reichsgerichten concurriren, ganz aufser Acht gelaffen. — Von *Landftänden* wird folgende Erklärung gegeben: fie feyen Perfonen oder Gemeinheiten, ohne deren Concurrenz gewiffe Landeshoheitsrechte vom Regenten nicht ausgeübt werden können, und die daher das Recht haben, auf allgemeinen Landtägen Sitz und Stimme zu führen; allein, da der Fall fehr wohl feyn kann, dafs die Landfchaften ausfchliefslich, ohne Concurrenz des Landesfürften gewiffe Hoheitsrechte ausüben; fo ift auch diefer Begriff wieder zu eng. Dies aber abgerechnet, haben wir diefen Artikel mit vorzüglichem Vergnügen gelefen. Er ift mit vieler Gründlichkeit und der dem Vf. eigenen rühmlichen Freymüthigkeit abgefafst. — Die zu *Lehen* gehörigen Artikel find fehr vollftändig und gut bearbeitet. Ganz in das Detail zu gehen, würde zu viel Raum wegnehmen, daher nur einige Bemerkungen. *Jagemanns* brauchbare Schrift, wovon bereits die zweyte Auflage erfchienen ift: *Einleitung in das gemeine in Deutfchland übliche Lehnrecht*, findet man nirgends angeführt. Bey der Lehre von dem Unterfchiede des Lehnseides von der Huldigung find zwey neuere Schriften: *Thalwitzer Diff. de diverfa officiorum civilium et vafalliti-*

salliticorum ratione, *Reisseissen Diss. de Differentia nexus feudalis a subjectione vera*, und die von *Klüber* in seiner juristischen Bibliothek bey Anzeige dieser Schriften gemachten Bemerkungen nicht benutzt. Am wenigsten hat uns der Artikel: *Lehnsfolge*, befriedigt, der doch seiner praktischen Wichtigkeit wegen vorzügliche Aufmerksamkeit verdient hätte. Die schwierigsten Punkte sind entweder ganz mit Stillschweigen übergangen, oder der Vf. ist doch über sie mit leichtem Fusse weggegleitet. Hier dürfte daher für den versprochenen Supplementband reiche Nachlese übrig bleiben. In Ansehung des Entstehungsgrundes der Lehnsgerichtsbarkeit äussert sich der Vf. dahin: „mir scheint die Lehnsgerichtsbarkeit vielmehr aus dem Lehnsvertrage, oder aus der Lehnsherrschaft, als aus der ordentlichen Gerichtsbarkeit zu entspringen. Sofern aber die den Bürgern des Staats zugestandene Befugniss, Lehnsverträge einzugehen, der Oberaufsicht des Regenten untergeordnet ist: so fern ist es auch die aus solchen Verträgen entspringende Lehnsgerichtsbarkeit. Sollte also ein Vasall von seinem Lehnsherrn mit Ungerechtigkeiten beschwert werden, so kann er allerdings bey dem ordentlichen Richter Hülfe suchen. Die Appellationsinstanz ist allezeit bey dem, dem die bürgerliche Oberherrlichkeit über das Lehen zustehet, und bey dessen ordentlichen Gerichten. Bey Landsassigen Gütern also bey dem Landesherrn, und bey reichsunmittelbaren Besitzungen bey den Reichsgerichten. Nur in so weit stehet dem Lehnsherrn, aus dem Vertrage, die Untersuchung und Entscheidung der entstehenden Lehnsstreitigkeiten zunächst zu, als es die Natur des Lehnswesens mit sich bringt. Dieses gibt ihm keine öffentliche vollziehende Gewalt; nur das Recht zu untersuchen, zu entscheiden, und vertragsmässigen Privatzwang zu gebrauchen. Hält sich der Vasall durch die Entscheidung in seinen Rechten beeinträchtigt, befolgt er sie nicht; so muss freylich der Lehnsherr die Vollziehung seines gerichtlichen Ausspruchs der Staatsobrigkeit überlassen." Der Hauptgrund, worauf diese Behauptung gestützt wird, ist der: „ein Vasall kann sich eben so gut der Gerichtsbarkeit seines Lehnsherrn unterwerfen, als sich zwey streitende Partien von jeher, und noch diese Stunde, einen Schiedsrichter unterwerfen können, und als noch bis jetzt nicht verboten ist, mit einem Privatmanne in ein solches Dienstverhältniss zu treten, wodurch dieser berechtigt wird, in Ansehung der versprochenen Dienste Befehle zu ertheilen, in Dienstsachen zu richten, und wegen Ungehorsam oder Untreue, den Contract wieder aufzuheben." Dass diese Beweisart nicht ganz schliessend ist, wird den Sachkundigen von selbst einleuchten. Ausserdem aber nützen dergleichen Raisonnements hier nichts; die Geschichte allein und die Untersuchung der individuellen deutschen Verfassung können Aufklärung und Berichtigung gewähren. Bey der Lehre von den Kennzeichen der lehnbaren Eigenschaft einer Lehnspertinenz hat der Vf. den Hauptpunkt, dass nemlich alles vorzüglich auf die Absicht und Bestimmung des Pertinenzstifters, oder Erwerbers ankommen, nicht gehörig in das Licht gesetzt. Vorzüglich gründlich hingegen ist der Artikel: *Lehnwaare*, ausgefallen. — Bey dem Artikel: *Mannengericht*, hätte *Reussens* Staatskanzley Th. 22. Abschn. 6. nicht unbenutzt gelassen werden sollen. Der *Minorat* wird also definirt: er sey diejenige Successionsart, vermöge welcher unter mehreren Seitenverwandten stets derjenige zur Erbfolge kommt, welcher an Jahren der jüngste ist." — Hier ist also die Hauptbestimmung, dass vorerst die Nähe des Grades, und nur im Fall der Gleichheit des Grades das jüngere Alter entscheidet, ganz ausgelassen. Die Artikel: *Mandat*, *Mandatsprocess*, *Miserable Personen*, zeichnen sich durch ihre Gründlichkeit vor vielen andern aus. In dem Artikel: *Mutschar, Muthschierung* ist die so wichtige Bemerkung, dass nach *Senkenbergs* Lehre mit diesem Ausdrucke Theilungen in Ansehung des Besitzes und Genusses, mit Beybehaltung der Gemeinschaft der Proprietät, bezeichnet werden, ganz mit Stillschweigen übergangen. *Meurers* schätzbare Schrift, *von der Succession in Lehen und Stammgüter* S. 73 ff. hätte hier dem Vf. nähere Aufklärung geben können. — Dass in dem Artikel: *Nachfolge*, wo die bey der Erbfolge der deutschen Reichsstände und des hohen deutschen Adels im Ganzen eintretenden Grundsätze erörtert werden, die bey Gelegenheit des Sayn - Hachenburgischen Erbfolgestreits erschienenen Schriften nicht benutzt worden sind, wundert uns. — Der Artikel: *Notorische Missheirath*, ist sehr lehrreich; nur im Verhältniss gegen andere zu ausführlich. — — Doch diess mag genug seyn, um die Aufmerksamkeit zu beweisen, mit welcher wir dieses wichtige und brauchbare Werk durchlesen haben. Nach der ursprünglichen Anlage desselben ist sein Umfang zu gross und vielumfassend, als dass sich leicht *ein Mann* finden wird, der alle dahin einschlagende Kenntnisse in dem Maasse besitzt, dass er *alle Artikel* mit gleicher Gründlichkeit und gleich grossem Aufwand von Zeit und Mühe auszuarbeiten im Stande seyn sollte. Wir wünschen daher dem Hn. Hofr. *Häberlin* recht viele gute Mitarbeiter, damit theils die Vollendung seines Buchs nicht zu sehr verzögert werde, theils aber auch dasselbe an gleich durchgehender Gründlichkeit gewinne. Auch wäre zu wünschen, dass künftig vor dem Druck die *vielleicht schon lange vorher* ausgearbeiteten Artikel *nochmals durchgesehen*, und die allenfalls unterdessen erschienenen neuern Schriften benutzt werden möchten. In der Unterlassung dieses wiederholten Feilens dürfte wohl der Grund liegen, warum in manchen Artikeln dieses dritten Theils der Leser das nicht findet, was er darin suchen zu dürfen sich berechtigt glaubt. Mit dem Versprechen allein, das fehlende in dem Supplementbande nachtragen zu wollen, wird das Publicum wohl nicht ganz zufrieden seyn. Man wünscht jeder neuen Schrift den Grad von Vollkommenheit, dessen sie nach dem Verhältniss der Zeit ihrer Erscheinung fähig ist; auch ist den meisten das ewige Hin- und Herweisen lästig, und endlich dürfte wohl für den Supplementband immer noch Stoff genug übrig bleiben, dass er seinen ältern Brüdern an Bogenzahl nicht viel nachstehen wird. Ueberhaupt würde es ein verdienstliches Opfer von der Verlagshandlung gewesen seyn, wenn sie die beiden erstern Bände

 als

als nicht gedruckt angesehen, und die Umarbeitung des ganzen Werkes einer Gesellschaft sachkundiger Männer anvertraut hätte. Bey der gegenwärtigen Einrichtung muss immer ein auffallendes Missverhältniss zwischen dem innern Gehalt der erstern und letztern Theile bleiben, wenn gleich von dem Fleisse des nunmehrigen verdienstvollen Herausgebers gewiss zu erwarten ist, dass er in dem Supplementbande möglich nachzuhelfen sich angelegen seyn lassen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Einleitung in die deutsche positive Rechtswissenschaft*, von *Christoph Christian Dabelow*. 1793. 52 S. gr. 8. — Hr. *D.*, dessen ungemeine Thätigkeit zu bewundern ist, hat sich durch diese Schrift an die Zahl derer angeschlossen, welche in unsern Tagen um die Verbesserung des Rechtsstudiums sich verdient zu machen suchen, und unter welchen die meisten, wenn sie auch nicht durchaus glücklich gewesen sind, doch immer manche gute neue Ideen in Umlauf gesetzt haben. Seinen ganzen Studienplan, der übrigens nur auf zwey Jahre berechnet ist, hier zu beurtheilen, würde zu weit führen, und Rec. behält sich dies für einen andern Ort vor. Das eigenthümliche davon besteht darin, dass er das ganze Privatrecht, römisches und deutsches, verbunden mit dem Lehnrecht, in ein Collegium vereinigen will, dessen erster Theil mit dieser Einleitung und einer Rechtsgeschichte zusammen das erste halbe Jahr füllen soll. Staatsrecht, Criminalrecht, Kirchenrecht, praktisches Recht, Hermenevtik und juristische Literärgeschichte bleiben. Das System des Civilrechts ist nun auch schon erschienen. Die Rechtsgeschichte soll nächstens folgen; den Plan zu derselben gibt er in der Vorrede dieser Schrift, aber auch die etwannigen Zweifel gegen diesen behalten wir einer andern Gelegenheit vor. Er verspricht noch für den von ihm angegebnen Cursus ein System des Staatsrechts und eine Hermenevtik zu liefern — Wir wollen uns hier nur auf die Beurtheilung der gegenwärtigen Schrift einschränken, und auch diese soll nicht die Materie treffen, die bey einem so einsichtsvollen Rechtsgelehrten keine bemerkenswerthe Fehler enthalten kann. Nur über die Zweckmässigkeit einer solchen Einleitung ein paar Worte. Hr. *D* hat, wie schon *Nettelbladt*, den er sich in manchem zum Vorbild gesetzt zu haben scheint, die Nothwendigkeit einer ganz andern Einleitung in die Jurisprudenz als gewöhnlich gegeben wird, und besonders ganz anderer allgemeiner Lehren über die Gültigkeit, Anwendbarkeit und das Verhältniss der Gesetze erkannt; und wir freuen uns, dass auch ihm dies grosse Bedürfniss aufgefallen ist, das sich aber nicht bloss auf den Vortrag, sondern selbst auf die vorhandenen wissenschaftlichen Bearbeitungen überhaupt, und in einem weit höhern Grade erstreckt, als er andeutet. Aber die Frage dürfte gegenwärtig wohl nur die seyn, ob denn die von Hn. *D.* hier aufgenommenen Lehren und ihre Art des Vortrags die zweckmässigsten zu einer solchen Einleitung seyn. Die Abschnitte dieser Schrift sind folgende: *Vorbereitungslehren*, unterrichten über die jeder positiven Rechtsgelahrtheit zum Grunde liegenden Begriffe von *Recht* und dessen Arten, *Rechtsquellen* und der Arten derselben, *Hülfsmitteln*, *Theilen* des Rechts u. s. w. Die *eigentliche Abhandlung* geht nun das *deutsche positive Recht*, dessen *Begriff*, *Eintheilung*, *Quellen*, *Hülfsmittel*, und (nachdem hier ein Platz zur Æinschiebung der Rechtsgeschichte angegeben worden,) *den heutigen Gebrauch der Quellen und den Vorzug derselben unter einander im Fall eines Widerspruchs*, zuletzt die *wissenschaftliche Behandlungsart und das Studium derselben* genauer an. Es wird dabey zuweilen so ins Detail gegangen, dass z. B. S. 26. angegeben wird, die Wirkungen der Gnadenrescripte *a tempore datae*, der Justizrescripte *a tempore insinuationis* an. Dafür mussten denn wohl bey einem so engen Raum auch wieder anderswo manche Lücken gelassen werden, deren Ausfüllung uns bey solcher Ausführlichkeit nöthig scheinen würde. Das wichtigste aber, was hier zu erinnern ist, scheint uns darin zu liegen, dass in dem ganzen Cursus nicht wohl, wie bisher meistens geschieht, mit einer vollständigen Abhandlung irgend einer zum Rechtssystem gehörigen Lehre angefangen ist, weil es dabey fast nicht vermieden werden kann, dass der Lehrling, der auf diesem Wege zu keiner eigentlichen Kenntniss des ganzen Feldes gelangt, sondern immer von einer Lehre zur andern fortschreitet, (ohne eigentlich zu wissen, was er noch weiter zu erwarten habe,) nicht durch die Menge von Gegenständen, die er ausser Stand ist, mit einem Blick zu beherrschen, verwirrt werden sollte. Unstreitig sind manche hier vorgetragene Lehren, wie die Natur der Sache zeigt, jedem Vortrage der ganzen Jurisprudenz vorauszusenden; aber andre könnten füglich, da sie kleinlichere Erläuterungen in sich fassen, verspart werden. Auch würden wir die Lehre von der Gültigkeit der Quellen, die aber noch weit grösserer Ausführung bedarf, erst unmittelbar dem System des Privatrechts, das wir weiter versparen würden, voraussenden. Dies ist gegen des Vf. einmal angenommenen Plan freylich nicht, da derselbe sogleich mit der Abhandlung des Systems anfängt. Allein wir würden die Vorausschickung einer *äussern* Encyklopädie und Methodologie, wie Hr. *Hugo* sie zweckmässig nennt, alsdann einer *innern* Encyklopädie, aber nach einem andern Plane als dem Hugoischen, und darauf eine Rechtsgeschichte (ausser einigen Hülfswissenschaften) durchaus fodern, ehe wir glauben könnten, mit glücklichem Erfolg zu den Systemen selbst weiter fortschreiten zu können. Allein wer sieht nicht, dass die Gründe dieser Vorschläge hier nicht auszuführen sind; also von allem dem, wie auch ob die Verbindung des römischen und deutschen Privatrechts zweckmässig sey u. s. w. in einer besondern Abhandlung hoffentlich nächstens mehr.

Schöne Künste. *Kopenhagen*, gedr. b. Morthorst: *Skrivefriheden. Et dansk original Skuespil i en Akt.* (Die Schreibfreyheit.) 1794. 74 S. 8. Dieses Stück ist in der gut gemeynten Absicht geschrieben und gedruckt, dass die Einnahme den unglücklichen Frauen zufliessen sollte, welche bey dem Brande des Schlosses Cristiansburg Wittwen wurden. Es ward aber von der Theaterdirection zur Aufführung nicht angenommen; und das mit Recht, denn es ist schlecht. Eben so wenig hätte es gedruckt werden sollen; es kann auch bey dem Lesen keinem irgend gebildeten Leser gefallen.

Bergen, b. Dahl: *Republiken paa Oen.* (Die Republik auf einer Insel.) Et Skuespil i fem Handlinger bestemt til den 28 Jan. 1793. af *J. N. Brun.* 1793. 83 S. gr. 8. Ein mattes politisches Schauspiel, mässig dialogisirt, und durch nichts ausgezeichnet, was den Talenten dieses sonst rühmlich bekannten dänischen Dichters entspräche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. October 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Medicinische Fastenpredigten*, oder *Vorlesungen über Körper- und Seelendiätetik*, zur Verbesſrung der abgearteten Ehestandssitten, der ehelichen (?) Gesundheit und Kindererziehung des deutschen Vaterlandes, gehalten von *F. A. May*, Leibarzt der Churfürstin von Pfalz-Baiern. 2ter Theil. 1794. 376 S. 8. (20 gr.)

Würden diese Vorlesungen fortgesetzt, so könnte es noch dahin kommen, dass wir etwa den 6ten, 7ten Theil als das Muster einer gründlichen, diätetischen Schrift und als ein classisches Werk anpreisen müssten, wenn sich jeder folgende Theil von dem vorhergehenden so auszeichnend unterschieden, als die gegenwärtige Fortsetzung von dem Anfang, dessen Werth wir so tief heruntersetzen mussten. Wir wollten uns dann freuen, diesen neuen Beweis unserer Unpartheylichkeit geben zu können. Hr. Geh. R. *M.* spricht zwar noch nicht in dem Ton der Untersuchung, der nicht immer erfodert, dass man seine Zuhörer in abstracte Denker umschafft und der gar wohl mit der ächten Popularität bestehen kann. Aber er gibt sich doch nicht mehr einem erkünstelten leeren Feuer hin, das für ihn ein Irrlicht wurde, welches ihn von gesundem Menschenverstand, von aller Wahrheit der Empfindung und der Gedanken und selbst von der deutschen Grammatik abführte. Er hält seine Vorlesungen mit mehr Ruhe, Würde und Ueberlegung, und wenn er von Einseitigkeit, Uebertreibung und seichter Declamation sich auch nicht ganz frey machen kann, so muss man doch gestehen, dass er viel Nützliches, oft mit kräftigem Nachdruck jetzt zu sagen weiss, und hier selbst einiges Eigne hat. Wir möchten wohl wissen, was diese grosse Veränderung bewirkt hat, ob der Vf. dazu durch das Publicum, oder durch die Versammlung der Zuhörer, vor welcher er die Vorlesungen hielt, veranlasst wurde, oder ob er sich vielleicht in allem Schlechten und Lächerlichen erschöpft hatte, und nun durchaus einen andern Weg einschlagen musste, der wahrhaftig leicht ein besſrer werden konnte. Von den Neufranken ist kaum zweymal noch die Rede; von dem hohen Jubelvater und der dortigen *glücklichen* Verfassung ist der Vf. auch beynahe ganz stille geworden. *Dieses* Schweigen rechnen wir ihm recht hoch an, da er mit seinem Tadel und Lob gewiss ganz andere Zwecke erreichte, als sein Patriotismus, der uns gewiss an sich eine angenehme Erscheinung ist, wähnte. Auf die Aufklärung aber fährt er fort, zu schimpfen und alles Böse von ihr abzuleiten. Das Bild, was er von ihr entwirft, trifft aber nur atheistische Wüstlinge, deren Zahl gewiss klein ist. Wir verzeihen ihm dieses gern, da er allenthalben so aufgeklärte, reine Religionsbegriffe äussert. Mehr Anstoss nehmen wir daran, dass dem Gang seiner Ideen so viel Schiefes gibt, und seine Lehren so entstellt, dass er die jetzigen Menschen so durchaus physisch und moralisch verdorben seyn läst. Unsre Erziehung schildert er auch allenthalben als die weichlichste und verzärteltste. Das Kalte wird immer als stärkend, das Warme als erschlaffend dargestellt. S. 120. meynt Hr. *M.* der Schneckengang der deutschen Waffen sey eine Wirkung der Körper und Seelenschlaffheit. S. 131. heisst es: „doch befürchte ich, dass das preussische Heer nach und nach an *physischen* (?) Heldenmuth gänzlich verarmen wird, wenn der gemeine Soldat plötzlich zweymal seinen Magen in einer schlechten Kaffeebrühe, die er im gegenwärtigen Kriege von unsren *Bäurigen* mit Ungestüm und unentgeldlich ertrotzt, zu baden fortfahren sollte. Es ist Schande für einen Kriegesmann, eine so weibische erschlaffende Nahrung ins Heldenblut einzuschlauchen." Man sieht hieraus, dass, wenn auch die politischen Ansichten des Vf. nicht mehr dieselben sind, der Gehalt seiner medicinischen Räsonnements sich doch im Ganzen gleich geblieben ist. Der Ursprung aller Sittenverderbniss und Körperzerrüttung ist aus dem alten Frankreich zu uns gekommen. Nach des Vf. Methode wird das immer bey jedem einzelnen Laster oder Uebel behauptet, aber ohne Einschränkung und Beweis. Die Orgien des Herzogs von Orleans, vermuthlich die des Herzogs Regenten, werden am mehrsten beschuldigt, obgleich in ihnen nach den bekannten Nachrichten keine Deutsche eingeweiht waren. Es werden beständig Vergleichungen mit den alten Deutschen, so wie sie Tacitus schildert, angestellt, ohne dass die gänzlich veränderten Local-, Staats- und Geisterverhältnisse in Betrachtung gezogen werden.

Der Inhalt der Vorlesungen ist: 1) von unglücklichen Ehen; 2) von menschlichen Fortpflanzungstrieben, von ihren Gebrauch und Missbrauch in der Ehe; 3) über die Ausschweifung in der Jugend, vorzüglich über Onanie; 4) von den Pflichten und der nöthigen Mitwirkung eines Hausvaters bey der Erziehung seiner Söhne zum allgemeinen Besten des Vaterlandes; 5) für Gattinnen und Mütter über die physische und moralische Glückseligkeit im Ehestand, über die Hindernisse und Mittel dieses Erdenglücks; 6) von der körperlichen und sittlichen Bildung der reifenden Töchter in Rücksicht des dem Vaterland so schätzbaren Mutterstandes; 7) von den Pflichten und Schicksalen in der Schwangerschaft; 8) von den Ursachen der Schicksale in der Geburt (?) und im Wochenbett; 9) wie soll eine vernünftige Hausmutter

mutter ihrer neuverehelichten Tochter, ein deutſcher Hausvater ſeinem Sohn, wie der Seelſorger dem jungen Ehepaar die Pflichten dieſes für das Vaterland ſo wichtigen Standes erklären und an das Herz legen? Als einen ſehr groſsen Uebelſtand müſſen wir vor allem rügen, daſs Vorleſungen, die nur für ein Geſchlecht beſtimmt waren, und ihm nur gehalten wurden, hier in einem Buche für beide Geſchlechter zuſammengedruckt wurden. Dem Onaniten wird nur der Verluſt des Saamens zu Gemüthe geführt, ohne daſs das höchſt Nachtheilige *dieſer Art* von Saamenentleerung und ihr Einfluſs auf die Nerven und den Geiſt auseinandergeſetzt wird. Ob der Hodenſack wohl, indem er ſich durch ſeine Muskelkraft zuſammenzieht, den langſamen Fluſs des Saamens befördern kann, wie Hr. *M.* annimmt? Kann man ſagen, *geſunde* Kinder haben beynahe jeden Morgen *Erectionen*?? Der Onanit, deſſen Kräfte ſich einigermaſsen wieder erholt haben, ſoll ſich eine junge, kernhaft geſunde, wo möglich in einer *reinen Landluft* von *reifen*, *ſtarken* Aeltern erzeugte und *erzogne* muntre Gattin nehmen. (Sollten aber nicht auch die Groſsältern reif und ſtark geweſen ſeyn, da ſo manche Uebel der Groſsältern bekanntlich nun die Enkel befallen und auf ſie mit Ausſchluſs der Aeltern forterben?) Er ſchlafe mit ihr unter einer Decke (!) denn es iſt *unbegreiflich* (und doch nur *a priori erſonnen* und ganz und gar nicht durch Erfahrung beſtätigt) wie wohlthätig das aus einem geſunden weiblichen Körper ausſtrömende elektriſche Feuer (eine Hypotheſe, die nichts für ſich hat) einem ausgeſaugten, *negativ elektriſchen* (??) Nervenſaft (?) bekomme, und wie dadurch ſeine ganze Lebenskraft gewinne. Er vermeide aber dabey jede Eheſtandsſchwelgerey (das ſoll nun Onaniten mit Frauenzimmern unter einer Decke bey verſchiednen Elektricitäten etwas ſchwer werden!) Wer würde, heiſst es S. 150. den Trieben des mächtigen, *geilenden* (?) Maymonats bey unſern jungen geſunden Kriegsjünglingen Einhalt thun können" (beym Menſchen iſt kein Unterſchied nach den Jahrszeiten oder Monaten, in Rückſicht des mehr oder weniger ſich äuſsernden Geſchlechtstriebes. *Fruchtbarer* ſcheinen aber nach den Geburtsliſten einige Monate des Jahrs vorzüglich zu ſeyn;) „wenn nicht in frühen Morgenſtunden *das tägliche* (?) Linksum, Rechtsum und das ewige 21 — 22 ihre Körperkraft abmattete und den Muthwillen des *Hoſenteufels* (?) dämpfte. (Eine vorübergehende groſse Anſtrengung, dem ein ununterbrochner, durch Ermattung nothwendiger Müſsiggang folgt, weckt den Hang zur Wolluſt mehr, und macht ſeine Befriedigung ſelbſt durch die Langeweile mehr zum Bedürfniſs, als eine nicht ſo angreifende, aber immer fortdaurende Thätigkeit, zumal wenn ſie Kopf oder Herz intereſſirt.) Sucht nach Schöngeiſterey und affectirtes Beſtreben, immer auf erhabne, religiöſe Zwecke hinzuarbeiten, liegt in folgenden Stellen aus dem Schema einer Rede einer Mutter an ihre neuverehelichte Tochter: *bey dem ſinnlichen Genuſs* der Eheſtandsvergnügungen vergeſſe nie des allgütigen Menſchenvaters, der die Begattungstriebe *mit Wonnegefühlen* würzte u. ſ. w. (eine reine Andacht!). Reinige Abends das Herz mit Gebet und deinen Leib mit friſchem Brunnenwaſſer (kann oft ſchädlich ſeyn und iſt mehr des Morgens zu empfehlen). Gehe immer *weiſs* wie eine Lilie zu Bette (ſoll das etwa weiſses Nachtzeug bedeuten?) und erwache Morgens in anſtändiger ungezwungener Schamhaftigkeit *wie eine Roſe* (was heiſst das? und wie kann es das junge Weib dahin bringen?). Sey immer ſo reinlich als eine Taube, ſo reizend wie eine Frühlingsblume."

Je mehr Aerzte es gibt, die wie der Hofäſculap (S. 56.) mit groſsen Beyfall lehren, der männliche Saamen müſſe wie der Eiter eines Geſchwüres betrachtet werden, ſeine Zurückhaltung ſey eben ſo gefährlich als die des Eiters in einem Sackgeſchwür; deſto erfreulicher und verdienſtlicher iſt eine Erklärung, wie ſie der Vf. hier von ſich ſtellt: in meiner beynahe 30jährigen, gewiſs ſehr zahlreichen Praxis, habe ich unendlich viele Schlachtopfer der Geilheit, und nicht ein einziges der tugendhaftern Enthaltſamkeit zu bedauern Gelegenheit gehabt!

Bamberg: *Antrittsrede bey Ankündigung der cliniſchen Vorleſungen*, von *A. F. Markus*, Hofrath, Leibarzte und dirigirenden Arzt des *hochfürſtlichen* Krankenhauſes. Zum Beſten des Kranken-, Geſellen- und Dienſtbotheninſtituts. 1793. 8.

Eine mit anziehender Simplicität verfaſste Rede. Es leuchtet das Bewuſstſeyn hervor, *vieles* und *viel* geleiſtet zu haben, und auffallende Thatſachen für ſich ſprechen laſſen zu können. Dieſe wollen wir ausheben, weil ſie ſo groſse Ausſichten zur Erweiterung der Kunſt eröffnen, mit einer zur Bildung wahrer praktiſchen Aerzte und Wundärzte ſo vortrefflich organiſirten Anſtalt bekannt machen und zeigen, daſs unter der Anleitung eines ſo *weiſen* Fürſten dieſe hohen Zwecke erreicht werden können, gerade indem unmittelbare und nahe Vortheile, die ein ſolcher Landesvater für ſeine Unterthanen immer ſucht, für die halb oder ganz verarmten, kranken Bürger und ihre Familien gewonnen werden. Wir geſtehen gern, nie von einem Hoſpital geleſen zu haben, von dem wir uns für die Menſchheit und unſre Kunſt ſo viel verſprachen. Ohne Rückſicht auf Koſten ſollen mit Arzneymitteln Verſuche angeſtellt werden. Es werden von allen Kranken Krankengeſchichten entworfen und die Verſtorbnen ſecirt. Pathologiſche Seltenheiten werden aufbewahrt, wenn ſie auch Unkoſten machen. Selbſt unheilbare Kranke dürfen im Hoſpital verweilen, wenn ihre Uebel intereſſant und lehrreich ſind. Zu cliniſchen Vorleſungen und den Krankenbeſuchen ſind der Vf. und Hr. Prof. Dorn als zweyter Arzt des Krankenhauſes mit einander verbunden. Die chirurgiſchen Vorleſungen und Operationen hat Hr. Prof. Gotthardt der Aeltre übernommen. Er läſst die Kandidaten ſelbſt mit Hand anlegen. Der jüngre Hr. Prof. Gotthardt ſtellt die Leichenöffnungen an, und gibt Anleitung über das dabey zu beobachtende Verfahren. Er wird auch immer von den herrſchenden Krankheiten unter den Thieren im Clinicum ſprechen. Ein Chemiker, Hr. Sippel der jüngre, ſteht auch mit der Anſtalt in Verbindung, er gibt in der Hausapotheke Unterricht über die Aechtheit und Miſchung der Arzneyen, und trägt das neueſte aus der Chemie und Phyſik vor, das Einfluſs auf die Me-

Medicin hat. Die Herren Markus und Dorn lassen die Zöglinge nicht nur Antheil an Besorgung der Kranken im Hospital nehmen, sondern wollen ihnen auch Gelegenheit verschaffen, Kranke in der Stadt zu sehen und zu besorgen. Dass sie aufgefodert werden, Abhandlungen über einzelne Krankheiten zu liefern, ist lobenswerth, aber dass man ihnen Hoffnung macht, sie drucken zu lassen, wenn sie sich durch Güte und Mannichfaltigkeit auszeichnen, gefällt uns nicht. Lehrer haben wirklich nicht immer die Unbefangenheit, hierüber entscheiden zu können, und machen so bey den jungen Leuten Leidenschaften rege, die vielleicht nicht immer befriedigt werden können ohne Nachtheil des lesenden Publicums — unbefriedigt aber, gewiss in Hass oder Gleichgültigkeit gegen die Lehrer ausarten werden. Im Krankenhause sind immer eine beträchtliche Anzahl, die für eigne Rechnung Heilung suchen, sogar Fremde. Selbst Hausväter und Hausmütter der hiesigen Stadt, heisst es, denen es in ihren Wohnungen weder an Raum noch Verpflegung fehlte, zogen die Verpflegung im Hospitale der häuslichen vor, der grösste Ruhm einer solchen Anstalt! Die Zahl der Kranken, die bey Eröffnung des Krankenhauses zugleich da war, belief sich auf 20, und stieg in der Folge auf 40, öfters bis auf 70 und noch höher. Die Mittelzahl von Kranken, die zugleich im Hause sind, beträgt bis jetzt 45 — 50. Bey Epidemien dürften 100 und noch mehrere Kranke auf einmal hier in Verpflegung kommen. Aus einer angeführten Tabelle ergibt sich, wenn man die Summe aller Kranken in 8 Theile abtheilt, dass von den Armen aus der Stadt 2 Theile, mit dem Hospitale jetzt vereinigten Dienstbothen- und Geselleninstitut auch 2 Theile, — 1 Theil vom Lande und eben so viel für eigne Rechnung im Hospital waren. Die äusserlichen Krankheiten verhielten sich zu den innerlichen, fast wie 1 zu 3. Das ganze Sterbeverhältniss war wie 1 zu 19. Seit seiner Stiftung im November 1789 bis Ende des Jahrs 1793 die Summe des ganzen Aufwandes für 1842 Kranke, die Unkosten für Salarien, die Einrichtung und Unterhaltung des innern Hauses mit inbegriffen, 28397 Gulden fränkisch. Ein Badecabinet ist da, und ein nach Hn. Hufelands Ideen eingerichtetes Leichenzimmer. Eine gut eingerichtete Tabelle aller hier behandelten Kranken ist noch angehängt. Die Tagebücher des Hauses sollen den Stoff zu Annalen geben, die in verschiedenen Heften jährlich herauskommen sollen. Es hängt also das Gedeihen dieser Anstalt nun von den angestellten Männern und *ihrer Einigkeit* ab, um die grossen Absichten eines der besten Fürsten durch einen fernern glücklichen Erfolg zu belohnen!

Unter der Aufschrift: *Italia* (a spese della Signora Costante Cordia Imperturbabile, all' Insegna dell' Innocenza perseguitata,) *Riflessioni sul magnetismo animale*, fatte dal Conte *Carlo Matteo Litta Biumi Resta* etc. 1792. 234 S. 8.

Ein sonderbares Product, dessen Geist sich schon auf dem Titel verräth. Der Hr. Graf *Litta* ist für seine Person so sehr von den wohlthätigen Wirkungen des thierischen Magnetismus, mit dessen Erregung er sich aus Menschenliebe abgibt, überzeugt, dass er auch bey seinen Mitbürgern eine gleiche Ueberzeugung hervorzubringen wünscht; und dieses ist die Absicht der vorliegenden Schrift. Er bemühet sich zwar, darin allen möglichen Zweifeln, Ein- und Vorwürfen, welche dem thierischen Magnetismus gemacht werden können, zu begegnen; allein wir zweifeln billig, dass er, bey allem guten Willen, viele Zweifler bekehren werde. Es herrscht überdem so wenig Ordnung und Bestimmtheit der Begriffe, so ein Anstrich von Frömmeley und Mystik in dem Buche, und Sprache und Vortrag sind so schlecht, dass wohl nur wenige Leser sich bis ans Ende durchlesen möchten. Eine einzige Stelle, welche Rec. nicht mühsam aufgesucht, sondern beym ersten Aufschlagen des Buches angetroffen hat, mag davon zum Beweise und zur Probe von der Philosophie des Vf. dienen. S. 80. heisst es: *Dà alcune persone, che con una verga trovavano i metalli: é fatto scrupolo a tali persone, e fattele confessare e communicare, perdettero tale virtù. — — Pure siccome osservo, che quando si magnetizza un ammalato, e nella catena vi sii uno di cattiva volontà: l'ammalato risseute poco vantaggio. O se chi magnetizza è distratto, o inimico di quella persona: poco giova all' ammalato, perche l'anima poco vi concorre col suo morale a rinforzare il fisico* etc.

LEIPZIG, b. Böhme: D. *Wilhelm Falconer's Abhandlung von der Wirksamkeit des luftsauren alkalischen Wassers in Steinkrankheiten und andern Beschwerden der Harnwege.* Aus dem Englischen. 1794. 200 S. 8.

Diese Uebersetzung ist nach der vierten engländischen Ausgabe gemacht worden, und nicht übel gerathen. Hin und wieder hat der ungenannte Uebersetzer Anmerkungen hinzugefügt, und in der Vorrede eine Uebersicht des Heilverfahrens bey Steinbeschwerden vorangeschickt.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Underretning om Radesygens Kiendetegn, Aarsager og Helbredelse* (Unterricht von den Kennzeichen, Ursachen und der Heilung des Aussatzes) af *C. C. Mangor* M. D. og Stadsphysicus i Kiöbenhavn. 1793. 8.

Ungeachtet diese Krankheit eigentlich nur local in Norwegen, und zwar insonderheit an der Seeküste ist, so wird dennoch eine umständliche Beschreibung derselben dem Arzt auch in allgemeinen um so mehr willkommen seyn, da sie in der That ein sehr merkwürdiges Phänomen ist, aus dessen richtiger Erklärung und Bestimmung sich manche erhebliche analoge Folgerungen ziehen lassen. Wir wünschen daher, dass ein Sachkundiger Mann die vorliegende interessante Schrift übersetzen, und dabey zugleich die Arbeit des Dr. *Arboe* über eben diesen Gegenstand benutzen möchte, welcher Gelegenheit hatte noch länger Beobachtungen anzustellen. Indess sieht man auch unserm Vf. es an, dass er praktische Kenntniss mit guter theoretischer Einsicht verbinde, und sein mehr als gewöhnlich deutlicher und populärer Vortrag geben seiner Schrift eine entschiedene Brauchbarkeit für den angehenden Arzt, ja selbst für Layen.

Layen. Schon seit 5 bis 600 Jahren kennt man diese Krankheit; allein erst seit dem Jahre 1740 ist sie stärker verbreitet. Sie ist zuweilen mit venerischen Krankheiten verbunden. Sie zeigt sich in einem vierfachen verschiedenen Zustande, der hier sehr gut beschrieben wird. Ihre Ursache, Schärfe des Bluts und Zähigkeit verschiedener Flüssigkeiten des Körpers, gründet sich, wie fast bey allen dergleichen allgemeinen Krankheiten, in Fehlern der Lebensart und Haushaltung. Vorzüglich trifft sie die niedrigste Classe des Volks, besonders die Fischer. Sie ist allerdings ansteckend. Die Heilungsmittel, so wie die ganze Methode, werden sehr bestimmt und genau angegeben. Aus der Beschaffenheit der Mittel würde man, auch wenn der Apothekerpreis nicht hinzugefügt wäre, schon schliessen können, dass die Cur sehr kostbar falle; man muss daher, zumal wegen der Vermögensumstände der Volksclasse, welche ihr am meisten unterworfen ist, sehr wünschen, dass die Praxis andere minder theure Mittel substituiren möge, welches uns auch aus allgemeinen medicinischen Gründen glaublich scheint. Zuletzt von den Mitteln, der Krankheit vorzubeugen; ein ungemein lehrreicher Abschnitt.

NATURGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, gedr. b. Möller: *Forsög til systematiske Danske Navne af indenlandske Planter, forfattet til Brug for Laerlingerne ved den Kongel. Veterinair-Skole* (Versuch systematischer Dänischer Benennungen einheimischer Pflanzen, zum Gebrauch der Lehrlinge der Kön. Veterinair-Schule) af *Eric Viborg*, Professer i Veterinair-Vedenskaberne, Lector i Botaniken etc. 1793. 344 S. 8.

Die Idee, eine systematische Nomenclatur für die Botanik in der Landessprache zu entwerfen, hat unläugbar viel vorzügliches, besonders in wie weit dadurch das Studium der Botanik auch für den der lateinischen Sprache nicht kündigen Landmann erleichtert, und diesem Gelegenheit gegeben wird, manche Bemerkungen anzuwenden, die sonst nur sich auf die eigentliche wissenschaftliche Sphäre einschränken. Der Vf. ist der erste, welcher sie in Dänemark ausführt, und zwar mit vielem Scharfsinn und Fleiss. Seine Arbeit zeigt von praktischer Einsicht in die Botanik und von tiefer Sprachkenntniss. Er ist in der Bildung der Benennungen, welche vorzüglich bey den Gattungen eine fast ganz eigenthümliche Arbeit war, des grossen Linné Regeln genau gefolgt. Allein hieraus entstehen hie und da doch einige Unzuträglichkeiten, indem er theils manche bisher übliche Benennungen verworfen und dadurch Verwirrung veranlasst hat, theils andere generische Namen einführt, welche nicht selten von den Entdeckern der Pflanzen hergeleitet sind, aber eben um deswillen sich nicht für ungelehrte Liebhaber der Kräuterkunde passen. Die wissenschaftliche Ordnung ist ganz die Linnéische mit Benutzung neuerer Entdeckungen; wir würden aber auch *Thunberg's* Verbesserungen und *Hedwigs* scharfsinnige Abtheilung der Moose in das System eingetragen haben. Auch scheint uns die Zahl der Pflanzen nicht vollständig zu seyn. Allein dergleichen Mängel, die bey einem ersten Versuche der Art, nicht füglich zu vermeiden sind, werden ohne Zweifel durch des Vf. fortgesetzte Bemühungen ergänzt werden.

LANDKARTEN.

Berlin, in Comm. b. der Karten- und Kunsthandl, Schropp u. Comp.: *Plan der Belagerung von Maynz*, nebst den vorhergegangenen Positionen bey Wickert und Hochhaym im Jahr 1793 Sr. Kön. Maj. von Preussen allerunt. gewidmet von *J. C. Humbert*, K. Pr. Ingenieurlieutenant. Aufgenommen von den Ing. Lieutenants *Jacknick* und *Humbert* 1793, gestochen von *Jack* in Berlin 1794. Imper. Folio 2 Fuss 9 Zoll lang, und 1 Fuss 10 Zoll hoch. (2 Rthlr. 12 gr.) — Nach der Wiedereroberung der Festung Maynz haben die darin in Garnison zurückgelassenen beiden oben benannten preussischen Ingenieurofficiere, die Festungswerke sammt der im Meilenabstande umliegenden Erdstrecke dieser Stadt von Neuem vermessen, und solche nach einen verjüngten Maassstabe: die deutsche Meile zu 18 Zoll rheinisch mit grossem Fleisse gezeichnet, darauf die preussische Winterpostirung auf der rechten Rheinseite von 1792 bis 1793; hiernächst die österreichischen, preussischen, sächsischen, hessencasselschen und hessendarmstädtschen Einschliessungslager mit Benennung der mit besondern Farben unterschiedenen Bataillonen und Esquadronen; sämmtliche Posten, Pikets, Quartiere der Generale, alle Contravallationslionslinien und Schanzen, Communicationsbrücken, fliegende Fähren, schwimmende Batterien, Niederlagen und Zeuggärten gehörig eingetragen; die Theile der vom 18. Junius bis zum 23. Julius in jeder Nacht gefertigten Laufgräben mit besondern, in der beygefügten Nachweisung erklärten Farben unterschieden; das auf den 29 Batterien aufgefahrene Geschütz in den Laufgräben an Zahl und Gattung nachgewiesen, und die einzelnen Festungswerke der Stadt, mit den von den Neufranken hinzugefügten und neu angelegten Verschanzungen, geschlagenen Brücken und fliegenden Fähren, deren Namen auf dem Plan nicht Platz fanden, mit Buchstaben bezeichnet und in der Nachweisung erklärt. Da hier von dieser wichtigen und denkwürdigen Belagerung selbst die Rede nicht seyn kann, so merkt Rec. nur noch an, dass wirkliche Kenner wegen der regelmässigen und ausdrucksvollen Darstellung des Terrains, der Festungs- und der Schanzwerke; wegen der völlig befriedigenden und wahren bildlichen Nachweisung aller Thatsachen; und wegen des meisterhaften und prunklosen Stiches des Hn. *Jäcks*, dieses herrliche Blatt den schönsten und besten französischen und englischen Werken dieser Art völlig gleich schätzen und es auch schon bloss dieserwegen als ein vorzügliches Stück ihren Plansammlungen beyfügen werden.

Monatsregister

vom

October 1794.

I. Verzeichniss der im October der A. L. Z. 1794. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

II. Im

II. Im October des Intelligenzblattes.

X 2 *Halle*;

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1794.

No. 351 — 377.

worunter 25 ordentliche Stücke und 2 Beylagen.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Register erscheinen,

Kostet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groschen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutschland die A. L. Z. wöchentlich postfrey; bey grössrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Postamte, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur Aufrechthaltung des Instituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Postämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es sey dann auf ihre eigene Gefahr und Risico, keine Exemplare zu spediren anfangen, folglich allezeit in Stande seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermaßsen berichtigten Exemplare zu suspendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der ersten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprachen, so sahen wir uns doch bald in lästige Nothwendigkeit versetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterschied auf Schreibpapier abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, diesen äusserlichen Vorzug unsers Journals aufzugeben und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf Druckpapier abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch schlechterdings unmöglich ist für eben den Preis so gutes Schreibpapier als in den beiden ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muss dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, dass man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn *wollten*, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, dass wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; dass uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Da, hingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directe an uns sogleich zu melden.

7. In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, dass wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*

jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise a *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition läſst die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 30sten November. 1794.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. November 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fritsch: *Observationum practicarum ad Leyseri Meditationum ad Digesta opus.* Tomi III. Fasciculus II. Auctore *Joanne Ernesto Justo Müller.* Regiminis et Conf. El. Hennebergici Secretario. 1790. 288 S. Tom. IV. Fasc. I. 1791. 320 S. Fasc. II. 294 S. Tom. V. Fasc. I. 1793. 306 S. Fasc. II. 310 S. Tom. VI. Fasc. I. 1793. 320 S. Fasc. IIdus et ultimus. 85 S. 8.

Hier commentirt Hr. *M.* das Leyserische Werk vom Specimine 302. bis 359. — Gleich in der ersten Observation wiederholt er die schon in dem vorhergehenden Theile enthaltene Behauptung, dass heut zu Tage aller Unterschied zwischen Dotal- und Paraphernal-Gütern im römischen Sinne wegfalle; findet aber nicht für gut, Beweise für diese Behauptung anzuführen. — S. 26. wird angenommen, die auf das Hochzeitmahl verwandte Kosten könnten alsdann zum Heurathsgut gerechnet werden, wenn die Eltern die von den Hochzeitgästen gemachten Geschenke den Neuverehlichten überliessen. — Statt Beweises schreibt Hr. *M.* — *mea quidem ex sententia haec exceptio statuenda est.* — Das S. 28. — *de donatione propter nuptias hodierna* — angeführte ist äusserst unbedeutend und unbefriedigend. Die gewöhnlichen Compendien gewähren hier ungleich mehr Belehruug. — S. 50. verwirft der Vf. die Eintheilung der *pactorum dotalium in simplicia et mixta* ganz; allein offenbar ohne in den Geist dieser so verwickelten Lehre eingedrungen zu seyn. Sein ganzes Verdienst besteht darin, dass er die hieher gehörige Stellen aus den bekannten Schriften eines *Hombergks, Selchovs, Pütters, Cramers* u. s. w. hat abdrucken lassen. — S. 96. schreibt der Vf. also: *„Jam si maritus ob defectum virginitatis, quam apud uxorem, recens ductam expertus est, queritur, nec tamen stuprum, quod passa est, vel per testes, vel per confessionem probare valet, aut statim post primum concubitum ad inspectionem ocularem provocat, aut non. Illo in casu vel intumescentia atque inflammatio partium genitalium nec non sanguinis effusi signa adparent vel non.. Si prius est, pro femina judicandum erit; si posterius, contra eandem. Hoc in casu, si nimirum maritus de defectu virginitatis interjecto aliquo tempore queritur, vel ista virginitatis signa ad fuisse fatetur, vel non; si prius est, pro uxore praesumendum est, donec probetur contrarium; si hoc, contra illam praesumtio adest, et judex eidem jusjurandum imponere valet purgatorium.* — Eine Lehre, die hoffentlich in den Gerichtshöfen nie Eingang finden wird. — Ueber die abgedroschene Frage: *an testamentum per procuratorem oblatum, sustineri possit?* füllt der Vf. S. 240 mehrere Seiten mit Auszügen aus den bekanntesten Praktikern. — Bey der Frage, wie viele Zeugen zum Beweis eines feyerlich errichteten Testaments erfodert werden? ist bloss *Glücks* bekannte Streitschrift über diesen Gegenstand S. 247. folg. weitläuftig ausgezogen. — — Auch nur eine Rechtsfrage wünschte Rec. als einigermassen befriedigend bearbeitet auszeichnen zu können; allein er ist dazu nicht im Stande, und bemerkt also nur noch, dass ein angehängtes vollständiges Sachenregister den Gebrauch der erschienenen sechs ersten Fascikel sehr erleichtert. —

Der IVte Band geht vom *Specimine* 362. bis 459. der Leyserischen Meditationen. — Was der Vf. bey der S. 20. niedergeschriebenen Bemerkung sich gedacht haben mag, ist schwer zu errathen, da er ja ganz mit der Leyserischen Behauptung, dass ein auf Gnadengelder gesetzter Invalid ein befreytes Testament nicht errichten könne, übereinstimmt. — S. 58. meynt der Vf., wenn Leyser schreibe: — *Ei, qui alio, quam heredis, animo res hereditario suscipit, utile est protestari, quae protestatio tamen non juvat, si talia facta accedunt, quae animum heredis necessario involvunt;* — so sey dieses letztere falsch. Allein des sehr natürlichen Einwurfs, dass eine *protestatio facto contraria* überhaupt nie von rechtlicher Wirkung ist, hat er nicht einmal Erwähnung zu thun für nöthig gefunden. — *Leyser* schreibt *Spec.* 371. *M.* 5. — *„Et si per verbalem hereditatis aditionem possessio ipsa seu corporalis detentio non transeat in heredem, jus tamen possessionis in eum transit; h. e., heres eo ipso, quod heres est, in omnia jura defuncti, atque adeo etiam in jus occupandi, adipiscendi, recuperandi possessionem succedit.“* — Hierzu macht Hr. *M.* S. 62. die hochwichtige Bemerkung: — *„Heredem, qui verbis hereditatem adierit, possessionem ipsam non consequi, recte tradit Leyserus; at quamvis possessio hereditatis in heredes non transeat, notandum tamen, transferri jus illius recuperandae, unde heres exercere potest remedia, defuncto ratione possessionis, ab ipso exercitae, comdetentia.“* — Darüber hingegen, ob und in wie weit, der altdeutsche Rechtssatz: der Todte erbet den Lebendigen, — auf den Leyser a. a. O. sogar deutet, und den Hr. *Fischer* zu Halle neuerlich in einer eigenen Abhandlung entwickelt hat, heut zu Tage noch Anwendung finde, sich zu äussern, hat dem Herrn Commentator nicht beliebt. — S. 277. folg. nimmt der Vf. die offenbar irrige Meynung an, Familien-Fideicommisse könnten auch mit Einwilligung der sämtlichen lebenden Interessenten gültig nicht veräussert werden. Seine Gründe sind aus *Westphals* deutschen Reichsständischen Privatrechte genommen. —

In der Vorrede zum IIten Fascikel schreibt der Vf. also: — „*Ne opus nimium accrescat, omnia Leyseri specimina, quae ad jus criminale spectant, sicco pede praeteribo. Quum enim hujus juris campus nostris temporibus maximi nominis virorum studio vario ratione tam cultum sit, ut novam plane faciem adsumserit, praetereaque circa plurimas juris criminalis quaestiones ingentes controversiae ortae sint (Duarum tantum mentionem facio; nimirum de quaestione an justum et consultum sit, hominibus mortis poenam infligere, tam, an non tortura e processu criminali justius et consultius proscribatur?) in quibus tractandis tantum abest, ut brevis quis esse possit, ut potius copia rerum et scriptorum prolixitatem necessariam faciat, numerum observationum mearum ingenti modo non augere non possem, si ad ista Leyseri specimina, de hoc argumento agentia, ea, quae ex recentiorum scriptis monenda sint, moneam. Non quidem dubito, quin is, qui historiam controversiarum juris criminalis conficeret sententiasque Ictorum de quacunque, quae huc spectet, controversia enarraret, non inutilem et ingratum plane laborem susceptumus sit, quod vero negotium peculiarem omnino viri operam exposcit, quod tamen quum jam multa, huc pertinentia, collegerim, aliis laboribus finitis me, haud adversa, qua saepissime laboro, valetudine impeditum occupabit, nisi quis alius hanc interim provinciam praeoccupet.*" — Alfo noch ein Promtuarium, oder ein Commentar uber einen Commentar!!!

Auch der vorliegende Theil übrigens ist den vorhergehenden an inneren Gehalte gleich, — Das bey den Lehren von den Frohnden, dem Abzuge und der Nachsteuer bemerkte z. B. ist äuserst unbedeutend, und mehrere der neuesten und besten Schriften, z. B. die *Bodmannischen*, *Kronerische*, *Rebmannische* u. s. w. über Abzugs- und Nachsteuerrecht sind von dem Vf. gar nicht benutzt worden. — S. 170. heisst es ganz kurz: — „*in dubio utique praesumtio est, praedium nobile jus venandi habere, quamvis iis in provinciis, in quibus venatio ad regalia refertur indeque concessio principis ad jus venationis exigitur, in investitura ejus mentio non facta fuerit. In posteriori enim casu tamen id sub generalibus clausulis: cum omni utilitate, omni cum integritate, cum tota juris et fructum integritate, cum omni usu fructu, cum omni jure contineri, dicendum erit.*" — Hr. *M.* versichert immer, er schreibe blofs für Geschäftsmänner, und doch läfst er sich S. 225. auf die Frage: ob nach dem Naturrecht Verjährung statt finde? umständlich ein, und zieht hauptsächlich *Ulrichs* bekanntes Compendium aus. —

Im V Tom. wird das Leyserische Werk von *Specimine* 460. bis 523. commentirt. — Bey der Lehre von der Verjährung hat der Vf. hauptsächlich *Raves* Werk benutzt und ausgezogen. — Die S. 66. über die Frage: ob der von dem Advokaten begangene Irrthum von der Partie wiederrufen werden könne? angegebene Bestimmung ist weder ganz richtig noch erschöpfend. Es heisst: — „*Hoc itaque modo statuendum esse arbitror: error advocati, vel praesente cliente prolatus est, vel eodem absente. Illo in casu vel intra triduum revocatur, aut appellatio contra sententiam interponitur, vel non. Si prius est revocatio procedit, non vero si posterius est. Hoc in casu, vel, allegationem advocati manifestum errorem comprehendere, manifeste probari potest, vel non. Si illud, non vero si hoc est, rovocatio erroris locum habet. Quum inde hodie advocatorum exhibita in scriptis tradantur, utique tunc, quod de errore absentibus clientibus allegato valet, adplicandum erit.*" — Hätte der Vf. einige neuere Schriften nachgeschlagen; so würde er eines bessern belehrt worden seyn. — Eben so hatte S. 68. bey der Lehre von Versendung der Acten manche erhebliche Bemerkung aus *Elssässers* neuester Abhandlung über diesen Gegenstand gezogen werden können. — Desgleichen ist S. 115. die in neuern Zeiten so sehr berichtigte Materie, von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen ein rechtskräftiges Urtheil, äusserst unbefriedigend und oberflächlich bearbeitet. — Ueberhaupt scheint der Vf. auf die in den Process einschlagende Rechtslehren, die doch, da sie ganz praktisch sind, nach seinem eigenen Plane vorzügliche Rücksicht verdient hätten, am wenigsten Fleiss verwendet zu haben. — So sind unter andern die in die Concurslehre einschlagenden Bemerkungen, z. B. S. 131. *de initio concursus creditorum;* S. 185. *an concursus universalis lites alibi pendentes semper ad suum forum trahat?* S. 193. *de collisione legum in concursu* u. s. w. in der That über alle Erwartung seicht und unbedeutend. —

Fasc. II. Bey der Lehre von der paulianischen Klage und den damit verwandten Rechtsfragen hat der Vf. hauptsächlich *Fricks* bekannte Streitschrift über diesen Gegenstand ausgezogen, ohne in diese so wichtige Materie selbst gehörig eingedrungen zu seyn, und die eintretenden verschiedenen Rechtsmittel unterschieden zu haben. — Ueber den S. 137. vorkommenden Satz — *de usu hodierno poenarum ejus, qui sibi ipsi jus dixit* — hätte *Reussens* Staatskanzley. Th. 22. Abschn. 9. S. 348. zu Rathe gezogen werden sollen — S. 176. macht der Vf. folgende Entdeckung: — „*Recte quidem dicit Leyserus interdictum Salvianum non solis locatoribus praediorum rusticorum, sed omnibus creditoribus dari. Et si enim hoc interdictum initio tantum domino fundi contra colonum ad consequendam possessionem rerum coloni pro mercede ex expresse obligatorum datum fuit, postea tamen idem per interpretationem ad omnes creditores, quibus pignus constitutum, ita prolatum est, ut his quoque contra debitores, ad consequendam rerum oppigneratarum possessionem eo experiri liceat. Addendum vero est, hoc interdictum ab interpretibus dici* Quasi Salvianum *s. utile, quam illo in casu, quo dominus praedii rustici ex eo agit,* directum *nominatur.* —

Der VIte Band commentirt das Leyserische Werk von *Specimine* 124. bis zu Ende. — S. 123. mifst der Vf. Leysern ohne allen scheinbaren Grund die höchst paradoxe Meynung bey, es werde zur Ehescheidung *rescriptum principis* erfodert, und bemerkt dagegen: „*At, quantum ego quidem scio, per rescriptum principis matri-*

matrimonium nunquam dissolvitur. *Quoad has certe terras nullum dubium hac de re obvenire puto, quum in certa causa, qua de divortio statuendo quaestio erat et utraque pars, dissolutionem quippe matrimonii nulla tamen adparente justa caussa optans, separationem per modum dispensationis petiisset, rescriptum sit:* Wir begehren, ihr wollet Supplicante mit ihrem ganz unschicklichen Gesuche abweisen." — Wer wird zweifeln, dafs in jedem andern Lande dieselbe Resolution auf ein Gesuch der Art ergangen seyn würde? Leysern ist eine solche Behauptung gewifs nie in den Sinn gekommen. — S. 226. macht Hr. *M.* eine, Rec. wenigstens, ganz neue Bemerkung. Er schreibt: — „*Deinde contra Leyserum notandum solis sponsalibus, ad quae concubitus non accesserit, non adfinitatem quidem, sed quasi adfinitatem tamen intercedere, ut et in casu divortii obvenit.*" — In Sachsen müssen die Bauern in der Regel ihren Gutsherrn Baufrohnen leisten; nun entstand die Frage, ob diese auch bey Anlegung eines Gewitterableiters gefodert werden könnten? *Kind* in seinen *quaestionibus forensibus* sagt, ja; unser Vf. hingegen sagt S. 274., nein, und führt als Entscheidungsgrund mit an: weil der Nutzen solcher Maschinen, besonders wenn sie nur auf dem einen, oder dem andern Gebäude sich befinden, noch gar nicht behörig erwiesen sey. —

In der Vorrede zum letzten Fascikel klagt der Vf. gar sehr über die Strenge und Unbilligkeit seiner Recensenten, und schliesst S. 14. also: „*Sit ut sit, finem jam facio in edendis his observationibus neque eas ad cetera, post Leyseri fata in lucem edita volumina continuandi pro nunc animus est. Valetudo, qua ex longo tempore premor, adversa, hoc imperat; imperat id quoque meorum judicum severitas, quae me, innumeris cujuscunque generis humani molestiis obrutum, multo plus, quam ullum quenquam tangit. Nihilo tamen minus, revertente, si Deo placeat, una cum valetudine bona animi tranquillitate, ad reliquas Leyseri meditationes post mortem ejus prelo commissas, quae monenda, vel addenda inveniam, supplebo rigorosisque conatuum meorum censoribus, quamvis non in praefationibus, tamen alio modo alioque scribendi genere electo, satisfaciam.*" — Rec. bedauert es eben so aufrichtig, dafs auch er die irrdischen Leiden des Vf. hat mehren helfen müssen, als er die Beharrlichkeit dieses Schriftstellers, seine Ruhe und einen Theil seiner Glückseligkeit dem unverdankten Dienste des Publikums aufzuopfern, bewundern mufs. Indessen hielt er sich zu der feyerlichen Erklärung verpflichtet, dafs seine Absicht gar nicht war, durch die bisher gemachten Bemerkungen dem Werke allen Werth absprechen zu wollen, indem wirklich in demselben die Leyserischen Sätze sehr häufig berichtigt, erläutert und näher bestimmt worden sind; sondern er wollte nur sein gleich über die ersten Theile dieser Schrift in diesem Journale gefälltes Urtheil, dafs solche weiter nichts, als das erweiterte Promtuarium des Vf. sey, d. h. eine blosse Erzählung der verschiedenen Meynungen der bekanntesten Rechtsgelehrten über streitige praktische Rechtsfragen enthalte, rechtfertigen. — Dafs dem nun wirklich so sey, scheint Hr. *M.* jetzt selbst einzusehen; denn S. 9. in der Vorrede schreibt er: — „*Promtuarium meum inservire debuit, ut lectores brevem sententiarum epitomen ante oculos haberent; observationes autem, ut uberior controversiarum tractatio practicis traderetur: utrumque vero opus eorum usui dicatum fuit, qui — et horum numerus non parvus est, neque esse potest — librorum copia et occasione recentiorum scripta legendi essent destituti.*" — Aber freylich auch als erweitertes Promtuarium betrachtet, ist bey weitem nicht geleistet, was geleistet werden könnte und sollte. Der Vf. hat zu wenig mit kritischer Auswahl gesammelt; hat häufig ganz bekannte, in jedermanns Händen sich befindende, Praktiker, seltener eigene kleinere Abhandlungen von vorzüglichem Werthe, und grosse kostbare und seltenere Werke ausgezogen; hat sogar oft ganze Seiten aus Leysern abgeschrieben, da doch sein Werk ohne das Leyserische schlechterdings nicht gebraucht werden kann; ist selbst zu wenig in den Geist der behandelten Rechtslehren eingedrungen, und hat daher da, wo er selbst urtheilen sollte, gemeiniglich den rechten Punkt verfehlt. Daneben ist seine Schreibart wirklich unter aller Kritik. Es kommen so viele grobe, den Sinn ganz entstellende, Sprachfehler vor. dafs man wirklich oft zweifelhaft werden mufs, ob das wohl Druckfehler seyn könnten. Sollte daher der Vf. seine schriftstellerische Laufbahn noch nicht beschlossen haben; so müssen wir ihm wohlmeynend rathen, künftig lieber deutsch zu schreiben, — aber nur kein Promtuarium mehr, weder ein kürzeres, noch ein erweitertes!! — In diesem letzten Fascikel übrigens kommen nur wenige Observationen vor; von S. 34. an bis ans Ende werden noch einige Bemerkungen zu den ersteren Bänden des Leyserischen Werkes nachgetragen. Ein Verzeichnifs der in dem ganzen Commentar angeführten Schriftsteller, und ein Sachenregister über alle sechs Bände beschliessen das Ganze.

Hamburg, gedr. b. Harmsen auf Kosten des Vf.: *Handbuch der vaterländischen Rechte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein*, oder concentrirte und geordnete Sammlung der merkwürdigsten Rechtssätze aus den Verordnungen, Placaten, Rescripten und Landes-Gewohnheiten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg und Graffschaft Ranzau, nebst deren nöthigen Erläuterung aus der Geschichte, und den Präjudicaten der höchsten Landesgerichte, von *L. A. G. Schrader* ordentl. öffentl. Lehrer der Rechtsgelahrtheit zu Kiel. III Th. 1793. XXII u. 264 S. gr. 4.

Nachdem der Vf. in dem *ersten Theile* dieses klassischen Werks (1784. XXX u. 264 S.), welches auch ausserhalb den Provinzen, die es zunächst angeht, einem jeden, der das deutsche Recht studirt, ein sehr wichtiges Hülfsmittel ist, von den bürgerlichen Verhältnissen der Unterthanen gegen den Staat und unter einander, und von dem Recht der Personen, in so fern es aus Familienverhältnissen fliesst, gehandelt hatte, so wie in dem *zweyten Theile* (1786. XIV u. 280 S.) von

dem dinglichen Rechte; so wendet er sich nun zu dem Recht der Verträge.

In dem ersten Capitel von den Verträgen *überhaupt*, ihrer Form, Bestärkung und Vernichtung wird, was die Provinzialrechte anbetrift, insonderheit von dem Gebrauch des Stempelpapiers und von dem Einlager, dessen Arten, Wirkung und Aufhebung geredet, auch dabey angezeigt, dass es nicht zu dem in den Reichsgesetzen verbotenen Einlager gehöre.

Das zweyte Capitel von den *dinglichen Verträgen* enthält die Provinzialgesetze über das Darlehn, den Leihvortrag, Verwahrungsvertrag, und Pfandvertrag, bey welchem letzteren sich besonders viel eigenes findet.

In dem dritten Capitel von den *Consensualverträgen* werden der Kauf- Schenkungs- Miethgesellschafts- und Vollmachtsvertrag abgehandelt. Hier kommen besonders bey dem Kauf, und den dabey zuweilen eintretenden Nebenverträgen, als dem Beyspruchs- und Näherkaufsrecht, so wie auch bey dem Miethvertrag, vorzüglich der Diensthäuer viele Abweichungen, sowohl nach gemeinen Landrechten als den einzelnen statutarischen Verfügungen vor.

Das vierte Capitel befasst einige der merkwürdigsten *Quasicontracte* nach den Schleswig-Holsteinischen Landrechten, nemlich die Verpflichtung wegen aufgenommener Sachen und Personen (*contractus receptionis*), von der Gemeinschaft der Güter und von der Erbschaftsantretung, wobey zugleich der Gebrauch der Rechtswohlthat des Inventarii begezeigt wird.

In dem fünften Capitel kommen als zwey unbenamte Vorträge, der *Tauschcontract* und der *Wechselcontract*, vor. Letzterer wird nach dessen gesetzlichen Quellen, nemlich der in Altona geltenden Kopenhagener Wechselordnung vom 16ten Apr. 1681. und dem in Friedrichstadt eingeführten Wechselrecht auf die Weise umständlich erläutert, dass das Kopenhagener Wechselrecht aus *Siegeds Corpus Juris Cambialis* nach der deutschen Uebersetzung wörtlich eingerückt, und in den Noten die Parallelstellen aus dem Friedrichstädter Wechselrechte, welches den 16ten Titel der 2ten Section des 2ten Theils des Fridrichsstädter Stadtrechts ausmacht, damit verglichen, auch, wo es nöthig schien, auf die allgemeinen Grundsätze des Wechselrechts hingewiesen ist.

Der Vf. hat seinen Gegenstand mit eben so viel Einsicht als Fleiss bearbeitet, und verbindet bey Ausführung der einzelnen Materien ausgebreitete Kenntniss der gemeinen und vaterländischen Rechte, mit einem Geiste philosophischer Ordnung und Bestimmtheit, dessen Gepräge man in allen wissenschaftlichen Arbeiten so leicht erkennt. Sein Vortrag ist im Ganzen genommen, deutlich und angemessen; doch könnten die Perioden hier und da kürzer seyn.

Wahrscheinlich haben wir noch zwey Bände zu erwarten. Mit diesen hoffen wir dann auch ein Supplement über die seit der Herausgabe des ersten Bandes erlassenen Verfügungen und Anordnungen mit Hinweisung auf die zugehörigen Stellen des Handbuchs zu erhalten; wenn anders nicht auf den mit dem ersten Bande ausgegebenen Prospectus *fortgesetzter Supplemente*, welche zugleich weitere Berichtigungen, Zusätze und Erläuterungen enthalten würden, der Vf. in den Stand gesetzt seyn sollte, uns bald einen eigenen Supplementband zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leyden* in Holland, b. Samuel u. Joh. Luchtmanns. Diss. philosophica inaug. *de Fulmine auct. Nic. Cornel. de Fremery*, 1790. 96 S. gr. 4. (1 Rthlr.) Etwas Neues oder vollständiges soll man, nach des Vf. bescheidenen Aeusserung in dieser Schrift nicht erwarten. Indessen hat er aber doch das Verdienst der kurzen und systematischen Zusammenstellung dessen, was in mehreren Werken über diesen Gegenstand zerstreut anzutreffen ist: vornemlich hat er von den Blitzableitern umständlich gehandelt und sie von den ihnen gemachten Vorwürfen, zu befreyen gesucht. Die gewählte Anordnung der Materien ist folgende: 1) Beweis von der Einerleyheit der elektrischen Erscheinungen mit denen, welche man beym Gewitter bemerkt. 2) Untersuchungen über die elektrischen Atmosphären; 3) Eine allgemeine Beschreibung des Wetterschlags und Eintheilung desselben in verschiedene Arten, z. B. ab- und aufwärts fahrende Seiten- und Rückschläge. 4) Erklärung der Blitzerscheinung aus der Elektricitätslehre. 5) Von Donner und Wetterleuchten. 6) Verwahrungsregeln gegen die Wirkungen des Blitzes, aus der Elektricitätslehre hergeleitet. 7) Ursprung der Luftelektricität, so weit es der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft verstattet. In Absicht der ältern Meynungen vom Blitze verweist der Vf. auf *Rossyns Dissertation* die vor 34 Jahren erschien, auch auf *Paets von Troostwycks* und *Krayenhoffs* Schrift *de l' application de l' electricité à la phys. etc.* S. 11. äussert der Vf., dass im Kleinen bey Entladung der Leydner Flasche oder Batterie ein ähnlicher Knall wie der Donner, gehört werde; — dieser Meynung kann aber Rec. durchaus nicht beypflichten, in dem ihm der Knall des Donners nicht bloss der Stärke, sondern dem ganzen Charakter nach von dem Klatschen einer entladenen Batterie der Flasche, verschieden zu seyn scheint. Das Brüllen des Donners scheint vom Zusammenschlagen der benachbarten Luft in ein durch den Ausbruch des Blitzes hervorgebrachtes Vacuum entstanden zu seyn, wo Luftarten oder Dämpfe, jähling von ihrem expansiblen Fluidum getrennt worden sind; das Klatschen des Entladungsfunkens aber mag mehr vom Zusammenschlagen der beiden einander entgegengesetzten elektrischen Materien und ihrem Anprallen an die Knöpfe der Flasche und des Ausladers, herrühren. Bessere Aehnlichkeiten zwischen dem Blitz und elektrischen Funken sind nach dem Vf. die schlangenförmige Gestalt und ausnehmende Schnelligkeit. Was der Vf. von der leuchtenden Atmosphäre des Beccaria rühmt, hat bey näherer Untersuchung keinen Grund und die Franklinsche Hypothese gewinnt dadurch nicht das mindeste Uebergewicht über diejenige welche zwey verschiedene elektrische Materien von ungleicher Energie, annimmt. Die Elektricität durch *Vertheilung* leitet der Vf. vornemlich von einer starken zurückstossenden Kraft der elektrischen Materie her, allein es lassen sich die Erscheinungen mehr als Resultate des heftigen Andrangs einer entgegengesetzten elektrischen Materie, gegen den elektrisirten Conductor, ansehen. Uebrigens sind die hier aufgeführten Sätze selbst aus Masons Grundsätzen der Elektricität genommen. Die Beschreibung des Gewitters ist nach Beccaria gemacht und die einzelnen nach und nach bey denselben vorkommenden Erscheinungen sind sorgfältig auseinander gesetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. November 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Dresden Friedrichsstadt, b. der Wittwe Gerlach: *Christenthum, Vernunft und Menschenwohl*, eine Zeitschrift, herausgegeben von *J. G. Lehmann*. 1793. 432 S. 8. (18 gr.)

Die Absicht des Vf. ist, nach der Vorrede, die Schönheit und Vortreflichkeit des Christenthums, seine Vernunftmäsigkeit und in aller Absicht beseligende Kraft in ein helles Licht zu setzen, um der immer mehr einreissenden Verachtung der Religion zu steuern. Als die vorzüglichste *Ursache der Irreligion*, auf welche sich zuletzt alle andere zurückbringen lassen; führt Hr. L. die *mangelhafte und fehlerhafte Religionskenntniss* an. Aber sollte *Sittenlosigkeit* nicht auf gleiche Weise eine Hauptursache ausmachen, die jener nicht subordinirt, sondern coordinirt werden muss? Die Menschen, sagt Christus, liebten die Finsterniss mehr denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, der hasset das Licht. — Die Menschen unserer Zeit theilt der V. in Absicht auf Religionskenntnisse in vier Klassen ein, in Gleichgültige, Leichtsinnige, Aengstlichbesorgte und Gewissenhaftforschende. Diese Classification möchte wohl keine recht logische Richtigkeit haben, besonders in Absicht auf die Unterabtheilungen, die der Vf. gemacht hat. Einige, welche zu den Leichtsinnigen gerechnet werden, gehören mehr zu den Bequemen, Selbstsüchtigen und Lasterhaften, die eigentlich besondere Klassen ausmachen. Für welche Klasse von Lesern Hr. L. geschrieben habe, ist in der Vorrede nicht angezeigt, man sieht aber aus der Schrift bald, dass sie Unaufgeklärten bestimmt sey, weil manches erklärt ist, was jedem bey einiger Lectüre bekannt seyn muss, z. E. was *Jahrzehend* sey. So sehr das Mehreste für diese sehr deutlich und fasslich vorgetragen ist, so möchte doch manches für sie zu schwer, und zu ihrem Glauben entbehrlich seyn, unter andern die genaue philosophische Beschreibung der Seelenkräfte des Menschen. Verschiedene Materien sind zu des Rec. Zufriedenheit ausgeführt, und ist unstreitig viel Wahres und Gutes gesagt worden. Der Vf. zeigt sich als einen aufgeklärten Mann, der nicht streng bey dem Alten bleibt, sondern selbst denkt. Aber seine Kenntnisse sind noch nicht helle und reif genug, um mit der nöthigen Gründlichkeit und Bestimmtheit urtheilen zu können. Vermuthlich rührt dieses daher, weil er sich mit der neuesten Literatur nicht genug bekannt gemacht hat, so wie er selbst S. 37. bekannt, dass er von neuern Schriften über die Bestimmung des Menschen nur *Steinbarts* Glückseligkeitslehre und *Beckers* moralische Vorlesungen, also nicht einmal *Spalding* über die Bestimmung des Menschen gelesen habe. Von Kantischen Ideen findet man manche Spuren, die Hr. L. sich vermuthlich aus neuern Schriften zu eigen gemacht hat, da er, nach seinem Geständniss, mit Lesung der Kantischen Schriften sich nicht beschäftigt hat. Damit contrastiren aber viele andere Begriffe und Grundsätze. Um dieses Urtheil zu bestätigen, hält Rec. für das beste, bey den einzelnen Materien einige Bemerkungen beyzufügen. *Bestimmung des Menschen.* Diese setzt Hr. L. mit *Reinhard* in die immer höher steigende Ausbildung unserer Anlagen zur Aehnlichkeit mit Gott und der dadurch unaufhörlich wachsenden Glückseligkeit. Aehnlichkeit mit Gott setzt aber offenbar in mehrerer Rücksicht Tugend voraus. Warum, kann ich fragen, soll ich Gott ähnlicher werden? Weil er der Heilige, folglich der Nachahmungswürdige ist. Also Sittlichkeit ertheilt ihm eine eigenthümliche Würde, und Sittlichkeit ist also auch das erste, was man sich bey des Menschen Bestimmung denken muss. Der Vf. sagt ja selbst S. 145., dass die Ausbildung unserer Anlagen nichts anders sey, als Erweiterung unserer Erkenntniss und Beförderung unsrer Tugend. Warum sagt er nicht lieber gleich: die Bestimmung des Menschen ist Ausbildung unserer Anlagen zur unaufhörlich wachsenden Tugend und Glückseligkeit? *Anlagen des Menschen.* — *Aehnlichkeit mit Gott.* Worin wir Gott ähnlich werden sollen, sehen wir aus seinen Werken, aus den Regeln, nach welchen Gott die Natur einrichtete, und so erkennen und befolgen wir das Beste, was Gott erkannte und befolgte. (Aber wie unvollkommen ist unsere Erkenntniss von der Natur, und wie unvollkommen müssen also nicht die Regeln unsers Verhaltens werden, wenn wir blos aus dieser Quelle schöpfen? Die Vernunft sagt es uns bestimmter und sichrer, was wir thun sollen, sie schliesst sogar zurück auf Gott und auf die Regeln seines Verhaltens.) *Von der menschlichen Glückseligkeit. Glückseligkeit* ist nach S. 209. ein mit angenehmen Empfindungen verbundenes Bewusstseyn, dass wir uns in einem Zustand des Wachsens an Vollkommenheit befinden. (Kürzer und richtiger: der Zustand angenehmer Empfindungen; denn zur Glückseligkeit gehört auch die Befriedigung unsrer Neigungen ohne Rücksicht auf das Wachsen an Vollkommenheit. S. 211. heisst es: Ueber das, was *an und für sich gut* ist, kann kein Mensch urtheilen, dieses Vorrecht gehört nur der Gottheit. (Der Unterschied zwischen dem absoluten Guten und den relativen Gütern fiel also weg, und Tugend wäre auch nicht an und für sich gut, sondern auch zu dem relativen Guten zu rechnen.) *Höchstes Gut* ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten. Wenn wir

wir alfo nach dem höchften Gut trachten wollen, müffen wir Gott felbft werden wollen. Das *höchfte Gut des Menfchen* aber ift die höchfte Vollkommenheit, die für Menfchen überhaupt und für einen jeden Einzelnen insbefondere möglich ift. (Wie weit würdiger ift die Vorftellung, wenn wir Sittlichkeit das höchfte Gut nennen, und auf eine weniger uneigennützige Weife dazu nicht blofs eigene Vollkommenheit, fondern auch die Vollkommenkeit eines jeden andern rechnen!) *Die Beftimmung der Menfchen*, welche von der Beftimmung *des* Menfchen unterfchieden wird, ift doch mit diefer im Grunde einerley, fo dafs auch hier mehrentheils das Vorige wiederholt wird. *Der Zweck aller Religion*, fo wie *der Zweck der chriftlichen Religion* foll feyn, den Menfchen einen fichern Unterricht von Gott zu ertheilen, um fie zu beruhigen, ihnen die oberften Naturgefetze als den Willen Gottes bekannt zu machen, um fich ihrer Beftimmung gemäfs zu betragen, ihnen Kraft dazu zu ertheilen etc. Bey diefer ganzen Abhandlung werden immer *Naturgefetze* mit den *moralifchen Gefetzen der Vernunft* verwechfelt. Gott kann uns, heifst es, keine andern Gefetze geben, als die der Natur, (eigentlich der Vernunft,) angemeffen find, fo auch die Religion, und das find ja offenbar Naturgefetze. — Alle angeführte Stellen zeigen, dafs es dem Chriftenthum recht eigentlich darum zu thun fey, *moralifch* gute Menfchen zu bilden, und die darin gegebenen Vorfchriften find wahre *Naturgefetze*. — Diefe werden zwar ftets der Wille Gottes genennt, (eigentlich gefchieht diefes nicht *ftets*, fondern nur in *einigen* Stellen,) diefer Wille Gottes ift aber wahres Naturgefetz, — das erfte diefer Naturgefetze ift: fuche dich in allen Stücken dem Willen deines Schöpfers und Herrn gemäfs zu bezeugen. — Chriftus und die Apoftel beriefen fich bey Ertheilung ihrer Vorfchriften immer auf die Natur. (In den angeführten Stellen fteht kein Wort von der Natur.) Was ift hier nicht für eine Verwirrung der Begriffe! *Naturgefetze* find Regeln, nach welchen die Veränderungen der Natur gefchehen, z. E. Gefetze der Schwere, der Bewegung etc., alle Handlungen, die gefchehen müffen, gefchehen nach Naturgefetzen, davon ift bey *moralifchen Gefetzen* gar nicht die Rede. Diefe dictirt die Vernunft, ohne Rückficht auf die Natur, fie zeigt nicht, was gefchehen mufs, fondern was gefchehen foll. *Ueber Religiofität und Frömmigkeit.* Eine von den beften Abhandlungen. *Ueber die Verfchiedenheit in der Religion.* — *Von den Erkenntnifsquellen in der Religion.* Wie gewöhnlich Natur und Offenbarung. *Von der heil. Schrift.* Diefe letzten Materien find am vollftändigften ausgeführt. Nach Verhältnifs zu den vorigen Abhandlungen und nach den Bedürfniffen der Zeiten hätte über Offenbarung und heil. Schrift mehr Befriedigendes gefagt werden follen. Den gewöhnlichen Fehler findet man auch hier, dafs die *Offenbarung der Lehren* mit der *Eingebung der Schriften* verwechfelt wird.

Der Stil des Vf. follte übrigens etwas gedrängter und geiftvoller feyn, das Gedehnte und Schleppende, Weitfchweifige und Declamatorifche, welches man überall findet, die gar zu oft vorkommenden Phrafen: *Wahr ift es, es ift einleuchtend, es fpringt in die Augen, wenn es wahr ift, dafs — — fo ift auch wahr, — —* und andere, auch einige Härten in der Sprache, als: *Mangel* - und *Fehlerhaftigkeit*, machen das Lefen etwas unangenehm. Bey alle dem wird der Lefer durch das viele Wahre, Gute und Brauchbare für diefe Mängel reichlich fchadlos gehalten, und Rec. hat deswegen diefe Bemerkungen beyfügen wollen, weil diefes nur der erfte Band ift, und Hr. L. gewifs nicht unterlaffen wird, den folgenden eine gröfsere Vollkommenheit zu ertheilen.

GÖRLITZ, b. Hermsdorf u. Anton: *Darftellung der vorzüglichften Umftände, durch welche die Reformation Doctor Martin Luthers vorbereitet*, bey ihrem Anfang und Fortgang unterftützt, und ihre Ausbreitung befördert worden ift. Von *Johann Georg Tieftrunk*, Doctor der Philofophie. 1794. 444 S. 8.

Da der Vf. diefer fogenannten Darftellung in der vorausgefchickten Einleitung felbft bekennt, dafs er das, über feinen Gegenftand von mehrern feiner *würdigen Vorarbeiter* bereits einzeln und gelegenheitlich gefagte, nur *gefammelt*, und in ein Ganzes zufammengebracht — und dafs man folglich hier keine eigene Arbeit deffelben, keine neuen Entdeckungen u. dgl. zu erwarten habe: fo wäre es unbillig, wenn man ihm, zumal da er die gute Abficht gehabt zu haben fcheint, denen, die vielleicht jene *Vorarbeiter* nicht benutzen könnten, einen Dienft zu erweifen, darüber Vorwürfe machen wollte. Aber dafs er, im allerftrengften Verftande gefammelt, das ift, das, was er bey feinen Vorarbeitern gefunden hat, gröfstentheils *wörtlich abgefchrieben*, und aus vielleicht zehen Büchern folchergeftalt ein neues zufammengeftoppelt hat, das kann ihm wahrlich fo leicht nicht verziehen werden. Der Vf. wird uns diefe freye Rüge auch nicht übel nehmen, da er ficher fehr verblendet, oder, wir wiffen nicht was fonft gewefen feyn müfste, wenn er nicht vorausgefehen hätte, dafs man *feine Vorarbeiter entdecken*, und alfo auch bekannt machen würde. Unter diefen Vorarbeitern ift nun D. *Planck* mit feiner vortrefflichen *Gefchichte der Entftehung unfers proteftantifchen Lehrbegriffs*, der erfte, wichtigfte und vornehmfte. Nicht nur die ganze Anlage diefer Darftellung ift aus dem gedachten Werke genommen, fondern es ift auch das darin gefagte, wörtlich abgefchrieben, und nur hin und wieder verändert worden. Da diefes fogleich bey dem Anfang der Einleitung gefchehen ift, fo wählt folche Rec. zum Beweis deffen, was er fo eben gefagt hat.

Planck Th. I. S. 1 ff.	*Tieftrunk Einl.* S. 3 ff.
Die Gefchichte kennt keine Begebenheit, deren Folgen fich in fo kurzer Zeit fo weit ausgebreitet, und doch fo lange fortgewirkt haben, wie die durch Luther im fechzehnten Jahrhundert unternommene, und mit fo glücklichem Erfolg durchgefetzte Verbefferung des	Wenn wir in der Gefchichte der chriftlichen Religion und Kirche bis in die früheften Zeiten hinaufgehen, fo finden wir von der erften Stiftung derfelben an keine Begebenheit, die fo wichtig und merkwürdig wäre, als die im fechzehnten Jahrhundert durch D. M. Luthern

Planck Th. I. S. 1 ff.	*Tieftrunk Einl.* S. 3 ff.
damals allgemein angenommenen christlichen Lehrbegriffs. Bey allen jenen Hauptrevolutionen, durch welche jemals der Geist der Menschen in eine neue Periode seiner Entwicklung übergehen, und seine Vorstellungen eine wesentliche Umbildung annehmen mussten, wurde er immer nur nach und nach gleichsam zu der neuen Stufe hinaufgewunden, und selbst die gewaltsamsten Ursachen, durch welche eine solche Veränderung gewöhnlich veranlasst wurde, der Umsturz einer Monarchie, oder die Umwendung eines ganzen politischen Systems wirkten dabey nur mit langsamer, oft lange unsichtbarer Gewalt.	unternommene, und mit so glücklichem Erfolg durchgesetzte Verbesserung des damals allgemein angenommenen christlichen Lehrbegriffs. — Bey allen jenen Hauptrevolutionen, durch welche jemals der menschliche Geist in eine neue Periode seiner Entwickelung überging, und seine Vorstellungen eine wesentliche Umbildung annahmen, wurde er immer nur nach und nach zu der neuen Stufe gleichsam hinaufgewunden, und selbst die gewaltsamsten Ursachen, durch welche eine solche Veränderung gewöhnlich veranlasst wurde, der Umsturz einer Monarchie, oder die Umwendung eines ganzen politischen Systems, wirkten dabey nur mit langsamer, und oft lange unsichtbarer Gewalt.

Planck S. 5.	*Tieftrunk.* Erstes Kapitel. S. 17.
Das Gebäude der römischen Macht, das festeste, das schlaue und herrschsüchtige Klugheit jemals aufgeführt, und mit der eifersüchtigsten Sorgfalt Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, schien zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch unerschüttert und unerschütterlich zu stehen.	Das hierarchische Gebäude der römischen Macht, das festeste, welches schlaue und herrschsüchtige Klugheit jemals aufgeführt, und mit der eifersüchtigsten Sorgfalt Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, schien auch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, dem Aeussern nach, noch unerschüttert und unerschutterlich zu stehen.

Da der Vf. so verwegen war, schon an der Spitze seines Werks im geborgten Gewande zu erscheinen, so lässt sich leicht schliessen, dass er sich auch in der Folge selten in seinem eigenen Anzuge werde sehen lassen. Rec. könnte davon in Rücksicht der Plünderung der *Plankischen* Geschichte noch ein Heer von Beweisen anführen — könnte sagen, dass oft mehrere Blätter, wie z. B. die ganze Geschichte *Reuchlins* mit den *Köllnischen Theologen* von S. 275 bis 283. von Wort zu Wort aus derselben abgeschrieben worden seyen u. s. w., wenn er nicht befürchten müsste, seinen Lesern damit zur Last zu fallen. Aber das muss er noch anführen, dass Hr. *T.* es nicht dabey bewenden liess, nur das vom Hn. D. *Plank* gesagte zu wiederholen, er wollte solches noch überdieses mit einigen wichtigen Zusätzen vermehren, und dazu fand er denn in mehrern bekannten Schriften, besonders in *Bowers Historie der römischen Pabste* nach der *Rambachischen Uebersetzung* reichen Stoff. Rec. beruft sich unter mehrern daraus hergenommenen Stellen nur auf S. 68 – 144. der *Tieftrunkischen Darstellung*, wo man auf beynahe 6 Bogen eine bis zum Ekel weitläuftige, und im Ganzen genommen, hier ganz zweckwidrige Erzählung der Händel, die Pabst *Bonifacius VIII* mit *Philipp dem Schönen* in Frankreich gehabt hat, antrifft, die grösstentheils Wort von Wort aus der gedachten Historie der Päbste 8 Th. S. 251 ff. abgeschrieben worden ist. Dieses nun vorausgesetzt, wird man auch hier keine eigentliche Recension dieser Darstellung erwarten, weil ja Rec. dasjenige nur würde wiederholen müssen, was jedem Freund der Reformationsgeschichte aus dem *Planckischen* Werk schon bekannt ist.

Doch verdient bemerkt zu werden, dass der Vf. sein ganzes Werk in zwey dickleibige Kapitel, zur grössten Unbequemlichkeit der allenfalsigen Leser desselben, zusammengepresst habe, von denen *das erste* von S. 17 bis 246 von den Umständen handelt, welche die Reformation Luthers vorbereiteten; das *zweyte* aber von S. 247 bis 444. die Umstände anführt, welche gedachte Reformation bey ihrem Anfang und Fortgang unterstützten, und ihre Ausbreitung beförderten. Sollte Hr. *T.* einstens ein eigenes Werk von dieser Sache schreiben, so wünscht Rec., dass er *Veranlassung* und *Beförderung*, ferner Reformation der Kirche überhaupt, und Reformation Luthers wohl von einander unterscheiden möge. Denn das, was eine Sache *veranlasst*, wie das der Fall bey dem in der Kirche allgemein herrschenden Verderben war, *befördert* sie ja eigentlich nicht; auch war es ja nicht gerade Luthers Reformation, es hätte ja auch eine jede andere zweckmässige Kirchenverbesserung seyn können.

LITERARGESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich; *Andenken an Oeder* von *Halem.* Mit Oeders Portrait. 1793. 168 S. kl. 8.

„Mein Beruf," sagt der Vf., „einen Kranz um des Verewigten Urne zu flechten, ist die langjährige Freundschaft, welche mich mit ihm verband, ist der Besitz einiger handschriftlichen Aufsätze des Verstorbenen, ist das Zutrauen, die Auffoderung seiner würdigen Wittwe. Ihr zunächst widme ich diese Blätter." Diesen Beruf hat er auf eine sehr vorzügliche Art erfüllt, wofür ihm der wärmste Dank des Publicums gebührt. Seine Biographie entspricht dem Werth des Gegenstandes; sie ist an Wahrheit, Feinheit und Geschmack eine der ersten Arbeiten in ihrer Gattung. Wir zeichnen die wichtigsten historischen Nachrichten aus, um auch in unserm Repertorium der deutschen Literatur des verdienten Mannes Andenken zu erhalten.

Georg Christian, Edler von Oeder, ward den 3 Febr. 1728 in der Stadt Anspach geboren, wo sein Vater damals die Conrectorstelle bekleidete. Schon im Knabenalter zeigte er entschiedene Vorliebe zur Mathematik, zum Rechnen und Zeichnen. Um Ostern 1746 bezog er die Universität Göttingen. Er widmete sich der Arzneykunde. Sein Hauptlehrer war Haller. Unter ihm studierte er Botanik; er nährte auch seinen Geschmack an den schönen Wissenschaften. Im Herbst 1749 erhielt er den Doctorgrad. Seine Dissertation handelte *de derivatione et revulsione per venaesectionem.* Auf Veranlassung seines Landsmanns, *Camerer*, ging er darauf als Medicinae Practicus nach Schleswig. Der General. Graf *Schmettau*, welcher hier mit seinem Regiment lag, empfahl

empfahl ihn aufs wärmste dem Grafen *Bernstorf*, welcher 1751 als dänischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Obersecretär der deutschen Canzley nach Kopenhagen ging. Bernstorf erkundigte sich weiter bey Hallern, und Oeders Glück war gemacht. Bey der Kopenhagener Universität fehlte ein botanisches Institut. Oeder sollte zu dessen Anlage gebraucht werden. Nach den akademischen Gesetzen musste der Ernennung zur Professur eine öffentliche Disputation vorangehen. Seine Dissertation *de irritabilitate* ist eine der besten über diese Materie; aber die öffentliche Vertheidigung war nicht glücklich. Oeder ward königlicher Professor, und erst 1754, da das angelegte Institut gut von Statten ging, Professor der Botanik bey der Kopenhagener Universität. Im folgenden Jahre trat er zu Sammlung der Flora Danica seine botanischen Reisen durch die dänischen Staaten an. Von 1755 bis 1759 reisete er in Norwegen. Hier erwarb er sich zugleich eine genaue ökonomische Kunde des Landes, und benutzte sie zum Wohl desselben. Manche Resultate theilte er in seinen Berichten den Grafen Bernstorf und Moltke mit. Nach seiner Zurückkunft erschien seit 1762 heftweise die allgemein geschätzte Flora Danica. Die ersten zehn Hefte, das Heft zu 60 Kupfertafeln, gab er allein heraus; auch noch in den folgenden rührt manches von ihm her. Während der Besorgung dieses wichtigen Werks gab er auch zugleich in lateinischer und deutscher Sprache seine, von den einsichtsvollsten Kunstrichtern gerühmte Einleitung zu der Kräuterkenntniss heraus, und 1770 sein letztes botanisches Werk ein Verzeichniss der zu der *Flora Danica* gehörenden wildwachsenden Kräuter. Seine politischen Untersuchungen in Norwegen hatten in ihm den Wunsch erzeugt, nebenher in einem mit der Naturgeschichte verwandten Zweige der Staatswirthschaft mit gebraucht zu werden. Graf *Moltke* veranlasste ihn kurz nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs seine Aufmerksamkeit der Freyheit der Bauern zu widmen, die damals ein Gegenstand allgemeiner Untersuchung war. So entstand sein klassisches *Bedenken*, welches Oeder dem Könige in der Handschrift zu übergeben hoffte. Es war aber wohl nicht allerdings nach *Moltke's* Wunsch ausgefallen. Der Minister zog sich zurück, und Oedern ward für seine Bemühung ein Geschenk von 100 Ducaten angeboten. Er schlug es aus, und liess seine Schrift, jedoch ohne Namen, 1769 drucken, so wie 1771 die Zusätze, welche er selbst für sein bestes Werk hielt. Zu Anfang des J. 1770 erhielt er den Auftrag, Resultate aus der 1769 veranstalteten Zählung zu ziehen, Betrachtungen darüber anzustellen, und etwa einen Plan zu neuen Zählungen vorzutragen. Die Resultate dieser mühsamen, erst 1772 vollendeten, Arbeit findet man jetzt in *Heinzen's* Sammlungen. Unterdess ward Oeder im Laufe des Jahrs 1770 durch Aufhebung des botanischen Instituts, dessen kleinerer Garten der Universität überlassen ward, völlig entrissen. Er behielt seinen Gehalt, und ging zu andern Geschäften über. Als er 1770 auf Aunöe einen Versuch mit der Inoculation des Rindviehes anstellte, ging die Ministerialveränderung in Dänemark vor. Aber das neue Ministerium liess seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren. Das Cabinet sandte ihm eben an dem Tage, als er nach Kopenhagen zurück kam, eine Menge über den Handel eingezogene Bedenken von Negocianten, um räsonnirte Auszüge daraus zu machen. Wenige Tage nachher trat er in die General-Landwesens-Commission, wo er zum Wohl der Landwirthschaft sehr wirksam war. Beide Veranlassungen machten ihn näher mit Struensee bekannt. Er ward am 5 Jan. 1771 Finanzrath, mit einer Verbesserung seines Gehalts. Aber ob er gleich viel mit Struensee in Geschäften arbeitete, so ging die Bekanntschaft doch nie zur Vertraulichkeit. Unter andern arbeitete er damals den Plan einer allgemeinen Wittwencasse aus, welchen er in einem gedruckten Räsonnement erläuterte. Am 29 May 1771 trat er, jedoch ohne es vorher zu wissen, in das Finanzcollegium, das nur zum Theil, nemlich nach der Abtheilung in die dänische, norwegische und deutsche Kammer, nach seinem Vorschlag neu errichtet war. Bald nachher fiel Struensee. Oeder musste das Collegium, noch ehe die Reformationscommission ihre Untersuchung geendigt hatte, verlassen, ward zum Stiftsamtmann in Bergen, und wie er das ablehnte, in Drontheim ernannt. Aber während einer auf erhaltene Erlaubniss angetretenen Reise nach Deutschland, gab man die letztere Stelle, der kriegerischen Umstände wegen, wie es hiess, einem andern. Oeder erhielt, durch des Herzogs Ferdinand Fürsprache, die Versicherung einer andern Amtmannschaft in Holstein, mit Beybehaltung seines erhöheten Gehalts; allein anstatt dessen ward er zu Ende des Jahres 1773 zum Landarzt in Oldenburg ernannt, und trat bey der Austauschung des Landes in des neuen Fürsten Dienste. Hier wurden ihm die unangenehmen richterlichen Geschäfte im J. 1776 durch Zuredung des Hn. *von Halem* auf seine Bitte erleichtert. Sein Anerbieten, zur Ausführung eines verbesserten Projects einer Wittwencasse für Dänemark beyzutragen, verwarf Guldberg 1774. Aber er nutzte dem ganzen Publico durch den Druck seiner Aufsätze. Im J. 1779 ward die Oldenburgische Wittwencasse nach seinem Plan errichtet, und ihm die Direction mit übertragen. Auch die neue Landesvermessung des Herzogthums Oldenburg in den J. 1782 und 1785 ward auf seinen Vorschlag veranstaltet, und unter seiner Aufsicht vollzogen. Dennoch lenkten seine Blicke sich immer auf Dänemark, dessen Angelegenheiten ihn vorzüglich interessirten. Darum gab er 1786, als unter dem Schutz des Kronprinzen über die Realisirung der Bauernfreyheit ernstliche Untersuchungen angestellt wurden, eine neue vermehrte Ausgabe seines Bedenkens und der Zusätze heraus. Und um diese Zeit erging auch an ihn Ruf zu seiner Rückkehr nach Dänemark, den er zwar wegen seines Alters ablehnte, der aber seine letzten Tage ungemein versüsste. Er starb nach einer fast sechs Wochen langen Krankheit den 28 Jan. 1791.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. November 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Gessner, Füssli und Comp.: *Auswahl dänischer Lustspiele für Deutsche.* Herausgegeben von *Christian Lövinus Sander*, Secretär der königl. dänischen General-Wegcommission. Nebst einer Schilderung des dänischen Theaters von *K. L. Rahbek*, ausserordentl. Professor bey der Universität zu Kopenhagen. Erstes Bändchen. 1794. 356 S. 8. nebst einer Einleitung von XXXIII S.

Die dänische Literatur, sagt der Herausgeber, bleibt immer noch für die Deutschen eine *Terra incognita;* nur die jenaische Literatur-Zeitung beschäfftigt sich mit den nordischen Musen: hingegen fügt er hinzu, gedenkt selbst Eschenburgs Handbuch der dramatischen Literatur nicht im geringsten der Dänen. Gleichwohl besassen sie schon lange einen Holberg, als die deutsche Bühne noch geschmacklose Haupt- und Staatsactionen und extemporirte Stücke gab. In der Einleitung erwähnt der Herausgeber der dramatischen und dramaturgischen Arbeiten des Hn. Prof. *Rahbecks*, des Herausgebers der nordischen Minerva und Vf. des dänischen Zuschauers, wie auch mehrerer Briefe und Aufsätze über die Schaubühne, der zugleich durch verschiedene Schauspiele berühmt ist, z. B. durch den *jungen Darby*, durch die *Sophie Brauneck*; durch den *Vertrauten*, durch die *Empfindsamen*, durch seine Ergänzung der *Matrone von Ephesus*, und durch eine Nachahmung von Otway's *Venise preserv'd*, unter dem Titel: *Gaffario und Belvidera.* — Auf die Einleitung folgt Hn. *Rahbecks* kurze Schilderung des dänischen Theaters. S. XVI. wird *Holbergs vis comica* nach Verdiensten erhoben. „Wahrlich, heisst „es, hätte man zu Wien in den jetzigen Zeitläuften ei„ne (nationalisirte) Verdeutschung des politischen Kan„nengiessers gegeben, man würde schwerlich in der „Nothwendigkeit gewesen seyn, den Pechklub mit Ge„walt zu zerstören." — „Nach *Holbergs* Zeiten fing die „feinere Welt an, eine höhere Gattung von Lustspielen „zu fodern. *Sneedorf*, der Vater, arbeitete in der Ma„nier des Destouches; in gleicher Manier ist das Schau„spiel der Demoiselle *Biehl: Der zärtliche Ehemann.*" Ihre übrigen Lustspiele sind Conversationsstücke, ohne dass sie sich weder durch Situationen noch durch Charaktere auszeichnen. Nach dem Vf. verdient *Ewald* seinen Platz zwischen Shakespear und Göthe. Ewalds Zeitgenosse, *I. N. Brun*, versprach mit seinem ersten Trauerspiele, Zarine, einen Racine, und mit seinem zweyten, Eimar Tambeskiälver, einen Corneille, hernach aber entsagte er der Schaubühne. Nicht lange nach ihm erschien *I. H. Wesel* mit seinem Schauspiele, die Liebe ohne Strümpfe, einer meisterhaften in trefflichen Versen geschriebenen Parodie der französirenden Tragödie. In den gleichen Zeitraum gehört der Schauspieler *Beck.* Noch mehr Vorzüge, als er, besitzt der Assessor *E. Falsen.* Sehr viel Genie bewies dieser letztere in dem Trauerspiel *Adelson* und *Salvini;* sehr viel Witz und Laune in einer Farce, die drollichten Vettern. — „Der „wegen seiner boccazisch-witzigen Erzählungen bekann„te *Th. C. Brun* lieferte für einmal nichts weiter, als die „unglückliche Gleichheit, ein Drama, und die Liebe „auf der Probe, ein Lustspiel." — „Der dänische Ana„kreon Johann de Wübe ebenfalls nichts, als die neu„gierigen Männer, ein Gegenstück zu Goldoni's neugie„rigen Weibern." — „Der Justizrath und Generalfiscal „*Wiwet* ein Lustspiel unter dem Titel: Datum in Blanco. „Scenen, Charaktere und Diction sind aus dem Leben „geschöpft; auch sind sie reichhaltig an komischer Stär„ke; nur die Verbindung des Ganzen, und besonders „die ernsthaftern Scenen verrathen die im Dramatischen „ungeübte Hand." Prof. *Tode*, ein beliebter Schriftsteller, der den Dänen und den Deutschen gemeinschaftlich angehört, zeichnet sich durch seine Schauspiele, die Seeofficiere, und der Eheteufel, vorzüglich aus. „Noch „hat man von ihm ein drittes Stück, das aber wegen „seiner undelicaten Fabel nicht gefällt, obgleich viel„leicht keines der übrigen Schauspiele dieses Dichters „mit so reichen Gaben seines Witzes und seiner Laune „ausgestattet ist." Im J. 1787 erhob sich als Schauspieldichter Hr. *Heiberg.* Sein erstes Stück waren die Verwandlungen, ein Intriguenstück nach einer Novelle des Cervantes. Mehr von der ihm eigenen Energie und Laune hat sein zweytes Stück, Heckingborn, eine Fortsetzung des Stephanischen Spleens; noch mehr sein Schauspiel, *Vous* und *Vaus.* (In der gegenwärtigen Sammlung erscheint sein Schauspiel; die Hoftrauer, ein Gesellschaftsstück.) „Im J. 1789 gab Hr. Secretär *Pram* „ein versificirtes Drama, *Damon und Pythias*, und im „folgenden Jahre seinen *Frode und Fingal.*" Doch Addisonische Milch und Honig, setzt Hr. Rahbeck hinzu, „sind nicht mehr für Gaumen, die an Kozebueische und „Spiessische Polentas verwöhnt sind. Diese beiden ver„sificierten Schauspiele machten demnach weniger Glück „als sein *Neger* und seine *goldene Dose.*" Ueber die dänischen Singspiele. Von *Ewald* zeichnen sich sein Fischer, wie auch Balders Tod, von *Thaarup* Peters Hochzeit und das Aerndtefest aus.

Diese Darstellung des dänischen Theaters beschränkt sich auf ein historisches Verzeichniss, und bescheiden nennt sie Hr. Rahbeck ein *tableau très — und vielleicht trop rapide.* Bey dem engen Raum, in den er sich einschloss, erwartet man weder eine Vergleichung mit andern

dern Schaubühnen, noch ausführliche Charakteristik oder Entwicklung der Localeigenheiten.

Unter den hier gelieferten Schauspielen ist das erste *P. A. Heibergs Hekingborn*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Hekingborn, der Held des Stückes, wird durch unverschuldeten Bankerot und andere Unglücksfälle aus einem Menschenfreunde ein Menschenfeind. Um die Wette bemühen sich seine ehemaligen Klienten, wie sie ihm die empfangenen Wohlthaten vergelten. Ein Tochtermann, den er todt glaubt, bringt ihn unter Verkleidung wieder zu sich, und söhnt ihn mit der Menschheit und mit dem Schicksale aus. Es sind brittische, nicht dänische Sitten. — Das zweyte Schauspiel ist der *Vertraute* von *Rahbeck*. Pauline Eichfeld reiset ihren treulosen Liebhaber, Wallensberg, von dem sie ein Kind hat, nach Berlin nach. Hier entdeckt sie sich dem Vertrauten ihrer Liebe, Kammersdorf; sie gibt ihm zuverstehen, dass sie, zum Sterben bereit, vorher noch die Frucht der unglücklichen Liebe dem treulosen Manne einhändigen möchte. Warum aber dem treulosen Manne? Kammersdorf selbst übernimmt die Versorgung des Kindes. Dann verbirgt er sie im Nebenzimmer, wo sie ungefähr seiner Unterredung mit Wallensberg zuhören kann, und diesen über seine Treulosigkeit mit kalten Spott sprechen hört. Aeusserst aufgebracht, fodert ihn Kammersdorf heraus auf die Pistole. Ein rascher Schritt, womit der sonst edle Mann für die Unglückliche und für ihr Kind schlecht sorgt. Wallensberg nimmt die Ausfoderung an; vorher aber nöthigt ihn Kammersdorf zur Durchlesung eines Briefes von Paulinen, der ihn aber nach ihrer Meynung erst nach ihrem Tode hätte sollen zugestellt werden. Tod glaubt er Paulinen, und nun flucht er seiner Treulosigkeit. Aus dem Nebenzimmer tritt Pauline hervor; reuevoll bietet er ihr die Hand an; sie schlägt sie aus. Voll Verzweiflung läuft er davon. Sonderbar ist sein Schritt; nicht weniger sonderbar ists, dass ihn ganz unbekümmert Kammersdorf geschehn läst. Er selbst bietet sich nun Paulinen zum Gatten und zum Vater ihres Kindes an. Sie beharrt beym Entschlusse, in ewiger Ehelosigkeit den Fehltritt zu büssen. — III. *Die goldene Dose*, ein Lustspiel von *Olufsen*. Uneingeschränkt wird Wisberg von seiner Haushälterin, Mademoiselle Müller, regiert. Ihr Bruder, der Verwalter, wagt es, auf die Tochter seines Herrn Anspruch zu machen. Um ihren Geliebten, Landswig, in Ungnade zu setzen, verschreyt ihn der Verwalter als Dieb der goldenen Dose. Durch Entführung der Haushälterin öffnet man Wisbergen die Augen. Die mehresten Charaktere sind ziemlich pöbelhaft. — IV. *Die Hoftrauer, oder das Testament*, von *P. A. Heiberg*. Die Wittwe eines Gewürzkrämers, Frau Ehrenpreis, tritt als Ihre Gnaden Madame Ehrenpreis auf. Um vornehm zu thun, trägt auch sie die Hoftrauer. Drolligt hebt sich das Lächerliche der Eitelkeit heraus; schändlich hingegen sind die Mittel zur Fortsetzung der Eitelkeit. Die Wittwe vereinigt sich mit ihrem Liebhaber, dem Vormünder ihrer Tochter, zur Zerreissung eines Codicills, das dieser nachtheilung ist, und verwirft zum Tochtermann Reinharden, weil er bloss wohlhabend, vernünftig und rechtschaffen, aber nicht glänzend genug ist. Es kömmt ein zweytes Codicill zum Vorschein, vermög dessen die Tochter bey der Auswahl eines Gatten völlig frey ist, und nun Reinharden die Hand gibt. In dem komischen Lustspiele, das einen ganz andern Charakter hat, als das weinerliche Drama, macht nach unserm Gefühle das Lächerliche, in Verbindung mit schwarzem Laster, widrigen Eindruck, und wir lachen nicht zu gleicher Zeit, wenn wir Abscheu empfinden. Ueberhaupt scheint es in diesen Schauspielen hin und wieder an gehöriger Entwicklung, an progressivem Uebergange zu mangeln.

DRESDEN, b. Gerlach: *Ovids Verwandlungen*, drittes und viertes Buch, deutsch. 1790. 5tes u. 6tes. 1791. 7tes u. 8tes. 1791. nebst den beiden ersten Büchern. 639 S. 9tes u. 10tes St. 175 S. 8.

Die beiden ersten Bücher dieser Uebersetzung sind von einem andern Recensenten angezeigt worden. Alle Rücksicht auf die Lage des Uebersetzers, der seine Arbeit auf dem Lande, in einer theologischen Studirstube, ohne gehörige Hülfsmittel für Kritik und Verständniss seines Dichters, zu Stande gebracht zu haben, berichtet — alle diese Rücksicht darf, leider, das Urtheil nicht zurückhalten — dass die Arbeit mittelmässig sey, und dass der Abdruck derselben besser unterblieben wäre. Immer mag es selten und daher schätzbar seyn, dass ein Landprediger so viel Liebe zum Lesen der Alten beybehalte; nur das Publicum kann dieses nicht zum Verdienst anrechnen. So wenig hat auch der Vf. sein Versprechen, immer grösere Vollkommenheit in dem Fortgang seines Werkes zu zeigen gehalten, dass die letztern der hier angezeigten Bücher in der Uebersetzung offenbar den frühern nachstehen. So konnte man z. B. an der Versification (die Uebersetzung ist in Hexametern geschrieben) in den frühern, bis zum 8. Buche sogar, einen gewissen, mehr durch Gefühl entstandenen, als durch Studium bewirkten, Wohlklang nicht verkennen. Dieser aber verschwindet im 9. und 10ten bis auf die letzte Spur. Dort lieset man Verse, wie diese, 9, 328 (die Zahlen der Verse stimmen zum Original):

> Aber höre einmal die wunderbaren Schicksale.
>
> v. 335. Eine Anhöhe entstehen;

wo zu der fehlerhaften Scansion noch die widerlichen Hiatus kommen.

> v. 376. Für keine Schuld büsse. Ich lebte unsträflich und wenn ich.
>
> 10, 323. Und hemmet eine so grse Bosheit, wenn es eine Bosheit ist.

Die Kleistische Vorsteckfylbe hat der Vf. übrigens gar nicht angenommen, wie man zur etwanigen Entschuldigung solcher Unverse denken möchte. Der Geschmack, der einen Uebersetzer der Alten keinen Augenblick verlassen darf (wenn gleich nicht jener engbrüstige, unter dessen Ruthe nie ein Horaz erwachsen wäre), hat seine Hand von unserm Vf. ganzlich abgezogen: Des sind Zeugen 3, 530. Des neuen *Heiligen ignota ad sacra*. 3, 571. (von einem Flusse) *et ab objice saevior ibat*, und war vom

vom Damm an sehr böse. 3, 720. Die *Tante* besann sich. 4, 96. Unter *bemeldetem* Baume. 8, 614. *Ficta refers:* Diess sind Mährchen, mein Herr. Zu den Geschmacklosigkeiten gehören auch die, überall, vorzüglich in poëtischer Sprache, höchst unangenehmen, verlängerten Participien. 4, 66. Ein schon bey der Erbauung entstandnes Ritzchen. 5, 469. 70. Einen der Mutter bekannten und gerade durch glücklichen Zufall auf dem heiligen Wasser entfallenen Gürtel der Tochter. Der deutsche Ausdruck ist zum Theil fehlerhaft, gewöhnlich der Scansion zu Liebe. 7, 492. Dann *entbrach* sie in ein Geheul. 8, 712. Möchte nicht gern von ihr zu Grabe *bestättiget* werden. Missverstand des Sinnes ist meistens, selbst an schwierigern Stellen vermieden; aber doch lassen sich immer nur zu viel Exempel davon anführen. 3, 520. ein *neuer* Bacchus, als wenn es ein anderer wäre, als der, von dem die Rede ist; vielmehr: der *neue* bisher nicht verehrte, Gott. 3, 645. *scelerisque artisque ministerium:* Dienst der *List* und Bosheit. Acoetes sagt, er habe den Räubern des Bacchus weder zum Werkzeug ihres Frevels, noch zum *Steuermann* dienen wollen. 3, 647. *Te scilicet omnis in uno Nostra salus posita est:* Ja unsere Rettung beruhet Einzig auf Dir. Niemand merkt hier den Spott. 4, 61. *Quod non potuere vetare.* Diese Worte sind, wie freylich von den meisten Erklärern, höchst unrichtiger Weise auf das vorige gezogen worden; da sie doch zum folgenden gehören. Allerdings konnten die Väter von Pyramus und Thisbe hindern, dass diese Liebenden sich vermählten; nicht aber, dass beide von gleicher Liebe brannten. 5, 401. *Haec quoque jactura* (Verlust der gesammelten Blumen) *movit dolorem.* „Ging *vorzüglich* dem Herzen der Jungfrau nah." Die Uebersetzung macht Proserpina vollends zum läppischen Kinde. 5. 471. *Tanquam tum denique raptam scisset.* Ein schöner, wahrer Zug. Der Anblick eines Kleidungstücks, das der Geliebte trug, erneuert den Schmerz so stark, als wenn man den Verlust erst jetzt erführe. Der Uebersetzer verfehlt nicht allein Ovids, sondern überhaupt *allen* Sinn: „hielt sie den Raub für bestätigt." 7, 170. *Dissimilemque animum subiit Aeeta relictus.* „Ungleich fand sie sich für den verlassnen Vater gesinnet. Die Wahl unrichtigerer Lesarten wird nicht völlig durch den Mangel der Hülfsmittel entschuldigt. Wer könnte nicht Heinsius Ausgabe des Ovid, oder doch dessen Text, sich verschaffen? 5, 522. *si jam mea filia digna est.* Statt dieser einzig-wahren Lesart folgt die Uebersetzung der sinnlosen: *si — non est.* 8, 724. *Cura pii Dis sunt, et, qui coluere, coluntur.* Die Uebersetzung gibt folgende *gleichfalls* ungereimte Lesart: *Cura Deum di sint, et, qui coluere, colantur.* Kleinere philologische Unrichtigkeiten sind von dem Fleisse des Vf. kein gutes Zeichen. Typhäus st. Typhoeus. Pachyne (der Vocativ von Pachynus) fürs Femininum angesehn. *Stagna Palicorum* „*palische* Sümpfe." Bey Stellen, wo der Vf. besonders vortreffliche Vorgänger hatte, wird es auffallend, wie viel eine Uebersetzung des Ovid für vaterländische Literatur seyn könnte, und wie wenig diese ist. Z. B. bey der Fabel von der Dryope im 9. Buch, die Pope, und von Baucis und Philemon im 8ten, die Voss übersetzt hat. Das schöne Epiphonem, womit Ovid die Herrechnung der frugalen Bewirthung schliesst: *super omnia vultus Accessere boni, nec iners pauperque voluntas,* gibt unser Vf. so: „und über diess alles gute Gesichter und gar kein armer und dürftiger Wille." Voss: vor allem des redlichen Paares heiterer Blick, und ein Herz, das nicht karg mittheilet noch ungern.

PHILOLOGIE.

1) Leipzig, b. Baumgärtner: *Versuch einer praktischen Anleitung zu Cicero's Schreibart,* von *Karl Henr. Sintenis,* Director des Zittauer Gymnasiums. 1794. 222 S. gr. 8.

2) Erfurt, b. Keyser: *Rud. Tim. Traug. Mülleri Initia linguae latinae* oder *Anfangsgründe der lateinischen Sprache.*

Auch einzeln unter folgenden beiden Titeln:

R. T. T. Müllers Kleines lateinisches Lesebuch. 1794. XVIII u. 202 S. gr. 8.

Ebendess. *Kleine lateinische Grammatik.* 80 S. gr. 8. (Beide zusammen 9 gr.)

3) Berlin, in der Buchh. der Realschule: *Neues lateinisches Lesebuch für Anfänger,* aus Originalschriftstellern gesammelt, und mit einem vollständigen Sach- und Wörterverzeichnisse versehen. Herausgegeben von *Andr. Jac. Hecker,* K. Ober-Cons. und Oberschulrath etc. 1794. XX u. 299 S. 8.

Die Lesebücher Nr. 2 u. 3. sind für Anfänger bestimmt, aber nach sehr verschiednen Ideen bearbeitet. Hr. Hecker gibt als das Unterscheidende seiner Chrestomathie an, dass sie blos aus *Originalstellen* zusammengesetzt ist, welches er aus folgenden Gründen für nothwendig hält 1) *weil die neuern Lateiner nicht fehlerfrey, wenigstens nicht ohne Sonderbarkeiten, schreiben:* „Diess sey auch *ein* Grund, warum er *durchaus nichts* von den *neuern Lateinern* halte." Gleich als wenn ein Vellejus, Quinctilianus, Plinius, Suetonius, Valer. Maximus, Justinus, Curtius, Eutropius, Gellius und Macrobius, welche zu diesem Lesebuche Stoff hergegeben haben, die vollkommnen und fehlerlosen Schriftsteller wären, die er den neuern entgegengesetzt, und als wenn sich nicht ein Grävius, Muretus, Ernesti, von denen ein Hecker gar nicht so verächtlich sprechen sollte, wohl noch ziemlich mit jenen Originalschriftstellern messen könnten! 2) weil die Knaben bey der Lesung von Büchern, die aus dem deutschen ins lateinische übertragen worden, mit Recht einwenden würden, sie könnten diese weit leichter und sicherer in der Urschrift lesen, und wenn Stellen aus dem griechischen übersetzt worden, so könne wieder ein andrer, der griechisch lernen solle, fragen: wozu? da er diess eben so gut in einer lateinischen Uebersetzung haben könne. *Das falle aber bey einem aus Originalschriftstellern gezogenen Buche weg.* Was fällt denn weg? Der Einwurf etwa, den Zöglinge machen möchten, dass sie das, was sie mühsam aus lateinischen Original-

ginalschriftstellern lernen sollen, leichter in guten Uebersetzungen haben könnten? Diesen Einwurf der faulen Vernunft hört man sehr oft, und, wenn Hr. H. folgerecht schliessen will, muss er ihn für eben so unbeantwortlich halten, als er versichert, nicht zu wissen, was er seinem Lehrlinge antworten solle, wenn er frage: warum er griechisch lernen solle, da er dasselbe in lateinische Uebersetzungen haben könne! „Diese und *ähnliche* Gründe, sagt Hr. H., waren es, welche mich veranlassten dieses lateinische Lesebuch herauszugeben." Ob wir nun wohl wünschten, dass nicht diese und ähnliche, sondern andre und triftigere Gründe dem Unternehmen zum Grunde lägen, so müssen wir doch bekennen, dass die Ausführung der Heckerschen Idee durch zwey Lehrer des königl. Pädagogiums, M. *Wetzel* und *Nolte* sehr gut gerathen ist. Der erstre gibt selbst von der ganzen Einrichtung in der Vorrede Rechenschaft. Voran gehen einige literärische Nachrichten von den Schriftstellern, aus welchen die Sammlung gemacht ist, und die wir, bis auf die frühern, Cicero, Cäsar, Nepos, Sallustius und Livius schon genannt haben. Aus dem Cicero ist wohl verhältnissmässig das meiste entlehnt, weil er „bey seiner so natürlichen Darstellungsgabe, bey seinem nach richtigem Gefühl und gründlicher Kunst geleiteten Stil selbst in seinen verwickeltsten Perioden leichter und deutlicher ist, als ein andrer öfters in den kleinsten Sätzen." Die Herausgeber suchten vom Leichtern zum Schwerern fortzugehen, wiewohl dieses, wenn man durchaus nur aus den Alten borgt und eigne Texte einzuweben Bedenken trägt, nur bis auf einen gewissen Grad zu erreichen möglich ist. Die Sammlung ist in drey Abschnitte vertheilt, wovon der erste ganz kurze Sätze, der andre kleine Anekdoten und Erzählungen, der dritte grösere Stücke, auch meistens geschichtlichen Inhalts, begreift. Ueberall ist der Schriftsteller und die Stelle genau angegeben, wo sich das ausgehobne Stück befindet, wodurch der Lehrer in Stand gesetzt wird, sich erfoderlichen Falls bey schweren Stellen aus dem Schriftsteller oder dessen Erklärern selbst Licht zu verschaffen. Auch hat man in gedrängten Anmerkungen geschichtliche Lücken ergänzt, zum Verständniss der Sachen nöthige Nachrichten und vorzüglich die Jahrzahlen von Begebenheiten beygefügt. Das angehängte kleine Wörterbuch ist vortrefflich eingerichtet. — Nr. 2. ist nur für die *allerersten Anfänger*, nach des Vf. Absicht für Kinder von ungefähr 8 — 9 Jahren: doch wünscht er, dass es auch Erwachsnen, die für sich allein etwas Latein zu lernen wünschen, zu Gute kommen möge. Beide Zwecke sind schwer zu vereinigen. Der Erwachsne, welcher im vollen Gebrauch der Vernunft ist, braucht eine ganz andre Anleitung als der kleine Leseschüler, wenn dieser einmal nach altem Herkommen Latein lernen soll und muss. Das ganze Lesebuch besteht aus kurzen, einzelnen Sätzen, Denksprüchen, Verslein, die freylich der jugendlichen Fassungskraft im Ganzen am angemessensten scheinen, aber, wenn sie wie hier das ganze Buch hindurch laufen und nicht einmal mit etwas längern Vorträgen, Geschichtchen u. dgl. abwechseln, gewiss zuletzt ermüden. Die Sätze sind theils aus alten Classikern, theils aus neuern Schriftstellern entlehnt, theils vom Herausg. selbst verfertigt. Das Latein sticht hier freylich zum Theil sehr gegen die Sprache des Heckerschen Lesebuchs ab. Wörtlich übersetzte hebraisirende Stellen aus der Bibel als p. 12. „*Sacrum baptisma est foedus bonae conscientiae cum deo*, und p. 34. *Galea salutis est certissima vitae aeternae spes, verbo dei confirmata.* — *Deus erexit nobis cornu salutis*" sind höchst unzweckmässig. Barbarisch Latein ist p. 72. *animi et corporis redundatio.* Was für Begriffe von dem andern Geschlecht müssten Kinder bekommen, die, wie hier S. 140. gelehrt werden: *Crede ratem ventis, animum ne crede puellis: Namque est feminea tutior unda fide!* Uebrigens ist sowohl durch die beygefügten Bedeutungen der Wörter und durch manche andre Hülfsmittel, so wie durch die in einem eignen Bändchen enthaltne kurze und deutliche Sprachlehre, viel zur Erleichterung der Lernenden gethan worden. Nr. 1. ist nicht für Anfänger, sondern für solche Jünglinge bestimmt, welche mit der Grammatik schon in Richtigkeit und beym Erklären musterhafter Schriftsteller auf die Abweichung der lateinischen Denkart von der deutschen aufmerksam gemacht worden sind. Nur für solche Jünglinge hält der Vf. Uebungen im Lateinisch-Schreiben für nützlich, und zu diesem Behuf hat er sehr sorgfältig deutsche Texte sittlichen Inhalts ausgearbeitet, deren jedem ein Denkspruch aus Seneca's Briefen zum Grunde liegt. Da der Vf. mit Recht urtheilt, dass Cicero's Stil vorzüglich Muster und Vorschrift für Jünglinge, die sich im Lateinisch-Schreiben bilden wollen, seyn müsse, so sind auch diese Uebungen ganz auf Bildung eines Ciceronischen Stils berechnet, dessen Theorie der Vf. in der Vorrede freylich nur im Allgemeinen behandelt, da er nur eine praktische Anleitung durch Beyspiele geben wollte. In Anmerkungen, die hinter den deutschen Texten am Ende beygefügt sind, begleitet der Vf. den übersetzenden Jüngling Satz für Satz, und lehrt ihn vorzüglich die periodische Schreibart des Cicero, die eignen Manieren, Wendungen und Ausdrücke desselben nachahmen. Der Vf. will, dass der sich bildende Stilist erst vorn jedesmal die deutsche Periode lese, hernach hinten die Anmerkungen zu derselben, und, wenn er diese genau mit der deutschen Periode verglichen und durchdacht, erst die Periode ins Lateinische übersetze. Wir glauben allerdings, dass der Jüngling anfangs diese Methode zu befolgen habe: aber, sobald er sich in die Eigenheiten der lateinischen Sprache und insonderheit der Ciceronischen, die der Vf. auf wenige deutliche Grundsätze zurückgeführt hat, etwas einstudirt hat, wird er wohl thun, einzelne *Uebungen* für sich und ohne Hülfe der Anmerkungen zu übersetzen, die er hinterher aber mit Vortheil vergleichen wird. So wie der Vf. durch die Vorrede und die Anmerkungen seine theoretische Kenntniss von Cicero's Schreibart bewährt, so zeigt er auch in einer angehängten lateinischen Abhandlung, welch' ein glücklicher Nachahmer von Cicero's Schreibart er selbst sey!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. November 1794.

LITERARGESCHICHTE.

(Leipzig): *Biographie Herrn Joh. Immanuel Breitkopfs. Ein Geschenk für seine Freunde.* 1794. 63 S. 8.

Ein Mann von dem Gehalte des verewigten *Breitkopfs* in Leipzig, verdiente vor hundert andern, die oft, ohn all ihr Verdienst und Würdigkeit, durch feile Lobredner, nach ihrem Tode, so unbekannt sie vielleicht dem grösten Theil des Publikums ihre ganze Lebenszeit hindurch geblieben waren, mit grosem Geräusche in dem Tempel der Unsterblichkeit eingeführt, und der Nachwelt, als Sterne der ersten Grösse, zum immerwährenden Andenken empfohlen werden — ein, seiner ganz würdiges, und folglich von den alltäglichen merklich verschiedenes Denkmal — ein Denkmal, das sich durch Darstellung solcher Thatsachen, die auch noch für die späten Nachkommen wichtig und erheblich seyn müssen, auszeichnete. Das vorliegende Denkmal, das ihm sein Freund und Bekannter, Herr *M. Carl Gottlob Hausius* errichtet hat, verdient als Vorgänger eines vielleicht ausführlichern, allerdings eine ehrenvolle Anzeige in unsern Blättern, wo man ohne Zweifel auch einen kurzen Auszug aus demselben, der das wichtigste aus der Geschichte dieses würdigen Mannes enthält, nicht ungern lesen wird. Der sel. *Breitkopf* war 1719. den 23 November in *Leipzig* geboren. Da er der einzige Sohn seines Vaters war, der daselbst eine Schriftgiesserey, Buchdruckerey und Buchhandlung angelegt hatte: so war es ganz natürlich, dass ihn derselbe zur Fortsetzung eines so ausgebreiteten Geschäftes bestimmte. Allein dazu hatte der, mit einem sehr muntern Temperament ausgestattete Sohn nicht die geringste Neigung. Sein unwiderstehlicher Hang zu den Wissenschaften erlaubte ihm, den Vorstellungen des Vaters nicht anders Gehör zu geben, als unter der Bedingniss, die Studien und die Geschäfte des Vaters mit einander verbinden zu dürfen. *Breitkopf* studirte also, lernte Sprachen, besonders die neuern; lernte auch *lateinisch* — aber nicht *griechisch*, da er gegen diese Sprache jederzeit einen unbegreiflichen Widerwillen hatte. Seine vorzüglichsten Lehrer waren *Christ* in der Literatur, *Maskow* in der Geschichte und *Gottsched* in der deutschen Sprache, Philosophie und Dichtkunst. — Er gab dann, wie sein Biograph sagt, der Philosophie auf seine ganze Lebenszeit Abschied — nannte alles, was nach derselben schmeckte, *Grillen und Hirngespinnste* — selbst die alten Schriftsteller waren das in seinen Augen nicht mehr, was sie ihm ehebin gewesen waren. So sonderbar dieses zu seyn scheinet: so erwünscht waren doch für die Kunst, die er einst vorzüglich treiben sollte, die Folgen seines Eigensinns, nur das zu schätzen, was auf Gewissheit Anspruch machen konnte. Dieser veranlasste ihn nemlich sein Glück doch auch in der Mathematik zu versuchen, ohne zu ahnden, dass es gerade dieselbe seyn würde, die ihn seiner eigentlichen Bestimmung näher bringen sollte. Ihm fielen nun *Albrecht Dürers* Werke in die Hände, welcher die Buchstaben mathematisch berechnet hatte, um ihnen eine schöne Form zu geben. Er fieng nun an, die von ihm bisher so wenig geachtete typographische Kunst mit ganz andern Augen, und als ein ödes Feld anzusehen, durch dessen Urbarmachung sich ein neues Verdienst mit Ruhm erwerben liesse. Von nun an war die Vervollkommnung dieser Kunst sein Hauptstudium, wobey er das, was seine Vorgänger in denselben, besonders in *England*, *Frankreich* und in den *Niederlanden* bereits geleistet hatten, keineswegs verachtete, sondern weislich zu benutzen suchte. Er fieng eine allgemeine Reform mit den Typen an, und wurde dadurch der Wiederhersteller des guten Geschmacks in Ansehung der Schönheit derselben für *Deutschland*. Seine Officin wurde die vollständigste — vielleicht in der ganzen Welt — indem sich in derselben auf *vierhundert Alphabet von Stempeln*, und eben so viel *Matrizen* aus allen Sprachen befinden. Dabey war er durchaus gegen fremdes Verdienst in diesem Fache nicht neidisch. Er nahm die Verbesserungen, die man andern Künstlern zu danken hatte gerne an, welches seine *Baskervillischen* Schriften beweisen; auch *Didots* Verdienste wusste er zu schätzen. Am meisten gereicht ihm das zur Ehre, dass er noch in der letzten Periode seines Lebens an einer Verbesserung seiner lateinischen und deutschen Typen arbeitete, sie auch wirklich zu Stande brachte, wozu ihm, besonders in Ansehung der deutschen Typen, vorzüglich der in den neuern Zeiten gemachte Vorschlag die deutsche Schrift, wegen ihres gothischen Ansehens abzuschaffen und dagegen die geschmackvollere lateinische einzuführen — wogegen er sich aber nun freylich mit allen seinen Kräften sträubte — die nächste Veranlassung gab. Doch dabey konnte es ein Mann, wie *Breitkopf* war, nicht bewenden lassen. Es war ihm nicht genug, die gewöhnlichen Schriften verbessert zu haben, er wollte nun auch versuchen, ob nicht die Buchdruckerkunst dasjenige, was man bisher blos von den Kupferstechern erwartet hatte, zu leisten ebenfalls im Stande seyn möchte. Daher seine Erfindung der Kunst auch die *Noten* mit beweglichen Buchstaben zu drucken; daher die noch mühsamere Erfindung auch die *Landkarten* mit eben dergleichen Typen zu drucken, wovon seine 1777. und 1779. heraus-

herausgegebenen Schriften bekannt genug ſind. Ja *Breitkopf* wagte es ſogar *Bildniſſe*, die nur für den Grabstichel geeignet zu ſeyn ſcheinen, mit beweglichen Charakteren zu ſetzen. Es glückte ihm auch dieſes, wie wohl er die zur Probe gedruckten Bildniſſe der Welt nie mitgetheilet hat. Nur ſeine Vertrauten waren ſo glücklich, ſie von ihm zu ſehen zu bekommen. Zum Beweis, wie er auch das, was andern *ganz unmöglich* zu ſeyn ſcheinen möchte, möglich zu machen im Stande war, mag ſeine Erfindung, auch das *Chineſiſche* mit beweglichen Buchſtaben zu drucken, wovon er der Welt eine herrliche Probe vor Augen gelegt hat, dienen. Endlich wollte er es noch verſuchen, auch die *mathematiſchen Figuren* mit beweglichen Typen zu drucken. Es blieb aber bey dem bloſsen Verſuch, und die Vollendung iſt der Nachwelt aufbehalten — die freylich ſo ziemlich lange auf einen *zweyten Breitkopf* wird warten müſſen — wenn nicht Herr *Unger* in *Berlin* ſeine Stelle erſetzt. Auch um die Verbeſſerung der Verzierungen in den Druckereyen, um die ſogenannten *Stöckchen* und *Röschen* machte er ſich verdient. Dem *Zeug*, wie man ihn zu nennen pflegt, oder der Schriftmaſſe, wuſste er eine verhältniſsmäſsige Härte zu geben. Seine mit neun und dreyſsig Leuten und zwölf Oefen verſehene Gieſserey hat ihre meiſten Schriften nach *Rußland*, *Schweden*, *Polen* und ſelbſt nach *Amerika* geliefert. Auſser dieſen legte er noch zwey andere Fabriken in ſeinen Gebäuden an — eine *Spielchartenfabrik* — und eine Fabrike *in bunten Tapetenpapier* — die er aber beide *mit Verluſt* wieder aufgeben muſste. Einem Manne, der ſich ſo ganz ſeiner Kunſt, die er bis an ſein Ende, in der möglichſten Ausdehnung, mit unermüdeten Eifer zu treiben gewohnt war, wie *Breitkopf*, wäre es wohl nicht zu verargen geweſen, wenn er ſich um das, was man eigentlich Gelehrſamkeit nennet, wenig bekümmert hätte. Und doch ſollte er auch in dieſer Rückſicht glänzen, und dieſes um ſo mehr, da er ſich ein Feld zu bearbeiten vorgenommen hatte, von welchem ſo viele, die nicht nur Gelehrte ſeyn wollen, ſondern es auch wirklich ſind, *mit einem Achſelzucken* vorüber zu gehen pflegen. Es iſt dieſes bekanntermaſsen *die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt*, die er im im Jahr 1774. in einer eigenen lehrreichen Schrift, in welcher er zugleich den Plan des ganzen Werkes bekannt machte, ankündigte. Erſt zehn Jahre darnach erſchien ein Theil derſelben, als Vorläufer des Ganzen — *der Verſuch über den Urſprung der Spielcharten* — wozu noch ein *zweyter Theil*, welcher die Geſchichte der Holzſchneidekunſt enthält, und von welchem bereits einige Bogen gedruckt ſind, kommen ſoll. Allein das wichtigſte, die *Buchdruckergeſchichte* ſelbſt, ob ſie gleich gröſstentheils ausgearbeitet und zum Druck bereit iſt — iſt leider noch zurück — und ſelbſt die dringendſten Bitten, die von allen Seiten her an den würdigen Mann ergiengen, konnten ihn nicht bewegen, dieſelbe abdrucken zu laſſen. Immer war das freylich ſein Vorſatz; immer kamen aber auch Hinderniſſe — und die letzte war, die Ankündigung eines ähnlichen Werks, das *Crevenna* in *Holland* herausgeben wollte. Wie feſt der ſel. Mann entſchloſſen geweſen ſey, nach Erſcheinung dieſes Werkes mit dem ſeinigen hervorzutreten, das kann Rec. ſelbſt aus einem Briefe bezeugen, den Herr *Breitkopf* im Auguſt 1790. an denſelben ſchrieb. *„Nach „meiner Einrichtung*, ſchreibt er, *ſoll, was ich von der „Buchdruckereygeſchichte geſammlet habe, an die Holz-„ſchneidergeſchichte anſchlieſsen. Indeſſen wird des Herrn „Crevenna Werk erſcheinen, das in der Vorrede ſeines „Auctions-Catalogi angekündigt ward. Ich habe nun „ſchon ſo verſchiedene erwartet, und bin in nichts beſſer „unterrichtet worden; ich will denn auch noch dieſs er-„warten, das eheſtens erſcheinen ſoll, und denn ſoll „mich nichts mehr abhalten, zu geben was ich habe; ob „es ſich gleich auch, ſeitdem das Manuſcript bey mir liegt, „in vielen Stücken geändert hat. Ich werde mich denn „aus dem Staube machen und die, vielleicht ſcharfen Ur-„theile im Reiche der Todten erwarten."* Und was geſchah? *Crevenna* ſtarb, ohne ſein Werk vollendet zu haben — und *Breitkopf* folgte nach, ohne das, was längſt hätte vollendet ſeyn können, der Welt mitgetheilt zu haben. Da der Biograph des Verewigten die Frage aufwirft — ob das Werk gerade ſo, wie es der Vf. hinterlieſs, in Ordnung gebracht, nur herausgegeben werden ſoll, oder, ob die fehlenden Theile durch andere Gelehrte erſetzt werden ſollen? ſo wagt es Rec. für das erſte *durchaus* zu ſtimmen, und ſich alle fremden Zuſätze zu verbitten. Seine zahlreiche und ausgeſuchte Bibliothek zeichnete ſich beſonders durch eine (wie ſein Biograph ſagt) *ganz vollſtändige Sammlung von alten gedruckten Werken aus den erſten Zeiten der erfundenen Buchdruckerkunſt*, und durch einen, aus vielen Bänden beſtehenden Atlas von den geſammten ſächſiſchen Ländern, aus. Sein Privatleben, war bis an ſein den 28 Jan. 1794. erfolgtes Ende voller Mühe, Arbeit und Unruhe. —

Auf dem Titel ſteht des verdienſtvollen Mannes Bildniſs mit folgender Unterſchrift:

Aldos, et Stephanos, Plantinos, Elzevirosque,
Cernis in hoc uno, Lipſia docta, viro.
Veritati et amicitiae dedit
Jo. Georgius Eccius
Poëtices Prof. Academiae Lipſ. h. t. Rector.

VENEDIG, b. Carlo Paleſe: *Lettere ſui primi libri a ſtampa di alcune città e terre dell' Italia ſuperiore*, parte ſinora ſconoſciuti, parte nuovamente illuſtrati. M. DCC. LXXXXIII. 132 S. gr. 4.

Der Vf. dieſer viel verſprechenden Briefe iſt der *Abbate Mauro Boni* in *Venedig*; den unſere Leſer aus ſeiner *Bibliotheca portatile*, die wir erſt in dieſem Jahre N. 75. angezeigt haben, als einen Mann, der zur Aufklärung der Buchdruckergeſchichte, das ſeinige auch gerne beytragen möchte, kennen — und zwar von einer ganz guten Seite — kennen, ob er ſich gleich durch ſeine oft ſehr ſchwachen Behauptungen, beſonders da er ſich beygehen lieſs, den Gallier *Nicolau Jenſon*, als erſten Drucker in Venedig, wider den Deutſchen, *Johann von Speyer* in Schutz zu nehmen, häufigen

gen, aber auch gegründeten Widerspruch, selbst in Italien, zugezogen hat. Die Absicht dieser Briefe gehet dahin, das Dunkel, das noch immer über manchen Städten Italiens, in Ansehung der Einführung der Buchdruckerkunst in denselben schwebet, zu vertreiben, und durch Bekanntmachung neu entdeckter, oder noch nicht hinlänglich beleuchteter Producte dieser Kunst, aus dem ersten Zeitalter derselben, einiges Licht über sie zu verbreiten, welches ihm auch, obgleich nicht durchgehends geglückt ist. Eine nähere Anzeige der Einrichtung und des Inhaltes seines Werkes wird dieses anschaulich machen. Nach obigem allgemeinen Titel, auf welchem eine Anrede an die Schutzgeister der Künste folget, in welcher sich der Vf. über den Zweck, den er sich zu erreichen vorgesetzt hat, und am Ende kein anderer ist, als die Epoche der Einführung der Buchdruckerkunst besonders in den obern Italien, noch über das Jahr 1465, in welchem bekanntermassen die Werke des *Luctanz* zu *Subiaco* gedruckt wurden, hinaus zu setzen, näher erkläret, kommt nun der erste Brief, welchen die *Monumenti della Tipographia Genovese nel Secolo XV.* zum Gegenstand hat. Von *Genua* hat man bisher nur zwey ältere Producte der Kunst, mit Gewissheit aufweisen können; das eine ist das bekannte und so oft gedruckte *Supplementum Summae Pisanellae*, welches ein Deutscher *Matthaeus* von *Olmütz* aus *Mähren*, der nachgehends nach *Neapel* zog, und daselbst seine Kunst bis an seinen Tod übte, in Gesellschaft eines andern Deutschen, *Michael von München* im Jahr 1474. aus seiner Presse lieferte; und das andere ist das *Annii Viterbiensis Glossa in Apocalypsin*, die ein Carmelitermönch *Baptista Cavallus* druckte. Unser Vf. weiss nun freylich auch nicht mehr, ein einziges, kleines *Calendarium* von 8 Bl. ausgenommen, das er, bloss aus wahrscheinlichen Gründen, in das Jahr 1473. setzet, und vermuthet, dass es zu *Genua* möchte gedruckt worden seyn. Nun folgen einige wenige Producte, die zwar nicht in *Genua* selbst, doch in dem Gebiete dieses Freystaates in jenen ersten Zeiten zum Vorschein gekommen sind. So wurde zu *Savonna* im Augustiner Kloster im Jahr 1474. *Boethii Consolatio Philosophiae per Fratrem Bonum Johannem* gedruckt. Auch das Doctrinale des *Alexandri de la Villa emendante Venturino Priore* S. l. et a. das einige schon im Jahr 1471. zu *Florenz*, andere erst im Jahr 1493. zu *Aqui* haben zum Vorschein kommen lassen, versetzt er nach *Savonna*, aus Gründen, gegen die sich vieles einwenden lässet. Von *Novi* ist die einige *Summa Baptistiana*, die *Nicolaus Ghirardengus* im Jahr 1484. daselbst gedruckt, und von welcher Rec. selbst ein Exemplar in Händen gehabt hat, mit Gewissheit anzunehmen. Dieser Drucker übte seine Kunst theils zu *Venedig*, theils zu *Pavia*, und zuletzt in seiner Vaterstadt *Novi*. Endlich trägt der Vf. seine Meynung von dem Druckort einer bekannten Ausgabe des *Juvenals* vor, die aus der Presse des *Jacobus de Fivizano* s. l. et a. zum Vorschein kam. Dieser Künstler druckte zu *Venedig* im Jahr 1477. *Ciceronis Offic.* und *epistol. ad familiares*. Dieser Umstand veranlasste ohne Zweifel den Vf. des Catalogs des Gr. *de la Valliere*, auch den *Juvenal* unter die Venetianischen Producte zu setzen; und das vielleicht mit Recht. Auch das wahrscheinlich bestimmte Jahr des Druckes, nemlich 1472, möchte das richtige seyn, da derselbe in eben diesem Jahre den *Virgil* gedruckt hat — eine Ausgabe die *Laire* zu *Florenz* gesehen hat, die aber dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn scheinet. Wider dieses alles streitet Herr *Boni* und will aus den, am Ende befindlichen, freylich ziemlich räthselhaften Versen beweisen, dass dieser *Jacobus*, noch 1477 in seine Heimath *Fivizano della Lunigiana* (*Lune*) *luogo vicino a Massa di Carrara* zurückgekehrt sey, und daselbst den *Juvenal* gedruckt habe. Nach einer Sage, die aber der Vf. nicht verbürgen kann, sollen die Werkzeuge seiner Kunst noch in den Händen seiner Nachkommen seyn, er selbst aber soll, um eines begangenen Verbrechens willen, sein Vaterland verlassen haben. Der nun folgende *zweyte Brief* hat den Titel: *Primi Monumenti della Pavese e Bresciana tipografia nuovamente scoperti.* Der Vf. äussert seine Verwunderung darüber, dass die Buchdruckerkunst in *Pavia*, wo doch die Wissenschaften zu Hause waren, und wo sich die gelehrtesten Männer aufhielten, später, als in andern Städten Italiens ausgeübt worden ist. Rec. würde sich vielmehr darüber wundern, dass bis zu Ende des funfzehenden Seculi, Ciceronis Rhetorik ausgenommen, kein einziger Classiker in Pavia gedruckt worden sey, und dass sich die Pressen daselbst, diese ganze Zeit hindurch, bloss mit dem Abdruck juristischer und medicinischer Schriften beschäftiget haben. Vermuthlich fehlte es damals daselbst an Gelehrten, die sich mit der schönen, allgemein geschätzten Literatur beschäftigten; und dieses war auch wohl die wahrscheinliche Ursache, warum sich die Drucker lieber an andern Orten, als in *Pavia* niederliessen, ungeachtet ihrer doch daselbst nicht wenige waren. So viel man weiss, war *Damianus ex nobilibus de Confaloneriis de Binascho* der erste Drucker in *Pavia*, von welchen Herr *Boni* etliche Producte anführt, die noch vor 1476 mögen zum Vorschein gekommen seyn. Fast zu gleicher Zeit mag, wie Rec. glaubt, ein Mayländer *Antonius de Carcano* daselbst gedruckt haben; wenigstens ist das erste zu *Pavia*, mit Bemerkung des Druckjahres, (1476) des Ortes und des Druckers gedruckte Buch von ihm. Nach diesen beyden Männern häuften sich die Drucker zu *Pavia* so ziemlich, so, dass derselben bis zu Ende des Jahrhunderts *zwey und zwanzig* gezählet werden können. Beyläufig bemerkt der Vf. noch, dass das *Viqueria*, wo 1486. des *Alex. de Imola Postillae ad Barthol.* gedruckt wurde, und welches *Laire*, der dieses Buch in seinem *Indic. III.* p. 93. anzeigte, nirgends finden konnte, wohl das *Voghera* seyn möchte, welches lateinisch *Viquericum*, auch *Vicus Iriae* genennt wird. Die Einführung der Buchdruckerkunst in *Brescia* wurde bisher insgemein dem *Henricus de Colonia* und einem *Statius* (*Eustachius*) *Gallicus* zugeschrieben, die schon im Jahre 1474. und vielleicht auch noch 1473. eine Presse daselbst hatten. Man weiss aber jetzt, dass einem gewissen *Thomas Ferando*, der auch ein Gelehrter gewesen ist, diese Ehre nicht abzusprechen sey. Hr. B. hat, ausser den bereits bekannten Producten desselben, noch einige andere, und

und besonders eine Ausgabe *der Eclogen* des *Virgils* entdeckt, die man ihm zu danken hat. Vorzüglich schätzbar ist die Nachricht, die er von den 1473. gedruckten *Statutis Communis Brixiae* gibt, von denen wir nun gewiss wissen, dass sie aus des *Ferando* Officin gekommen sind, der sich am Beschluss des Werkes gar sehr über den schlechten Abgang seiner gelehrten Waare, und über seine dürftigen Umstände beklaget. Hieraus ist auch eine Anmerkung in dem bekannten *Pinellischen Catalog n.* 3765, wo der Abt *Morelli*, der Verfasser derselben, behauptete, dass dieser *Ferando* weder unter die Drucker, noch unter die Buchhändler dürfte gezählt werden zu berichtigen. Die Anmerkung wurde wahrscheinlicher weise dadurch veranlasset, dass er sich nie ausdrücklich einen Drucker nennte, sondern am Ende bloss setzte — *Thoma Ferrando Auctore*. Eben so wenig scheint der *Heinrich von Cöln* ein grosses Glück in *Brescia* gemacht zu haben, denn wir finden ihn nach 1476. nicht mehr daselbst, sondern bald in *Bologna*, bald in *Siena* u. s. w. Erst im Jahr 1480. fieng die Buchdruckerey durch einen *Boninum de Boninis* von *Ragusa* wieder an aufzuleben, und daselbst immer blühender zu werden. Zum Gebiete von *Brescia*, gehört auch *Tusculanum lacus Benaci* oder *apud Benacum*. Auch da ist schon 1479. eine Presse gewesen, die *Gabriel Petri Tarvisinus*, nachdem derselbe schon vorher an andern Orten in Italien gedruckt hatte, daselbst errichtete. Er druckte an diesem Orte in den gedachten Jahre *Guarini Veronens. regulas grammaticales* — eine Ausgabe, die unserm Vf. unbekannt geblieben ist, von welcher aber Rec. selbst ein Exemplar in Händen gehabt hat. Gerne möchte Herr *Boni* jener kleinen Stadt *Treviso*, die bey *Tusculanum* liegt, die Ehre, eine Presse gehabt zu haben, zueignen. Allein leider hat er sich, durch eine fehlerhafte Unterschrift, übereilen lassen. Der eben gedachte *Gabriel Petri Tarvisinus* druckte 1476. zu Venedig die bekannte *Rudim. Grammatic.* des *Nic. Perotti*; und da er den Druckort nicht ausdrücklich dazu setzte, so beliebte es den *Appost. Zeno Diss. Voss. T. I. p. 272. aus Tarvisinus*, eigenmächtig *Tarvisii zu machen*. Daher dieser Irrthum. Zu *Messaga lacus Benaci* soll 1478. ein *Donatus*, vielleicht von dem nemlichen *Gabriel Petri* gedruckt worden seyn. Ein Product von *Portesio* von 1490 hat schon Herr *Denis* in seinem Suppl. S. 296. angeführt; H. *Boni* aber hat solches hier ausführlicher beschrieben. Da dieser Gelehrte in Italien Gelegenheit genug hat, manches, das noch verborgen ist, zu entdecken, so wird jeder Freund der ältern Literatur der Fortsetzung seiner Untersuchungen mit Verlangen entgegen sehen, sollte man gleich nicht immer mit ihm gleicher Meynung seyn können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Andagtsbog for Fruentimmer isaer for den mere oplyste Deel af Kjönnet*, ved F. G. *Marezoll* (Andachtsbuch für Frauenzimmer u. s. w.) I Deel. 1794. XI u. 340 S. II Deel. 1794. 340 S. ohne Inhaltsverzeichniss. 8.

Die Uebersetzung dieses mit Recht so allgemein geschätzten Originals ist zwar nicht schlecht; allein sie entspricht nicht der Güte der Urschrift, welche auch durch ihren so ungemein angemessenen und zweckmässig schönen Vortrag einen sehr erheblichen Vorzug vor den meisten Schriften dieser Art erhält. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, dass der Vf. der dänischen Vorrede, Hr. Probst *Gutfeld* zu Hirschholm die Arbeit selbst übernommen, oder wenigstens sich der Feile unterzogen hätte. Denn aus dieser kurzen, vortreflich geschriebenen Vorrede, die hauptsächlich eine Empfehlung des Werks, an Hausfrauen, aufblühende Mädchen und älternde Frauen, enthält, kann man sehr deutlich abnehmen, dass Hr. *Gutfeld* einer von den Wenigen sey, die Marezolls edle, einfache, an das Herz greifende Beredsamkeit besitzen, und dass er also vor andern einen Beruf gehabt habe, sein Dollmetscher in der dänischen Sprache zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Bielefeld*, b. Honaeus: *Erinnerung an alle Mütter, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, über einige wichtige Puncte der Behandlung der Kinder in den ersten Jahren ihres Lebens.* 1793. 32 S. 8. Ein ohne Erlaubniss des Vf. unternommener und daher sehr tadelnswerther Nachdruck des 4ten Kapitels von Hufelands Schrift über die wesentlichen Vorzüge der Inoculation u. s. w. An sich war allerdings ein besondrer Abdruck dieses Aufsatzes zu wünschen, der selbst durch das Modejournal noch nicht nach Verdienst in Umlauf gekommen war, aber das macht die Handlung nicht weniger zu einem Eingriff in das Eigenthumsrecht eines andern.

Man hat eben in diesem Nachdruck Veränderungen vorgenommen, die bey der Sprache nicht stehen geblieben sind, von denen der Vorbericht doch nur spricht. Der ganze Vortrag ist hin und wieder wesentlich verändert, ganze Sätze sind weggelassen, andre sehr verstümmelt worden, ohne dass wir die Absicht einzusehen vermögen. Dass ausländische Worte mit deutschen, Kunstausdrücke mit gewöhnlichen vertauscht worden sind, auch für eine Erinnerung *an alle Mütter* zweckmässig seyn. Aber warum ist das mit Sorgfalt und Aengstlichkeit auf den ersten Seiten geschehen und nachmals beynahe gänzlich unterblieben, denn da ist Circulation, Function, determiniren, reflectiren, Schema, Reaction, Assimilation, Restauration, Integrität, gastrische Zufälle, Hautkultur, den Focus formiren, Habitus, successiver Gang u. s. w. stehen geblieben. Also sogar die geringe Mühe, die dieser Nachdruck machte, erschlaffte und wurde so schlecht geleitet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. November 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Göschen: *Gemeinnützige Auffätze zur Beförderung der Gefundheit, des Wohlfeyns und vernünftiger medicinifcher Aufklärung* von *C. W. Hufeland*, der Arzneykunde ord. Lehrer zu Jena. 1. Band. 1794. XII und 236 S. 8.

Wenn Aerzte als folche für das gröfsere Publicum fchreiben, fo haben fie dreyerley verfchiedne Zwecke; entweder wollen fie den Bau des menfchlichen Körpers und feine thierifche Oekonomie kennen lehren, oder fich minder unentbehrlich machen, und daher die Kunft allgemein mittheilen, Krankheiten zu heilen, oder fie wollen über die Nahrungsmittel, die ganze Lebensart und alle äufsere willkührliche Verhältniffe, die auf die Gefundheit einen nähern oder entferntern Einflufs haben, Unterricht geben. Die erftern beiden Zwecke haben in unfern Augen keinen befondern Werth. So lange grofse Diftricte ohne Aerzte und gebildete Wundärzte find, müffen zwar Laien in vielen Fällen im Stande feyn, Arzneyen verordnen zu können, aber wir halten es für unmöglich, fie durch Bücher dahin zu bringen, dafs fie einigermafsen zum Wohl der Kranken dazu fähig find. Es kömmt hier alles auf die gehörige Auswahl unter den Subjecten an (die Claffe der Geiftlichen würde die wenigften tauglichen ftellen) und auf ihre zweckmäfsige Bildung am Krankenbette felbft. Was man aber der Anatomie und Phyfiologie nachrühmt, um fie zum Bedürfnifs für einen jeden fich bildenden Jüngling und zu einem unentbehrlichen Theil des Studienplans für ein jedes gut eingerichtetes Gymnafium zu machen, fchien uns immer Sophifterey oder reine Unwahrheit zu feyn. Der Anblick des zergliederten Leichnams gehört nicht zur Betrachtung des Schönen, zu deffen Anfchauung uns das Bemühen, andre Naturkörper kennen zu lernen, fo häufig führt. Die unendlichen Namen der feinern Aederchen und Nervenfäden füllen das Gedächtnifs, aber laffen Kopf und Herz leer. Wie fie aber ein Ganzes bilden, durch welche Kräfte es befteht und nach welchen Gefetzen es fich äufsert — der Theil, der für den denkenden Menfchen nur Intereffe hat — liegt gröfstentheils noch felbft für den Arzt im Dunkeln, und die wenigen Bruchftücke feines Wiffens find unter fich ohne Zufammenhang und werden mehr gebraucht, Hypothefen zu begründen, als ein aufklärendes Licht auf die thierifche Oekonomie zu werfen. Die Kenntnifs unfers Körpers, wenn fie weiter gehen foll, als auf das leere *Sehen* der Theile, aus denen er befteht, bleibt für den Arzt immer fchwierig und ift dem Laien unmöglich. Man glaubte ehemals, die innige Verknüpfung zwifchen Seele und Körper erfodre das Studium der Phyfiologie. Aber das anatomifche Meffer erreicht hier nicht einmal die ganz gemeine Erfahrung, und der Phyfiolog hat der kritifchen Philofophie nicht wenig zu danken, dafs man an ihm keine Foderungen mehr macht, aufzudecken, was jenfeits der Grenze unfers möglichen Wiffens liegt. Man kann alfo hier weder die wohlthätige Charakterftimmung erwarten, in die das Studium der Natur fonft verfetzt, noch die Bildung des Verftandes, die wiffenfchaftliche Befchäftigungen geben, noch einen bedeutenden Gebrauch der hier erkannten Wahrheiten in andern Wiffenfchaften. In Rückficht der Organe der höhern Sinne geftehen wir nur einige Ausnahme zu. Für den populären medicinifchen Schriftfteller bleibt alfo nur der dritte Zweck übrig, das Benehmen der Menfchen, in fofern es von ihnen abhängt, gegen alle äufsere Dinge, die fie umgeben, oder die fie fich aneignen, und gegen den innern Gang der Leidenfchaften und geiftigen Kräfte in Rückficht ihres Einfluffes auf die Gefundheit *zu leiten*. Diefer dritte Zweck wird nun durch die Auffätze, die diefe Sammlung enthält, nicht wenig befördert. Mit ihnen find uns zugleich Mufter trefflicher medicinifch - populärer Abhandlungen gegeben. Als Lefer werden zum Theil Nichtärzte angenommen, die an Scharffinn und ausdauernden Denkvermögen dem Arzte nicht nachftehen. Solche Männer haben auch in dem fremdeften Fache einen richtigen Tact für Beftimmtheit der Begriffe, Bündigkeit des Vortrages und felbft für Wahrheit. Tritt ein Arzt *vor ihnen* auf, die als Philofophen oder Phyfiker wenigftens grofse logifche Foderungen zu machen gewohnt find, die, wie wir wiffen, Aerzte felten erfüllen, und noch feltner entbehren; fo hat er mehr Anftrengung aufzubieten, als wenn er ein blofs medicinifches Publicum hat. Fällt aber ein vorzüglicher Kopf nur nicht in Erfchlaffung; fo fehlt es ihm nicht, dafs er nicht den Gegenftänden neue Anfichten abgewinnt. Von diefer Sammlung läfst fich mit Wahrheit fagen, fie rechtfertigt, fo weit es hier verlangt werden kann, den wiffenfchaftlichen Charakter der Medicin in den Augen deffen, dem diefer Charakter viel gilt; fie kann von jedem verftanden werden, der nur in irgend einem Fache zufammenhängende Ideen faffen kann; fie läfst felbft den Arzt nicht ohne mannichfaltige Belehrung und hält ihn bey der Lectüre gefeffelt. Ihr gefchmackvoller, fchöner Vortrag zeichnet fie überdiefs rühmlich aus. Da die einzelnen Auffätze bis auf den letzten fchon einmal gedruckt waren, im deutfchen Merkur, im Modejournal oder in Voigts phyficalifchen Magazin, fo dürfen wir fie nur nennen und allenfalls aus den neuern Zufätzen einiges ausheben, ohne uns übrigens lange bey ihnen zu verweilen. *Mesmer und fein* Ma-

Magnetismus. Es ist gewiss eine Bemerkung, die zur Ehre der deutschen Nation gereicht, dass, sobald der Magnetismus anfing, Jonglerie zu werden, er sich nicht länger auf deutschem Boden erhalten konnte, und sobald er dahin zurückkam, er sehr bald ein solideres und philosophischeres Ansehen erhielt. *Neue Aussicht zur Ausrottung der Blattern.* Rec. sieht ungern, dass Aerzte diesen die ganze Menschheit angehenden und noch vielseitige Untersuchung erfodernden Gegenstand so freywillig an sonst schätzenswerthe Pädagogen abtreten, die aber nicht immer die Einsicht besitzen, und wenigstens schon durch den Ruf des Mangels dieser Einsicht ausgeschlossen seyn sollten, zu unterscheiden, was ausführbar ist oder nicht. Einen mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpften Plan versetzt der Geschäftsmann, der hier nur wirken kann, leicht in das Reich der Unmöglichkeiten, wenn ihm zur Realisirung von jenem neue Ideen bekannt werden, die abentheuerlich oder doch nicht angemessen sind. *Einige Schönheitsmittel. nicht aus Paris. Einige Ideen über die neuesten Modearzneyen und Charlatanerien. Wie kann auf die gewisseste und leichteste Art, Schönheit auf Erden allgemeiner werden?* Ein treffender Gesichtspunkt für die Pockeneinimpfung. *Nöthige Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung in Deutschland.* Ein ganz vorzüglicher Aufsatz, in dem ein trauriges, aber mit Kunst und Wahrheit ausgeführtes, Gemählde der jetzt herrschenden Krankheitsanlagen, die grösste Aufmerksamkeit verdient. *Ueber die merkwürdigen Bewegungen des Hedysarum gyrans* und die Wirkungen der Elektricität auf dasselbe. Nebst einem hierzu gehörigen Kupfer. Hinzugefügt ist noch die Uebersetzung eines Aufsatzes von Saussure, *über einige neue Tremellenarten, mit eigenthümlicher Bewegung.* Diese an sich sehr interessanten Abhandlungen konnten in eine Sammlung der zerstreuten Aufsätze des Vf. mit allem Recht aufgenommen werden, aber sie sind doch keine *gemeinnützigen* Aufsätze, die uns der Titel hier nur suchen lässt. *Gefahren der Einbildungskraft.* Ein so schön geschriebener als gedachter Aufsatz, der sehr merkwürdige Thatsachen zusammenstellt, und uns nur die Auseinandersetzung vermissen lässt, (mit der uns Hr. *H.* vielleicht noch im folgenden Theil beschenkt,) wie sich die Anlage zu diesen Gefahren zu erkennen gibt, wie ihnen vorzubeugen ist, und wie sie zu heilen sind.

Leipzig, b. Reincke: *Thomas Arnold's — merkwürdiger Fall der (einer) glücklich gehobenen Wasserscheu oder sogenannten Hundswuth.* 1794. 136 S. 8.

Das 10jährige Kind war besonders gegen das Geräusch von ausgegossenem Wasser sehr empfindlich, und bekam davon Schmerzen im Halse; das Schlucken selbst war aber nicht völlig gehemmt, und auch Bäder verursachten keine Zufälle. Der Vf. behandelte die Zuckungen mit grossen Gaben von Moschus, Opium und Baumöl etc. Nachdem das Hinderniss im Schlucken völlig dadurch gehoben war, ging alles in eine convulsivische Krankheit von einigen Monaten über, die mehr dem grossen Veitstanz ähnelte, so wie man ihn in Deutschland zuweilen sieht, mit Lachen, Irrereden etc. abwechseln, woran, wie uns wahrscheinlich wird, mehr der Schrecken bey dem Hundsbisse, als der Hundsbiss selbst, Antheil hatte, und wogegen eine unglaubliche Menge Opium angewandt wurde, und doch wundert sich der Vf. S. 73. noch, dass die Kranke äusserst schläfrig war! Am Ende der Cur bleibt es unentschieden, was eigentlich die Genesung bewirkt habe, da Blutigel oft angesetzt, und mancherley andre Mittel gebraucht worden sind. Moschus scheint jedoch im Anfange nebst warmen Bädern und Opium gegen das geringe Hinderniss im Schlucken Hülfe geleistet zu haben. Die ganze Krankheitsgeschichte ist 100 Tage hindurch, fast von Stunde zu Stunde so ausführlich erzählt, dass den Leser zuletzt die Geduld bey den geringfügigen Kleinigkeiten verlässt. Die Uebersetzung liest sich ganz gut, aber sie muss oft für einen Leser unverständlich werden, der sich das englische Original nicht dazu denken kann, denn was heisst z. E. das Kind hatte nie *Anfälle* irgend einer Art erlitten? S. 6. wenn man nicht erräth, dass im englischen: *Fits* stehen muss.

Wien, b. Blumauer: *Observationes medicae varii argumenti.* Praemittitur methodus examinandi aegros. Edidit *Josephus Eyerel.* Sylloge I — VI. 1794. 8. (jede Sylloge etwa von 80 S.)

Wenn man gleich diese Beobachtungen nicht eigentlich zu dem gelehrten Nachlasse des vortrefflichen *Stoll* rechnen kann, wovon Hr. *Eyerel* dem Publico schon so vieles geliefert hat, so sind sie doch unter seinen Augen, in seiner Schule gemacht, und man wird sie deswegen nicht ungerne lesen. Sie sind überhaupt, wie sie in Hospitälern bey einer grossen Anzahl von Kranken gemacht werden, kurz, die Arzneymittel mit allgemeinern Namen bezeichnet (*Mixtura Salina*, *Emollientia* etc.), ohne Formuln; der Gang der Krankheit ist nebst den wichtigsten Symptomen genauer angegeben, und oft mit Leichenöffnungen begleitet, so dass sie doch immer ihren Nutzen behalten, und auch von erfahrnen Aerzten mit Interesse gelesen werden dürften. Sie betreffen fast alle hitzige Krankheiten, und die Methode ist beynahe durchgehends antiphlogistisch. Von einigen Heilarten trifft man freylich in *Stolls* eignen Werken schon ausführlichere Nachrichten an, dazu vielleicht diese Beobachtungen genutzt sind, und Rec. entsinnt sich nicht, ob nicht wirklich auch schon eben diese Sylloge 1786, wenigstens die erste, erschienen sey. Die Krankheitsgeschichten hier einzeln unsern Lesern wieder vorerzählen, oder abschreiben, das dürfen wir nicht, aber wir müssen sie doch auf die Methode, die Bleycolik mit besänftigenden Mitteln zu behandeln, besonders mit Ricinusöl, und auf die Art, den Bandwurm abzutreiben, aufmerksam machen; obgleich letztre schon vielen durch *Odier* bekannt seyn, und sich bey ihnen eben so wie bey dem Rec. bestätigt haben muss, so sind doch solche Belege niemals unangenehm. Die Beurtheilungen der Krankheiten, die beygefügten *epicrises, positiones practicae*

cae ſind gröſstentheils ſehr wichtig, treffend, und mit der Erfahrung andrer übereinſtimmend; ſo werden z. E. in der 3ten Sylloge die Zeichen der ſogenannten turgescirenden galligten Materie kurz als unzuverläſsig verworfen. Der Aufſatz von inoculirten Blattern in der 4ten Sylloge ſcheint ganz des Herausgebers Einſchiebſel zu ſeyn; der eben ſo wenig als manche Beobachtung, z. B. *Haemorrhagia uteri a rheumate* etc. des Aufhebens werth war, und wenn Hr. E. vielleicht weiter das von jungen Aerzten in dem Hoſpitale geführte Diarium ſo abdrucken läſst, ſo wird es ihm leicht werden, bald wieder einen dicken Band zu liefern, aber nicht ſo leicht, Leſer zu finden. *Petechiae morbilliformes* S. 42. wird nicht wohl Jemand verſtehen können, ſo wie überhaupt auch bald nachher *Exanthema urticatum* und andre Ausſchläge höchſt unvollkommen beſchrieben ſind. Mehr verdiente hier *Stolls* Methode, Kranke zu prüfen, worüber uns kürzlich *Gotthard* einen Commentar geſchrieben, aufbewahrt zu werden. Aber warum *Methodus exam. aegros* auf jeder Sylloge wiederholt?

Erlangen, b. Palm: *Leitfaden für angehende Aerzte Kranke zu prüfen und Krankheiten zu erforſchen, mit einer Kranken- und Witterungsbeobachtungstabelle* von *Johann Fried. Gotthard* dem jüngern, öffentl. Lehrer zu Bamberg. 1793. 264 S. 8.

Der Vf. iſt ein ächter Zögling aus der Wiener und Mainzer Schule, der beſonders von *Stoll* 3 Jahre Unterricht und Freundſchaft genoſſen, und nun das liefert, worin Stoll eine vorzügliche Stärke beſaſs, die Kunſt, Kranke zu prüfen. Er hat hier ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſo rühmlich eröffnet, daſs er Aufmunterung verdient, und wir uns groſse Hoffnung von ihm machen. Wohl aber wird er thun, wenn er weniger wortreich, und kürzer in Perioden wird, weniger ſich zwinget, zierlich zu ſchreiben. Der Verluſt von *Stoll* muſs uns immer deſto empfindlicher werden, wenn wir ſehen, daſs er ſolche Schüler gezogen hat, und, wenn man ſeine Art, Kranke zu behandeln, und ihren Zuſtand zu unterſuchen, ſo kennen lernt, als hier. *Die Anwendung der Unterſuchung* S. 200. auf die verſchiedenen Fieberarten, die kurze Beſchreibung einer jeden mit den unterſcheidenden Zeichen, läuft ſchon ſo ſehr in das Gebiet der Diagnoſtik, ſo wie das über Puls etc. S. 147. geſagte in die Semiotik, daſs es auch deswegen ſchon ein Anfänger mit Intereſſe und Nutzen leſen wird, dem der Vf. ſehr beſcheiden ſeine Arbeit beſtimmt; ſelbſt erfahrne Aerzte werden dadurch zuweilen an Dinge erinnert werden, die ihnen ſonſt leicht aus dem Gedächtniſſe entwiſchen. Die ganze Schrift iſt ein Commentar über das, was wir ſchon durch *Eyerels* Sylloge von *Stoll* über die Art, Kranke zu prüfen, erhalten haben, Hr. *Gotthard* hat dabey zugleich die beſten neueſten Schriften genutzt, und aus denſelben das vorgetragne beſtätiget. Er hat, wie er gelegentlich erzählt, einer Geburt beygewohnt, wo eine Frau beynahe 20 Pfund Blut aus einer aufgeſprungnen *Varix* an den Schaamleſzen äuſserſt ſchnell verloren hatte! Das Auskämmen der Schaamhaare S. 119. iſt uns eben ſo neu geweſen. Die Entdeckungsmittel des Eiters hält der Vf. für unzureichend, und die beſte Eiterprobe für ein trügliches Hülfsmittel; die Hauptſache, ſagt er ſehr richtig, komme auf Erkenntniſs und gehörige Schätzung der übrigen anamneſtiſchen und diagnoſtiſchen Zeichen an. S. 195. der *Aſtragalus exſc.* wirke weit kräftiger als alle für antiveneriſch gehaltene Hölzer und Wurzeln, er heile zwar die Luſtſeuche nicht, entleere aber doch einen Theil des Gifts durch die Reinigungsorgane der Haut und Nieren. S. 250. Vielleicht erklärt uns dieſs der Vf. wohl künftig einmal deutlicher, da durch andre Beobachter das Zutrauen zu dieſen neuen Mittel ſehr verringert worden iſt, und man vermuthen kann, daſs Hr. G. in den Wiener Hoſpitälern auch Verſuche damit angeſtellt, oder die Wirkung des Mittels aus der Erfahrung kennen gelernt habe, nicht blos einem groſsen Arzte ein Compliment habe machen wollen, wenn er das obige niederſchrieb.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Dieterich: *Beſtimmung der Länge von Göttingen, Gotha, Danzig, Berlin und Hareſield in Middleſex*, aus der Sonnenfinſterniſs vom 5. Sept. 1793. Mit Anzeige ſeiner mathematiſchen Vorleſungen, vom Profeſſor *Seyffer*. 1794. 14 S. 4.

Die groſse, in einigen Gegenden von Europa ringförmige Sonnenfinſterniſs vom 5. Sept. 1793, konnte wegen ungünſtiger Witterung nur an wenigen Orten Deutſchlands beobachtet werden; Hn. Prof. *Seyffer* gelang es, wenigſtens das Ende der Finſterniſs in Göttingen wahrzunehmen, wozu er ſich eines 4füſsigen Dollonds mit 100facher Vergröſserung bediente; die correſpondirenden Beobachtungen, die er hiezu von andern auf dem Titel genannten Orten geſammelt hat, ſind zu Gotha vom Hn. *von Zach*, zu Berlin von Hn. *Bode*, zu Danzig vom Hn. Dr. *Koch*, und zu Harefield vom Hn. Grafen *von Brühl* angeſtellt. Es iſt ein etwas mühſames, aber für die Geographie vorzüglich nutzbares Geſchäft, eine an mehreren Orten beobachtete Sonnenfinſterniſs oder Sternbedeckung durch den parallactiſchen Calcul auf den Mittelpunkt der Erde zu reduciren, und daraus die geographiſche Länge jener Oerter herzuleiten: einen ähnlichen Zweck hat Hn. *S.* Abhandlung, in welcher er von den Hauptmomenten ſeines auf die ſchon genannte Sonnenfinſterniſs angewendeten Calculs Rechenſchaft gibt, und die gefundenen Reſultate für die Länge der verglichenen Oerter vorlegt. Vorerſt folgen die nöthigen Unterſuchungen, um die wahre Zeit der Beobachtung zu Göttingen und den Gang der Uhr zu beſtimmen. Da kein Paſſageinſtrument vorhanden, und auf den Mauerquadranten ſich nicht zu viel zu verlaſſen war; ſo nahm Hr. *S.* (auſser den am Mauerquadranten beobachteten Culminationen der Sonne und eines Dutzend Fixſterne), nicht nur mehrere correſpondirende Sternhöhen, um daraus ihre Culmination zu erhalten, mit einem 2füſsigen Siſſonſchen Quadranten, ſondern berech-

berechnete auch aus einigen Combinationen dieser Sternhöhen die Stundenwinkel, nach einer kürzlich vom Obrist *von Tempelhof* vorgeschlagenen neuen Methode; die sämmtlichen auf verschiedene Weise gefundenen Correctionen der Uhr stimmten immer mit Abweichungen von weniger als 1 Secunde unter sich zusammen. Nach Anführung der vornehmsten Rechnungselemente, worunter die Abplattung der Erde nach Hn. La Lande zu $\frac{1}{300}$ vorausgesetzt wird, folgen nun die aus den Beobachtungen abgeleiteten wahren Conjunctionen. Zu Berlin und Harefield wurde beides, Anfang und Ende der Sonnenfinsternifs, beobachtet; aus beiden, sowohl aus dem Anfang, als aus dem Ende ist auch die wahre Conjunction besonders abgeleitet; nun ergibt sich aber diese an beiden Orten aus dem Ende um etwa 17 Secunden früher als aus dem Anfange. Diess ist ein merkwürdiges Beyspiel, um zu zeigen, wie nöthig es ist, was schon mehrere neuere Astronomen (z. B. Hr. Gerstner im Berliner astron. Jahrbuche 1792. S. 203.) erinnert haben, dass man bey dergleichen Rechnungen die Resultate aus dem Anfange der Finsternifs nicht mit jenen aus dem Ende vermischen müsse. Hätte man z. B. im vorliegenden Falle eine nur aus dem Anfange bestimmte Conjunction mit einer an einem andern Ort nur aus dem Ende bestimmten ohne weiteres vergleichen wollen; so würde man den Meridianunterschied dieser zween Oerter um beyläufig 17 Secunden in Zeit irrig daraus erhalten haben. Um solche Fehler zu vermeiden, ist es nothwendig, nach bekannten Vorschriften astronomischer Lehrbücher, die kleinen Verbesserungen mit in Rechnung zu nehmen, welche die Summe der Halbmesser von Sonne und Mond, desgleichen die Breite und Parallaxe des Mondes erfodern dürften. Hr. *S.* hat (wie aus der Bezeichnung zu schliessen, nach Lexell's Methode) die Coëfficienten dieser Verbesserungen, und daraus weiter unter der Hypothese, dass die Mondsparallaxe ganz richtig angenommen worden, die Correction der Summe der Halbmesser zu — 4 Sec. und der Mondsbreite zu — 1 Sec. berechnet, und auf diese Weise den Meridianunterschied richtiger, als sonst hätte geschehen können, hergeleitet. Zwar wenn man durchgängig bloss die Conjunctionen aus dem Ende vergleicht, ergibt sich auf einige Decimalsecunden mit Hn. *S.* übereinstimmend der nemliche Mittagsunterschied auch ohne jene Correctionen; die Ursache ist, weil die Coëfficienten der letztern für das Ende an allen fünf verglichenen Orten beynahe einerley sind; aber gerade um zu wissen, ob sie es sind, muss diese Prüfung der gefundenen Conjunctionen am Schlusse der Rechnung noch angestellt, und jene Coëfficienten berechnet werden. Hr. *S.* findet übrigens, indem er die Beobachtung zu *Harefield*, dessen Lage durch die vortrefflichen Beobachtungen des Hn. Grafen *Brühl* genau bestimmt worden, zum Grunde legt, folgende Mittagsunterschiede von der Pariser Kön. Sternwarte, östlich in Zeit: *Göttingen*, 30′ 14″, 83 (nach Tob. Mayer 30′ 16″) *Gotha auf Seeberg* 33′ 24″, 54 (nach Hn. von Zach 33′ 35″) *Berlin* 43′ 54″, 65. *Danzig* 1 St. 4′ 53″, 53. (Die Länge von Berlin fällt nach andern Bestimmungen zwischen 43′ 56″ und 44′ 12″ und von Danzig zwischen 1 St. 4′ 34″ und 5′ 12″). zuletzt berechnet noch Hr. *S.* den Fehler der Mayerschen Mondstafeln nach der Londner Edit. 1770 und nach der neuen Masonschen Ausgabe. Zur Zeitberichtigung hat er den Zachschen Fixsterncatalog gebraucht.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. I. *Kopenhagen*: *Klage gegen Graf Woldemar Friedrich von Schmettow mit Anmerkungen eines Themikraten.* 1794. 4 S. 8.; dänisch: Odense. 1794. 23 S. 8.

II. *Ebendas.*, b. Popp: *Nyeste Anmaerkninger over Klagen imod Grev Voldem. Frid. Schmettow.* 1794. 16 S. 8.

III. Ohne Druckort: *Schreiben an einen Freund, die neulich im Druck erschienene Klage gegen den Grafen W. F. von Schmettow betreffend.* 1794. 16 S. 8.

IV. *Kopenhagen*, b. Popp: *Et Norsk Corpses Klage over Grev v. Schmettow* (Klage eines Norwegischen Corps) *med Anmaerkninger af Rasmus Antiklager.* 1794. 30 S. 8.

Durch verschiedene, von einigen für treffend gehaltene, von andern als unrichtig und übertrieben getadelte Behauptungen des Grafen *Schmettow* in seinem erläuternden Commentar (A. L. Z. 1794. N. 32.) beleidigt, entwarfen einige Officiere eine an den Prinz *Carl von Hessen* gerichtete Anklage, worin sie auf Genugthuung drangen. Diese Klage, welche bey vielen Regimentern verlesen, aber bey mehreren nicht genehmigt ward, ist, wie dergleichen allgemeine Beschwerden gewöhnlich sind einseitig, zum Theil unwahr, zum Theil übertrieben; auch ist sie im höchsten Grade elend geschrieben. Weil sie aber einmal im Manuscript umlief, und das Publicum ein grosses Misfallen darüber bezeugte, so beförderte sie der Vf. von Nr. I. zum Druck, um, wie er sagt, die Ehre der Officiere zu retten, welche unbefugter Weise unter der Klage aufgezeichnet sind. Er begleitet sie überdiess mit scharfen, aber zum Theil treffenden, Anmerkungen, welche ihre Blössen in ein völliges Licht setzen.

Nach Nr. II. hätten die Namen der unterzeichneten mit abgedruckt werden sollen; allein man sieht leicht, dass diess aus wichtigen Ursachen unterblieb.

In Nr. III. wird vorzüglich die schlechte Lage der Subalternofficiere und des gemeinen Soldaten eindringend geschildert, um des Grafen Schmettow Vorwürfe zu rechtfertigen.

Nr. IV. ist in eben der Absicht und in eben der Form geschrieben als in Nr. I.; aber nicht mit gleichem Geist.

Uebrigens weiss man aus Journalen, dass der Graf Schmettow, wahrscheinlich auf Veranlassung des Militäretats, von der holsteinischen Landesregierung wegen verschiedener Stellen in seinem Commentar zur Verantwortung gezogen ward, und dass er darauf eine sehr scharfsinnige, in verschiedenen Journalen gedruckte, Erklärung einreichte, um die fernere Untersuchung als unstatthaft vorzustellen. Inzwischen blieb die Sache dabey nicht; sondern man liess ihm, nach verschiedenen Vorstellungen, die Wahl zwischen einer von ihm vorschriftsmässig abzugebenden Erklärung und einem fiscalischen Process. — Allein ehe er seine Antwort übergab, starb er nach einem langen Krankenlager.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. November 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Johnson: *Transactions of a Society for the improvement of medical and chirurgical knowledge; illustrated with copper-plates.* 1793. 343 S. 8. mit 10 Kupfern und einer Tabelle.

Bloss eine trockne Anzeige der verschiedenen Auffätze wird die Leser von der Wichtigkeit dieses Werks, woran Aerzte von dem gröfsten Ansehen Antheil haben, überzeugen, ohne dafs es einer besondern Empfehlung bedürfte. Aber wenn dem englischen Arzte das Verdienst bleibt, dafs man seinen Beobachtungen sogleich die Zuverläfsigkeit ansiehet, und dafs er sie gemeiniglich von einer grofsen Menge Kranken einerley Art und ungekünftelt liefert, so muss man es auf der andern Seite bedauern, dafs er es noch immer so wenig der Mühe werth hält, sich mit der neuen Literatur bekannt zu machen, und daher oft glauben kann, eine Entdeckung gemacht zu haben, die es uns in Deutschland gar nicht ist. Auch in diesem Werke wird man davon Spuren finden.

1) *G. Fordyce von Pocken.* Die natürliche Ansteckung derselben scheint ihm zwischen 12 und 14 Tagen statt zu haben, oder da ihre Wirkung zu äufsern, ob es gleich auch zuweilen früher geschehe; er glaubt daher auch durch die Inoculation der natürlichen Ansteckung zuvorkommen zu können, weil jene früher wirkt, und trage kein Bedenken, sie da zu empfehlen, wo jemand befürchtet, von den Pocken schon angesteckt zu seyn. (Eine Idee, die jedoch nicht neu ist, und wir schon von *Dimsdale* etc. haben.) Dies erkläre ihm zugleich die Tollkühnheit einiger Afterärzte, welche eine Person zu inoculiren in ein Zimmer brachten, wo ein Kranker an Pocken lag. Es sey jedoch dies Verfahren misslich, denn wenn die Inoculation nicht anschlägt, (wie es doch oft geschiehet,) so laufe man Gefahr, den Kranken die natürlichen Pocken zuzubringen. Vorbereitung zur Inoculation sey lächerlich, und eine Art Aberglauben; er habe im Thomasspitale oft Gelegenheit gehabt, Personen zu sehen, die in jener Absicht Quecksilber, Spiesglas etc. genommen, und wo die Pocken nicht besserer Art gewesen, als bey andern ohne alle Vorbereitung. Nie habe er bemerkt, dafs eine andere Krankheit durch die Inoculation mitgetheilt worden. Von den Kindern, welche an inoculirten Blattern gestorben sind, seyen über 2 Drittel unter 9 Monaten gewesen, und er inoculire daher nicht vor der Zahnarbeit. (Wenn diese Rechnung richtig ist, so bestätigt sie das im Grofsen, was wir in Deutschland von Wien etc. auch schon wufsten, und mit des Rec. eigner Erfahrung übereinkommt.)

2) *J. Hunter von der Entzündung der innern Häute der Blutadern.* Da diese Abhandlung von 1784 datirt ist, so gehört das, was in den neuesten Zeiten unsre Landsleute, *Schmuck* etc. über diese Materie geschrieben haben, ohne Zweifel diesem grofsen englischen Wundarzte. Er hat bey allen heftigen Entzündungen des Zellengewebes, sie mochten von selbst, oder nach äufserer Gewaltthätigkeit, oder nach chirurgischen Operationen, wie nach dem Abnehmen eines Gliedes, entstanden seyn, gefunden, dafs die Häute der gröfsern Blutadern daselbst gleichfalls sehr entzündet wurden, und ihre innere Oberfläche mehrere Arten von Entzündung annehmen, dafs nemlich in einigen Stellen diese Gefäfse zusammenhängen, an andern in Vereiterung etc. gehen. Wo es grofse Blutadern gibt, da habe er selten ein Exempel von Eiterung gesehen, wo er jene Erscheinung nicht nach dem Tode angetroffen, nach Amputationen, Fractionen, dem Brande; hieraus müfste man nun erklären, wie nach einem Aderlass sich zuweilen ein Arm entzündet, wo man gewöhnlich glaubt, es sey ein Nerv, oder die Flechse des Biceps getroffen. Alles dies, Entzündung, Schmerz etc. erfolge auch nach einem Aderlasse zuweilen da, wo kein Nerv oder Flechse in der Nähe ist, wo der Kranke übrigens ganz gesund war, und wenn man bey eben demselben bald nachher auf einer andern Stelle aderlasse, etwa um jene erste Entzündung zu heben, so heile die zweyte Wunde sehr leicht. Die Blutader könne man oft wie eine harte Saite fühlen. Die Eiterung nach dieser Entzündung der Ader schränkt sich oft auf eine kleine Stelle in der Höhle derselben nahe bey der Oeffnung ein, und dies komme daher, weil über und unter der Oeffnung die Ader zusammenfällt; in andern Fällen breitet sich die Entzündung und Eiterung auch nach der Länge der Ader weiter aus. Er sahe einmal nach einer Wunde am Fufse die Saphaena am ganzen Beine und Schenkel bis nach den Leisten herauf entzündet, und mufste eine Menge kleiner Geschwüre in derselben öffnen. Bey Pferden sey die Entzündung einer Ader eine gewöhnliche Folge des Aderlassens; denn der Pferdearzt pflege die äufsere Wunde nicht gehörig zu schliessen. Da die Zufälle bey Menschen auch oft sehr gefährlich werden, so habe der Chirurgus Ursache, dieses alles zu verhüten, und das geschehe, wenn er die Wunde bey dem Aderlass genau zu schliessen und zu verbinden sucht, das besser mit Compressen als Heftpflaster geschehe.

3) *Jenner von Verfertigung des Brechweinsteins.*

4) *J. Hunter Leichenöffnung eines Mannes, der an einem Verhalten des Urins starb, das durch Hydatides entstanden war.* Der Kranke, ein starker gesunder Mann, hatte etwa 5 Wochen vorher geklagt, dafs er nicht immer

mer sein Wasser lassen könne, und zuletzt ging der Urin wider Willen ab; er konnte bey einer chirurgischen Untersuchung im Bette noch aufrecht sitzen, aber eine Stunde darauf, als er sich herumkehren wollte, starb er plötzlich. Die Blase fand sich ausserordentlich ausgedehnt, stieg 8 Zoll über die Schaam hinauf, berührte fast das Colon, und enthielt an 6 Pinten Wasser. Zwischen dem Blasenhalse und Mastdarm eine grosse Geschwulst, die das ganze Becken ausfüllte, die Blase aus der Stelle drängte, und aus der bey dem Einschnitt Wasser und Hydatides hervordrangen, davon die grösste anderthalb Zoll im Durchschnitt halten, und die kleinste einem Nadelknopf gross war. Aehnliche Geschwülste fanden sich an andern Theilen des Bauchs, in welchen die enthaltene Flüssigkeit verdickt war. Diese Geschwülste hatten alle 2 Häute, wie die Wasserblase selbst, welche völlig rund waren, und nicht zusammenhingen. In dem Wasser schwammen kleine Wasserblasen, und die grössern von diesen schienen kleinere zu enthalten. Wahrscheinlich verändern sie sich, wenn sie zusammengefallen oder leer geworden sind, wieder, und gehen in eine käsigte Substanz über, die man da auch fand. Der Vf. glaubt, dass die Hydatides, welche man an den Eyerstöcken, Nieren etc. findet, von jenen unterschieden, und eine veränderte Substanz jener Theile sind; er hält jene mit *Pallas*, *Goeze* etc. für das, wofür diese sie angegeben haben, ohne jedoch das zu wissen, was andre deutsche Naturforscher, *Leske*, *Fischer*, *Werner*, *Treutler* zur Bestätigung der animalischen Pathologie entdeckt haben. Die Wasserblasen schienen den benachbarten Theilen nicht anders als durch einen mechanischen Druck geschadet zu haben, weil sie alle vollkommen gesund waren. Bey einem Schaafe bewegten sich die Hydatides noch im warmen Wasser, obgleich das Thier schon mochte 14 Stunden geschlachtet seyn. Auch die Hydatides in dem Gehirne der Schaafe hat er gesehen.

5) *Von einem remittirenden Fieber*, das ein Mann zu Bessora glücklich überstanden hat, an welchen 25tausend andere gestorben sind, und das der Pest sehr nahe kommt. Obgleich die Geschichte nicht von einem Arzte, sondern dem Kranken selbst, erzählt wird, so ist sie doch wegen vieler Umstände, wegen der beschriebenen Hitze etc. in jener Gegend unterhaltend. Die besondern Zufälle waren ausser den bey ähnlichen Fiebern gewöhnlichen, Geschwulst der Zunge, und Hang zum Selbstmorde, (oder vielmehr Angst?)

6) *Baillie von einem gänzlich fehlenden Pericardium*, mit vortreflichen Reflexionen, so wie man sie von diesem grossen, uns durch *Sömmerring* näher bekannt gewordenen, Arzte erwarten kann.

7) *J. Hunter von der Intussusception.* Bey der Erklärung der Entstehungsart schreibt er der wurmförmigen Bewegung nicht viel Wirkung zu, um den zusammengezogenen Theil des Darms in den erschlafften zu drängen. Man sollte glauben, dass das Gekröse, besonders bey den dicken Därmen, dieses Einkriechen hindern müsse, und doch ist gerade die grösste Intussusception, die man noch kennt, am Colon gewesen. Beschreibung einer ähnlichen von einem 9monatlichen Kinde. Man könne sie nie vollkommen erkennen, als nach dem Tode, wo man sie aber vermuthet, sey es rathsam anzunehmen, sie entstehe so, dass das obere Stück des Darms sich in das untere geschoben hat, nicht umgekehrt, wie man es auch zuweilen findet. Queckfilber könne da keinen Nutzen schaffen, er würde lieber Brechmittel rathen, (wenn aber diese nützlich seyn könnten, so würde sich die Krankheit oft von selbst heben, da das Erbrechen schon gewöhnlich ohne Brechmittel erfolgt,) oder wären diese vergebens angewandt, so müsste man es so ansehen, dass der Darm sich aufwärts eingeschoben habe, und dann könnten Purganzen vielleicht helfen. (Die bey der gemeiniglich dabey befindlichen Verstopfung ohnehin schon gebraucht werden.)

8) *Baillie von ungewöhnlichen krankhaften Erscheinungen bey Blutgefässen*, z. E. da das Blut an einer Stelle derselben gerinnt, und die Höhle gänzlich verschliesst, ohne dass man eine vorhergehende Ursache entdecken könnte, wodurch das Blut da zurückgehalten worden. (Eine starke Widerlegung von *Pasta!*) Er fand bey einem Manne in dem ganzen Pulsadersystem eine Anlage zu Anevrysmen, in der rechten und linken Carotis aber, wo sie sich in die äussere und innere theilet, eine Geschwulst von etwa anderthalb Zoll Länge, und den Durchschnitt der Arterie kaum zweymal stärker als natürlich, bey dem Einschnitte ein festes Coagulum. Daraus ist der Vf. geneigt, zu vermuthen, dass jemand ohne Umlauf des Blutes durch einen Theil der grössen Stämme dieser Arterie leben könne, und wenn es bey einer chirurgischen Operation nothwendig werden sollte, man sie auch unterbinden könne. Nun wieder von Obliterationen, Verwachsen der Blutgefässe, (ausser den bekannten des ductus arteriosi, und am Nabel) von Verknöcherungen; letztere kommen bey den Pulsadern oft, und bey Blutadern fast nie, vor, der Vf. hat aber doch eine an der Hohlader gesehen.

9) *E. Home von Hunters Methode, ein Anevrysma im Kniegelenke zu heilen.* Da dieses Uebel so sehr häufig ist, und zugleich die bisherigen Methoden dagegen so unzuverlässig gewesen sind, so müssen wir die hier beschriebene als höchst wichtig, und von vielen schon angenommen, der Aufmerksamkeit der Wundärzte auf das dringendste empfehlen, nur dürfen sie hier keine Beschreibung davon erwarten, da wir sie, wegen Mangel des Raums, nur sehr unvollständig liefern könnten, und sie sie also bey eigentlich chirurgischen Recensenten suchen müssen, wenn sie sich dieselbe nicht aus dem englischen Werke selbst bekannt machen können.

10) *Hunter von einer Lähmung der Muskeln, welche zum Schlucken dienen.* Verengerung oder Zusammenziehung des Oesophagus etc. ist das gewöhnliche Hinderniss des Schluckens, aber das Gegentheil, eine Paralysis an diesem Theile nicht so häufig. Man muss da nur erst darauf denken, Nahrungsmittel und Arzneyen in den Magen zu bringen. H. bemerkte das Unvermöden zu schlucken bey einem Kranken sogleich bey der Lähmung der ganzen rechten Seite, und hob es, indem er durch eine Sonde, mit Aalhaut überzogen, zweckmässige Arzneyen in den Magen brachte.

11) *Baillie von einer besondern Structur der Urinblase*, und Zeugungstheile, bey einem Manne von etwa

40 Jah-

40 Jahren. Die Beobachtung beweiset, dass der Mensch auch, wie einige Thiere im natürlichen Zustande, die Blase entbehren könne, und B. warnt, dass die Physiologen behutsamer von der Nothwendigkeit gewisser Theile sprechen sollten.

12) Von Ebendemselben *ein Fall von einem merkwürdigen und seltnen Emphysema.* Bey einem 10jährigen wassersüchtigen Kinde, wo sich die Luft in dem Zellengewebe der Extremitäten, und des Leibes, auch nachher nach dem Tode in dem von den Gedärmen etc. fand, ohne dass man, wie gewöhnlich bey einer zerbrochenen Ribbe etc. einen Weg entdecken konnte, wodurch die Luft hineingedrungen wäre. Wahrscheinlich sey durch eine Art chemischer Verwandlung aus dem ausgetretenen Wasser die Luft entwickelt.

13) *Carlisle von einer sonderbaren Bildung eines Theils des Gehirns.* Es fehlte der sichelförmige Fortsatz, auch war das Gehirn nicht in 2 Hemisphären getheilt etc., und diess alles war nicht etwa nach einer vorhergehenden Entzündung und einem allmähligen Verwachsen etc. entstanden, sondern die ursprüngliche Bildung des Gehirns. Dabey war die Frau 22 Jahr alt geworden. So wenig wissen wir noch von der Physiologie, und den Theilen des Körpers, welche da seyn *müssen*, oder natürlich sind! Hätte man diese Entdeckung bey einem andern Kranken gemacht, so würde man vielleicht seine tödtliche Krankheit ganz daraus erklärt haben, hier aber fehlte dieser Frau nichts, als dass ihr wegen eines chirurgischen Gebrechens der Fuss musste abgenommen werden.

14) *Clarke von einer Verblutung, die sich nach Zerreissung des fallopischen Röhre ereignete*, in welcher sich eine Frucht von etwa 6 Wochen fand. Der Schmerz unten im Leibe entstand plötzlich, nachdem die Frau den Tag vorher ein warmes Bad gebraucht hatte. Die übrigen Erscheinungen in der Leiche werden durch 3 Kupfer erläutert.

15) *E. Home über die losen und beweglichen Knorpel*, welche man *in den Gelenken*, am gewöhnlichsten im Knie antrifft. *Hunters* Meynung über die Entstehungsart derselben. Ausgetretenes Blut nehme gemeiniglich die Beschaffenheit der Theile an, welche es berührt. Chirurgischer Rath dagegen.

16) *G. Fordyce Versuch, die Arzneywissenschaft zu grösserer Gewissheit zu bringen.* Er hat in dieser Absicht eine Tabelle entworfen, wonach Beobachter ihre Bemerkungen einrichten und aufzeichen sollten, und macht unter andern darin auf Lage des Orts, Temperatur der Atmosphäre, Wasser, Lebensart etc. der Einwohner aufmerksam, und hat zum Beyspiel London hier aufgeführt. Obgleich diese medicinischen Bemerkungen über London eben nicht als ein Muster für ähnliche Beobachtungen dienen können, und man dergleichen topographische Beobachtungen von *Huxham*, *Grant* etc. schon kennt, und wir besonders in Deutschland medicinische Topographien aufzuweisen haben, welche diese weit hinter sich lassen, so trifft man hier über London vieles für Aerzte interessantes an, das ausgezeichnet zu werden verdient. Der ganze Vorrath von Wasser, das durch Feuermaschinen und Wasserleitungen für London geliefert wird, beträgt 109440 Cubicfuss in einer Stunde. Die gewöhnliche Sommerwärme ist von 65 bis 75 Fahrenheit. Die Anzahl der Einwohner schätzt der Vf. auf eine Million, die von Aerzten sey aber so geringe, dass sie nicht verdiene, genannt zu werden, überhaupt nicht über 200. (Wir verstehen die zum Collegio der Aerzte gehörende, welche allein ohne Taxe frey ihre Kunst ausüben dürfen, und etwa auch die sogenannten Licenciaten; denn die Anzahl der übrigen dürfte noch wohl viel beträchtlicher seyn.) Die Handwerker und Tagelöhner sind vorzüglich den Lungenbeschwerden und allen andern Krankheiten ausgesetzt; überhaupt aber ist London den Kindern gefährlich; sie werden oft 2 bis 3 Jahre gesäugt; wenn von denen die zum Saugen aufs Land geschickt werden, 29 sterben, so sterben von eben der Anzahl und in eben der Zeit in der Stadt 39. Ueberhaupt sterben mehr als die Hälfte in London, ehe sie ihr 5tes Jahr erreichen. Man müsse in der Tabelle auch die Gelegenheitsursachen mit angeben, wenn es nur nicht so schwer wäre, sie ausfindig zu machen, da überhaupt die Wirkung einer Sache auf den menschlichen Körper noch so ungewiss ist; wenn inzwischen mehrere Beobachter nach einer Ursache immer dieselbe Krankheit entstehen sehen, und viele Jahre hindurch beobachtet haben, ohne dass sie sich einander ihre Beobachtungen mittheilen, so werde doch allmählich die Wahrscheinlichkeit grösser. Auch Idiosyncrasien sollten mit aufgeführt werden, besonders aber Epidemien. Bey dieser Gelegenheit erinnert der Vf., er wisse aus zuverlässiger Erfahrung, dass die Fieberrinde das kräftigste Mittel bey erysipelatösen Entzündungen sey, d. i. wo nur die Oberfläche der Haut oder eines Geschwürs entzündet ist, und er habe nun schon seit 1759 sie im Gebrauche, da er sie zuerst bey einer Phymosis, nachher bey einer Entzündung im Halse gegeben, so wie sie *Fothergill* beschrieben, d. i., wo keine phlegmonöse Entzündung oder vermehrte Absonderung von den Schleimdrüsen sich zeigte, (alle Stunden zu einem Quentchen,) auch in der Rose des Gesichts.

17) *J. Hunter über den tollen Hundebiss.* Die Gesellschaft, welche dieses Werk ausarbeitet, hat viele Untersuchungen über diese Materie angestellt, und H. theilt hier das Resultat derselben mit. Schade! dass man die grosse Erfahrung der Deutschen auch bey dieser Gelegenheit nicht genutzt hat. In Jamaica hat man mehr Hunde als an irgend einem Orte in der Welt, und doch hat man in 40 Jahren dort keinen tollen Hund gesehn. H. meynt, die insularische Lage sichere Jamaica gleichsam als durch eine Quarantaine vor Ansteckung, der Weg aus England etc. sey so lang dahin, dass das Gift schon unterwegs verschwinde, ehe ein Hund, der in Europa gemeiniglich 3 Wochen nach dem Bisse toll werde, dahin komme, und glaubt daraus schliessen zu können, dass das Gift, welches die Tollheit bey Hunden hervorbringt, bloss ansteckend sey, und nicht von selbst entstehe. (Das Factum ist freylich unläugbar merkwürdig, aber auch die Folgerung so überzeugend? müssten nicht andre, weit entfernte Inseln eben so glücklich seyn? Kann nach Jamaica nicht auch auf einem kürzern Wege, aus America etc. ein Hund kommen? bey uns, auf dem

festen Lande kann ein toller Hund allerdings wohl unvermerkt von einem andern gebissen und angesteckt seyn, aber sollte die Hundswuth nicht eben so leicht von selbst entstehen können, als man sogar von der Wasserscheu bey Menschen glaubt zuverlässige Exempel zu haben?) Der Hund kann während der Tollheit feste und flüssige Dinge schlucken, fürchtet sich auch nicht vor Wasser. In den mehresten Fällen, welche die Gesellschaft gesammelt hat, war die Ansteckung durch fremde Hunde geschehen; die Erfahrung hat sie noch nicht gelehrt, dass irgend eine Art von Thieren wider die Folgen des Hundebisses gesichert sey. Bey dem Bisse selbst entstehe grössere Gefahr, wenn die Zähne mehr Gift haben, oder der gebissene Theil gefässreicher ist, z. E. im Gesichte, auf der Hand geschwinder; an andern bedeckten Theilen ist die Gefahr geringer, weil durch die Kleidungsstücke die Zähne des Hundes abgewischt werden. Ein Hund, der eine Wunde leckte, brachte die Wasserscheu hervor, es ist also nicht immer der Biss dazu nöthig. Wahrscheinlich habe man aber oft einen Tetanus mit der Wasserscheu verwechselt, und diese entstehe wohl nicht leicht bey Menschen von selbst. (Eine Idee, wodurch die Genauigkeit und Zuverlässigkeit vieler Beobachter zwar verdächtig werden dürfte, die aber durch das, was *Rush* über beide Krankheiten gesagt hat, interessant wird). Hunde werden leichter angesteckt als Menschen; 4 Menschen und 12 Hunde wurden von einem einzigen tollen Hunde gebissen, alle diese Hunde starben, alle 4 Menschen blieben frey, ob sie gleich nichts gebrauchten, als was man alle Tage fehlschlagen siehet; auch hat man ein Exempel, dass von 20 von eben demselben Hunde gebissenen Menschen nur einer krank geworden ist; (auch ohne Hülfe dagegen anzuwenden? Da dieses nicht glaublich ist, und nicht leicht jemand nach einem solchen Vorfalle ruhig bleibt, sondern immer Hülfe sucht, so kann man den Beweis, wie er hier negativ von H. angenommen wird, eben sowohl für die Wirkung der Mittel als günstig annehmen.)

(Der Beschluss folgt.)

LITERARGESCHICHTE.

Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchh.: *Verzeichniss aller anonymischen Schriften* in der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands von M. *J. S. Ersch* fortgesetzt aus dem dritten und vierten Nachtrage, *nebst einem Verzeichniss von Uebersetzungen* der darin angegebenen Schriften in andere Sprachen. 1794. 272 S. u. XLVIII S. Vorr. gr. 8.

Der dritte und vierte Nachtrag zu Hn. Hofr. *Meusels* gelehrten Deutschland hat dem unermüdet fleissigen und gelehrten Hn. M. *Ersch* Gelegenheit gegeben, sein, schon vor sechs Jahren angefangenes Verzeichniss aller in gedachtem Werke angezeigten *anonymischen Schriftsteller* fortzusetzen, aber auch zugleich durch das beygefügte, ehemals schon, wenigstens auf dem Titel des ersten Theils seines Verzeichnisses anonymischer Schriftsteller versprochene Verzeichniss von *Uebersetzungen der im gelehrten Deutschland angeführten Schriften in andere Sprachen*, den Wunsch mehrerer Literatoren auf das vollkommenste zu erfüllen. Da man die Einrichtung des ersten Verzeichnisses schon aus dem ersten Theile desselben kennt, so wäre es wohl überflüssig, dieselbe hier neuerdings vorzulegen; und, da man den Vf. schon als einen Mann kennt, dessen Fleiss und Genauigkeit in diesem Fache beynahe unnachahmlich ist, so bleibt Rec. nichts übrig, als von dem *zweyten* Verzeichniss eine kurze Nachricht zu geben. Und hier muss dann derselbe ganz vorzüglich, die voranstehende weitläuftige, aber auch sehr reichhaltige Vorrede empfehlen, in welcher der Vf. den deutlichsten Beweis abgelegt, dass er diese Uebertragungen deutscher Schriften in die Sprachen der Ausländer nicht nur mühsam zusammengesucht, sondern auch über das aufgefundene nachgedacht habe. Dadurch sah er sich denn auch in den Stand gesetzt, seinen deutschen Landsleuten zu sagen, dass endlich auch das Ausland ihren Verdiensten würde müssen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Da der Vf. dieses Resultat seinen Lesern nicht ohne Belege mittheilt, da er sie selbst mit dem, in verschiedenen Ländern herrschenden Geschmack, mit den theils günstigen, theils minder günstigen Urtheilen über deutsche Literatur und Sprache bekannt macht, so muss ihnen diese vortrefliche Uebersicht die angenehmste Lectüre gewähren. Wir zeigen nun noch die Absätze an, in welche dieses Verzeichniss abgetheilt ist. Der *erste* enthält ein Verzeichniss von Sammlungen und einzelnen Büchern, worin Schriften und Aufsätze mehrerer Verfasser übersetzt sind. Der *zweyte* und weitläuftigste enthält das nach dem Alphabet geordnete Verzeichniss von Uebersetzungen einzelner Schriften und Aufsätze bekannter Verfasser. Der *dritte* ist den Uebersetzungen anonymischer Schriften und Aufsätze gewidmet. Den Beschluss macht endlich als Anhang eine Uebersicht der Uebersetzungen nach den Sprachen, aus und in welche deutsche und nicht deutsche Schriften deutscher Autoren übersetzt wurden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Kopenhagen*, b. Poulsen: *Veddemaalet, et Mellemspil med Sang.* (Die Wette, ein Zwischenspiel mit Gesang,) af *Peder Horreboo Haste.* 1793. 32 S. 8. Die Handlung dieses kleinen Stücks ist zwar nicht an sich sehr lebhaft und interessant; aber sie ist mit Geschmack, Empfindung und Wahrheit ausgeführt, und durch gefällige Gesänge gehoben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. November 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Johnson: *Transactions of a Society for the improvement of medical and chirurgical knowledge; illustrated with copper-plates* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zwischen der Ansteckung oder dem Hundsbisse und der Erscheinung der Krankheit ist die Zeit sehr ungewiss, von 31 Tagen zu 17 Monaten; vom frühern oder spätern Ausbruche ist die Angabe sehr unzuverlässig. Die Wasserscheu sey freylich ein sonderbares Symptom der Krankheit, aber sie mache nur einen kleinen Theil derselben aus, und die Kranken sterben nicht, weil sie nicht schlucken können; denn man könne gewiss noch einmal so lange ohne Essen und Trinken leben. Die Beschreibung der Krankheit selbst enthält für einen deutschen Arzt von Belesenheit nichts neues. Von Erscheinung der Wasserscheu bis zum Tode verstreichen gewöhnlich 2 bis 3 Tage. Einige dieser Unglücklichen fanden im Laufen eine grosse Erleichterung, und einer lief noch wenige Stunden vor seinem Tode eine Viertelmeile. Nach den verschiedenen der Gesellschaft mitgetheilten Nachrichten hat man in den Leichen durchgehends auf den innern Häuten des Magens, nahe am obern Magenmunde etwas einer leichten Entzündung ähnliches gefunden; in einigen schien die pia mater mehr Blutgefäse zu haben; auch bey Hunden fanden sich jene Erscheinungen im Magen. (Für den Pathologen ist dieses wohl am wenigsten befriedigend, und er wird wünschen, dass man entweder weit mehr Theile untersucht, oder das bestätigt — widerlegt hätte, was andre im Oesophagus, besonders dem obern Theile wollen entdeckt haben.) Da wir bisher kein Mittel entdeckt haben, die Krankheit selbst zu heben, so sey die Verhütung von der grössten Wichtigkeit; aber da von Menschen, welche gebissen worden, weit weniger von der Wasserscheu befallen werden, als ohne Anwendung von Mitteln entwischen, so lasse sich nicht viel zum Vortheile der Präservation entscheiden, und alle die gerühmten innerlichen Mittel haben die Krankheit nicht verhindern, ja sogar nicht einmal ihren Gang verändern können; es hänge also alles von der localen äussern Behandlung der Wunde ab; leider! weiss aber die Gesellschaft aus der Erfahrung, dass auch alle äusserlichen Mittel fehlgeschlagen haben, ausser das Ausschneiden der verwundeten Stelle. Es gibt inzwischen oft Stellen, wo dies Ausschneiden nicht möglich oder gut anwendbar wird, auf den Fall werden caustische Mittel empfohlen, vorzüglich das kali purum nach dem londonschen Apothekerbuche, und überhaupt noch genauere Vorschriften für den Wundarzt gegeben. Aus wenigen Datis, welche die Gesellschaft vor Augen hat, ergibt sich auch die wichtige Frage: wie lange nach dem Bisse der verwundete Theil ausgeschnitten werden könne, die wenig genugthuende Antwort: dass dies von Versuchen abhänge, die man mit dem Gifte selbst anstellen müsse; man habe aber doch 30 Stunden, und in einem Falle noch am 5ten Tage nachher dasselbe vorgenommen; es scheine fast, dass das Gift sich lange Zeit auf die Wunde allein einschränke, und man also Wochenlang nachher noch immer den Theil ausschneiden könne. Wenn die Wasserscheu sich wirklich schon äussert, so hat von allen bisher gebräuchlichen Arzneyen keine erleichtert, noch weniger dieselbe gehoben; es fehle auch in der That bey allen Schriftstellern darüber noch sehr sichtbar an einem gewissen Plane, einer systematischen Methode, die Krankheit anzugreifen, man greife bald zu diesem, bald zu jenem Mittel. Opium, Quecksilber, warme Bäder etc. halfen alle nicht. Aus dem oben angeführten Falle vom Laufen des Kranken solle man fast in Versuchung gerathen, dies als ein Hülfsmittel vorzuschlagen, und etwa zu gleicher Zeit auch noch die Wunde zu scarificiren. (Wenn nur die Lust zu laufen nicht als Wirkung einer Angst angesehen werden kann, die die Unglücklichen in dieser, so wie in vielen andern Krankheiten, antrieb, sich auf irgend eine Art, nicht allein durch Laufen, Erleichterung zu schaffen.) In Ostindien gebrauche man Arsenik; auch dieses liesse sich versuchen. Aber vorzüglich müssten die Versuche mit dem Gifte selbst die Behandlung vielleicht aufklären. Vorschläge zu diesen Experimenten, die wir aber, so wie die kurz berührte Antiquität der Krankheit übergehen. (Das Resultat, das aus den gesammelten Beobachtungen der Gesellschaft hier geliefert wird, ist freylich für einen menschenfreundlichen Arzt schrecklich und beunruhigend, aber es findet mancher, der sich aus seiner eignen Erfahrung an Unglücksfälle dieser Art erinnert, vielleicht auf der andern Seite wieder etwas tröstliches darin.)

18) *E. Home einige Bemerkungen über Geschwüre* (an den Beinen). Er versuchte 14 Jahre lang allerley Mittel, besonders verschiedene mineralische und vegetabilische Pulver einzustreuen; viele Geschwüre schienen nach dem geringsten, unschuldigsten neuen äusserlichen Mittel sich zu bessern, bey fortgesetztem Gebrauche desselben aber hörte die Besserung bald auf. Bey allen Geschwüren dieser Art bekommt Ruhe am besten und gewissesten, und von jenen äusserlich in die Wunde gebrachten Pulver bewies sich Rhabarber am wirksamsten.

anfänglich schmerzt die Wunde mehr davon; bey andern verbessert das Rhabarberpulver die Materie, und verdient also noch mehr versucht zu werden.

GESCHICHTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Darstellung der historischen Welt in jedem Zeitraume.* Von *Jul. August Remer*, Prof. in Helmstädt. 1794. 338 S. 8.

Wer nicht selbst Recensent gewesen ist, wird sich wohl schwerlich einen Begriff von dem angenehmen Gefühl machen können, welches in seiner Seele aufsteigt, wenn bey dem Schwalle von mittelmäfsigen und schlechten Büchern, deren Anzeige und Beurtheilung er sich zur Pflicht gemacht hat, das Glück ihm mitunter ein vorzügliches Product in die Hände wirft. In diesem Falle befinden wir uns mit der gegenwärtigen Schrift, welche die wichtigen Vorzüge einer genauen Sachkenntnifs, und reifen Ueberlegung, einer schönen Schreibart und der möglichsten Unpartheylichkeit in sich vereinigt. Ein Lehrbuch vom gewöhnlichen Schlage, dergleichen wir viele haben, zu schreiben, war des Vf. Absicht nicht. „Unser „Zweck ist, den Lesern ein getreues Gemälde der Be„schaffenheit der Welt in einer jeden der von uns be„stimmten Perioden vorzulegen; ein solches Gemälde, „woraus er sehen kann, in welchem Staatsverhältnisse „die Nationen, die darin auftreten, gegen einander ge„standen haben; wie ihre bürgerliche Beschaffenheit war, „oder wie sie über die Punkte, die uns als Bürgern eines „Staats wichtig sind, dachten, und darin verfuhren; von „welcher Art ihre Gottesverehrungen waren, welche „Grenzen ihre Aufklärung hatte, und in welchem Zu„stande sich Künste und Wissenschaften befanden.“ Die von einem solchen Plan unzertrennlichen Schwierigkeiten fühlt selbst der blofse Liebhaber der Geschichte; mit desto gröfserm Vergnügen bezeugt Rec., dafs er nach seiner Einsicht so passend durchgeführt ist, als er bey der unbeträchtlichen Bogenzahl, und bey dem Mangelhaften der vorhandenen Angaben durchgeführt werden konnte. In jeder Periode verbreitet sich Hr. R. über das Wachsen und Fallen der menschlichen Kenntnisse, über die Verhältnisse des Volks zu seinen Beherrschern, über die Ursachen, welche sie bewirkten, über den Gang der vorzüglichsten Ereignisse und ihre Verkettung, über die wichtigsten Männer, welche jeder Zeitraum hervorbrachte, mit einer lichtvollen, den Kenner befriedigenden, Kürze. Besonders werden die Schritte des Vf. fester und sicherer, so wie er neueren Zeiten entgegen rückt; wiewohl auch die ältern über keine nachläfsige Behandlung zu klagen Ursache haben. Schöne Beweise unserer Versicherungen könnten wir aus jedem Bogen zeigen; aber es sind hiezu und als Beyspiele von der lobenswürdigen Freymüthigkeit des Vf. gewifs folgende wenige Hinweisungen zureichend. S. 10, Vom Begriff der einzelnen Gottheit bey jedem noch rohen Volke; S. 194. Luthers Reformation; S. 220. von dem Uebergewicht Spaniens unter Philipp II über alle Nationen in Europa; und S. 221. 241. 291. die Schilderungen der Königin Elisabeth in England, Christina in Schweden, und des Kaisers Joseph II, welche letztere wir als Probe ausheben. „Der öftreichische Staat behielt noch sehr grofse innere Mängel, als Kaiser Joseph II zur Regierung kam. Er griff die Verbesserung dieser Missbräuche mit vieler Lebhaftigkeit an. Seine Thätigkeit, Arbeitsamkeit und eigne Aufmerksamkeit auf den Gang der Angelegenheiten, würden aber von gröfserer Wirkung für das Glück und den innern Wohlstand seiner Staaten gewesen seyn, wenn er dabey mit wenigerer Uebereilung und Despotismus zu Werke gegangen wäre; wenn er die Abänderungen, von denen die wichtigsten und mehrsten offenbar vortheilhaft und lobenswürdig waren, mehr vorbereitet hätte. Aber dadurch, dafs er den Baum pflanzen, und zugleich Früchte von ihm haben wollte, übertrieb er ihn so gewaltsam, dafs er verdorrte. Die Maafsregeln dieses äufserst hochschätzungswerthen Prinzen, des ersten würdigen Nachfolgers Karls V, misglückten fast sämmtlich; und er ärntete nicht einmal die Dankbarkeit und Liebe der Unterthanen, die sein Bestreben, sie zu verdienen, ihn hatte hoffen lassen.“ — Eine billige Recension mufs Licht und Schatten vor das Auge des Lesers bringen, mufs folglich Fehler zeigen, wo sie sich finden; und ganz von ihnen frey ist auch dieses Buch nicht. Doch treffen sie immer nur einzelne Behauptungen, nie die Darstellung, den Zusammenhang des Ganzen, auf welche bey einer solchen Arbeit alles ankommt. Fehlerhaft dünkt es dem Rec., wenn Hr. R. bey den Ereignissen neuerer Zeiten, zu sehr synchronistisch werden will, dadurch öfters die Begebeiten trennt, dem weniger geübten Leser die Uebersicht erschwert, und zuweilen in Wiederholungen verfallen mufs, z. B. bey Richelieu, Cromwell; wenn er zu sehr an seinen Gegenstand gefesselt mit unter den Ausdruck vernachläfsigt, und durch fehlerhafte Perioden dem Leser lästig wird. Unter die freylich nur geringe Zahl der letztern gehört vielleicht folgender: „Da nächst den westindischen Inseln Amerika der Hauptmarkt ist, wo England *seine Manufacturen* absetzt, so würden *seine Manufacturen* einen zu Grunde richtenden Stofs erhalten haben, wenn nicht eben die Vortreflichkeit *seiner Waaren* nach dem amerikanischen den Absatz *dieser Waaren* von neuem befördert hätte.“ Ein guter Gedanke in schlechtem Gewande. — Unrichtigkeiten in einzelnen Factis bemerken wir, weil es der Mühe werth ist, kleine Flecken der Uebereilung, die doch kein historischer Schriftsteller völlig vermeiden wird, aus einem so vollendeten Werke wegzuwischen, das in Kurzem eine neue Auflage erleben mufs. — S. 10. „Der *Hohepriester* Samuel.“ Diese Würde bekleidete Samuel nie, konnte sie nicht bekleiden. S. 12. wird der Seezug der Argonauten zu den allgemeinen Unternehmungen der Griechen gerechnet. — S. 18. „Korinth war die erste griechische Seemacht.“ Hr. R. erinnert sich nicht an die Flotten des Minos in Kreta. — S. 40. „Der geringe Werth der zahlreichen Familie Alexanders.“ Er hinterliefs einen blödsinnigen Halbbruder, einen unehelichen Sohn, und eine schwangere Gemahlin; dies nennt man doch wohl keine zahlreiche Familie. — S. 41. „Alle von Alexanders Nachfolgern gestiftete Reiche besiegte Rom, und machte sie zu Provinzen.“ Auch Parthien, welches Hr. R. selbst nament-

namentlich mit den übrigen ansetzt? — S. 43. „Mithridats VII Tod machte die Römer zu Herren der Länder, die zwischen dem caspischen und schwarzen Meere liegen." Die Römer wurden nie Herren der Iberer, Albaner, und noch weniger der übrigen Völker am Kaukasus, weder bey dieser Gelegenheit, noch in künftigen Zeiten. — S. 54. „Die Anführer entfernter Armeen und die Statthalter in den Provinzen hiessen Proconsuln und Proprätoren." Ja, zuweilen, und immer häufiger in spätern Zeiten; aber commandirten denn nicht auch Consuln und Prätoren etc. in entfernten Provinzen? — 56. „*Venetia*, jetzt Vannes, ein beträchtlicher Handlungsort in Gallien." Wir kennen keine Stadt Venetia weder in Gallien, noch in der ganzen alten Geographie. — S. 74. „Die Hunnen brachen unter Attila in Europa ein." Viel früher. — 75. „*Pharsalum*" soll heissen Pharsalus. — S. 88. „Unter den griechischen Dichtern (der spätern Jahrhunderte) stehen Lucian und der Kaiser Julian bey weitem allen andern vor." Rec. kennt keine Gedichte vom Kaiser Julian. — S. 131. „Der sächsische *Grossherzog* Heinrich der Löwe." Ein unbekanntes Prädicat für dieses Jahrhundert. — S. 202. „Die Punzen- oder Hammerarbeit wurde erfunden (im sechzehnten Jahrhundert)." Es gibt Landkarten aus dem funfzehnten Jahrhundert, in welchen die Schrift mit Punzenarbeit gefertigt ist. — S. 203. „Turniere hören auf, als *Kaiser* Heinrich II das Leben darauf eingebüſst hat." Ein bloſser Schreibfehfehler. — S. 205. „Wir haben in dieser Periode keinen eigentlichen Geschichtschreiber, wie unsere Nachbarn, unter denen die Guicciardini, Sarpi, de Thou, Sully, Mariana, Buchanan u. a. die Wiederhersteller der Geschichte wurden." Diese würdigen Männer würden wohl ohne Widerrede unsern Sleidan in ihre Gesellschaft aufnehmen. — S. 222. „Eine Flotte, (die Unüberwindliche,) dergleichen damals die *europäischen* Meere noch nicht getragen hatten." Ohne uns über die Richtigkeit der Angabe in Erörterungen einzulassen, fragen wir nur: ob denn andere Meere gröſsere getragen haben? — S. 278. „Carl XII vertheidigt sich mit nicht hundert Menschen gegen die ganze Armee der Türken." Er hatte über 300 Mann in seiner Befestigung, wehrte sich aber freylich noch, als schon der gröſste Theil derselben gefangen und die Wohnung über seinem Kopfe angezündet war.

1) MÜNCHEN, b. Lindauer: *Historischer Calender für das Jahr 1792*, von *Westenrieder*.

2) Ebenderselbe: *auf das Jahr 1793*.

3) Ebenderselbe: *auf das Jahr 1794*. 12.

Diese Fortsetzungen des bayrischen historischen Calenders verdient eben das Lob, das wir den ersten beiden ertheilt haben; aber die Fehler, die wir an diesen tadeln muſsten, finden wir hier auch nicht verbessert. Es ist besonders Schade, daſs Hr. *W*. nicht mehr auf die Verbesserung seines Stils achten will, da er einer planen, natürlichen und guten Erzählungsart fähig wäre. Jetzt sind seine Perioden nicht nur oftmals falsch gebauet und verworren, sondern er wählt auch unverständliche oder unbestimmte Ausdrücke, wenn er etwas schöner und besser sagen will als man es gewöhnlich ausdrückt. So steht z. B. Nr. 1. S. 228. „Doch wurde Ernst nicht ohne Mühe, und erst nachdem man ihm *ehe* (vorher, vermuthlich) das Leben abgesagt (abgesprochen) hatte, begnadigt." Nr. 2 S. 35. „Sonst *verrieth* jetzt Heinrich, da er im 22sten Jahr seines Alters als Monarch der Deutschen *zum Vorschein kam*, eine treffliche Erziehung und Bildung." Sätze wie folgender Nr. 2. S. 241. sind gar nicht ungewöhnlich: „Gleichwie in Deutschland von jeher uralte Herkommen in den wichtigsten Dingen nicht selten für Gesetze galten. So sah man seit der Erlöschung des carolingischen Geschlechts in Deutschland im J. 911. bey einem neuen *Kaiseraufzug*, immer auf den Sohn oder nächsten Anverwandten, des Vorigen, *wie man dieſs nemlich zu sehen gewöhnt worden ist*." Noch sind zwey Hauptfehler der Schreibart in diesem Calender, daſs häufig eine Periode im Imperfect angefangen und im Perfect geschlossen wird, und daſs Hr. *W*. so häufig Parenthesen gebraucht, daſs man oftmals mehrere nicht nur auf einer Seite, sondern selbst in einer Periode findet. Wenn man hierzu noch die bayerschen Idiotismen: Schankung, Anerkantniſs, eben sofast (eben sowohl) entgegen (hingegen) Nämen, selbe, u. a. nimmt, so ist die Lesung dieser Calender, für einen an bessere Schriften gewöhnten Leser unangenehm, und in den dortigen Gegenden, befestigt sie den fehlerhaften Geschmack. Es ist dieses um desto mehr zu bedauren, da ihr Inhalt übrigens von der Art ist, daſs er sehr viel zur Berichtigung der Begriffe und der Aufklärung solcher Leute beytragen kann, für welche Schriften dieser Art zunächst bestimmt sind. Denn Hr. *W*. hat in Hinsicht der bürgerlichen Verhältnisse und der Religion, nicht nur richtige und gesunde Grundsätze, sondern er schärft sie auch allenthalben ein, und versäumt besonders keine Gelegenheit, seine Leser zu belehren, nach welchen Regeln sie Regenten und Regenten Handlungen beurtheilen, und wahre Gröſse von falschen Schimmer unterscheiden können. In der Vorrede zu Nr. 1. wird hierüber besonders sehr viel Wahres und Gutes gesagt. Es wäre zu wünschen, daſs alle Regenten der Meynung wären, die Hr. *W*. S. 7. so natürlich ausdrückt: „Ein Fürst, welcher bewirkt hat, daſs zwey Kornähren, oder zwey Grasblättchen auf einem Fleck Landes wachsen, wo vorher nur einer wuchs, ist gröſser und ruhmwürdiger, auch zufriedener und glücklicher, und ein unendlich wohlthätiger's Geschenk für sein Land, als ein andrer, der allein nach eingebildeter Gröſse, nach Hoheit und Herrschaft gestrebt hat." Eben so ist er von aller Bigotterie entfernt, und tadelt sogar hin und wieder Grundsätze, die in seinen Gegenden noch herrschend sind. Die plane Erzählung geräth ihm indessen besser als Reflexionen. Manche der letztern sind ganz falsch, und in andern das Gute, was sie enthalten, durch die verworrene und fehlerhafte Schreibart völlig verstellt. Folgende Periode Nr. 1. S. 163. scheint beide Fehler zu haben: „Wie groſse, mit allem Talent zu Meisterstücken der Kunst ausgerüstete Köpfe, gewöhnlich in Rücksicht

ficht auf überwundene Schwierigkeiten, und auf die Schönheit und Vollendung äusserlicher Vollkommenheiten, Wunder hervorbringen, aber keine *Gegenstände*, die von einem denkenden Kopfe *ausgehen*, und Weisheit anzeigen, liefern, und *gleichsam ohne Sinn für die Hauptsache verbleiben*, so strecken die Beherrscher der Menschen, mit aller Kraft ihres Geistes, mit allem Feuer ihres oft gut gearteten Herzens, ihre rastlosen Hände fast immer nach glänzenden Schatten aus, die, statt nach lichten und gesegneten Regionen zu leiten, sich in unfruchtbaren Eilanden und in Sümpfen verliren." Das *tertium comparationis* in diesem Gleichnisse möchte wohl schwer zu finden seyn; und der ächte Künstler hat, wenn wir den Vf. recht verstehen, wenig Ursache mit ihm zufrieden zu seyn, dass er glaubt, er dürfte kein denkender Kopf seyn. Eigentliche historische Fehler sind uns nicht aufgestossen. Nr. III. S. 273. wird dem Kaiser Philipp aus dem schwäbischen Hause ein Sohn gegeben, mit Namen Friedrich. Dieses ist ein Uebereilungsfehler, da es bekannt ist, dass Philipp gar keine Söhne hinterliess, und Friedrich II ein Sohn des K. Heinrich VI war. Die Sätze, welche Hr. *W.* Nr. 1. S. 61. vorträgt, möchten wohl nicht alle Staatsrechtslehrer billigen. Nach denselben ist durch den Regensburger Vertrag vom J. 920 „Baiern in einen ewigen Vertrag mit Deutschland (was hat dieser Name hier für einen Begriff?) getreten, sohin ein aufgetragenes deutsches Reichslehn der baiersche Regent aber ein Reichsfürst und Vasall des Königs geworden, auch in solcher Hinsicht zwar nur ein Herzog genannt, in Rücksicht der in seinem Lande ihm zuständigen Hoheit und Gerechtsame aber, in *dem unumschränktesten Besitz der allein den Königen zuständigen Majestätsrechte geblieben*." Rec. ist zwar keineswegesder Spittlerschen Meynung, dass es ein Irrthum sey, wenn man dem sächsischen Heinrich die erste Grundlage zu der Entstehung der Städte in Ost- und Süd-Deutschland zuschreibt. Aber Hr. *W.* dehnt doch die Verdienste dieses Prinzen um unser Vaterland Nr. 1. S. 72 u. f. zu weit aus, so wie überhaupt verschiedenes, das auf diesen Seiten steht, irrig ist, oder in spätere Zeiten gehört. Die K. Otto I, Heinrich III und IV, Friedrich I, und Heinrich VI schildert der Vf. recht gut. Man sieht jedoch, dass er auf Otto I vorzüglich böse ist, weil er die baierschen Herzoge unterdrückt hat. Die Pfaffenknechte, Heinrich II und Lothar der Supplingenburger, hätten mehr Tadel verdient. Der letzte Theil von Heinrichs IV Leben ist so kurz erzählt, dass er mit dem ersten nicht im richtigen Gleichmaass steht. Auch Heinrichs des Löwen Sturz ist nicht gut erzählt, besonders des äusserst wichtigen Abfalls des Grafen von Holstein von demselben nicht erwähnt, auch nicht Friedrich Rothbarts schändlicher Anschlag, sich seiner Lande, während seiner Abwesenheit im gelobten Lande, zu bemächtigen.

Die Calender von 1792 u. 93. enthalten auf den ersten Blättern einen wirklichen Calender, worin die Tage mit den Namen grosser Deutschen, die sich entweder durch wichtige Thaten oder durch wissenschaftliche Kenntnisse und Erfindungen hervorgethan haben, nach chronologischer Ordnung bezeichnet sind. In den Decembertagen sind also auch neuere genannt, aber, welches zu loben ist, nur Verstorbene. Dem Calender von diesem Jahre ist ein Verzeichniss der deutschen Gelehrten vorgesetzt, die seit 1753 gestorben sind. Nr. 1. fängt mit Conrad I an, und geht bis auf Heinrich II, Nr. 2. enthält die Geschichte der Kaiser aus dem fränkischen Hause und Lothars. Nr. 3. erzählt das Leben Conrad III, Friedrichs I, Heinrichs VI, Philipps und Otto IV. Die Kupfer sind überall von mehrerer Güte, als sie sich in fast allen andern Calendern finden. Seitdem Chodowiecki seine Meisterhand grösstentheils zurückgezogen hat. Auf verschiedenen sind die Figuren, auch wenn man etwas für den Harnisch abrechnen will, zu dick und ohne schönen Wuchs gezeichnet. Andre sind vortreflich, z. B. 1792 Nr. 4. 1793. Nr. 1 u. 9. 1794 Nr. 4. 10 u. 11. Besonders versteht der Künstler, der sich nicht genannt hat, viel Ausdruck in das Gesicht und die Stellung zu legen. Ergrimmte und falsche Mönchsgesichte sind ihm fast immer gerathen. Freylich mag es ihm wohl nicht an Originalen dazu fehlen.

HANNOVER, in d. Helwingschen Hofbuchh.: *Friedr. Christoph Jonathan Fischers Geschichte des deutschen Handels* etc. Erster Theil. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1793. 998 S. und 15 S. Vorr. u. Inhalt. 8.

Der Werth dieses Werks ist längst entschieden. Bey der neuen Auflage ist der Fleiss und das fortgehende Studium des Vf. unverkennbar, wenn man auch nur darauf Rücksicht nimmt, dass dieser Band von 998 Seiten in der ersten Ausgabe nur 564 Seiten enthielt, also über das Drittel, vermehrt worden ist. Uebrigens ist die Eintheilung des Buches geblieben, wie sie war, nur am Schlusse ein neues Kapitel, das 64ste, hinzugekommen. Ursprung und Geschichte der gemeinen Hansa und ihres Handels, S. 952. Da die deutschen Kaufleute ihren Handel karavanenweise führten, so war es natürlich, dass bald grössere Bündnisse entstanden, deren Ursprung und Geschichte, so weit man sie ausführen kann, genau angegeben werden. Auch hat der Vf. die Geschichte des italiänischen und arabischen Handels genauer bestimmt; daher ist auch das 48ste Kapitel, welches vorzüglich italiänischen Handel und die Kreuzzüge betrifft, ganz umgearbeitet, und dem 49sten die Entdeckung Islands einverleibt worden. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir die vielen Veränderungen und Vermehrungen genauer anzeigen wollten. Vielleicht werden die Besitzer der ersten Ausgabe mit Recht wünschen, dass die Verlagshandlung dieselben als Supplemente besonders drucken liesse, damit sie sich nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit befänden, dieselben als ein unbrauchbares Werk ganz bey Seite zu legen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. November 1794.

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Martiani* Minei Felicis *Capellae de nuptiis Philologiae et Mercurii libri duo.* Recenfuit, varietate lectionis et animadverfionibus illuftravit *Jo. Adam Göz.* 1794. 152 S. 8.

Martianus Capella lebte wahrfcheinlich im dritten Jahrhundert. Seine Werke tragen alle Fehler feines Zeitalters an fich, eine gefuchte Gelehrfamkeit, Neu-Platonifche Schwärmerey, Hang zur Allegorie, eine fchwülftige, veraltete, unreine Sprache. Der Inhalt des kleinen philofophifch-allegorifchen Romans, in welchem die Profa mit Verfen abwechfelt, ift folgender. Mercur wird durch den Anblick der zärtlichen Auftritte im Olymp und der Götterehen auf den Gedanken geführt, fich zu vermählen, und geht darauf aus, eine ihm anftändige Parthie zu finden. Er erfährt von der Tugend, die zu ihm tritt, dafs er fich nicht entfcheiden dürfe, ohne mit dem Phöbus zu Rathe gegangen zu feyn. Er macht fich daher mit der Tugend auf, den Apollo aufzufuchen, den fie endlich in Delphi finden. Apollo erräth Mercurs Anliegen und preift ihm die Vorzüge der Philologie (Stellvertreterin der Gelehrfamkeit), eines fterblichen Mädchens. Um Jupiters Einwilligung zu erhalten, reift Apollo mit dem Mercur und der Tugend zu dem Sitze der Götter, und fie halten beym Jupiter und der Juno an. Der allgemeine Götterrath wird zufammenberufen. Der Vorfchlag hat alle Stimmen für fich. Die Vermählung foll in der Milchftrafse gefeyert werden. Die Philologie foll in einer Sternenfänfte abgeholt werden. Aber ehe fie den himmlifchen Sitz einnehmen kann, mufs fie auf das Geheifs der Athanafie alles Irrdifche, was fie in ihrer vollen Bruft habe, von fich geben. Sie bricht eine grofse Menge Bücher aus allen Fächern der Wiffenfchaften und Künfte aus!! Darauf wird fie von der Unfterblichkeit mit einem Lebensbalfam geftärkt und unter grofsen Feyerlichkeiten in den Himmel erhoben, wo fie vergöttert, vor der Verfammlung der Götter dem Mercur zu eigen gegeben und mit einem reichen Heirathsgut ausgeftattet wird.

Diefer Roman, welcher die zwey erften Bücher von Martians Werk über die fieben freyen Künfte ausmacht, war erft einmal als ein kleines Ganzes für fich abgedruckt worden, Bern 1763. 8., und es ift ganz angenehm und nützlich, diefes Stück, welches dem Roman des Apulejus an die Seite gefetzt zu werden verdient, durch eine neue Handausgabe unter uns vervielfältigt zu fehen. Hr. Göz hat die verfchiednen Lesarten aus den alten Ausgaben und den Commentatoren des Martian, auch aus andern gelehrten Werken, fleifsig gefammelt und bey der Aufnahme in den Text fich darnach gerichtet, welche Lesart in den beffern Handfchriften vorkomme oder mit dem Zufammenhang und dem Redegebrauch des Martian am meiften übereinftimme. Zu bedauern ift es, dafs er in einem Schriftfteller, in welchem der verdorbnen Stellen, die nur von einer rafchen Kritik geheilt werden können, fo viele find, lieber finnlofe Stellen im Texte dulden als irgend einer noch fo leichten und glücklichen Verbefferung eines Grotius und andrer die Ehre eines Platzes im Texte einräumen wollte. Die erklärenden Anmerkungen find gröfstentheils aus andern Auslegern, die beften aus dem Grotius, entlehnt, und erklären nothdürftig die Sprache und die Sachen. Nothdürftig, fagen wir: denn Jünglinge, für welche der Herausg. vorzüglich arbeitete, möchten fich hie und da von ihrem Führer verlaffen finden, und Gelehrte werden wünfchen, dafs er fich tiefer in feinen und in die Schriftfteller feiner Zeit möchte einftudirt haben, um die Dunkelheiten im Martianus möglichft zu zerftreuen. So hätte vielleicht über die *geheimen und unnennbaren Götter* 1, 14, 3. durch Zufammenftellung mit 1, 15, 1. 17, 1. 2, 11, 2. 12, 2. und genauere Vergleichung des fpätern magifchen Aberglaubens einiges Licht verbreitet werden können. Zum Götterconvent wurden vor allen berufen 1, 14, 3. *fenatores deorum, qui Penates ferebantur Tonantis ipfius: quorumque nomina quoniam publicari decretum coelefte non pertulit, ex eo, quod omnia pariter repromittunt, nomen ex* (diefe Lesart ziehen wir vor ftatt *ejus*) *confenfione perfecit.* Ihr eigentlicher Name war auszufprechen verboten, aber Jupiter ertheilte ihnen einen Namen davon, *quod omn. par. repromittunt i. confentiunt cum Jove,* und *ex confenfione.* Alfo hiefsen fie, wenn wir nicht fehr irren, gewöhnlich *Confentes,* welches zur Gewifsheit zu werden fcheint durch 15, 1. „*in prima (regione coeli) fedes habere memorantur dii Confentes, Penates, Salus ac Lares, Janus, Favores, Opertanei* Nocturnusque." Diefes fcheint das Verzeichnifs der fämmtlichen *Confentes* oder geheimften Räthe des Jupiter zu feyn, welches freylich von dem abweicht, das man gemeiniglich von den Confentes angibt. Einige fcheinen hier mit ihren wahren Namen genannt zu feyn, als Janus, Salus, Favores, andre, und das waren vielleicht die vornehmften und geheimnifsvollften, find auch hier unter dem Namen Opertanei und Nocturnus verfteckt. Genauer werden fie gefchildert c. 17, 1. „*quamvis intus, quos innominabiles facra vis* (der Jupiter) *teftatur, intrarent, tamen etiam primatibus divûm, praefertimque parentibus uterque* (Jupiter und Juno) *confurgunt.* Alfo vornemlich vor dem

Vater und der Mutter der Consentes steht selbst der Jupiter mit der Juno auf. Der Vater wird nun so bezeichnet. Er gehe langsam einher, das Haupt in ein graues Gewand gehüllt, in der Rechten eine feuerspeyende Schlange haltend, welche die Spitze ihres Schwanzes verschlingt, das Sinnbild des Jahres! Sein graues Haupt glänze von Reif und Schnee, ob er sich gleich auch verjüngen könne. Wer sieht nicht in dem Ungenannten einen Gott der Zeit, man mag ihn nun Cronos oder Saturn, oder Janus nennen wollen? Diess scheint eine ähnliche Schilderung 2, 11, 2. zu bestätigen, welche dem Gott noch andre Attribute beylegt, aber doch auf denselben zu gehen scheint. Dort heisst er der erstarrte Schöpfer der Götter, mit Reif und Schnee umringt: er sieht furchtbar aus und hat bald ein Schlangengesicht, bald den Rachen eines Löwen, bald einen Hahnenkamm mit Schweinsbauern. Er ist umgeben mit einer Harpe und mit Trommelgeräusch! Um aber auf die Gattin desselben zu kommen, war sie eine alte, dicke, fruchtbare Mutter, umgeben von ihren Kindern und angethan mit bunten, blumichten und die Fruchtbarkeit der Erde bezeichnenden Gewändern und Attributen. Mit ihr ging ihre Zeitgenossin, die Vesta. Vermuthlich schildert der Dichter die Rhea, Ops oder Terra, und wir hätten also mit Wahrscheinlichkeit den Cronus und die Rhea als die vornehmsten der ungenannten Götter oder Consentes aufgefunden. Diese Consentes nennt nun Martian auch oben *Penates*, ein vieldeutiger Name, der aber auch den *geheimen* Samothracischen Gottheiten, dem Himmel und der Erde, beygelegt wurde, und also hier wirklich in einem ähnlichen Sinne vorkäme. Ob 2, 12, 2. der Herrscher und Bewohner des Empyreum, welcher als der Herr des Weltalls geschildert wird, derselbe, oder wie es uns vorkommt, ein noch höherer Gott ist, wagen wir nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Dort ruft die Philologie noch andere, wie es scheint, Götter ohne Namen an.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Salzburg, b. Duyle: *Franz Traugott.* Eine lehrreiche Kindergeschichte. 1792. 157 S. 8. (5 gr.)

2) Braunschweig, Schulbuchh.: *Sittenbüchlein für Kinder.* Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig, von *Joh. Heinr. Campe.* Fünfte rechtmässige und verbesserte Auflage. 1793. 164 S. 8. (8 gr.)

3) Berlin, b. Barbiez: *Calender für die Jugend* für das J. 1793 in französischer und deutscher Sprache von Hn. Prof. *Müchler.* Mit Kupfern von *Fr. Barbiez.* 264 S. in 12. (16 gr.)

4) Leipzig, b. Crusius: *Gutmann* oder *der sächsische Kinderfreund.* Ein Lesebuch für Bürger- und Landschulen von M. *Karl Traug. Thieme*, Rect. d. Schule zu Löbau. 1794. I. Th. XVIII u. 248 S. II. Th. 270 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

5) Leipzig, b. Gräff: *Drammatische Unterhaltungen* zur Belehrung und zum Vergnügen junger Personen von der Verfasserin des blinden Kindes. Aus dem Engl. Mit Kupfern. 1794. 299 S. 8. (18 gr.)

Wenn man sich nicht durch das äussere Ansehen und die schlechte Titelvignette von Nr. 1) abschrecken lässt, sich weiter umzusehen, so wird man ein im Ganzen ziemlich brauchbares Lesebuch für Kinder finden, das in einer einfachen, verständlichen Sprache mancherley nützliche Elementarkenntnisse vorträgt. Sie sind in die Geschichte eines gutartigen Knaben eingekleidet, dessen Lebenslauf besonders sein Schul- und häuslicher Fleiss, erzählt wird. Es wird für häufige Abwechslung durch eingestreute Erzählungen, Fabeln, Lieder u. dgl. gesorgt. Ueber das Ganze können wir noch nicht mit Zuversicht urtheilen, da wir nur den ersten Theil vor uns haben. Aber rügen müssen wir es, dass der kleine Held der Geschichte ein *siebenjähriger* Knabe ist, für welchen die meisten der im Buche vorgetragnen und theils beyläufig, theils im absichtlichen Schulunterricht mitgetheilten Begriffe, besonders die moralischen und religiösen Ideen, noch viel zu früh kommen. Doch, auch davon abgesehen, finden wir Manches gegen einzelne Stellen zu erinnern. Die teleologische Frage: *Warum wir zwey Ohren und nur Einen Mund haben*, beantwortet der Lehrer seinen Schülern nach einem Reimlein: *damit man mehr höre als rede!* Ungefähr in der Voltairischen Manier: die Nasen seyen dazu, um Brillen aufzusetzen. S. 13. spricht der Vf. von englischen Gärten so, als wenn darin Pyramiden, Alleen von Taxus, Buchsbaum u. dgl. wären.

Die kleine Sittenlehre Nr. 2) ist ein vortreffliches Handbuch zum Gebrauch für das Alter, welches zur Entwicklung sittlicher Ideen reif ist, aber freylich nicht für Kinder, die sich (Sittenbüchlein S. 4.) noch mit ihrem Spielzeuge beschäftigen. Der würdige Vf. hat auch bey dieser Auflage noch manche Stelle zu berichtigen und genauer zu bestimmen nöthig gefunden. Die beträchtlichsten Aenderungen hat er nach seiner eignen Versicherung in dem Abschnitte von der bürglichen Gesellschaft, Obrigkeit u. s. w. gemacht. Er hat sich über alle hier zu berührende Gegenstände so behutsam erklärt, dass kein Aristokrat ein Aergerniss daran zu nehmen Anlass finden wird.

Der Herausgeber von N. 3) hat schon unter mancherley Gestalten und Einkleidungen zum Behuf der Jugend geschrieben, die ihm hoffentlich auch diesen Calender als einen nicht unnützen Zeitvertreib verdanken wird. Die Monatskupfer sind schlecht; der Druck weitläuftig. Prosaische Aufsätze, Erzählungen, Lebensvorschriften, wechseln mit Liedern, Fabeln u. s. w. ab. Das meiste ist unterhaltend, gut gewählt, nützlich. Die Geschichte des Prinzen Li-Bu, so viel Anziehendes sie auch hat, sollte billig gegen eine weniger häufig für Kinder bearbeitete Geschichte vertauscht seyn. Das Nebeneinanderstellen des französischen und deutschen Textes wird den muthmasslich beabsichteten Zweck, zugleich Uebung im Französisch-Lesen zu verschaffen, nicht befördern, indem die Kinder aus Trägheit die Geschichten lieber in der ihnen geläufigern Muttersprache lesen werden.

Der

Der als Erzieher und als Erziehungsschriftsteller gleich achtungswürdige Vf. von Nr. 4) sieht die Erziehung aus dem edelsten und erhabensten Gesichtspunkte als ein Mittel, die Menschen allmählig *zur Würde vernünftiger Wesen* zu führen, an, und sucht durch seinen *Kinderfreund* etwas zur Beförderung dieses heiligen Zwecks beyzutragen. Ob gleich auf dem Titel steht: *für Bürger- und Landschulen*; so will es der Vf. doch nicht ausschliesslich für diese bestimmen. „Nein, sagt er Vorrede S. XVII. die Kinder aller Stände und Classen sind Menschenkinder; sind bestimmt vernünftige Menschen und brauchbare Glieder der Gesellschaft zu werden: (wir fügen hinzu: Sie müssen nach dieser Bestimmung eine völlig gleichartige Erziehung erhalten, und aus der Erziehung zu vernünftigen Menschen folgt von selbst was immer für eine gesellschaftliche Brauchbarkeit) und dieses ist der einzige Gesichtspunkt, den ich mir bey der Bearbeitung vorgesetzt habe.“ Ob sich der Vf. gleich nicht bestimmt erklärt hat, von welchem Alter die Zöglinge, die in seinem Buche vorkommen, sind, und was für jungen Lesern er seine Schrift in die Hände zu geben wünscht, so scheint doch aus allem zu erhellen, dass er sich Kinder ungefähr zwischen neun und zwölf Jahren gedacht hat, die ohne bestimmten Schulunterricht ihren Verstand schon an mancherley Gegenständen der Erfahrung geübt haben, und durch die allmählig eingesammelten Verstandeserkenntnisse nun hinlänglich vorbereitet sind, um die ersten Anfangsgründe der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Rechen und Messkunst, einige Begriffe von Handwerken und Künsten u. s. w. zu erlernen; doch versteht sich, diess alles nur discursive, nicht im zusammenhängenden Lehrvortrage, nur in sofern sich die Gegenstände des Unterrichts anschaulich machen lassen. Die Veranlassungen zur Mittheilung dieser wissenswerthen Dinge sind in der Familiengeschichte eines wackern sächsischen Hausvaters, Gutmanns, sehr natürlich herbeygeführt. Der Vater ist, wie recht und billig, selbst Erzieher seiner Kinder, deren Kräfte er bald zu Hause, bald auf Spaziergängen, bald auf kleinen Reisen entwickelt und übt. Bey der Erzählung der letztern Reise wünschten wir, der Vf. hätte weniger summarisch angegeben, durch welche Oerter die kleine Reisegesellschaft gegangen und was sie gesehen. Ein so trocknes Tagebuch ermüdet wohl erwachsne Leser, geschweige Kinder. Am Schlusse des ersten Theils führt der Vater seine Kinder auch auf *Gott*, nicht sowohl aus eignem Antrieb — denn er wusste wohl, dass für Kinder dieses Alters und dieses Denkvermögens der höchste Vernunftbegriff noch viel zu hoch sey — sondern, weil er bey den mannichfaltigen Veranlassungen im täglichen Leben den Fragen über Religion nicht mehr ganz ausweichen konnte. Er leitet seine Kinder ohne Umschweife vom Daseyn so grosser Werke, deren Hervorbringung über menschliche Kräfte gehe, zu einem höhern Urheber. (Es gefällt uns doch besser, dass Campe *am Ende des Sittenbüchleins* seinen Kindern das Daseyn Gottes verkündigt und auf diese Weise Gott nicht blos als einen mächtigen Urheber der Welt, sondern sogleich in *sittlicher* Beziehung darstellt.) Hier sollte er aber stehen bleiben und nichts weiter von den göttlichen Eigenschaften sagen. Was trieb ihn zu dem Zusatz: „wir stellen uns vor, dass Gott Alles gegenwärtige, vergangene und zukünftige wissen müsse“ welches für die Kinder blosse Worte ohne Sinn seyn mussten!

Im zweyten Theile finden wir die Kinder schon auf der Stufe, auf welcher sich die praktische Vernunft entwickelt. Er ist ganz der Entwicklung der ersten sittlichen Vorstellungen, in sofern sie der Fassungskraft und dem Bedürfnisse der Lehrlinge angemessen sind, gewidmet. Durch wenige, bey Gelegenheit einiger Vorfälle des Tages aus den Kindern herausgelockte Ideen von den Gründen, dessen, was recht und unrecht ist, (da sich der Vater bisher begnügt hatte, ihnen bey vorkommenden Gelegenheiten categorisch zu sagen, dass etwas recht oder unrecht sey) erregt er bey seinen Kindern Nachdenken über das Sittliche in den Gesinnungen und Handlungen, und um dieses noch mehr zu befördern, sorgt er für reichlichen Stoff. Beynahe dieser ganze Theil besteht daher aus einem sittlichen Exempelbuch, worin die Beyspiele mit grosser Einsicht gewählt und so gestellt sind, um die jugendliche Urtheilskraft zu üben. Denn, was den Vf. als einen sehr *weisen* Erzieher darstellt, er gibt nur den Stoff zur Beurtheilung, wirft bey jeder vorgetragnen Erzählung einer sittlichen oder unsittlichen Handlung die Frage auf: war das recht oder unrecht? und reizt dadurch das Nachdenken der Jugend, ohne ihr selbst die Antwort in den Mund zu legen. Am Ende des Bandes sind noch einige *Sittensprüche*, aus dem Vorrath von Erzählungen abgezogen, angehängt.

Die dramatischen Dialogen Nr. 5) haben einen guten, unterhaltenden Vortrag und eine grösstentheils reine, gesunde Moral. Die Vfin. hat mehr für ihr als für das andre Geschlecht gesorgt, und hat an mehrern Beyspielen von Mädchen das Fehlerhafte der Heftigkeit, Unthätigkeit, der Tändeley, der Eitelkeit, Neugierde und der falschen Empfindsamkeit nebst den diesen entgegenstehenden Tugenden dargestellt. Ein paar Stücke, *Carl der Erste* und *Prinz Heinrich*, sind aus der Geschichte entlehnt. Im zweyten Stücke ist die Art nicht erbaulich, wie im Beyseyn des weiblichen Zöglings, über dessen Erzieherin gesprochen wird, die, obwohl sehr schwach, doch vor der Pflegetochter in Ehren gehalten werden musste. Im 3. St. S. 73. wird gesagt, die *Anhänglichkeit ans Gesinde* verrathe immer *schlechten Geschmack, weil diese Leute eben so wenig feine Erziehung als Grundsätze haben.* Wenn man gleich in den meisten Fällen Ursache hat, Kinder vor vertrautem Umgange mit der Dienerschaft zu bewahren, so muss man sich dadurch doch nicht zu ungerechten und lieblosen Urtheilen gegen einen Stand verleiten lassen, unter denen es ebenfalls gutgesinnte, treue und ihrer Herrschaft ergebne Personen gibt, die allerdings durch freundliche Behandlung und Gegenliebe belohnt zu werden verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Altona*, b. Hammerich: *Versuch einer Analytik des Gefühlvermögens* von *Ge. Aug. Flemming*. 1793. 72 S. gr. 8. — Diese Schrift, heisst es in der Vorrede, soll den Weg gehen, den alle ihrer Art gehen (??), sie soll belehren, wo es nöthig, erhellen, wo es noch dunkel ist; ob sie es kann, und wieferne sie ihren Zweck erreichen wird, kann ich nicht entscheiden, obgleich ich von ihrer gänzlichen Unwichtigkeit nicht überzeugt bin, denn wer ist nicht für sein Werk eingenommen, so sehr auch hiegegen die grosse Bescheidenheit einiger spricht; diese Scheintugend besitze ich nicht, und denke, ein Vater nimmt gewöhnlich die Parthey seines Kindes. — Es urtheile also der Kenner. — Der Vorwurf, ob vielleicht auch diese Schrift ein Product eines zu raschen Unternehmens und einer nicht hinlänglich geprüften Untersuchung sey, kann mich nicht treffen, da ich schon seit langen Zeiten (der Vf. hatte, als er diese Schrift herausgab, kaum seine akademische Laufbahn geendiget) die bisherigen Theorieen der Gefühle nicht befriedigend, im Gegentheile mysteriös fand, und nun sie ernstlich zu untersuchen anfing. (Also noch vor einer ernsthaften Untersuchung fand er, dass alle bisherigen Theorien *mysteriös* sind! Es wäre gut gewesen, wenn er diese namentlich aufgeführt hätte, indem es sich dann hätte zeigen müssen, ob er sie kenne. Die Schmidische hat zum wenigsten diesen Fehler nicht; es müsste denn für einen Verstand seyn, dem alles Mysterien wären.) Gegenwärtige Schrift ist das Resultat dieser Untersuchungen.

Wir haben mit Fleiss diese ganze Vorrede abgeschrieben, weil sie zur Charakterisirung des Vf. und des Geistes, der in dieser Schrift herrscht, dienet, und gegen den wahren Gehalt der letztern gewaltig absticht.

Wahrscheinlich hatte Hr. F. die Theorie des Vorstellungsvermögens als Muster vor Augen, und wollte das Gefühlvermögen auf eben dieselbe Art auf seine ersten Elemente zurückführen; allein weil es ihm an allen dazu gehörigen Talenten und an Einsicht in die Erfodernisse einer Analytik überhaupt und des Gefühlvermögens insbesondere nebst der zulänglichen Kenntniss des Gegenstandes fehlte, so musste sein Vorhaben nothwendig scheitern. Er stellt einige Hauptsätze von dem Wesen, den Bedingungen und Arten der Gefühle auf, welchen allezeit ein Commentar zur Erklärung folgt, ob gleich der Zusammenhang zwischen den Erörterungen und dem Hauptsatz nicht selten gar nicht einzusehen ist. Die Entwickelung der Begriffe, die Ableitung der Sätze aus Gründen, und die Verbindung derselben durch bündige Schlüsse ist höchst unvollständig und unvollkommen. Was aber das ärgste ist, so legt der Vf. einen Begriff vom Gefühle zum Grunde, in welchen das Hauptmerkmal, wodurch sich diese Veränderung des Gemüths von andern unterscheidet, ausgeschlossen wird. Doch wir müssen das Verfahren dieses Schriftstellers in einigen Beyspielen näher charakterisiren.

Das Gefühl ist nach S. 14. keine Empfindung, weil es schon Vorstellungen des Verstandes vom Objecte voraussetzt, ehe es entstehen kann; es ist auch keine Empfindung der Lust oder Unlust am Gegenstande, denn Lust und Unlust verhält sich zum Gefühle wie die Folge zum Grunde; sondern es ist diejenige Vorstellung, welche durch ein Afficirtwerden des innern Sinnes vermöge des Einbildungsvermögens entsteht, indem diese das Verhältniss des vorgestellten Objects in Beziehung auf das Subject darstellt, oder kürzer, Reproduction der Wirkungen des Verstandes, S. 13. 9. Diese Erklärung vom Gefühl ist nicht erwiesen. Denn was S. 17. gesagt wird, in dem Gefühle lägen die Bedingungen zur Möglichkeit einer Vorstellung, oder wie es heissen sollte, die Merkmale einer Vorstellung, das Bezogen und Unterschiedenwerden vom Object und Subject ist kein Beweis. Denn es folgt nur so viel daraus, dass das Gefühl und die Vorstellung etwas Gemeinsames haben, keinesweges aber die völlige Identität der Vorstellung und des Gefühls, man müsste denn mit dem Vf. so unlogisch verfahren, und das wesentliche Merkmal, ohne welches gar kein Gefühl denkbar ist, Lust und Unlust, aus dem Begriff desselben entfernen, um nemlich seine einmal aufgestellte Erklärung zu rechtfertigen. Jedermann verstehet unter Gefühl, Lust und Unlust, welche Vorstellungen begleiten können, und wenn man sie weglässt, so bleibt freylich nichts übrig als Vorstellungen. Lust und Unlust, heisst es, ist nur eine Folge des Gefühls, nicht das Gefühl selbst. Dass Lust und Unlust Vorstellungen seyen, hat der Vf. also weder bewiesen noch beweisen wollen. Nun bestehet aber darin nach der allgemeinen Uebereinkunft das Gefühl. Also hat er zeigen wollen, dass das, was niemand für ein Gefühl hält, Gefühl und Vorstellung sey. Und so ist der eigentliche bestimmte Gegenstand ganz verfehlt, und schon darum wäre das, was hier gesagt wird, keine Analytik des Gefühlvermögens.

Wir müssen noch einige Beyspiele von des Vf. Kunst, Begriffe zu definiren geben. Das Gefühl bestehet aus Vorstellungen von den Verhältnissen der Gegenstände auf das Subject *als fühlend*. S. 17. Ein Gegenstand ist schön, wenn das Subject Beschaffenheiten an ihm, die nicht nothwendig zu seiner Form gehören, unter der wir ihn anschauen, wahrnimmt. S. 45. Also wird wohl das Gemüth Beschaffenheiten wahrnehmen müssen, welche zur Form der Anschauung nothwendig gehören, um einen Gegenstand für hässlich halten zu können!! Wenn *Kants* Analyse des Geschmacksurtheils Hn. *F.* nicht befriedigte, wie er S. 46. mit viel Selbstgefälligkeit sagt, so hätte er das Mangelhafte derselben darthun sollen. Aber freylich ist der Weg, den er wählte, viel gemächlicher, ohne Kanten zu widerlegen, *seine eignen Ideen neben den seinigen hinzustellen.* Diejenige Vorstellung, die durch das Afficirtwerden des innern Sinnes vermöge des Einbildungsvermögens, welches die Vorstellungen des schönen Objects bey der Anschauung desselben lebhaft in Beziehung aufs Subject darstellt, erzeugt wird, ist das ästhetische Gefühl. S. 51. — Bey vielen Behauptungen weiss man nicht, was man denken soll, z. B. S. 20. das Gefühl setzt nicht eine einfache sinnliche Vorstellung vom Object, sondern mehrere solche, *a priori verknüpfte* voraus.

Doch wir haben von einem Product dieser Art schon fast zu viel gesagt. Wir müssen nur noch den Vf. im Namen des Publicums bitten, dass er, ehe er die Feder wieder ergreift, die Logik gründlicher studiere und in seinen Busen greife.

Geschichte. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Gaillards Nachricht von einer Erzählung vom Tode Richard II.* König von England. Aus dem Französischen. 1793. 2½ B. 8. — Da der Verleger es einmal gewagt hat, die verschiedenen Aufsätze übersetzen zu lassen, die aus den Handschriften der weiland königlichen Bibliothek in Paris in den Notices und Extraits derselben gesammelt sind, so musste freylich auch die Reihe an die langweilige Erzählung von Richard II. Ermordung kommen. Der ungenannte Vf., der zu den Freunden des unglücklichen Königs gehörte, bestätigt darin nur die bekannte Sage, dass derselbe auf Befehl seines Gegners im Schlosse Pomfret von einem gewissen Peter Exton ermordet worden. Die hier angeführten Ursachen sind hingegen von den meisten Schriftstellern weggelassen. Nemlich Heinrich von Lancaster war gewissermassen, seiner eigenen Sicherheit wegen, gezwungen den gefangenen König aus dem Wege räumen zu lassen, weil verschiedene Misvergnügte ihn wieder auf den Thron erheben wollten. Sehr vertraut mit der englischen Geschichte scheint der Uebersetzer nicht zu seyn. Er weiss nicht einmal den Titel *Prince de Galles* deutsch zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. *November* 1794.

NATURGESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Walther: *Magazin der neuesten ausländischen Insekten.* Erstes Heft. Pap. exot. Tab. I. II. 1 ½ Bog. in med. 4. 1794. (1 Rthlr, 8 Gr.)

Der Verleger des Esperschen Schmetterlingswerks fand unter seinen aus dem Auslande erhaltenen Insekten viele vor, die weder in dem Cramerschen noch in dem Druryschen Insektenwerke abgebildet waren. Er entschlofs sich daher, sie dem Publicum in diesem Magazin, nach der Natur treu gemahlt und genau beschrieben, nach und nach mitzutheilen. Die Tag- Abend- und Nachtvögel sollen, so wie die dazu gehörigen Beschreibungen abgesondert erscheinen, damit zu seiner Zeit jede Abtheilung in einen besondern Band gebunden werden könne. Vier Tafeln mit den Beschreibungen dazu sollen in dem *äusserst mässigen Preise* von 1 Rthlr. 8 Gr. geliefert werden. Dabey macht man uns die Hofnung auch die noch nicht abgebildeten Insekten der andern Ordnungen mitgetheilt zu erhalten. Diese Herausgabe geschieht nun, wie wir aus dem Vorberichte zu diesem ersten Hefte sehn, durch Hrn. Esper. Das Unternehmen überhaupt muss den Liebhabern der Entomologie höchst angenehm seyn. Wenn aber die Abonnenten des Esperschen Schmetterlingswerks, und diese machen doch gewiss einen sehr beträchtlichen Theil des Entomologischen Publicums aus, hier den Herrn Esper wiederum an der Spitze eines neuen Werks auftreten sehn, da seine bereits seit langer Zeit angefangenen Insektenwerke nicht allein den Schneckengang gehn, sondern auch, was ihm eigentlich mit Recht vorzuwerfen ist, der bereits bezahlte Text zu den einländischen Schmetterlingen, wovon die Abbildungen geliefert worden, so sehr weit zurück ist; so kann diesen Abonnenten diese neue Unternehmung wohl nicht in dem angenehmsten Lichte erscheinen; wenigstens werden sie die Freude aus diesem Magazine Bänder zu machen, wohl ihren Kindeskindern überlassen müssen. Rec. hat dem Hrn Esper hierüber schon zu verschiedenenmalen die bescheidenste Erinnerung, aber ohne glücklichen Erfolg, gemacht. Er fürchtet daher nicht ohne Grund, dass man der Fortsetzung dieses Werks müde werden, und es gänzlich aufgeben werde, und diess um so mehr, da wir durch das vortrefliche Hübnersche Schmetterlingswerk, das sich durch die erschienenen Zünsler von der vortheilhaftesten Seite ankündigt und dem Esperschen entgegen kömmt, gewiss eine hinreichende Schadloshaltung zu erwarten haben. — In diesem Hefte sind abgebildet: T. 1. F. 1. *Eq. Troj. Hectorides.* Er ist, wie sich Hr. Esper an mehrern Orten dieses Hefts unrichtig ausdrückt, eine dritte *Gattung*! die mit dem P Hector und P Romulus in genauester Verbindung steht. *P. Hector* soll am Rande der Unterflügel eine gedoppelte Reihe rother Flecken haben. Diess ist aber unrichtig, ob es zwar so auf der Jablonskyschen Abbildung zu seyn scheint. Auf der Cramerschen steht die obere Reihe gerade in der Mitte, und so findet es sich auch auf zweyen Originalen unsrer Sammlung. — Tab. 1. F. 2. P. Eq. *Troj. Amphimedon Fem.* In der Recension über Hrn Espers ausländische Schmetterlinge ist bereits errinnert worden, dass der unter diesem Namen Tab. 18. F. 2. abgebildete Falter der Amphimedon nicht seyn könne. Fabricius beschreibt den Amphimedon: *alis dentatis concoloribus fuscis, anticis albo radiatis, posticis macula quinquefida rubra lunulisque albis, corpus magnum fuscum thorace antice strigis duabus sanguineis.* Nun sind auf der angeführten Abbildung des Männcheus die weissen Strahlen nicht zu sehn. Auch ist der Flecken auf den Unterflügeln nicht roth sondern gelb, und von den rothen Streifen vorne am Rücken, findet sich nicht die geringste Spur. Hält man diesen sogenannten Amphimedon gegen den Cramerschen und Jablonskyschen, so ist die Verschiedenheit noch auffallender. An dem vorliegenden Weibchen finden sich zwar die rothen Streifen und die weissen Strahlen, aber der Flecken auf den Unterflügeln der roth seyn soll, ist hier ebenfalls, wie bey dem Männchen, gelb, und die rothen Flecken, das charakteristische der Trojaner, fehlen gänzlich. Hrn Espers Amphimedon ist Astenous Fabr. Spec. Inf. p. 10. und Cramers Pompeus Heft 3. t. 25. a. — Rec. besitzt diesen Falter, so wie den — Tab. 2. F. 1. abgebildeten Pap. *Eq. Achiv. Euphanes.* Er ist freylich noch nirgends abgebildet, aber deutlich und unverkennbar in den Spec. Inf. Fabr. p. 12. unter Pap. Fabius beschrieben. Hatte Hr. Esper dabey ja einige Bedenklichkeiten, so war es doch immer ein frageweise beyzubringendes Citat. Dergleichen Citate sind von grösfern Nutzen, als man gemeiniglich dafür hält, da sie oft die Gelegenheit zu den nützlichsten Erörterungen geben. — Tab. 2, F. 2. *Pap. Eq. Achiv. Aristodemus*, ein neuer, bisher unbekannter, schöner Ritter. Auf den beyden übrigen Tafeln finden sich abgebildet — Tab. 1. Fig. 1. *Sphinx Nicobarensis mas.* Schon von Schwarz in den fortgesetzten Beyträgen zu Klemanns Insektengeschichte mitgetheilt, der ihn von dem Herausgeber zur Bekanntmachung erhalten. Die abermalige Mittheilung wird wohl dadurch gerechtfertigt, dass er weder im Cramer noch im Drury enthalten ist. Das *albis* in der Schwarzischen Diagnosis ist wahrscheinlich ein Irrthum. In der Beschreibung dieses Sphinx ist Verwirrung. Die Grund-

Grundfarbe der Vorderflügel, ist ein blasses ochergelb, das in der Mittelfläche ins braunlich gelbe, gegen den innern Rand aber sich in eine etwas röthliche Mischung verliert. Dieses ist richtig. Dann heisst es ferner: beynahe den dritten Theil des Flügels oder die Spitze in ihrer grösten Breite nimmt ein Flecken von Lichtgrauen mit blassen ochergelb gemischter Grundfarbe ein, die sich nur am äussern Rande ins röthliche verliert. Versteht Hr. Esper hierunter die *macula magna apicis livido pallida*, so ist dieser Theil des Flügels, wenn anders der Sphinx richtig abgebildet ist, keine *macula magna*, sondern schon oben durch, *die Grundfarbe der Oberflügel ist ein blasses ochergelb*, beschrieben worden. — Tab. 1. F. 2. *Sphinx Quaterna, alis integris fuscis, superioribus fasciis rufis signo intermedio argenteo numerum ramanum IV simulanten.* Rec. findet keine *fascias*, sondern nur *strigas* oder wie sich Hr. Prof. E. in der Beschreibung richtiger ausdrückt Querstreifen. Uebrigens ist an der Identität dieses Sphinx mit der Fabr. *S. Didyma, alis integris fuscis, punctis duobus approximatis albis* nicht zu zweifeln. Denn die *Entomologia Systematica* beschreibt ihn: *alae obscurae strigis aliquot obsoletis indistinctis obscurioribus; puncta duo approximata alba posteriore majore sublunata in medio alae anticae. Abdomen fusco griseoque annulatum.* Die von Fabricius aus dem Cramer hieher gezogne *Sp. Penaeus*, *Morpheus* und *Bubastus* gehören aber nach Hrn Espers richtiger Bemerkung nicht hieher, es müsste denn der dem *Sphinx Quaterna* am nächsten kommende *Sph. Penaeus* eine Geschlechts Verschiedenheit seyn. — Tab. 2. F. 1. *Zygaena Argentiflua* eine neue uns unbekannte schöne Art — Tab. 2. F. 2. *Zygaena Pugione*, Rec. ist mit dem Hrn Prof. einerley Meynung, dass die von Fabricius hieher gezogne *Zyg. Lychas* Cramer 4. t.145. b. die *Pugione* nicht sey. — Tab. 2. F. 3. 4. *Zygaena Virginica* m. et f. gleichfalls unbekannt. Das in der Ankündigung gethane Versprechen des Verlegers die abzustehenden Insekten mit dem Preise auf dem Umschlage des Hefts bekannt zu machen, ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Mit dem vorher verkündigten äusserst mässigen Preise möchten doch die Liebhaber wohl nicht so ganz einverstanden seyn. Aeusserst mässige Preise lernt man durch die Herbstschen, Hübnerschen und Panzerschen Insektenwerke kennen.

LITERARGESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Stahels Wittwe u. Sohn: *Kurze Nachrichten von merkwürdigen Gelehrten des Hochstifts Wirzburg* in den vorigen Jahrhunderten. 1794. 164 S. ohne Zueignungsschr. 8.

Der Vf. dieser Nachrichten, der sich am Ende der Zueignungsschrift an Herrn D. *Oberthür* in *Wirzburg* selbst nennet, ist A. S. *Stumpf*. Was man in denselben zu erwarten, und aus welchem Gesichtspunkt man sie anzusehen habe, um dem Vf. bey Beurtheilung derselben nicht unrecht zu thun, das sagt er selbst in der eben gedachten Zueignungsschrift. „Man muss, *schreibt* „*er daselbst*, meine Arbeit als den Versuch eines jungen „Mannes betrachten, der seine Zeitgenossen im Vater„lande, besonders die Nichtliteratoren mit den *braven* „(ein oft wiederholtes Lieblingswort des Vf.) Franken „der Vorzeit bekannt machen will; der aus Ehrfurcht „fürs Verdienst und Vaterland nicht gerne länger war„ten lassen wollte, bis ihn Zeit und Umstände näher „an die Quellen geführt hätten, wo er Hülfsmittel zu „vollständigen Biographien hätte herholen können — „Euch Jünglinge auf der Universität, und euch ehe„malige Mitschüler, wünsche ich diese Arbeit in die „Hände u. s. w." Rec. hat nichts dagegen einzuwenden, und wird sich freuen, wenn der Vf. seine so löbliche Absicht erreichen wird; wenigstens ist seine Art zu erzählen einladend, und die hin und wieder, aber oft fast zu überhäuften Reflexionen belehrend. Uns bleibt nichts übrig, als die in dieser Gallerie aufgestellten Männer nahmhaft zu machen, und hin und wieder einige Anmerkungen beyzufügen. Der erste ist *Gregor von Heimburg*, ein Mann, dessen Andenken vorzüglich erneuert zu werden verdiente, da er sich schon zu seiner Zeit (er lebte bis 1472.) den Anmasungen des päbstlichen Hofes mit aller Macht widersetzte. Er war anfangs Secretair des *Aeneas Sylvius*, nachmaligen Pabstes *Pius II.* und wohnte nebst demselben dem Concilio zu Basel bey. Nachher kam er in *Nürnbergische* Dienste als Consulent, wobey er sich aber doch auch um andere Grosse, die sich seines Raths bedienten, verdient machte. Dass ihn sein ehemaliger Gönner *Pius der zweyte* in den Bann gethan, dass er deswegen *Nürnberg* verlassen und sich nach *Böhmen* geflüchtet habe, und endlich zu *Dresden* gestorben sey, ist bekannt. *Johann Müller*, oder *Regiomontanus*. Ist Auszug aus den *Vitis Adami*. S. 18. heisst es, er habe ein *Astrarium autotum perpetuo mobile* verfertiget. Dieses ist vermuthlich das *Automaton*, das die eigentliche Bewegung der Sterne zeigte. *Conrad Celtes*. Herr St. legte dabey den *Brückerischen Ehrentempel* zum Grunde; erzählt also von diesem so merkwürdigen Manne gar nichts neues. S. 25. wird *Wilhelm Zapfs* Werkchen: *Ueber Sitten Johannes Dalberg* citirt. Eine fast unverzeihliche Nachlässigkeit, wenn der Vf. anders das Buch, das er citirt, vor Augen gehabt hat. Der Vf. heisst nicht *Wilhelm* — sondern *Georg Wilhelm* - und der Titel seiner bekannten Schrift — *Ueber das Leben und die Verdienste Johann von Dalbergs.* Auch ist dieselbe nicht 1786. sondern erst 1789. erschienen. Zwar eine Kleinigkeit, die aber doch beweiset, dass Hr. St. nicht so aufmerksam war, als er es billig hätte seyn sollen. S. 26. muss statt *Julius Agrikola* — denn keinen solchen gab es um jene Zeit — *Rudolph Agricola* gelesen werden. S. 36. wird behauptet, der Cardinal *Lange* sey Protector der vom *Celtes* gestifteten *Societate Rhenana* gewesen, welches ganz falsch ist. *Brucker*, aus welchem Hr. St. diese Nachricht genommen zu haben scheinet, redet von einer ganz andern Gesellschaft. Unter den Mitgliedern steht auch ein *Dünau* — es muss vor *Bünau* gelesen werden. Die S. 37. gemachte Anmerkung vom Ursprung der Bücherprivilegien, ist viel zu unbestimmt, und hätte ganz wohl wegbleiben können

nen. S. 39. *Spieshammer.* Warum denn nicht *Cuspinianus*? *Martin Pollich* von Mellerstatt, ein berühmter Medicus, war der erste Rector der neugestifteten Universität *Wittenberg*. Hr. St. hat seine Nachricht von ihm aus *Adam* und *Jöchern*. *Johann Schoner*, der erste Lehrer an dem Gymnasio zu Nürnberg. Nicht *Johann* — sondern *Joachim Camerarius* war daselbst sein College — und das zwar nur eine kurze Zeit. *Lorenz Friess*, der Geschichtschreiber, dessen Wirzburgische Chronik nicht — Peter — sondern Johann Peter von Ludewig edirte. Er selbst war nicht aus dem Wirzburgischen gebürtig. *Friedrich Nausea*, der als Bischoff zu Wien starb. S. 65. eine Anmerkung von Luthern und seinen *Propagandisten, die mit Heftigkeit und Ungestüm andern Leuten ihre Ueberzeugungen aufdringen wollten.* — So etwas zu schreiben, ist doch für einen Mann, wie der Vf. ist, fast zu *altklug!* *Daniel Stibar* — aus *Frehers* Theatro. *Paul Eber* aus *Adami vitis*- S. 83. möchte wohl der Vf. das, was Adam von der *industria Eberi in componendis controversiis inter Onoldinum Superintendentem et ministros reliquos ortis*, sagt, nicht recht verstanden haben, da er von einem zwischen dem *Superintendenten Onoldin*, und den übrigen Dienern der Kirche entstandenen Zwist, den *Eber* beylegte, redet. Dieser Superintendent hiess *Georg Karg*. *Johann Stöffel* ist kurz abgefertiget und ganz aus dem dürftigen *Freher* genommen. *Michael Beuther*, ein Vielschreiber, der nach so manchen Wanderungen Professor der Geschichte zu Strasburg wurde, und daselbst starb. Ein bloser Auszug aus der weitläuftigen Lebensbeschreibung *Adami*. *Erasmus Neustetter*, aus eben dieser Quelle. *Paul Melissus* der bekannte Dichter aus der nemlichen Quelle und aus *Bruckers Ehrentempel*. *Georg Meyer*; eben so mager, als im *Jöcher* und bey dem guten *Adam*. *Wolfgang Amling*. Auch hier findet man blos dasjenige wiederholt, was die beyden erstgedachten Männer von demselben erzählten. S. 123. heisst es: *Sein Fürst war ihm aber nicht geneigt, warum? Darüber konnte ich keine Nachricht finden.* Diese Nachricht können wir ihm geben. *Adam* sagt: *principio utebatur gravi et difficile*, d. i. *der Anfang* (seines Rectorats zu Zerbst, von welchen im vorhergehenden die Rede ist) *war hart*. Hr. St. las vermuthlich *principe* statt *principio*. *Hinc illae.* — *Caspar Ulrich*, aus *Jöchern*. *Konrad Graser*, aus *Adami vitis*. *Andreas Dinner*, berühmter Rechtslehrer zu Altdorf, aus *Frehern*. S. 148. *er wurde endlich auch Rector der Universität.* Dieses wurde er eigentlich dreymal; denn die Rectorswürde ist ja nichts perpetuirliches. *Michael Virdung*; wieder ein berühmter Lehrer zu Altdorf. Ist auch aus dem *Freher* entlehnt. *Georg Ludwig Frobenius*, ein Mathematiker; starb in Hamburg; wo er, wie *Jöcher* sagt, und Hr. St. wiederholt, eine berühmte Buchdruckerey anlegte. Den Beschluss machen aus *Frehern* und *Jöchern*. *Johann Müller*, *Johann Gelchsheimer*, und *Caspar Schott*, ein Jesuite und trefflicher Mathematiker.

Die Schriften dieser Männer anzuführen, lag zwar nicht in dem Plan des Vf., und würde vielleicht auch dem Maasse seiner gegenwärtigen Kenntnisse, eine zu schwere Aufgabe gewesen zu seyn; indessen hätten doch wenigstens nur die wichtigsten berührt werden sollen. Vielleicht geschiehet dieses einst von einem geübtern Manne — vielleicht von dem würdigen Herrn D. *Oberthür*, dem diese Nachrichten gewidmet sind — selbst.

Lucca, b. Benedini; *Notizie della Libreria de' Padri Domenicani* di S. Romano di Lucca raccolte dal Padre *Federigo Vincenzo di Poggio* Bibliotecario della medesima. 1792. 216 S. gr. 8.

Da obiger Titel so ziemlich allgemein ist, und man vielleicht ganz etwas anders in dem Buche suchen möchte, als wirklich darinnen zu finden ist: so wird wohl eine kurze Anzeige des Inhalts desselben nicht unverdienstlich seyn, wenigstens wird sie dazu dienen können, diejenigen Gelehrten, denen an der Kenntniss der ersten Producte der Buchdruckerkunst gelegen ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen. Der Vf. hat, seine Notizen von der Bibliothek, deren Aufseher er ist, in vier Capitel getheilt, von denen die beiden erstern von dem Alterthum und von der nach und nach erfolgten Vermehrung derselben handeln. Das Kloster selbst wurde schon im J. 1236 gestiftet, und da die Dominikaner nach der Absicht, ihres Stifters vorzüglich auf die *Ketzerjagd* ausgehen, oder, nach des Vf. Ausdruck *pugiles fidei et vera mundi lumina* seyn sollten: so war es denn freylich nothwendig, dass sie sich frühzeitig mit den nöthigen Werkzeugen zu einem so wichtigen Geschäfte versehen mussten. Dass dieses auch wirklich geschehen sey, das bezeiget ein schon im J. 1278. gefertigtes, und noch gegenwärtig vorhandenes Verzeichniss derjenigen Bücher, welche die Mönche dieses Klosters besassen. Die Ueberschrift derselben heisst: *Isti sunt libri inventi in Armario tempore Prioratus Fratris Francisci MCCLXXVIII.* Der in diesem Inventario angezeigte Vorrath bestund meistens aus glossirten lateinischen Bibeln und Bibeltheilen, wozu noch einige Werke des *Bonaventura* und des *Thom. de Aquino* kamen, an der Zahl 96 Numern. Wie diese Bibliothek nach und nach vermehrt worden sey, welches vorzüglich durch die Freygebigkeit mancher Wohlthäter des Klosters geschehen ist, das interessirt uns wohl wenig; doch wollen wir einen P. *Sesti* nennen, der zu Ende des vorigen Seculi lebte, und dem diese Bibliothek das meiste zu danken hatte. Uebrigens zeigt der Vf. einige Hauptwerke die sie besitzt, und zwar nur ganz kurz an. Den Beschluss des zweyten Capitels macht eine Anzeige der wenigen im 15ten Jahrhundert zu *Lucca* gedruckten Bücher, unter denen doch eines ist, das bisher nicht bekannt war, welches auch wegen der Endschrift, wo es heisst — *hoc opus impressum est in inclita et libera Civitate divini vultus* — 1482. merkwürdig ist. Ohne Zweifel führt hier die Stadt *Lucca* diesen Namen von dem sogenannten *Volto santo*, oder dem hölzernen Crucifixe, welches *Nicodemus* gearbeitet haben soll, und das in der Domkirche daselbst aufbewahret, aber auch gar hoch verehrt wird, welches auch daraus abzunehmen ist, weil dasselbe auch sogar auf den Münzen des Staates ausgedruckt ist. Das nun folgende dritte Capitel macht die Hauptsache des ganzen Buchs aus. Dasselbe enthält nemlich ein Verzeichniss

der von 1470-1500. gedruckten Bücher, welche diese Klosterbibliothek besitzet, deren Anzahl sich auf 205. beläuft. Diese Producte aus den ersten Zeiten der Kunst, sind zwar keineswegs unter die wichtigsten zu rechnen; am wenigsten darf man in demselben ganz unbekannte Artikel suchen; indessen sind sie doch auch nicht ganz unwichtig, und manches derselben dient doch zur Bestätigung dessen, was schon bekannt, aber vielleicht nicht vollkommen documentirt ist. Die beygefügten literarischen Anmerkungen sind eben auch nicht zu verachten, ungeachtet die Quellen, aus welchen der Vf. schöpfen konnte, nicht immer die reichhaltigsten waren, Die bey den beiden ersten Büchern befindlichen Anmerkungen sind die weitläuftigsten, aber auch die wichtigsten. Der Vf. behauptet nemlich bey der Anzeige des 1470. zu Rom ohne Namen des Buchdruckers gedruckten *Suetons*, und bey der Anzeige der 1471. eben daselbst, ebenfalls ohne Namen des Druckers erschienenen Ausgabe von *Tortellii Orthographia*, wie der den P. *Audifredi*, dass beide nicht aus der Presse des *Filippo de Lignamine* gekommen sind, sondern dass solche wahrscheinlicher Weise dem *Ulrich Hahn*, der sich um diese Zeit mit einem *Simon von Lucca* associirte, zugeschrieben werden müssen. Rec. will solches dahin gestellt seyn lassen, zumal da die Typen nicht die nemlichen sind, die man in jenen Büchern findet, welche die erstgedachten beiden Drucker in der Folge mit einander zum Vorschein brachten. Uebrigens sind die meisten Bücher, die dieses Verzeichniss enthält, in *Venedig* zum Vorschein gekommen. — Doch hat sich auch *Schedels deutsche Chronik* dahin verirrt, deren Titel aber der gute Dominicaner nicht angeben konnte, da er, wie er selbst aufrichtig gestehet, ein Fremdling in der *linguaggio Tedesco* ist. Den Beschluss macht in dem vierten Capitel das aus 100 Stücken bestehende Verzeichniss der in dieser Bibliothek befindlichen Handschriften. Vergeblich sucht man hier diejenigen, welche das oben angezeigte und im Jahr 1278 gefertigte Inventarium enthielte. Sie sind sämmtlich verloren gegangen, und wie der Vf. vermuthet, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, die seiner Meynung nach eine allgemeine Destruction der alten Manuscripte (freylich hauptsächlich solcher, die gar keinen Werth hatten) nach sich zog, in die Hände der Buchbinder gekommen, und zu andern Gebrauch angewendet worden. Die noch vorhandenen Handschriften, die hier angezeigt und näher beschrieben werden, mögen für die Mönche dieses Klosters gut genug seyn — besonders die *Chroniken* ihres Klosters, uns aber interessiren sie nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Erlangen*, b. Palm: *Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie und über das System des Thales.* Zwo philosophische Abhandlungen von *Georg Friedrich Daniel Goess.* 1794. 74 S. 8. So lange der Begriff der Philosophie noch nicht völlig bestimmt ist, wird es auch immer noch an einem bestimmten Begriff der Geschichte der Philosophie fehlen, und man hat so lange keine sichere Richtschnur für das Materiale und Formale derselben. Beide Begriffe sind schwer zu finden, und wie Kant von dem Begriff der Philosophie bemerkt, das Letzte, wodurch die Wissenschaft vollendet wird. Es ist aber auch das grösste Verdienst, sie rein und vollständig aufgefunden zu haben, und jeder Versuch, jeder Beytrag dazu muss daher willkommen seyn. Aus diesem Gesichtspunkt müssen wir denn auch diese Abhandlung, womit Hr. G. ein verdienstvoller junger Schriftsteller zum erstenmal in der Welt auftritt, betrachten.

In der ersten Abhandl. beurtheilt der Vf. die Erklärungen welche *Garve, Eberhard, Buhle, Gurlitt,* von der Geschichte der Philosophie gegeben haben, und zeigt dass sie alle theils zu enge, theils zu weit sind, und zwar wegen Mangel eines völlig bestimmten Begriffs der Philosophie. Er geht dann zur Prüfung der Reinholdischen und Heydenreichischen Erklärung der Philosophie über, aus welcher sich ergiebt, dass weder jene, noch weit weniger aber diese vollkommen befriedigend sind. Der Vf. kritisirt mit gehöriger Achtung und Bescheidenheit; seinen Bemerkungen fehlt es nicht an Scharfsinn, aber zuweilen an Wahrheit. So wird z. B; an der Reinholdischen Erklärung der Philosophie in Fülleborns Beyträgen getadelt, dass durch sie die Philosophie nicht von der Geschichte scharf genug abgeschnitten werde. Denn, fragt er, S. 19., hat die Geschichte nicht auch einen bestimmten, von der Erfahrung unabhängigen Zusammenhang der Dinge? Und wir fragen; ist dieser Zusammenhang bestimmt, d. i. nothwendig und als solcher für uns erkennbar, ist er von der Erfahrung unabhängig? — Der eigne Begriff des Vf. von der Philosophie und ihrer Geschichte dürfte aber eben so wenig eine scharfe Kritik aushalten. *Philosophie* heisst es S. 24. *ist die Wissenschaft der nothwendigen und allgemein gültigen Formen, Regeln und Prinzipien der ursprünglichen Vermögen des menschlichen Geistes und aller derjenigen Dinge, die durch jene (Formen u. s. w.) bestimmt sind.* — Hieraus wird der Begriff der Geschichte der Philosophie festgesetzt, und ihre Unterscheidungsmerkmale von andern Geschichten und ihre Erfordernisse nach Reinholds Vorbild sehr gut auseinander gesetzt. Das Verdienst dieser Abhandlung bestehet nicht sowohl in neuen tief eindringenden Gedanken, als in der deutlichen und schönen Darstellung des Gedachten, wie sie dem Zwecke einer akademischen Vorlesung angemessen ist.

Die zweyte Abhandl. v. S, 51—74 ist als eine Probe einer nach den Foderungen des Vf. eingerichteten philosophischer Systeme sehr gut gerathen. Nach einigen nicht eben neuen aber gut vorgetragenen Bemerkungen über den Gang der philosophirenden Vernunft, woraus das Problem erklärt wird, warum sie gerade von den Speculationen über die Welt ausging, stellt der Vf. die Philosopheme des Thales so im Zusammenhange dar, als es wohl noch nicht geschehen ist. Darin bestehet das Hauptverdienst dieser Abhandlung. Wir schliessen diese Anzeige mit einigen Bemerkungen. Wenn der Vf. S. 55, 56. die spätere Bearbeitung der Moral daraus erkläret, weil diese von jeher ihr Daseyn einer vernünftigen und durch die Philosophie geläuterten Philosophie zu danken habe, so streitet dagegen die Geschichte. Fand Sokrates etwa eine vernünftige Religion vor. S. 58. forscht der Vf. wie billig nach dem Grunde, warum Thales das Wasser für das Grundprincip hielt. Die Vermuthungen und Analogien, welche Aristoteles und Plutarch anführen, befriedigen ihn nicht, weil sie bey ihrem geringen innern Gehalte zu gekünstelt und abstract sind. Er findet ihn vielmehr in dem Grundsatz: *Aus Nichts, wird Nichts.* Unstreitig leitete dieser den Thales bey seinen Speculationen, wie auch schon von andern Geschichtschreibern ist bemerkt worden. Aber er klärt das Problem, wie Thales auf jenes Princip kam, noch nicht auf. Dieser Denker musste erst gefunden haben, dass alles entstehe, alles entstanden sey, dann konnte er nach jenem Grundsatz aus dem Grundprincip alles Entstehens nachforschen. Thales bedurfte also bey seiner Speculation ganz gewiss empirischer Wahrnehmungen. Und warum sollen es jene von Aristoteles angegebene, nicht seyn, die so gekünstelt und abstract, als der Vf. will, gewiss nicht sind. Wir wundern uns, dass S. 66. die Stelle des Plutarchs I, 16. nicht nach dem berichtigten Texte des Hrn. Prof. Beck abgedruckt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. November 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Bremen, b. Wilmans: *Handbuch der alten Erdbeschreibung nach ihren vorzüglichsten Theilen*, zum Schulgebrauch aufgesetzt von *H. Schlichthorst*, Subconrector des Gymnasiums zu Stade. 1794. 362 S. in 8.

„Ich bin in meine Arbeiten nicht so verliebt," versichert Hr. *S.* in der Vorrede, „dafs ich nicht gerne freundschaftliche Erinnerungen und Bemerkungen, Verbesserungen, *wo sie nöthig seyn sollten*, annehmen sollte." Erinnerungen können freylich nicht fehlen; ob sie der Vf. für freundschaftlich erkennt, wissen wir nicht: dafs sie aber nöthig sind, woran er zu zweifeln scheint, wird ihm die ganze Lesewelt versichern. Vor allen Dingen bitten wir Hn. *S.*, bey künftigen Arbeiten, mit denen er das Publicum zu beschenken im Sinne hat, ehe er schreibt, mit seinen Gedanken in das Reine zu kommen, und ihnen mehr Ordnung und Bestimmtheit zu geben; in dem vorliegenden Buche fehlt wenigstens das letztere schlechterdings. Die ganze ausführliche Einleitung zur alten Geographie dient zum Beweis unsers Ausspruchs. Gleich der Anfang. „Die alte Erdbeschreibung ertheilet uns einen möglichst gründlichen Unterricht von der wahren Gestalt unsers Erdbodens etc." Nichts weniger, sie lehrt uns blofs die mehr oder weniger irrigen Begriffe, welche die alten von demselben hatten. — S. 2. enthält ein Gewebe von unrichtig zusammengestellten Gedanken, deren Auseinandersetzung aber auch für die ausführlichste Recension zu weitläuftig würde. — S. 4 „Gleich jeder Kunst hat auch die alte Erdbeschreibung *ihr* Kindesalter, welches *ihre* erste Periode ausmacht. An *ihrer* Spitze steht Herodot, wie *schon* aus §. 1. abzunehmen ist. *Schon* ein Thales etc. scheinen die Idee von „der runden Gestalt der Erde gehabt zu haben. *Schon* „Anaximander verfertigte einen Globus etc." Im ersten §. läfst Hr. *S.* die Wissenschaft mit Moses anfangen, und auch hier zählt er Männer mit auf, die älter waren als Herodot; wenn also mit dem letztern das Kindesalter beginnt, so mufs bey den ältern das Kind noch in Mutterleibe gewesen seyn. — S. 6. „Eratosthenes schätzte einige Himmelsgrade viel *genauer*, als seine Vorgänger, wodurch er den Umfang der Erde viel *genauer* als jene anzugeben vermochte." Hat keinen Sinn. Eratosthenes verlangte den Himmelsgrad nicht zu schätzen, der auch nicht geschätzt werden kann; er suchte zu bestimmen, wie viel ein Grad auf unserer Erde in Stadien betrüge. — S. 9. „Gegen das fünfte christliche Jahrhundert war die Rotundität der *Erde* eine ausgemachte „Sache; nur dachten sich nicht alle die Ründe der *Erde* „auf einerley Art. Manche verstunden darunter, was „wir noch verstehen; andere stellten sich die *Erde* als „eine runde Fläche vor, auf welche der Himmel rings „umher gestützt sey; andern gab der zuerst bewohnte „und daher am meisten bekannte Theil der *Erde* von „Osten nach Westen die Veranlassung, sich dieselbe *als* „*ein längliches Viereck vorzustellen.*" Eigentlich ist der ganze Satz unrichtig; diese irrigen Vorstellungen stammen aus den ältesten Zeiten her, und wurden später nur von einigen Christen beybehalten. Doch das mag seyn; aber gehören denn die, welche die Erde als viereckigt annahmen, unter die Zahl derer, die sie für rund hielten? Ferner: „In neuern Zeiten hat man die *Rotundi*„*tät* blofs nur noch mit der bekannten Bemerkung we„gen der *Fläche* an den Polen *vermehren* können." Die Rotundität wird durch die bemerkte Fläche vermehrt! — S. 12. „So lange die Alten den *Erdboden* auf unserer Halbkugel *nicht gehörig unterscheiden konnten*, so lange mufste die Eintheilung der Erde sehr verschieden „ausfallen." Was heifst das? — S. 12. „Man darf sich „nicht wundern, dafs einige die ganze Erde in einen „mitternächtigen und mittäglichen Theil zerschneiden, „den erstern Europa, den letztern Asia nennen, und un„ter einander nicht einig sind, ob sie *Afrika zu jenem*, „*oder zu diesem, zählen sollen.*" Es soll je ein Mensch gezweifelt haben, ob Afrika zu dem mitternächtigen oder mittäglichen Theil der bewohnten Erde gehöre! — Nie wurde ganz Europa unter dem Namen *Galatia* oder *Celtica* begriffen, wie S. 14. behauptet wird. — S. 14. „Europas Länder kann man *bequem* in zwey Theile theilen, wenn man nemlich die Inseln von dem festen Lande unterscheidet." — Besser finden wir die einzelne Beschreibung der Völker und Orte selbst, welche in diesem Theile vorkommen, da Hr. *S.* immer die besten Führer wählt, und durch eigene Lectüre hin und wieder kleine Verbesserungen anbringt. An Fleifs und Belesenheit fehlt es dem Vf. nicht, es erscheinen auch wenige auffallende Unrichtigkeiten, und wenn blofs von Chorographie die Rede ist, wird er seine Sache nicht schlecht machen, doch verfällt er auch hier schnell auf wunderliche Begriffe, so bald er es wagt, sich der Hand seines Leiters zu entziehen; z. B. S. 30. „In dieser Provinz wohnte eine grofse Reihe Völker, worunter sich freylich viele kleinere befanden, die nur *Unterstämme* von andern waren." Warum nicht Zweige? — S. 42. „Die Seguana (Seine) soll nach Strabo ihre Quelle auf den Alpen haben, aber sie ist *mehr südlich in Gallien*." Die schlechteste Karte müfste Hn. *S.* belehrt haben, dafs dieser Flufs nicht südlicher entspringt, nicht entspringen kann. — S. 125. „Herculanum wurde vor etwas mehr als hundert Jahren wieder entdeckt." Nein, erst im spanischen

Successionskrieg. — S. 194. „Delphi lag mitten in Griechenland." Wenn dabey stünde, nach dem Begriff der ältern Griechen, so wäre der Satz richtig. — S. 304. „Der See Sirbonis ist heutiges Tages mehr ein Seebusen, als ein See." Dies war immer so. — S. 314. „Der Prätor von Aegypten residirte in Alexandrien." Aegypten hatte keinen Prätor. — S. 225. „Chalcis lag südöstlich von Olynthus." Es lag nördlich. — Das Buch fasst als Compendium seine Beschreibungen kurz, und das ist recht; aber gleiche Haltung sollte nicht fehlen. Warum glaubte z. B. der Vf. S. 113. die Anekdote von dem Knaben, der einen Fuchs fing, ihn mit Stroh umwickelte, angezündet laufen liess, und dadurch den Brand der reifen Kornfelder verursachte, bey dem unbedeutenden Ort *Carseoli* aus seiner Belesenheit anbringen zu müssen? — S. 28. wird Strabo citirt: I. III. p. m. 102; vielleicht verstehen unsere Leser besser die Stelle aufzufinden, als wir. — Diese Arbeit macht eigentlich den Commentar zu den unterrichtenden und wohlfeilen Berliner Landkarten, und zu denen, welche in der Schneiderischen Buchhandlung in Nürnberg über die alte Geographie erschienen sind. Sie umfasst also nicht alle Länder der den Alten bekannten Erde; doch verspricht Hr. *S.* das Fehlende „gelegenheitlich in einem kleinen Bändchen nachzuliefern."

FRANKFURT u. LEIPZIG, in Comm. d. Hermannschen Buchh.: *Meine Wanderungen durch die Rhein- und Mayngegenden und die preussischen Cantonirungsquartiere* im Febr. 1794. Nebst Nachrichten über die *Mainzer Klubbisten* und über den in preussische Kriegsgefangenschaft nach Magdeburg gebrachten *Peuple souverain*. 277 S. 8.

Ex ungue Leonem! In der That scheinen diese Wanderungen das blosse Vehikel zu seyn, um mehrere angesehene Männer und literarische Institute gelegentlich verunglimpfen zu können, wie es seit einiger Zeit von einer gewissen, zwar nicht zahlreichen, aber desto lauter und unter mannichfaltiger Firma schreyenden Classe deutscher *Enragés* mit aller möglichen Uebertreibung zu geschehen pflegt. Schon der Setzer, dem statt der Vorrede ein Belobungsdecret an den Vf. in die Feder dictirt wird, spricht in der Kraftsprache, die S. 63. auch einem Hessen in den Mund gelegt ist, von den Blitz-Rechts- und Linksmachern, den halbgelehrten Windbeuteln, die mit der alten Weise nicht fortkommen können, und also was neues erfinden müssen, wenn sie nicht *verhungern* wollen;" und der Vf. gibt schon S. 4. u. 5. zu verstehen, warum es ihm eigentlich zu thun ist. Er glaubt nemlich, „eben so viel Befugniss zu haben, seine Stimme laut und zwanglos hören zu lassen, als irgend ein anonymischer Quacksalber am Menschenverstande und an der politischen Ruhe Deutschlands in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder andern Zeit- und Flugschriften die Seinige. Läfst die Censur, versteht sich, nicht etwan die *literarische* Missgeburt, die auf Löschpapier thront, und das Primat über das unermessliche Reich der freyen Meynungen an sich gerissen hat, sondern die Staatscensur, aller Censuredicte ungeachtet, dennoch die Nation unter ihren Augen durch die Schriftstellerey vergiften, und jeden Aufwiegler zügellos an dem deutschen Gemeingeist verderben, so viel er kann; und erträgt sie so viele der gewagtesten Prätensionen unserer Journalisten, so „glaubt er für seine Meynung auch auf ihre Duldung Anspruch machen zu können. (Für Meynungen wohl, aber nicht für Schmähungen. Weishaupt, Bode, Knigge, Campe, Leuchsenring, und ein gewisser wohlbekannter Contentissimus (soll wohl Nicolai seyn) sammt seinen Legionen, Bahrdt, Schulz, Mauvillon, die Pädagogen und Aufklärer überhaupt, sind namentlich die Ehrenmänner, wie er sie nennt, denen er alles Unheil Deutschlands an den Kopf wirft, die den deutschen Gemeingeist ersticken, (wie man doch seine eigene Sache zur Sache der Nation zu machen weiss!) und die alles umzukehren suchen. Die allgemeine Literaturzeitung nennt er S. 27. das löblichste aller Papierinstitute, und die Mitarbeiter ehrliche Handfröhner, welche Fabrikwaaren zu liefern gedungen und sehr pressirt seyen; daher Machtsprüche nicht selten die Stelle von Recensionen vertreten müssten. Zum Glück aber bekennt sich der Vf. in eben dieser Stelle als einen beleidigten Autor, sagt: er wäre nie so glücklich gewesen, sich ihren Beyfall zu erwerben, sey aber dafür mit dem Glück zufrieden, ihn vollkommen entbehren zu können. Es muss damit doch nicht so richtig seyn; denn sonst würde er gewiss weniger Lärm machen. Aber das ist so die Art dieser Herren, die gerne Verachtung heucheln möchten, und doch ihre Empfindlichkeit laut zu Tage legen. Besonders macht er sich sehr viel mit Nicolai zu thun, dem er bey jeder Gelegenheit, vornemlich S. 90., wo er ihn einen philosophischen Löschpapierkrämer, einen Papierkönig nennt, die derbsten Seitenhiebe gibt. Der Mann muss ihm wahrlich sehr viel zu Leide gethan haben, denn seine Erbitterung gegen ihn kennt keine Gränzen. So sehr sich übrigens der Vf. hinter der Anonymität verbirgt, so möchte ihn doch seine derbe Sprache, seine Animosität gerade gegen *diese* Männer, sein beleidigter Autorstolz, seine Illuminatenriecherey, seine Declamationen über Aufklärung, seine gallichte rachsüchtige Feder, seine Auffoderungen an Fürsten, ihm ihren mächtigen Arm zu leihen, und vornemlich die auffallende Aehnlichkeit dieser Schrift mit der in diesem Jahre angeblich zu Regensburg erschienenen Rede über den Illuminatenorden, nur allzudeutlich verrathen. *Ex ungue Leonem!* Sonst möchte Rec., der überall das Gute schätzt, in anderer Rücksicht diese Schrift gerne empfehlen. Vornemlich gefiel ihm der gute Unterricht eines Vaters an seinen zur Armee abgehenden Sohn, und manche interessante Schilderungen der patriotischen Frankfurter und Hessen, doch das sichtbarlich übertriebene abgerechnet.

NÜRNBERG, im Verlag der Riegelschen Buch- u. Kunsthandl.: *Reichsstadt - Nürnbergisches Adresse - Buch* für das Jahr 1794 und 95. 148 S. 8.

Es ist schon bey der Anzeige der vorjährigen Ausgabe dieses Adresse-Buchs, (welches von Ostern zu Ostern, wo die jährliche Rathswahl in Nürnberg vorgenommen zu werden pflegt, geht,) bemerkt worden, dass demselben durch die Bemühungen Hn. *Volkerts*, vormundartlichen

lichen Registrators daselbst, das ehemalige altfränkische Gewand abgezogen worden, auch zu hoffen sey, dass auch bald das Innere in bessere Harmonie werde gebracht werden können. Allein, wenn man die mannichfaltigen Schwierigkeiten bedenkt, die sich, zumal in einer Reichsstadt, wie Nürnberg ist, demjenigen in den Weg legen würden, der an eine wesentliche Veränderung dieses *Addresse*- oder *Aemterbuchs*, wie es sonst hiess, denken wollte, und dass es dabey durchaus nicht allein auf den guten Willen desjenigen, der die jährliche Ausgabe zu besorgen, und die von Zeit zu Zeit vorgefallenen Veränderungen zu bemerken hat, ankomme, so wird es wohl niemand beyfallen, Hn. *V.* den Vorwurf einer Nachläfsigkeit zu machen, ob er gleich in der Hauptsache die gegenwärtige Ausgabe, mit der vorhergehenden übereinstimmend finden wird. Indessen ist doch in diesem Jahrgang mit diesem Addressebuch eine äusserst merkwürdige Veränderung vorgenommen worden, die in mehr als einer Rücksicht, und vorzüglich deswegen bekannt gemacht zu werden verdient, weil man daraus sieht, dass man es in *Nürnberg doch nicht immer bey dem Alten bewenden lasse*, sondern *nach veränderten Zeit- und andern Umständen*, etwas könne *geltend* machen, *das vorher nie gewesen war.* Es ist nemlich hier das *erstemal*, das *Collegium der Genannten des grössern Raths* in dasselbe aufgenommen, mit demselben *unmittelbar* nach dem *Collegio der Senatoren*, und noch *vor der Austheilung der Herren Bürgemeister*, eine Stelle angewiesen worden. Dieses Genannten Collegium, welches erst in diesem Jahre einen starken Zuwachs von 47 neuen Mitgliedern erhalten hat, zählet derselben gegenwärtig 248. Und diese sind es nicht einmal alle. Denn auch die *Consules* und *Scabini*, die sogenannten *Alten Genannten*, und die *Rathsfreunde* aus den *Handwerkern* gehören auch dazu, nur mit diesem Unterschiede, dass nur jene 248 bey den Genannten Versammlungen ein Stimmrecht haben, diese aber nicht; wie solches in einer beygefügten Note bemerkt wird. Was übrigens diese neuerdings geschehene Aufnahme der Genannten des grösern Raths in dieses Addressebuch möchte veranlasst haben, werden diejenigen, denen der gegenwärtige Zustand der Reichsstadt *Nürnberg* nur einigermassen bekannt ist, leicht errathen können. Uebrigens ist dieses Addressebuch sehr vollständig, und enthält gewiss alles, was man von *Nürnberg* in dieser Rücksicht zu wissen verlangen kann.

Florenz, b. Cambiagi: *Almanacco Toscano* per l'anno MDCCXCIV. 175 S. 12.

Der neueste, statistisch erläuterte, Jahrgang des Staatscalenders vom Grossherzogthum Toscana, mit dem Bildniss des Grossherzogs und der Grossherzogin geziert. Die *deutschen* Namen haben sich seit der jetzigen Regierung darin vermehrt, das *Corps diplomatique* aber vermindert, weil, einer hinzugefügten Anmerkung zufolge, alle *kaiserliche* Gesandte die Geschäfte mit besorgen. (*agiscono per S. A. R.*) Das Geschlechtsverzeichniss ist weggelassen, dagegen der ersparte Raum zu vortreflichen Anzeigen des Geschäftsbezirks und Behandlungsart der Collegien benutzt worden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Christiania: *Topographisk Journal for Norge.* IV. Hefte. 1793. 140 S. V. Hefte. 134 S. 8.

In den gegenwärtigen beiden Heften dieser für die Norwegische Statistik so wichtigen Zeitschrift finden sich vorzüglich folgende Aufsätze. Beschreibung der Stadt *Friedrichshald* und der Festung *Friedrichsstein*, und der beiden benachbarten Kirchspiele Ide und Berg, nebst einer sehr wohlgerathenen geographischen Karte von *E. Hoff*, Ingenieurcapitain und Ingenieur der Festung Friedrichsstein. Versuche mit norwegischem Kobolt, um daraus Rinmanns grüne Mineralfarbe zu bereiten, von *Tychsen.* Futter für das Vieh bey einem Mangel an gewöhnlichem Futter in Norwegen, vom Docr. *Möller.* Ueber die Bergcultur zur Nahrung und Unterhalt der Menschen durch Viehzucht, von *A. Bull*; ein sehr wichtiger Aufsatz. Der Vf. zeigt aus überwiegenden Gründen, dass Versuche mit dem Ackerbau in den höher hinauf liegenden norwegischen Berggegenden durchaus unzweckmässig seyn, dass hingegen in vielen dieser Gegenden, die Einwohner, eben wie in der Schweiz, durch Viehzucht ihren Unterhalt finden könnten, wenn sie die nöthige Anleitung und Aufmunterung dazu erhielten, (und, wie wir glauben hinzusetzen zu müssen, eben so wenig als die Bergschweizer durch Abgaben und allerley politische und kirchliche Beschwerden gedrückt werden); auch meynt er, der Versuch würde keine erhebliche Kosten verursachen, sondern für das erste mit etwa 8000 Thaler bestritten werden können, wofür vielleicht des Landes kundige Patrioten sich verbürgen dürften. Hegenäs, ein Gedicht mit Anmerkungen, von *Jens Zetlitz*; ein politisches Stück, das manche schöne Stellen hat, aber freylich auch mit unter schiefe Sätze. Der Name rührt von einem jetzt urbar gemachten und bewohnten Felde nahe bey der Stadt Stavanger her, das ehemals der Bürgerschaft zum Exercierplatz diente.

Salzburg, b. Mayr: *Geist der Sokratik.* Ein Versuch, den Freunden des Sokrates und der Sokratik geweiht von *Fr. Mich. Vierthaler.* 1793. 235 S. 8.

Göttingen, b. Ruprecht: *Die Sokratik* nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in katechetischer Rücksicht betrachtet von *Joh. Fried. Christoph Gräffe*, Past. an der Nicol. Kirche zu Göttingen. *Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.* 1794. 497 S. 8. (22 gr.)

Auch unter dem Titel:

Neuestes katechetisches Magazin etc. Zweyter Band.

Die Verfasser beider Schriften vereinigen eigne Erfahrung in der Sokratischen Lehrart mit gründlicher Kenntniss der griechischen Quellen, aus denen die Theorie der-

derselben abgezogen wird. Beide Schriften können füglich neben einander bestehen. Ob sie gleich in der Hauptsache mit einander übereinstimmen, so hält doch eine jede ihren eignen Gang, weicht in der Anordnung und Darstellung von der andern ab, zieht diese oder jene Seite der Sokratischen Lehrart mehr als die andre hervor, und befördert so eine vielseitige Betrachtung desselben Gegenstandes. Ueber die Sokratik des Hn. Past. Gräffe verweisen wir auf die Anzeige in der A. L. Z. 1791. No. 136. Hier nur eine kurze Skizze von der Schrift des Hn. Schuldir. Vierthaler. Sie ist weit kürzer als die Gräffische, weil sie sich nicht auf die historischen Untersuchungen einläfst, welche den 4ten Abschnitt in Gräffs Sokratik ausfüllen, und weil sie das Wesentliche der Sokratischen Lehrart, nicht, wie Gräffe, nach dem Xenophon, Plato und Aeschines in besondern Abschnitten, sondern zusammen vorträgt, indem die Abweichungen dieser drey Schriftsteller mehr den Stoff als die Form der Sokratik betreffen. Nach einer kurzen Einleitung über den Sokrates, seine berühmtesten Schüler und seine Lehrart überhaupt folgt die Darstellung der Sokratik in der *ersten Abtheilung*. §. 2. Ueber seine Kunst, das Gespräch einzuleiten und zu heben. §. 3. Kunst, die Menschen gesprächig zu machen. §. 4. Seine Art, das Gespräch zu unterhalten, und die Sprechenden mehr ins Feuer zu setzen. §. 5. Von der Sokratischen Mäeutik. (Der Vf. folgt in diesem interessanten §. fast wörtlich den Aeufserungen, welche in der A. L. Z. bey Gelegenheit der Anzeige von Gräffs Sokratik vorgebracht wurden. Er zeigt, dafs sich die geistige Hebammenkunst nur auf Verstandes- und Vernunftbegriffe beziehen könne, bemerkt aber sehr richtig gegen seine Vorgänger, dafs diese Hebammenkunst auch nur *ein Theil* der Sokratik, und dafs Sokrates zuweilen auch im geschichtlichen Tone vortrage, ja überall nicht immer andern die Ideen abfrage, sondern seine eignen geradezu mittheile). §. 6. Sokrates weifs aus jeder erhaltnen Antwort neue Fragen zu ziehen. §. 7. Kunst, die Begriffe klar und deutlich zu machen. §. 8. Sokrates ächte Popularität. §. 9. Warnung vor knechtischer Nachahmung und Affectation des Sokratismus. (Der Vf. hat sowohl in diesem als in andern Abschnitten, z. B. §. 11., sehr gute Winke über den vernünftigen Gebrauch und über den Mifsbrauch der Sokratik für unsre Zeiten gegeben. Hr. Gräffe denkt das Verhältnifs der jetzigen Katechetik zur alten Sokratik erst künftig zu erörtern.) §. 10. Ironie des Sokrates und die verschiedenen Stufen desselben, sanfter Scherz, beissender Spott, ohne Schonung und Würde, ernster Spott mit Würde. (Hr. Gräffe scheint dem Vf. zu mild von der Sokratischen Ironie geurtheilt zu haben. Hang zum Spott und zur Persiflage habe in seinem Charakter gelegen, und er habe seine Geisel oft gar zu unbarmherzig gegen sophistische Klüglinge geschwungen, selbst mit Hintansetzung seiner Urbanität). §. 11. Ueber den Grund, warum S. häufig auf Knabenliebe anspiele. Die *zweyte Abtheilung* handelt vom §. 12 bis 17 die Sokratische *Topik* ab, und wird darin ausführlicher als bey Gräffe der Gebrauch erläutert, den S. von Vergleichungen, Geschichten, Fabeln, Versen, Denksprüchen und Sprüchwörtern macht. Im §. 18. nimmt der Vf. die Hauptpunkte seiner Abhandlung wieder auf, stellt sie zusammen, und wirft noch einige berichtigende Seitenblicke auf neuere Katechetik, vorzüglich auf Salzmanns Schrift *über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beyzubringen*. Die Schrift beschliefsen in §. 19. Sokratische Klugheitsregeln, aus dem Verhalten des Sokrates abgezogen, und dem künftigen Volkslehrer zum Muster vorgestellt. Ueberall sind zum Beleg, wie bey Gräffe, übersetzte Stellen aus dem Plato, Xenophon u. s. w. eingestreut, auch findet man häufige Hinweisungen von der Sokratischen Lehrart auf den Vortrag Christi.

Hr. Gräffe konnte Vierthalers Schrift noch nicht für die neue Auflage seiner Sokratik benutzen. Er verspricht aber, sie künftig in seinem katechetischen Journale zu recensiren. Wesentliche Veränderungen sind mit der Sokratik bey der neuen Revision nicht vorgenommen worden. Die bey der Ueberfetzung Platonischer Gespräche beobachtete buchstäbliche Treue hat der Vf. einer dem Genius der deutschen Sprache angemessneren Ueberfetzungsweise aufgeopfert, worüber er sich S. 144 u. f. befriedigend erklärt. Hie und da stöfst man auf kleine Verbesserungen und Erweiterungen, auf literärische Zusätze u. dgl. Doch hat der historische Theil des Buchs, vorzüglich §. 52., wirklich beträchtliche Zusätze gewonnen. Es wird nemlich hier eine kurze Geschichte des frühern Dialogs vor Sokrates, als Vorläuferin einer einer sehr wünschenswürdigen *vollständigen Geschichte des griechischen Dialogs* eingeschaltet, aus welcher sich ergibt, dafs über das Zeitalter des Sokrates hinauf die dialogische Form noch nicht in Schriften zur Abhandlung wissenschaftlicher Gegenstände angewendet worden, ob sich gleich Sophron schon des dramatisirenden Dialogs zur Darstellung von Gegenständen des gemeinen Lebens bedient hatte; dafs es hingegen nach dem Sokrates lange Zeit herrschende Mode blieb, philosophischen Aufsätzen das dialogische Gewand umzuhängen, wie man aus dem Verzeichnisse der vom Vf. aus dem Diogenes von Laërte angezognen Schriftsteller ersieht, welches noch mit dem Aristippus (Diog. 2. S. 83.) und Diogenes dem Cyniker (Diog. 2. S. 112.) vermehrt werden kann. Wir wundern uns, dafs der Vf. bey den Untersuchungen über die Verhältnisse der Platonischen Philosophie zu der Sokratischen keine Rücksicht auf das Tennemannsche System der Platonischen Philosophie, vorzüglich auf Bd. I. Th. 3. Abschn. 3. von den Quellen der Platonischen Philosophie, genommen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. November 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Stralsund, b. Strucks Wittwe: *Catechismus der christlichen Lehre*, von D. *Gottlieb Schlegel*, Generalsuperintendenten der Kirchen in Schwedisch-Pommern und (auf) Rügen. 1794. 216 S. kl. 8.

Schon vor zwanzig und dann wieder vor zehn Jahren waren von der hohen Landesobrigkeit den damaligen Generalsuperintendenten *Stenzler* und *Quistorp* Aufträge gegeben, auf ein verbessertes Lehrbuch der christlichen Religion für die Jugend zu denken; allein das hohe Alter dieser Männer verhinderte die Ausführung. Eben so wurde es auch gleich bey der Amtsantretung des Hn. D. *Schlegel* von Personen geistlichen und weltlichen Standes als ein grosses Bedürfniss erkannt, dass ein vollständiger und praktischer Religionskatechismus für die Jugend verfertigt würde, worin *die Einsichten und Hülfsmittel unserer Zeit benutzt wären.* (Diese Einsicht und dieser Patriotismus für das Wohl und die bessere Belehrung des Volks macht den Pomeranern um so mehr grosse Ehre, je weniger sonst Geistliche und Weltliche in diesem Punkte gleichförmig denken.) Hr. *S.* machte sich also unverzüglich an diese Arbeit, wozu er schon durch seinen *Grundriss der christlichen Religion* Riga 1790 vorbereitet war; benutzte das Beste aus dem alten Katechismus von Krakewitz, und theilte nun seine Arbeit sowohl der theologischen Facultät zu Greifswalde, als den sämmtlichen Präpositis der beiden Provinzen zur Einsicht mit, wodurch er noch manche praktische Bemerkung gewann, die zur Vollendung des Ganzen dienen konnte. Auf diese Weise ist der vorliegende Katechismus entstanden, wozu man den Pommerschen Provinzen Glück wünschen kann, denn er ist im Ganzen recht gut gerathen, und erhebt sich sehr über viele seiner gleichzeitigen Brüder. Dieser Vorzug ist aber auch verdient, denn wo fand sich schon vor 20 Jahren die Provinz, welche die Verbesserung ihres Katechismus realisirt zu sehen wünschte? Wo sind noch jetzt die Provinzen, welche die Einsichten und Hülfsmittel unserer Zeit benutzt wissen wollen? Das Gegentheil wird weit eher sichtbar. Da also die Pommerschen Provinzen sich schon längst an Einsicht und Klugheit so weit über ihr Zeitalter gehoben hatten; so war es auch billig, dass der verlangte Katechismus einen Vorzug vor den Katechismen anderer Provinzen erhielt, und vielleicht hätte die Einsicht des Zeitalters noch besser benutzt werden können, als wirklich geschehen ist. Doch mögen Umstände diess verhindert haben, von denen Rec. nichts weiss, da ihm die Lage der Sachen völlig unbekannt ist. Es ist schon herzerhebend genug, wenn man nur sieht, dass die Bemühungen der jetzigen Theologen für eine bessere Religionslehre nicht ganz ausser Acht gelassen werden, sondern mit der Zeit auch Einfluss auf das Volk gewinnen. Dadurch wird wenigstens der niederschlagende Gedanke verscheucht, dass man für die jetzige Generation so gut wie gar nicht arbeite. Im Ganzen hat dieser Catechismus viel Aehnlichkeit mit dem *hannöverschen;* allein er zeichnet sich schon sehr vortheilhaft vor jenem aus, der in manchen Stücken, z. E. der Glaubenslehre, weit besser hätte ausfallen sollen. Die Fragmethode ist zwar auch hier beybehalten; allein die Fragen sind nicht so zweckwidrig lang und so sonderbar gestellt, wie im hannöverschen Catechismus, sondern ganz kurz, und in solche Verbindung mit den Antworten gesetzt, dass man sie allenfalls umkehren, und die Antworten zu Fragen machen kann. Wenn nun einmal die Fragen beybehalten werden sollen; so ist diess allerdings die beste Art der Fragen. Sonst ist Rec. dieser Methode völlig abgeneigt. Es wird auf diese Weise die Sache von den Kindern nur halb begriffen, und bald wieder vergessen. Das Kind lernt die Fragen nicht mit, sondern hört nur mit halben Ohr bey dem Lehrer darauf, um die vorgeschriebene Antwort zu geben. Dadurch lernt es aber die Sache nur halb, denn Frage und Antwort stehen in der genauesten Verbindung mit einander. Ausserdem erhält sich eine kurze Sentenz Zeit Lebens im Gedächtniss, und man erinnert sich derselben immer wieder; allein einer abgerissenen Antwort nicht; die verliert sich sehr bald wieder. Statt solcher kurzen Sentenzen mögen nun die biblischen Beweissprüche, und die Trostsprüche am Ende dienen. Der Inhalt ist nemlich folgender. 1) *Der kleine Catechismus von Luther.* Dieser ist aus Achtung für Luther beybehalten, und die dunkeln Ausdrücke darin sind erläutert 2) *vorbereitende Fragen von dem Menschen.* Hier wird erläutert, was der Mensch ist, und welche Fähigkeiten er hat. — Die letzten hätten immer noch etwas weitläuftiger auseinander gesetzt werden können, jedoch dem gemeinen Fassungsvermögen gemäss, damit der Mensch erfahre, welche natürliche Kräfte und Fähigkeiten er habe, und um wie viel verantwortlicher er eben deswegen sey. Diess ist um so viel nöthiger, da in der Glaubenslehre manches vorkommt, welches ihm diese natürlichen Fähigkeiten abzusprechen scheint. Natürlicher Weise muss er dadurch in Gefahr kommen, ein Mistrauen in seinen eignen Werth zu setzen, wobey seine moralische Würde verliert. Eine Note hierüber S. 40. ist schön; allein eine

eine Entwickelung der natürlichen Anlagen und Triebe vermisst man. Zu den Vorzügen des menschlichen Körpers wird auch hier noch die *aufrechte Gestalt* gerechnet. Diess lässt sich schwerlich streng vertheidigen, denn der Urang Utang geht auch aufrecht, und bey manchen Arten des Federviehes, z. E. Gänsen ist derselbe Fall. Es haben zwar schon die alten Philosophen diesen Vorzug mit angegeben; allein es kann ein Satz sehr alt, und doch falsch seyn. 3) *Einleitung; von der Erkenntniss Gottes überhaupt, und von der heiligen Schrift.* Bey der letzten wird sehr schön bemerkt, dass man aus dem A. T. vorzüglich einige Stücke aus den Propheten, einige Psalme, die *Sprüche Salomos* und das *Buch Sirach* öfters lesen soll. Würde diess gehörig ausgeübt; so würden die Menschen mehr Sinn für Moralität bekommen. *Erster Theil. Glaubenslehren* von S. 50—100. Dieser Theil hat nun unendliche Vorzüge vor den gewöhnlichen Katechismen, auch vor dem hannöverschen. Nur selten hat Rec. angestossen, und nur selten es bedauert, dass es noch so seyn muss, und dass man manches der Schwachen wegen nicht weglassen darf. Von diesem will er also lieber nichts sagen, und nur einiges bemerken, was ihm ohne diese Rücksicht noch aufgefallen ist. Bey der Güte Gottes wird auch von seiner *Barmherzigkeit* und *Langmuth* gehandelt. Beide Eigenschaften lassen sich auf keine Weise unter die Kategorie eines moralischen Gottes, der zugleich unser heiliger Richter ist, bringen. Die Barmherzigkeit ist überhaupt ein blosser orientalischer Ausdruck, der für uns Güte heisst. Sie gehört also unter die Kategorie der Güte, und ist auch sehr richtig in der Anmerkung so erklärt. Allein es heisst ferner: Gott ist langmüthig gegen die Sünder, *indem er mit den Strafen verzieht*, damit sie sich bessern! Wie ist diess bey einem heiligen und gerechten Gott möglich? Wäre diess nicht Schwäche und Mangel an Gerechtigkeit? Man muss also diese Eigenschaft ebenfalls unter die Kategorie der Güte bringen, und die biblischen Ausdrücke entweder für Synonyma von Güte, oder allenfalls so erklären: er straft zwar nicht gleich sichtbar, aber doch gewiss. Am besten wäre es aber, wenn die Geduld und Langmuth aus dem Katechismusunterrichte ganz wegblieben. S. 65. hätte der Spruch 1 Joh. 3, 8. eine durchgängige Erklärung verdient. Was heisst es: der Teufel sündigt von Anfang? und was sind Werke des Teufels? S. 74. wird das Gewissen durch eine *Empfindung* erklärt. Diess hat etwas für sich; allein es besteht doch eigentlich in einem Urtheil der praktischen Vernunft. Daher gefallen Rec. die ascetischen Ausdrücke besser: die Stimme eines innern Richters, die da anklagt, und billigt u. d. m. So etwas hätte mit zur Erläuterung dienen können, denn es ist weit bedeutungsvoller. S. 93. vermisst man ungern eine Erklärung des Spruchs: thut rechtschaffene Früchte der Busse. Erstlich ist es ganz hebräisch zu sagen: Früchte *thun*, statt Früchte tragen. Kein Mensch spricht im Deutschen: Früchte thun; und was soll das Ganze heissen? Ohne Erklärung sind die Worte völlig unverständlich. S. 99 wird zum Beweise für eine künftige Veränderung der Erde Ps. 102, 27. angeführt. Allein dieses Dichterbild dürfte schwerlich zum Beweise taugen; besser 2 Petr. 3, 13.

Zweyter Theil. Die Sittenlehre. S. 101 — 162. Dieser Theil hat vier Abschnitte. 1) Von der Liebe zu Gott, und den daraus folgenden Pflichten. 2) Von der Liebe zu sich selbst, und den aus ihr folgenden Pflichten. 3) Von der Liebe zum Nächsten, und den aus ihr folgenden Pflichten. 4) Von den Pflichten in verschiedenen Zuständen und Ständen. Besser wäre es gewesen die Liebe zum Nächsten der Liebe zu sich selbst voran gehen zu lassen. Diess ist theils biblischer: Liebe *deinen Nächsten* als dich selbst; theils wird der Mensch dadurch etwas mehr von der Selbstliebe und dem Eigennutz abgewandt, dem er nur zu sehr geneigt ist, und wodurch sein moralischer Werth schwindet. — Mit Vergnügen hat Rec. gesehen, dass S. 151. auch der Schonung der Thiere eine Frage gegönnt ist; allein es hätte immer noch etwas mehr darüber gesagt werden mögen, denn es ist zum Erbarmen, wie der gemeine Mann oft die Thiere behandelt. Rec. ist zweifelhaft: ob ein Kapitel von der Selbstliebe, die zum Eigennutz hinleitet, moralischer ist, als das von der Schonung und guten Behandlung nützlicher Thiere? Für das erste zeigen sich Triebe in Menschen, die an und für sich schon stark genug sind, in Hinsicht des zweyten offenbaren sich aber tyrannische Gesinnungen und Tücke des menschlichen Herzens, die eine moralische Rüge verdienen. Uebrigens sind die Fragen in diesem zweyten Theile bey weitem nicht mehr so einfach, als im ersten.

Dritter Theil. Von den Hülfsmitteln, wodurch wir zur christlichen Frömmigkeit erweckt, und darin gestärkt werden. Hierin wird vom Gebet, dem Vater Unser und den Sacramenten gehandelt, und zwar zur völligen Zufriedenheit des Rec. Darauf folgen einzelne Trostsprüche; eine kurze Geschichte der Religion; Gebete beym Anfange und Schluss der Schule; und endlich eine Anzeige der biblischen Bücher und Kapitel, die vorzüglich in der Schule gelesen werden sollen. — So hat sich denn Hr. D. Schlegel um die Pommerschen Provinzen schwedischen Antheils sehr verdient gemacht, und noch verdienter wird er sich darum machen, wenn er diesen Katechismus nun auch recht zu gebrauchen lehrt. Da laut der Vorrede ein Schulmeisterseminarium unter seiner Direction steht; so zweifeln wir nicht, dass er hier die beste Lehrmethode einschärfen wird. Damit aber auch die ältern Schullehrer nicht unberathen bleiben, würde Rec. den *deutschen Schulfreund* von *Zerrenner* zur Circulation empfehlen. Diess Buch sollte überhaupt allenthalben circuliren, wo man auf die Verbesserung des Schulwesens denkt. Der Preis kann kein Hinderniss machen, denn jedes Bändchen kostet nur 27 Kreuzer. —

GESCHICHTE.

HALLE, im Waisenhause: *Handbuch der neuesten Staatengeschichte Europens;* für denkende Beobachter der

der Geschichte des Tages, entworfen von *C. D. Voss.* 1794. 1 Alph. 18 B. 8.

Man stöſst so selten auf ein Buch von Werth unter denen, die unter dem vorstehenden oder einem ähnlichen Titel herauskommen, daſs es Rec. ein doppeltes Vergnügen gewährt hat, diese Arbeit des Vf. zu lesen. Es klingt wohl etwas anmaſsend; eine Geschichte der neuen Zeiten *für denkende Beobachter* zu schreiben. Aber der Vf. konnte es schon wagen, diese schärfern Richter zur Lesung seines Buches einzuladen, da sie dieselbe nicht ganz unbefriedigt endigen werden. Die erste Hälfte des Buchs nimmt eine Einleitung ein, in welcher gezeigt wird, wie überall bürgerliche Gesellschaften und Staaten entstanden sind, wie sich überhaupt die europäischen Staaten in den mittlern Zeiten bildeten, und wie sie durch die Revolutionen in der Denkkraft, in den Verhältnissen, und den Formen, diejenige allgemeine Gestalt erhalten haben, worin wir sie jetzt erblicken. Da diese Materien schon sehr oft abgehandelt sind, so konnte der Vf. freylich nicht allenthalben etwas neues sagen. Allein auſser dem Verdienste, daſs alles sehr lichtvoll, deutlich, und in einem das Gesagte sehr aufklärenden Zusammenhange vorgetragen wird, so wird man doch auch manchen neuen, oder wenigstens auf eine neue Art gewandten Gedanken antreffen. Besonders gilt das von dem ersten Abschnitte in der Einleitung, der in einer bündigen Kürze die Sätze enthält, welche eine allgemeine Uebersicht des Ursprungs der bürgerlichen Gesellschaft, und des Staats darstellen. Rec. ist zwar nicht allenthalben der Meynung des Vf. So muſs er z. B. gleich bey dem 1ten und 2, Kap. bemerken, daſs es zwar an Unmöglichkeit gränzet, „sich einen Menschen von seiner Geburt an bis an seinen Tod allein, und von aller Gesellschaft abgesondert, zu denken, (so sehr an Unmöglichkeit, daſs selbst das mosaische Philosophem, das seine Schöpfung erzählt, ihn nicht nur gleich in männlichen Jahren, und also *nicht mehr hülfsbedürftig*, darstellt, sondern auch sogleich eine Gehülfin schaffen läſst, die um ihn sey.) Wenn wir aber annehmen daſs ein Kind, durch irgend einen uns unbekannten Zufall von aller Gesellschaft getrennt, erhalten würde, bis es so viel Kräfte gesammelt hätte, sich selbst zu helfen, so würde es freylich das nicht seyn, was wir, das Wort in erhabenen Sinn genommen, *Mensch* nennen. Aber seine Organisation würde ihm doch Eigenschaften und Geschicklichkeiten geben, durch welche es sich völlig von andern Thieren unterscheiden, und über dieselben erheben würde. Denn wenn auch einige Thiere den Menschen an Stärke, andre an einzelnen körperlichen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten übertreffen, (welches doch auch bey einem wilden Menschen in geringerer Proportion der Fall seyn würde,) so ist ihm doch kein einziger gleich, in Besitz *aller* der Organe, und dem Vermögen, sie anzuwenden, durch welche körperliche Fähigkeiten hervorgebracht werden. S. 34. können wir nicht mit dem Vf. glauben, daſs man nicht durch Nachdenken den natürlichen Zusammenhang dazwischen entdecken könne, daſs man ein Eigenthumsrecht an denjenigen besitze, worauf man seine Kräfte verwandt hat. Wenn im natürlichen Zustande noch irgend ein Rechtsgrund beym Besitz angenommen werden möchte, so würde es gerade dieser seyn. Allein eigentlich kennt der Naturmensch gar keine Gründe des Eigenthums an, als die gröſsere Kraft, das zu nehmen was er verlangt, und das genommene zu vertheidigen. Mehr hat Rec. gegen den 2ten Abschnitt: Bildung der Staaten Europens, in sofern dieselbe unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte gebracht werden kann, zu erinnern. Sehr gut ist alles, was von der Erhebung des Clerus über den weltlichen Stand gesagt ist: so ist das auch wahr und richtig, was über den Streit des Aristokratismus mit der Monarchie sowohl, in diesem Abschnitte als überhaupt in der Folge angemerkt ist. In andern Materien scheint aber der Vf. fehlerhaften Führern gefolgt zu seyn, wie man aus den angeführten Namen sieht. Dahin gehört z. B. das mehrste, was von der Entstehung und Beschaffenheit der Lehen, was S. 128. von dem Kriegswesen, S. 149. von den Baronen oder Dynasten gesagt wird, wo wahre und falsche Begriffe unter einander liegen. Die Ursache, warum diese und viele andre Sätze in diesem Abschnitte entweder eine schielende Gestalt erhalten haben, oder gar so wie sie da stehen, nicht für historisch wahr angenommen werden können, ist theils Vermischung der Zeiten, theils daſs zu allgemein von allen europäischen Staaten behauptet wird, was oft nur von einigen wenigen gilt. Um hievon nur einige Beyspiele anzuführen, so wird S. 204. gesagt: „Freylich wurde mehr als einmal in dem Verlaufe dieses langen Kampfes ein Monarch von dem Throne seiner Väter gestürzt, und ein andrer aus der mächtigsten aristokratischen Familie bestieg denselben.“ Dieses ist in den Zeiten, von denen der Vf. an den angeführten Orte redet, (da schon freyer Bürgerstand erstanden war, und mit den Edlen um Vorrechte und Erwerb stritt,) höchstens nur noch in den Reichen in Norden der Fall. Alle übrigen gingen gar nicht mehr von den herrschenden Häusern ab, und in dem Wahlreiche, Deutschland, wurde damals wenigstens kein Monarch vom Throne gestürzet. S. 137. „Indem sich so die Gesellschaft einem gänzlichen Untergange nahete, gelangte die Herrschermacht zu der Höhe des unumschränkten Despotismus, auf welcher wir dieselbe, zu sehr verschiedenen Zeiten, wenigstens einmal, in allen europäischen Staaten erblicken.“ Wenn unter den Worten: „zu sehr verschiedenen Zeiten;“ nicht auch die neuesten Zeiten zu verstehen sind, und diese gehören offenbar hier nicht her; so ist dieser Satz völlig irrig. In den Zeiten von der Völkerwanderung bis auf die Reformation ist kein Staat despotisch beherrscht worden, man müſste dann Wilhelms des Eroberers Behandlung von England so nennen wollen. Frankreich wurde es nicht, selbst unter dem sehr eigenmächtigen Karl Martell, oder unter Ludwig XI. Die übrigen Reiche haben vor der Reformation gar nicht einmal eine solche harte Periode gehabt. „Knechtisch unterwürfige Lehnsträger,“ die Besitzer groſser Grundstücke gewesen wären (S. 139.),

 kennt

kennt die mittlere Geschichte auch nicht. Was S. 149. von der Entstehung der Dynasten und Baronen gesagt wird, ist völlig falsch. Die dynastischen Geschlechte in Deutschland, waren die Edlen, die ihre Besitzungen allodial frey erhalten hatten. Der Titel Baron ist mehr ein allgemeiner Name der grossen Stände, sie mochten frey oder lehnspflichtig seyn. Der dritte Abschnitt beschreibt mit mehrerer Richtigkeit die Revolution in der Denkkraft, den Verhältnissen und den Formen der Staaten bis auf die neuern Zeiten. Wir haben das hier beygebrachte mit Vergnügen gelesen. S. 248. erzählt der Vf. die Anekdote aus unsern Zeiten, dass ein Censor in einem dem Magdeburgischen benachbarten Staate, vorgeschlagen habe, den Druck der Classiker zu verbieten, weil sie voller Freyheitsideen wären! S. 236. sagt Hr. V. die Frage: muss man dem Könige in allen Stücken gehorchen? habe sich bald in die Frage: darf ein Volk seinen König *ermorden*, verwandelt. Das hat sie niemals; niemals hat jemand gezweifelt, ob es Unrecht sey, seinen König zu *ermorden*, ausser vielleicht die Schule der Jesuiten. Viele aber haben gefragt: hat die Nation ein Recht, einen bösen König vor Gericht zu stellen, und ihn wegen böser Thaten das Leben abzusprechen? Bey den vielen richtigen Grundsätzen, die Hr. V. überall äussert, muss er den grossen Unterschied dieser beiden Fragen leicht fühlen. Auch die letzte Frage wird kein Unpartheyischer bejahen; aber es ist doch wissenschaftlich sehr wichtig, so verschiedene Fragen nicht zu vermischen. Die eigentliche Geschichtserzählung geht mit dem J. 1748 an. Sie ist keineswegs eine kurze Angabe von kleinen und grossen Begebenheiten durch einander im Compendientone, sondern eine Darstellung grosser Gruppen aus allen europäischen Staaten, in ein Gemälde gesammelt, so dass wir daraus die Stärke und Schwäche eines jeden Staates, seine innere Beschaffenheit, den Geist, der darin herrschte, die Gründe und Ursachen der Begebenheiten und ihre Folgen gut übersehen können. Manche eigne Vermuthung und Conjectur, die der Vf. beybringt, hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Ueberall erblickt man den freymüthigen Mann, der ohne Furcht der Wahrheit nach seiner Ueberzeugung Gerechtigkeit wiederfahren lässt. Hin und wieder sieht man indessen, dass er die Quellen nicht selbst angesehn, sondern nur nachgeschrieben hat. Einige Stellen sind wohl ohne hinlängliche Ueberlegung hingesetzt: andere enthalten wirkliche Irrthümer, von denen nun auch freylich nicht leicht eine allgemeine Geschichte frey seyn möchte, so ist z. B. der Knoten der Königswürde (S. 290.) nicht der einzige, der Deutschlands Staaten zusammenhält; sondern auch eine gemeinschaftliche Gesetzgebung, ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem, und mehrere andre kleine Bande. Auch sind Deutschlands Staaten nicht unabhängig; die kleinern sind abhängig genug! Man kann nicht gerade zu sagen (S. 302.), dass die Zahl der Stimmen auf dem Reichstage *festgesetzt* sey. Der Kaiser kann sie nur nicht nach Willkühr vermehren. Ob Richard Cromwell den Beynamen S. 365. der *philosophische* Richard verdient? Nicht der eigentlich sogenannte westphälische Frieden, der den 24. Oct. 1648 geschlossen wurde, sondern der zu Münster den 30. Jan. 1648 mit Spanien unterzeichnete Frieden, gab der Republik Holland ihre Unabhängigkeit. Die Regierung unter dem blödsinnigen Alphons, König von Portugal, wurde nicht, wie S. 418. gesagt wird, von lustigen Brüdern geführt, wenn gleich solche Menschen Einfluss auf den König hatten. Der Graf von Castello Melhor, der das Reich regierte, war ein sehr einsichtsvoller Minister. S. 448. wird gefragt: konnte Ludwig XIV. glauben, dass man seinen Willen überhaupt nach seinem Tode noch respectiren würde? S. I. Das glaubte Ludwig auch nicht; es ist bekannt, dass er sein Testament mit dem grössten Widerwillen machte und dass die Parthey der Frau von Maintenon es von ihm erst nach einem langen Kampfe erpresste. S. 469. steht durch einen Druck oder Schreibfehler, Aakner Frieden anstatt Utrechter Frieden. Man kann nicht sagen, wie S. 490. geschieht, dass die spanische Nation geduldig zugesehen habe, wie der Krieg um Karls II. Erbschaft geführt wurde. Sie hing fest an Philipp V. und verhinderte Karls Thronbesteigung hauptsächlich. Wir begreifen nicht, wie der Vf. die spanische Monarchie S. 537. ein Lehn (*fief*), nennen kann, noch weniger wie er S. 608. schreiben konnte: „Die östreichischen Staaten wurden in dem östreichischen Successionskriege von den Herrschern *als Eigenthum oder Lehnsgrundstücke (fiefs)* behandelt.“ Nicht zu gedenken, dass Eigenthum und Lehn zwey ganz verschiedene Begriffe sind, wer hat jemals Spanien von Ungarn für Lehen gehalten? Wo ist der Lehnsherr, welche die Lehnspflicht? Von des Königs Victor Amadeus Reue über die Abtretung seiner Krone wird S. 561. zweifelhaft gesprochen. Es ist ja bekannt genug, dass sein Sohn ihn gefangen nehmen liess. Nicht weil Pitt seinen Einfluss in das Parlement verloren hatte (denn den besass er noch) (S. 634.) sondern weil man nicht mehr im Ministerium auf ihn hörte, resignirte er 1761. Lord North war nicht eigensinnig wie S. 637. steht, sondern er war eine Maschine, und zwar eine sehr folgsame Maschine, geheimer Rathgeber. — Aber dieses mag genug seyn, zu beweisen, dass Rec. Aufmerksamkeit angewandt hat, ein sehr gutes Buch von kleinen Flecken zu säubern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. November 1794.

PAEDAGOGIK.

Halle, b. Gebauer: *Beytrag zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst, von Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.* 1794. XVI u. 210 S. gr. 8.

Leipzig, b. Crusius: *Philosophische Briefe über das Princip und die ersten Grundsätze der sittlich-religiösen Erziehung.* 1794. XVI u. 540 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Beide Schriftsteller gehen von den Grundsätzen der kritischen Philosophie aus, und wenden diese, jeder nach seiner Weise, doch so, dass sie sich in vielen Punkten berühren, auf die Erziehungskunst an. Der Vf. des erstern Buches hat sich zwar keiner streng wissenschaftlichen Behandlungsart unterzogen, ihm aber dennoch diejenige Ordnung und Bündigkeit gegeben, die einer untersuchenden und abhandelnden Schrift würdig ist: da sich hingegen der philosophische Briefsteller der von ihm beliebten Briefform bedient hat, um seine Ideen freyer und ungebundener zu entwickeln.

Hr. Heusinger hatte schon vorher mehrere neue Ideen über die Erziehung theilweise in die Vorrede zu Gutwills Spaziergängen, in einem Brief über Erziehung (*Kosmann* Magaz. f. Philos. B. 1. St. 2.) und in eine Abhandlung über die Pädagogik der deutschen Erzieher (*Schmid* philos. Journal B. 3. St. 5.) niedergelegt, auf welche er in diesem *Beytrage* weiter fortbaut. In der ersten Abhandlung setzt er den Begriff der Erziehung fest und verbindet damit die Prüfung der Erklärungen, welche die Herren *Trapp*, *Greiling* und *Schuderoff* von der Erziehung aufgestellt haben. *Erziehung* ist, nach ihm, *Beförderung der Entwicklung der menschlichen Kräfte in den Jahren der nothwendigen moralischen Unmündigkeit*, eine sehr befriedigende Erklärung, bey welcher aber doch der Zusatz erfoderlich seyn dürfte, dass eine bezweckte, absichtlich von Menschen unternommene Beförderung der Entwicklung menschlicher Kräfte gemeynt sey, wie er selbst S. 54 f. erklärt. Der Zweck der Erziehung wird in den Worten: Entwicklung der menschlichen Kräfte, und der Umfang und die Dauer derselben durch den Zusatz: in den Jahren der nothwendigen moralischen Unmündigkeit, bestimmt angegeben. Sobald die sämtlichen Kräfte und vornemlich diejenige, welche zuletzt erwacht, die Kraft der Vernunft entwickelt worden; d. h. sobald der Zögling alle seine Kräfte zu brauchen versteht, welches in das Jünglingsalter fallt, so hört seine Erziehung auf. Der Vf. erklärt sich wohl im Ganzen mit Recht gegen den Ausdruck, dass die Erziehung *Bildung der Kräfte* sey, weil der Erzieher nur den freyen und richtigen Gebrauch der körperlichen und Gemüthskräfte befördern, alle äussern Hindernisse des Gebrauchs derselben wegräumen, nicht aber diese *ausbilden*, d. h. verfeinern und vervollkommnen solle, welches Geschäft des Mannes eignem Bemühen überlassen bleibe. Aber er scheint seiner nicht ganz eingedenk zu seyn, oder vielmehr selbst zuzugeben, dass die *Bildung* nicht *ganz* von der Erziehung ausgeschlossen werden könne, wenn er S. 92. sagt: „Da ein *feinerer*, geübterer Sinn besser und richtiger über körperliche Gegenstände urtheilen lehrt, (*der Sinn lehrt urtheilen* ist ein unrichtiger Ausdruck) als ein grober und weniger geübter; so wird die Beförderung der Entwicklung des Verstandes sich mit *Verfeinerung* der körperlichen Sinnwerkzeuge abzugeben haben. Die Sinnen werden an den Gegenständen geübt und verfeinert werden, und der Verstand wird durch die Vervollkommnung seines Organs immer neue Merkmale an den Gegenständen entdecken." Der Ausdruck übrigens, dass die Erziehung in einer *Entwicklung* der Kräfte bestehe, ist wohl nicht so neu, als der Vf. glaubt, vielmehr erinnern wir uns ihn bey mehrern Pädagogikern gefunden zu haben und noch neulich beym *Genersich* in den Beyträgen zur Schulpädagogik, in welchen er §. 6. die Erziehung eine *Entwicklung aller Theile des Menschen* nennt. Eben so wenig hat es an Versuchen, die freylich vor Kant sehr unvollkommen waren, gefehlt, die Grundsätze der Erziehung aus der Kenntniss der menschlichen Anlagen und Vermögen abzuleiten, wie z. B. *Stuve's* Abhandlung: *Allgemeinste Grundsätze der Erziehung, hergeleitet aus einer richtigen Kenntniss des Menschen* u. s. w. im ersten Theile des Revisionswerkes beweist.

Verbinden wir hiermit sogleich die Gedanken des philosophischen Briefstellers Br. 1. S. 13 f. über den Begriff der Erziehung. Ihm ist der Zweck der Erziehung kein andrer und darf kein andrer seyn, als der absolute, nothwendige und selbstständige Zweck der Vernunft selbst; die Erziehung hat keinen andern als den Endzweck des menschlichen Daseyns überhaupt. Die Erziehung ist harmonische Entwicklung und Bildung aller Kräfte des Menschen zum Endzweck der Sittlichkeit. Bildung des Herzens und moralische Vervollkommnung ist der oberste und Hauptzweck oder der Endzweck aller Erziehung. In diesem auf verschiedene Weise gewendeten Begriff vermisst man erstlich den wesentlichen und unterscheidenden Charakter der Erzie-

ziehung als eines auf die Jahre der Kindheit und Jugend eingeschränkten Geschäfts, das hier als gleichbedeutend mit der *ganzen* Bestimmung des Menschen, der Bildung des Herzens und der moralischen Vervollkommnung angegeben wird. Dass die Erziehung keinen *Endzweck* habe d. h. ein Ziel, das nie vollständig erreicht werden könne, und dass die Entwicklung der Kräfte selbst, oder die Vorstellung der Brauchbarkeit und Tauglichkeit der Kräfte, zu den in ihrem Begriff gedachten Wirkungen, ihr Zweck, ohne noch ausserdem besondre Rücksicht auf Sittlichkeit zu nehmen, seyn müsse, hat Hr. Heusinger in der 2ten Abhandlung über den Zweck der Erziehung und ihr Verhältniss zum Zwecke der Menschheit sehr gründlich erwiesen. Freylich wird der Erzieher bey Vergleichung der verschiednen Kräfte bald wahrnehmen, dass die eine einen höhern Rang, als die andre hat, dass z. B. die Sinnlichkeit der Vernunft untergeordnet werden müsse, aber er wird bey der Entwicklung der Kräfte nach dem wahrgenommnen Verhältnisse nichts anders zu thun haben, als alle äussern Hindernisse wegzunehmen, damit jede Kraft ganz als diejenige erscheine, die sie nach den Merkmalen ihres vollständigen Begriffs ist. Es scheint uns daher der Sache nicht ganz angemessen, noch mit dem von dem Briefsteller angenommnen Begriff der Erziehung als einer Entwicklung und Ausbildung der Kräfte verträglich zu seyn, dass er S. 384. lehrt: „man müsse den Menschen bey der moralischen Bildung nicht etwa nur *fortbilden* und *das Werk der Natur durch Kunst fortsetzen*, sondern der Anfang und Zweck der moralischen Bildung überhaupt sey, durch eine *Revolution* im Menschen denselben zur sittlichen Güte zu veranlassen." Wenn der Mensch mit allen seinen Anlagen und Kräften *das Werk der Natur* heisst, so weiss Rec. nicht, warum die Entwicklung der praktischen Vernunft nicht auch als eine Fortsetzung des Erziehungsgeschäftes durch Kunst angesehen werden soll, und warum die Beförderung dieser Entwicklung eine *Revolution*, eine Umkehrung des bisher eingeschlagnen Weges, im Menschen heissen soll, welches nicht auf das Alter, in welchem die erst itzt erwachende praktische Vernunft noch nicht mit der Sinnlichkeit im Kampf war, wohl aber auf den Zustand sittlicher Verdorbenheit passen würde, da der eigennützige Trieb über den uneigennützigen die Oberherrschaft gewonnen hätte, und folglich eine sittliche Umwälzung in dem Menschen hervorgebracht werden müsste.

Heusingers 3te Abhandlung *von der Erziehung zum Menschen und Bürger zugleich*, lehrt, dass die Erziehung zum Bürger nicht von der zum Menschen verschieden sey, und dass derjenige Mensch, dessen ursprüngliche Fähigkeiten und Kräfte gehörig entwickelt worden, zugleich zur Bürgerschaft hinlänglich vorbereitet sey, freylich nur zur Bürgerschaft in einer solchen Gesellschaft, welche selbst den Zweck der Vernunft anerkenne und befördre. (Es wäre zu wünschen, dass der Vf. hier bestimmte Rücksicht auf *Villaume's* Abhandlung; Ob und in wie fern bey der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen seiner Brauchbarkeit aufzuopfern sey im 3ten Th. der *Revision*, und auf *Rehbergs* Prüfung der Erziehungskunst genommen hätte.) In den philosophischen Briefen S. 23 f. wird die Frage: in wiefern die Religion das Staatsinteresse befördre und gute Bürger bilde? auf dieselbe Art beantwortet.

Der wichtigste Theil der Heusingerschen Beyträge ist die 4te Abh. *über Erziehung und Unterricht*. Er theilt das Gebiet der gesammten menschlichen Kräfte zu pädagogischer Absicht in 4 Klassen: *Hervorbringende*, Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, *Sammelnde*, Gedächtniss, *Verändernde*, Einbildungskraft, *Benutzende*, Beurtheilungskraft mit ihren Modificationen. Nachdem er sehr scharfsinnig auseinander gesetzt hat, dass das Gedächtniss, die Einbildungskraft, die Urtheils- und Beurtheilungskraft gar nicht eigentlich entwickelt werden, sondern dass die äussern Bedingungen ihrer Wirksamkeit von Umständen abhängen, welche der Erzieher schon dadurch modificirt, dass er die Entwicklung der hervorbringenden Kräfte befördert, so schränkt er die Erziehung auf die Beförderung der Entwicklung der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft als der Stammkräfte im Menschen ein, und giebt die Art und Ordnung an, in welcher sie sich nach einander entwickeln. Erfahrung und Gründe *a priori* lehren, nemlich, dass diese Gemüthskräfte sich nicht mit einander sondern stufenweise nach einander entwickeln, und zwar zuerst die *Sinnlichkeit* oder das Vermögen von den Dingen ausser uns durch den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, Vorstellungen zu erhalten, welche Kraft vorzüglich durch die Brauchbarmachung der körperlichen Sinnwerkzeuge ausgewickelt wird. Die Entwicklung der Sinnlichkeit, welche er auch (bloss) *physische Erziehung* nennt, endigt sich ungefähr mit dem dritten Jahre. Auf die Entwicklung der Sinnlichkeit folgt die des *Verstandes*, welche jene voraussetzt und der Anschauungen zum Stoffe seiner Begriffe bedarf. Die Periode des Verstandes endigt sich erst gegen das zwölfte Jahr, und nun folgt die letzte, welche sich ungefähr gegen das achtzehnte Jahr endigt, die Periode der *Vernunft*, die die Verstandesurtheile voraussetzt, und theils *theoretisch* heisst, in sofern sie das Vermögen zu schliessen ist, theils *praktisch*, in sofern sie unsre Willenshandlungen durch das Sittengesetz bestimmen soll. Die Entwicklung der praktischen Vernunft ist das letzte, was die Erziehung zu thun hat; an diese schliesst sich die Entwicklung religiöser Vorstellungen an, oder geht vielmehr selbst aus ihr hervor, und diese letzte Periode der sittlich-religiösen Erziehung ist es eigentlich, welche der Vf. der philosophischen Briefe mit grosser Ausführlichkeit abgehandelt hat. Seine Ideen über die Perioden der Erziehung, (so wie auch die Ideen des Hn. Pred. *Schwarz* über einige merkwürdige Einrichtungen der menschlichen Natur in Entwicklung der moralischen Anlagen in *Schmids* philos. Journ. B. 3. St. 2.) treffen ganz mit den Heusingerschen zusammen, wie aus folgender Stelle, die wir als eine Probe des Vortrags ausheben, erhellen wird. Im 5ten Br. *Religion, als Gegenstand der Vernunft*, *kann auch nur im Alter und*

und in der Periode der Vernunft gelehret werden sagt er S. 53. f. „Vernunft die höchste Kraft des Menschen, entwickelt sich ihrer Natur nach zuletzt und nach allen andern Kräften des Menschen, weil diese Künstlerin den Beytrag aller andern erfodert, um einen für sich angemessenen Stoff zu haben, durch welchen sie zur Aeusserung ihres Künstlertalents gereizt wird. So früh aber auch einige Pädagogiker die Vernunftperiode bey Kindern eintreten lassen, so können sie doch nicht leugnen, dass diese Kraft *als Kraft* sich nur zuletzt äussern könne." S. 54. „Wenn und in sofern die Vernunft das Mannichfaltige der Begriffe des Verstandes zu einer neuen Einheit verbindet und denselben dadurch die Vernunftform aufprägt, entstehen *Ideen*. Die Vernunft setzt also den Verstand voraus, und die Cultur der Vernunft ist der wesentlichen Einrichtung unsers Gemüths zufolge nach der Cultur des Verstandes möglich, und die Bildung des Verstandes ist eine wesentliche Bedingung der Vernunftcultur. Aber auch der Verstand ist in Ansehung der Möglichkeit seiner Entwicklung und Bildung an etwas ausser ihm gebunden. Sein Vermögen und die Gesetze, nach welchen es handelt, können sich nicht thätig erweisen, wenn es demselben an reizendem und angemessnem Stoffe mangelt, an welchem es sich äussern kann. Dieser unmittelbare Stoff — sind die durch die Sinnen zunächst entstandenen und auf äussere Objecte bezognen sinnlichen Vorstellungen oder Anschauungen. — Uebung der äussern Sinne und Beschäftigung des Anschauungsvermögens ist also das erste, wesentliche Erfordernifs der ganzen Geistesbildung. — Aus diesen Gründen werden Sie leicht begreifen, warum unsre Pädagogen *sich so heisch schreyen*: um die *anschauende Erkenntniss* einzupredigen." Wozu der unartige Ausdruck über die Bemühungen der Erzieher, anschauende Erkenntnifs zu verbreiten, deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit er selbst gerade hier einschärft? *Campe* dringt in einer lesenswerthen Abh. *von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften* Revision Th. 3. schon darauf die sämmtlichen ursprünglichen Kräfte des Zöglings in dem Maasse und in einer solchen Ordnung zu üben, wie sie die Natur erwachen lasse, und er nimmt folgende Ordnung an: 1) die unbestimmte Körperkraft, die sinnliche Empfindungskraft, das instinctmässige sinnliche Begehrungsvermögen, 2) die Einbildungskraft und das Vergleichungsvermögen, 3) der Verstand, die Vernunft, das Gedächtnifs. Diese Eintheilung würde viele Aehnlichkeit mit der des Hn. Heusinger u. s. w. haben, wenn nicht C. nachher erklärte, wie er glaube, dass die Natur die drey erstern Kräfte zu gleicher Zeit im ersten Lebensjahre, und alle übrigen ursprünglichen Kräfte noch vor Ende dieses ersten Jahres, wo nicht ganz, doch beynahe gleichzeitig, erwachen lasse, wobey er doch selbst lehrt, dass die Natur bey der Entwicklung der letztern langsamer als bey den frühern zu Werke gehe, und dass sie es darauf anlege, dass die frühern Kräfte vor den später erwachten bis zur Zeit der Reife des Körpers sehr merklich hervor ragen sollen, welchem Wink der Natur denn auch der Erzieher folgen müsse. — Im letzten Theile der 4ten Abh. setzt Hr. Heusinger noch den Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht auseinander. Die Erziehung setzt das Kind in Umstände und macht es fähig, selbst Vorstellungen zu erzeugen; der Unterricht trägt dem Schüler gewisse, vom Lehrer erzeugte oder angenommene, bestimmte Vorstellungen vor. Unterricht gehört für Kinder unter zwölf Jahren schlechterdings nicht. Auch der Vf. der Briefe hat den allzufrühen Unterricht an mehrern Stellen, z. B. Br. 6. *Schädlichkeit des zu frühen Religionsunterrichts* mit Nachdruck gerügt, auch besonders in Beziehung auf die Theilnahme der Kinder am öffentlichen Religionsunterricht in den Kirchen S. 82. ff. 295. f. (Nach des Rec. Ueberzeugung dürften junge Leute nicht vor dem Ende der Erziehung oder der Confirmation, welche billig in dieselbe Zeit fallen sollte, Antheil an den öffentlichen Gottesverehrungen nehmen, die durchaus nur für Erwachsene eingerichtet sind.) *H's.* 5te Abh. stellt die Erziehung von Seiten ihres Einflusses auf Ruhe und Glückseligkeit vor, und die beyden letzten Abh. beschäftigen sich mit Rosseau's Begriffen von Erziehung und mit Prüfung einiger Stellen des Emil. Der Vf. hat sich hier als einen sehr scharfsinnigen Dolmetscher dieses noch zum Theil verschlossenen Buches gezeigt und *R's* Einverständnifs mit seinen Ideen aus Stellen des Emil beurkundet. (S. 195 Anm. fündigt er gegen die Grammatik, wenn er in einer Stelle des Emil *determinées* auf *objets* bezieht.)

Es wäre nun freylich noch insbesondere von den *philos. Briefen* viel zu sagen; aber der Raum, welchen diese Rec. eingenommen hat, erlaubt uns nur noch Weniges von dem Inhalte dieses gehaltreichen Buches anzudeuten, worin der Vf. mit vielem Fleisse und Scharfsinn die aus *Kant*, *Reinhold*, *Schmid*, *Garve*, *Heidenreich*, den Revisoren, *Thieme* u. a. gewonnene moralische Ausbeute für seinen Gegenstand benutzt und mit seinen eigenthümlichen Vorstellungen bereichert hat. Es versteht sich, dass er den Religionsunterricht auf die Sittenlehre baut; er schlägt denen, welche früh das Christenthum lehren müssen, vor, nachdem sie die praktische Urtheilskraft durch vielen moralischen Stoff geübt, mit den *Geboten* des Christenthums anzufangen und sie durch das in der Geschichte Iesu aufgestellte Beyspiel zu versinnlichen. Bey Gelegenheit der Untersuchung: ob mit der geoffenbarten Religion der Anfang des Religionsunterrichts gemacht werden dürfte, wird eine Beleuchtung der *Kritik aller Offenbarung* eingeschaltet. Zum ersten Unterricht in der Religion wird der in Kants *Kritik der Urtheilskraft* vorgetragne teleologisch-moralische Beweis fürs Daseyn Gottes vorgeschlagen, welchen der Vf., um gewissen Schwierigkeiten der gewöhnlichen Darstellung auszuweichen, auf eine neue Art vorstellt. Neue, dem Vf. eigne Gedanken und Vorstellungsarten finden sich vorzüglich in den letztern Briefen, als Br. 21 Ideen zu einer künftigen Asketik der Religion. Br. 22 Ideen zur Cultur und Disciplin des Begehrungs- und Gefühlvermögens. Br. 24. Hingeworfne Ideen zu einer künftigen Heilkunde der religiösen

 Krank-

Krankheiten. Der Vortrag des Vf. iſt lebendig und unterhaltend: doch könnte man wohl, auch ohne von der Tadelſucht der Recenſenten, die der Vf. hie und da anzapft getrieben zu werden, Klage über zu groſse Weitſchweifigkeit und Wortfülle, über unzeitige Abſchweifungen, über eine hie und da vorkommende und gewiſs bey ſo ernſten Unterſuchungen übel angebrachte Witzeley und über zu reichlich eingemiſchte Allegorien, worin ſich einige Schriftſteller aus Kants Schule ſo ſehr gefallen, führen. Der Vf. ruft den Recenſenten aus dem Munde der Diotima zu: *μη θαυμάζετε, ει το αὐτου αποβλαστημα φυσει παν τιμα.* Dieſe Vorliebe möge ihn denn antreiben, dieſes Kind ſeines Geiſtes noch mehr auszubilden und zu vervollkommnen!

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Upsala, b. J. Edmans Witwe: *Tankar om Spanmåls-handeln til Landbrukets uphjelpande af Eman. Ekman, Oeconomiae Pr. Profeſſor.* (Gedanken über den Getreidehandel zur Aufhelfung des Ackerbaues) 1793. mit Tab.

Der Vf. behauptet, daſs da Schweden unter Guſtav I. und Erich XIV. noch Getreide ausführen können, nicht das Clima Schuld daran ſey, daſs es jetzo jährlich 3 bis 400000 Tonnen Getreide zukaufen müſſe: auch nicht der Brantwein, der erſt ſeit Erich XIV eingeführt worden; endlich auch nicht der Mangel an arbeitenden Händen. Er rechnet, daſs Schweden in allen 1051705 Tonnen Getreide gebrauche, und behauptet, daſs, wenn gleich nach einiger Meynung die arbeitende Volkszahl nicht viel über 1073725 Menſchen betrage, und man auf jede Perſon nur 4 Tonnen zu produciren rechnet, ſolche nur 1011275 Tonnen produciren würde, und alſo die Anzahl der producirenden Claſſe noch um ¼ müſſe vermehrt werden, um ſo viel Getreide als nöthig zu erhalten; ſo ſey es doch zu begreifen, daſs durch Aufmunterung zu Fleiſs und Arbeitſamkeit, die fehlenden 400000 Tonnen leicht von ihnen dürften producirt werden. Eine Tonne Landes gut gebauten Bodens könne jährlich 10 Tonnen Getreide geben, und zwey Tonnen Landes kann ein Landmann gut bearbeiten. Man rechne dann nun etwas über das fünfte Korn, (und man kann in Schweden mehr rechnen); ſo hat man das verlangte Quantum heraus. Alles, behauptet er, liege alſo nur am Mangel der Aufmunterung für den Landmann, und dieſe Aufmunterung ſetzt er hauptſächlich in der Beförderung eines vortheilhaften Abſatzes des Getreides. Dieſen aber wird durch den ausländiſchen Getreidehandel und daſs aus Deutſchland ſo viel Getreide eingeführt wird, verhindert. Damit könne der Schwediſche Landmann nicht Preis halten; und ſchon Varro ſagt: *nemo ſanus mente velle debet impenſam ac ſumtum facere in culturam, ſi videt non poſſe reſici.* Ein jeder Staat muſs ſuchen, die Ausfuhr derjenigen Producte zu befördern, die keine weitere Veredlung zulaſſen, und die Ausfuhr der rohen Producte, die veredelt werden können, zu verhindern. So macht es England, und das war Sully's Syſtem in Frankreich. Der Vf. will alſo die Einfuhr des ausländiſchen Getreides auſser im Nothfall in Schweden eben ſo verboten wiſſen, wie man die Einfuhr ſo vieler Manufacturwaaren zur Aufhelfung der Manufacturen verboten hat. In Schweden bleibt jährlich eine Menge einheimiſches Getreide unverkauft liegen, während man ausländiſches kommen läſst. Sollte auch durch ein ſolches Getreideverbot das Getreide theuer werden; ſo ſey die Theurung dem Reiche nicht ſo ſchädlich, als die durch das eingeführte ausländiſche Getreide verurſachte Wohlfeilheit. Der Vf. hat durch Vergleichung mehrerer Decennien gefunden, daſs in jedem Decennium ein Miſswachsjahr, zwey knappe Jahre, fünf ordinäre Jahre, und zwey an Getreide ſehr reiche Jahre einfallen. Er erklärt ſich offenbar gegen den freyen ausländiſchen Getreidehandel. Ein Land, ſagt er, daſs dieſer Waare oft bedarf, das ſie nicht ohne ſeinen Schaden zu einem ſo geringen Preis produciren kann, als der Ausländer, ein ſolches Land kann wohl wenig Glück machen, wenn es im Getreidehandel mit Nationen concurrirt, die einen Ueberfluſs daran haben, es ſelten bedürfen, und immer für geringern Preis als Schweden verkaufen können. Der Ausfuhrhandel kann dann immer frey ſeyn, wenn ein Land zu reichlich Korn hat, wie der Fall mit England iſt, aber den Einfuhrhandel müſſe es nur als eine Ausnahme von der Regel, nur im Nothfall ſeyn. Dagegen müſſe der innere Getreidehandel völlig frey ſeyn, ſo ungegründet man ihn auch oft als Aufkäuferey, Kornwucher u. dgl. anſieht. Der Vf. will zwar keinen gewiſſen jährlichen Preis des Getreides feſtgeſetzt wiſſen, aber doch einen gewiſſen Preis unter dem es nicht verkauft werden dürfe, und den berechnet er zu 2 Rthlr. 32 Sch. baar die Tonne. Sobald die Tonne aber über 3 Rthlr. 16 Sch. ſteige; ſo könnte Getreide von auswärts einzuführen und mit gehöriger Vorſichtigkeit erlaubt werden. Der Kornpreis müſſe alſo immer nur zwiſchen 2½ Rthlr. als dem geringſten, und 3½ Rthlr. Banco, als den höchſten Preis, variiren. Die Berechnungen muſs man bey dem Vf. ſelbſt nachſehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. November 1794.

GESCHICHTE.

MANNHEIM, mit academischen Schriften: *Historia et Commentationes Academiae electoralis Scientiarum et elegantiorum litterarum Theodoro Palatina* Vol. VI. Historicum. 1789. 3 Alph. 2 B. Vol. VII. Historicum. 1794. 3 Alph. gr. 4.

Den Anfang des sechsten Bandes macht die Geschichte der Academie von 1782 bis 1787, worin unter andern von den, in diesem Zeitraum verstorbenen Mitgliedern, *Joh. Jacob Häffelin*, *Chr. Mayer*, Baron *von Hohenhausen* und *Phil. Wilh. Lud. Fladd* einige Lebensnachrichten enthalten sind. Hierauf folgen XVI. Abhandlungen, unter welchen die *fünf* erstern verschiedene antiquarische Gegenstände betreffen, die wir den Liebhabern der Alterthumskunde nur kürzlich bekannt machen wollen.

I. *Commentatio critica, qua locus Taciti male affectus restituitur et illustratur*, von *G. Chr. Crollius*. Die kritische Berichtigung betrifft hauptsächlich die Stelle in Tacitus, wo von Augusts Ausschweifung die Rede ist. In den Annal. I. Cap. 10. heisst es unter andern: — *rite nuberet. qui Atedii et Vedii Pollionis luxus* etc. Hr. *Cr.* behauptet aber dass es heissen müsse: *nuberet, nuptaeque taedia*; ferner lieset er bey eben dieser Stelle, *gravisne* für *gravior* und *comparatione deterrimi* für *deterrima*.

II. *Diss. ad aras votivas nunc primum editas*, von *A. Lamey*. Enthält die Beschreibung einiger steinern Altäre die bey Alzai, Bingen und Wissbaden gefunden worden. Zwey derselben waren der Minerva und Fortuna geweihet; und auf dem dritten kommen drey Brüder *ex gente privata*, oder, wie Hr. *L.* will, *privatia*, vor. Auf der zu Wissbaden gefundenen Ara stehet unter andern *Apollo Tuotiorix*, ein ganz unbekannter Name, den Hr. *L.* (S. 49.) für ein Celtisches Wort erklärt.

III. *Arae Herculis, infra Rigomagum repertae*, von Ebend. Im Cöllnischen, oberhalb Bonn, wurden vier Altäre entdeckt, die dem Herkules gewidmet und mit verschiedenen Inschriften versehen waren, worüber Hr. *L.* sehr gelehrte Erläuterungen mittheilt.

IV. *De Matronis earumque monumentis in ducatu Juliacensi nuper repertis*, von Ebend. Es sind 8 Denkmäler, auf deren jedem insgemein drey Gottheiten mit verschiedenen Beynamen erscheinen, die der Vf. sehr sinnreich zu erklären sucht. Er äussert dabey die Vermuthung, dass man hierunter die drey Jahrszeiten verstehen könnte, welche bey den Deutschen nicht unbekannt waren.

V. *De inscriptionibus Sepulcralibus aevi Rom. nunc primum editis*, von Ebend. Auch die hier vorkommenden Inschriften, an der Zahl acht, sind mit historischen und kritischen Anmerkungen sehr gut erläutert.

Ausser diesen jetzt bemerkten Aufsätzen finden Kenner und Freunde der deutschen Geschicht- und Geschlechtskunde im gegenwärtigen Bande folgende Stücke: VI. *Elsenzgoviae-franciae Rhenensis pagi, qualis medio aevo maxime fuerit, descriptio*, ebenfalls von *A. Lamey*. Ein schätzbarer Beytrag zur mittlern Geographie des Rheinischen Franziens, wodurch die Lage und der Umfang des *Elsenzgauen*, den das bekannte *Chron. Gottwic.* irrig für einen Theil des Craichgaues ausgibt, genau untersucht, und bestimmt werden. Semmsheim war der Hauptort dieses Gauen, dessen übrigen Dörfer der Vf. aus vielen Urkunden sorgfältig und nach ihren heutigen Benennungen verzeichnet hat. Zuletzt werden auch (S. 105.) die Grafen namhaft gemacht, die von 861 – 1100 diesem Gau vorgesetzt waren. Der letzte, Namens Bruno, führte sowohl hier als in dem Craichgau und Enzgau das Grafenamt und wurde der Stammvater der Grafen von Lauf. — S. 108. liefert Hr. *L.* noch eine Beschreibung des Nahgau's (*in Act. Theod. Pal.* T. V. p. 127.) mit einer Urkunde vom J. 1091, worin K. Heinrich IV. einige, im Nahgau gelegene, Ortschaften der Kirche zu Speier zueignet. Neben dem geograph. Nutzen, glaubt der Vf. in diesem Diplom zwey bisher noch unbekannte Kinder des genannten Kaisers, Namens *Heinrich* und *Adelheid*, entdeckt zu haben, weil jener Schenkung zu deren Seelenheil (*pro remedio animarum suarum*) geschehen war, mithin beide für verstorben zu achten wären. Allein der letzte Schluss scheint uns nicht ganz richtig zu seyn. Die Schenkungsbriefe der mittlern Zeiten enthalten die gewöhnliche Clausel: *pro remedio animae nostrae nostrorumque parentum, conjugis nostrae* N. *filii nostri* N. etc., obgleich alle diese Personen noch am Leben waren. Diess nemliche findet auch bey der gedachten Urkunde von 1091 statt, wo K. Heinrich an diesem *Remedio* selbst Antheil nimmt, denn da heisst es: *pro remedio animae nostrae, — fratris nostri Cunradi, filiaeque nostrae Adelheidis et filii nostri Heinrici* — wäre eins von diesen Kindern bereits verstorben gewesen, so würde man das gewöhnliche Beywort *defunctae* oder *defuncti* gewiss nicht ausgelassen haben. Unter den hier vorkommenden *Heinrich* dürfte also wohl Heinrich V. zu verstehen seyn, in sofern nicht zuverlässigere Nachrichten noch einen andern Sohn dieses Namens entdecken.

VII. *Observationes de diversis recentiorum erroribus in struenda majorum familiae Salicae Wormatiensis s. Spirensis serie admissis rectiusque ea a familia Loganensi* Con-

Conradi I, regis difcernenda, quas praemittit probationibus Salicis, von *G. Chr. Crollius.* Unerachtet fich fchon viele Gelehrte bemühet haben den Urfprung des alten Salifchen Gefchlechts zu unterfuchen; fo find doch ihre Arbeiten gröfstentheils fehlerhaft und unvollkommen geblieben. Der Vf. fand fich alfo bewegen, diefen wichtigen Gegenftand von neuen zu bearbeiten, und fogar fein eigenes, in den *Origin. Bipontinis* aufgeführtes, Stammgebäude wieder einzureifsen. Von diefer, mit unbefchreiblicher Mühe und tiefer hiftorifcher Kenntnifs abgefafsten ausführlichen Darftellung eines genealogifchen Zufammenhangs der mittlern Zeiten, läfst fich kein Auszug geben, ohne das Ganze abzufchreiben. Wir begnügen uns alfo nur fo viel hievon zu bemerken, dafs der Vf. in der I. *Obfervat.* die Salifch-Conradinifche Gefchlechtsreihe vom Graf Gebhard in Lahngau, der vom J. 832 — 879. das Grafenamt dafelbft führte, ableitet, und die in Urkunden und gleichzeitigen Gefchichtsfchreibern vorkommenden deutfchen Herzoge und Grafen vom 9ten bis zum 11. Jahrhundert in eine fehr wahrfcheinliche Familienverbindung bringet, welche man aus einer S. 152. beygefügten Gefchlechtstafel mit einemmale überfehen kann. Manchen Angaben beruhet zwar auf Hypothefen und hin und wieder vermifst man den Beweis der Filiation; indeffen leuchtet der unermüdete Fleifs und Forfchungsgeift des Vf. überall hervor, und jeder Kenner der mittlern Gefchichte und Genealogie wird ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laffen, dafs er in diefem Fache weit mehr, als feine Vorgänger geleiftet habe. Die II. Obferv. handelt *de familia augufta Salica fpirenfi a fundatoribus coenobii Hornbacenfis oriunda;* worin Hr. *Cr.* erweislich zu machen fuchet, dafs der Speierifche Graf Werinher, welcher (750) das Klofter Hornbach geftiftet, der Stammvater des Königs Wido von Italien und des deutfchen Königs Conrads II. (Salicus) gewefen. Nebenber wird auch die Abkunft Landgraf Ludwigs I. zu Thüringen und des fränkifchen Markgrafen Otto von Schweinfurt, Herzogs von Schwaben, unterfuchet und erfterer von den Grafen des Lahngaus, letzterer aber von einem Gr. Walaho im Wormsgau abgeleitet. Den Befchlufs diefer gelehrten Abhandlung machen 22 Hornbachifche Urkunden vom J. 796—1105, welche mit erläuternden Anmerkungen verfehen find.

VIII. *De familia Dynaftarum Schauenburgenfi ex tabulis veteris illuftrata*, von *Andr. Lamey.* Diefe Dynaften blüheten vom J. 1148 bis 1281, und kamen zuweilen auch als Grafen vor. Ihre Gefchlechtsreihe und Schickfale werden diplomatifch erwiefen und mit 10, noch ungedruckten, Urkunden belegt. Der Stammfitz diefer Herren war das über Doftenheim, im Amte Heidelberg, gelegene Schlofs Schauenburg, welches fie vom Klofter Lorfch zu Lehn trugen. Nach ihrem Abgange kam ihre Herrfchaft an Erkingern, einen Dynaften von Megenheim, der felbige 1294 an den Kurfürften von der Pfalz verhandelte. König Ludwig IV. übergab fie 1320 dem Erzftift Mainz, von welchem es endlich Kurfürft Friedrich der Sieghafte 1460 wieder an fich brachte.

IX. *De caftro olim palatino Turrun ad Mofellam inferiorem prope Alken fito*, von Ebend. Die Gefchichte diefes Schloffes, welches die Kurfürften von der Pfalz zu Ende des 12 Jahrhunderts erbauten und es 1214 an Kurcölln abtreten mufste, wird hier gründlich ausgeführt, und man kann diefen Auffatz, befonders wegen der beygefügten 8 Urkunden vom J. 1209—1285, als einen nützlichen Beytrag zur Pfälzifchen Specialhiftorie anfehen.

X. *Quid opera contulerint Electores et principes palatini in conficiendis nationis germanicae concordatis*, vom *J. Jung.* Bey Abfaffung der Concordaten 1439 ftand zwar Kurfürft Ludwig von der Pfalz unter Otto's Vormundfchaft, er unterfchrieb fie aber doch mit feinem Vormund. Ein gleiches that er bey dem Kurfürftenverein vom J. 1446; da er aber nachher des abgefetzten Pabft Felix V Tochter heirathete, fo weigerte er fich, dem Pabfte Eugen den Gehorfam zu leiften, welchem Beyfpiele auch die übrigen weltlichen Kurfürften, Böhmen ausgenommen, nachfolgten.

XI. *Wilhelmi Reg. Rom. diploma Cubae ad Rhenum datum; cum notis b. Baronis de Zur Lauben.* In der hier mitgetheilten Urkunde *de dato in caftris ante Cubam II.* Kal. Sept. Ind. X. MCCLII. beftätigt K. Wilhelm eine Schenkung, wodurch die Grafen Ludwig von *Froburg* und Ulrich von *Schnabelburg* dem 1231 geftifteten ciftertienfer Klofter Frauenthal, im Canton Zürch, einige reichslehnbare Güter übergeben. Die in franzöfifcher Sprache beygefügten Anmerkungen betreffen einige Gefchlechtsnachrichten der genannten Grafen, die Schickfale des von ihnen befchenkten Klofters, und das an der Urkunde hangende Siegel. Zuletzt beweift auch der Vf. mit diplomatifchen Zeugniffen, dafs Wilhelm auch in der Schweiz als römifcher König erkannt worden.

XII. *Manipulus chartarum XVI. Palatinorum Rheni comitum illuftrantium*, von *Steph. Alex. Würdtwein.* Diefe Urkunden fangen mit 1332 an und reichen bis 1474 verfchiedene derfelben find aus der päbftlichen Bibliothek im Vaticane und enthalten meiftens Eheberedungen und Schutzbündniffe der Pfalzgrafen mit benachbarten Reichsftänden. Merkwürdig ift es, dafs Pfalzgraf Ruprecht fich 1362 verpflichtete, niemals einen öftreichifchen Prinzen zum römifchen König zu wählen. Der Umftand, dafs K. Karl IV feine Tochter Elifabeth 1361 dem Pfalzgrafen Ruprecht verlobet habe, die Ehe aber nach Hn. *W.* Meynung S. 351. nicht vollzogen worden, weil letzterer nachher 1366 eine Burggr. Nürnbergifche Prinzefsin geheirathet habe, verdient eine nähere Unterfuchung. Wahrfcheinlich ift die erfte Eheverbindung wirklich vor fich gegangen, denn die bayerifche Gefchichte nennet den Kurfürft Ruprecht ausdrücklich einen Tochtermann K. Karls IV. und es ift alfo zu glauben, dafs deffen erfte Gemahlin zwifchen den J. 1361 und 1366 wieder geftorben fey.

XIII. *Von den Speyerifchen Urkundenbüchern, Chronikfchreibern und andern Schriftftellern nach der Zeitordnung*, von *J. M. Ant. Löbel.* In dem Speyerifchen Archiv find folgende Urkundenbücher anzutreffen: 1) Ein, auf Pergament gefchriebener Codex, *antiquiffimus liber privilegiorum* genannt, der in der Mitte des VII. Jahrhunderts anfängt und fich mit dem J. 1282 endigt. 2) *Antiqua regula Chori* vom J. 1250, enthält ein Verzeichnifs von milden Stiftungen und zwey Necrologia. 3) Die fogenann-

genannten *Libri obligationum*, bestehen aus päbstlichen Bullen, kaiserlichen und königl. Privilegien, Schenkungs- und Stiftungsbriefen etc. vom mittlern Zeitalter bis in das XVI. Jahrhundert. 4) *Registrum Camerariorum* aus dem XV. Jahrhundert enthält ein Verzeichniss der Kirchenceremonien. 5) *Libri duo Juramentorum Praelator. Canonicor. Vicariorum* etc. aus dem XVI. Seculo; und 6) *Liber pergam. statutorum* vom J. 1473. An Materialien zu Bearbeitung einer historisch-diplomatischen Geschichte des Hochstifts Speyer fehlt es also nicht, und dennoch haben wir in diesem Fache, ausser dem was von Bromer und Hontheim hierin geleistet worden, nichts vollständiges aufzuweisen. Von den gedruckten Chroniken, ingleichen von deren Verfassern, vorzüglich von *Burgmann*, *Jac. Wimpfeling*, *Wilh. Eisengreim*, *Joh. Pistorius*, *Phil. Simonis* und *Chr. Lehmann* gibt uns der Vf. befriedigende und zum Theil unbekannte Nachrichten, und wir können daher diesen Auffatz als einen nützlichen Beytrag zur Speyerischen Literargeschichte empfehlen.

XIV. *De Castro ac familia Erenberg, feudo palat. prope Mosellam infer*, von *A. Lamey*. Die Schicksale dieser Herrnfamilie, die von 1189 bis 1396 blühete, werden hier aus gedruckten und ungedruckten Quellen gründlich erläutert. Die Herrschaft Ehrenberg war dem Kurfürsten von der Pfalz lehnbar und dieser trug sie wiederum von Kurtrier zu Lehn. Friederich von Ehrenberg, mit welchen dieses Geschlecht ausstarb, vermachte ⅔ von seinen Besitzungen 1396 seinem Schwager, Johann von Schonenberg, und verpfändete ⅓ dem Kurfürst Ruprecht von der Pfalz. Zu dieser Abhandlung gehören 9 Urkunden.

XV. *Gedanken über die wahre Beschaffenheit und Ursprung der drey geistlichen Kurstimmen, welche den Primaten der fränkisch-deutschen Kirche und Consecratoren eigen geworden*, von *G. Chr. Crollius*. In dem V. Bande dieser academischen Abhandlung S. 323. hatte der Vf. die bekannte Preisfrage: *wie und wann die Erzämter des H. R. R. erblich geworden?* mit der ihm eigenen Kenntniss und grossen Scharfsinn so befriedigend beantwortet, dass ihm die Academie den Preis zuerkannte. Die gegenwärtige Schrift ist also einigermassen der Pendant von jener Abhandlung und beschäftiget sich mit dem Ursprunge der drey geistlichen Kurstimmen, welchen Hr. *C.* mit gleicher Gründlichkeit entwickelt. Das Resultat davon ist kürzlich dieses: Im J. 920 waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln, als Primaten der fränkischen Hauptnation, nur noch blosse Consecratores, und die zwey letztern standen Erstern nur bey der Krönungshandlung bey. Als aber K. Otto I. nebst Italien auch die *Advocatiam Ecclesiae Romanae* erworben hatte, so war es eine natürliche Folge, dass auch die römische Kirche künftig zu der Wahl dieses obersten Schutzvogts zugelassen werden musste, daher die Primaten der fränkischen Kirche, sich den Repräsentanten der Völker, in Führung der Wahlstimmen, beygesellten. An K. Heinrichs II. Wahl nahm schon die Geistlichkeit einigen Antheil: aber bey der im J. 1024 erfolgten Wahl Konrads II war ihr Stimmrecht, nach dem Zeugniss des Wippo, ausser Zweifel, und auf der einen Seite standen die drey geistlichen Kurfürsten, als Repräsentanten der deutschen Kirche, und auf der andern die weltlichen Kurfürsten, als Repräsentanten der deutschen Hauptnationen. Nach dieser Ausführung hat also der Vf. die ehemalige Behauptung des Hn. von Ollenschlager, der, in seiner Erläuterung der G. B. S. 61. den Erzbischöfen zu Trier und Cölln, als Repräsentanten der Ripuarier und Mosellaner, ein Wahlrecht zuschreiben wollte, zur Gnüge widerleget.

XVI. *Funfzehen statistische Tabellen über die Grösse und Bevölkerung der Rheinischen Pfalz*, von *Theod. Traiteur*. Die Rubriken dieser Tabellen sind: Grösse des Landes, Verhältniss der Geburten, des Sterbens und der Ehen. Die erste enthält eine genaue Ruralangabe, des angebauten Erdreichs in allen Oberämtern, welche zusammen 75½ Quadratmeilen ausmachen, von welchen 13½ nicht urbar sind. Nach der II Tabelle, woraus man die Zu- und Abnahme der Einwohner sieht, kommen im Durchschnitte der 10 Jahre, von 1776—1786, auf eine Quadratmeile 4039 Menschen. Die III. zeiget die Geburten und den Tod an; die folgenden von Nr. IV bis XIV beweisen den Bevölkerungsstand im einzelnen für jedes Jahr und die XV Tabelle bemerket den Gewinn und Verlust der Menschen im Ganzen. Im J. 1776 bestand die Volksmenge aus 238,887 und im J. 1786 aus 304,985 Köpfen, und dennoch waren in diesen 10 Jahren 10,674 ausgewandert und nur 2374 hereingekommen. Obgleich nach diesen Tafeln immer mehr Knaben als Mädchen geboren wurden, so waren dennoch 5400 Mädchen mehr, als Knaben, und 1500 Weiber mehr, als Männer vorhanden. Nach den Vf. liegt dieser auffallende Unterschied in der Ein- und Auswanderung; weil mehr weibliche Geschöpfe ein- und mehr männliche ausgewandert seyn müssen. Ein dreyfaches Register über den 4ten, 5ten und 6ten Band dieser academischen Schriften gibt dem Werke einen neuen Werth. Es bestehet aus einem geographischen, genealogischen und Sachenregister.

Im VIIten Bande folgen nach einer kurzen Erzählung der Begebenheiten, die von 1788 bis 1792 bey der Academie vorgefallen sind, 13 historische Auffätze in lateinischer und deutscher Sprache, die der Aufmerksamkeit der deutschen Geschichtskenner würdig sind.

I. *Andr. Lamey*, *Wintgartheiba veteris pagi Franciae novae, ex monumentis medii aevi, descripto*. Auch die gegenwärtige Beschreibung des alten ostfränkischen Gauen *Wintgartheiba*, dessen geographische Lage, durch die beygefügte Karte sehr anschaulich wird, legt von des berühmten Vf. unermüdeten Fleisse und unverkennbaren Forschungsgeiste einen neuen Beweis ab. Diesen Gau haben zwar Bessel in dem bekannten *Chron. Gottwicense* p. 856. und Krämer in den *Act. Theod. Pal.* T. IV. p. 175. beschrieben; aber Hr. *L.* fand noch Stoff genug die angegebenen Grenzen zu berichtigen und den Umfang des genannten Gauen in ein näheres Licht zu setzen. Nach einer vorausgeschickten Bemerkung über dessen Lage und Namen, findet man hier ein vollständiges

diges Verzeichnifs der in diesem Bezirk befindlichen Flüsse, und dann (§. IV — X.) von den zwischen felbigen gelegenen Gauorten, so viel deren in Urkunden des mittlern Alters vorkommen. S. 49. wird nun zwar auch Mechedemulin (das heutige Markmühl) diesem Gau zugeeignet, und eine Urkunde von 976 *in Schannats hist. Worm.* p. 24. scheinet diese Angabe zu bestätigen; Rec. findet aber in *Schannats Trad. Fuld.* No. 168. und in den *Summar. Monachi Eberh.* Cap. I. Nr. 9. 10 et 11. verschiedene Urkunden, welche diesen Ort dem angrenzenden *Jagesgau* zuschreiben, woraus man sehr deutlich siehet, wie schwer es sey, bey dergleichen diplomatischen Widersprüchen die sichern Grenzlinien der Gauen zu bestimmen. Im XV u. XVI §§. werden einige Gaugrafen angeführt, unter welchen der letzte Poppo hiess, den Hn. *L.* mit historischen Gründen zum Geschlechte der Gaugrafen im Grabfelde, als Urväter der Hennebergischen Grafen, zu rechnen geneigt ist. Den Beschluss machen vier Urkunden von 688 — 1012, die aus *Schannats Codex dipl. Wormat.* hier noch einmal abgedruckt und mit Anmerkungen erläutert worden.

II. *Conradi I. Germaniae Regis annales diplomatici cum annotationibus historicis et criticis*, von ebendemf. Die Geschichtsforscher erhalten hier ein chronologisches Verzeichnifs aller und jeden gedruckten Urkunden, die vom K. Konrad I. ausgestellt worden. Hr. *L.* hat deren 33 entdeckt und bey einer jeden den Hauptinhalt und das Datum, ingleichen die Schriftsteller, die sie edirt haben, aufs genaueste angegeben. Der verstorbene R. Rath *Spiess* lieferte zwar in seinen, 1791 herausgegebenen, *Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik* S. 121. ein ähnliches Register; aber die gegenwärtigen Annalen, die ohnehin 2 Urkunden mehr enthalten, empfehlen sich vorzüglich durch ihre Vollständigkeit und durch die (S. 99 — 108.) beygefügten 6 historischen und kritischen Anmerkungen, wodurch der Vf. nach der ihm ganz eignen Forschbegierde in der I. u. II. Observ. nicht nur die Zeit, in welcher K. Konrad erwählt worden, sondern auch das Jahr und den Tag seines Absterbens aufs genaueste zu bestimmen und die Angabe anderer Geschichtsschreiber darüber zu berichtigen sucht. Die vier übrigen Observat. enthalten einige Nachrichten von der, unter Konrad gewöhnlichen Zeitrechnung, von seinen Kanzlern, von seiner Freygebigkeit gegen die Kirchen und von seinen Reisen.

III. *Henrici I. Germ. Regis annales diplomatici cum annotationibus histor. et criticis*, von ebendemf. Von K. Heinrich I. hat Hr. *L.* mehr nicht als 29 gedruckte Diplomen ausfündig machen können, die hier ebenfalls mit der strengsten Genauigkeit angezeigt werden. Unter selbigen befindet sich (S. 137.) ein zwischen K. Heinrich I und dem Abte Megingoz zu Hersfeld, *de dato Kal. Juny a. DCCCCXXXIII. Indict. III. regni Heinrici a. XII.* geschlossener Tauschvertrag, wovon das Original im Hennebergischen Gesammtarchiv zu Meiningen anzutreffen ist. Ein Abdruck davon stehet in *Schoettg. et Kreysig. Script. hist. Germ. med. aevi* T. III. p. 523. und in *Heim* *Hauvberg. Chron.* Th. II. p. 354. Am Ende dieses Bandes S. 548. äussert aber Hr. *L.* einen gegründeten Zweifel gegen die Richtigkeit der Jahrzahl DCCCCXXXIII, weil sie mit dem XII. Regierungsjahr des Königs, der im April 919 erwählt wurde, nicht übereinkomme, und dass wahrscheinlich die Urkunde, wenn man den *annum regni* für richtig annehme, im J. 930 ausgestellt worden. Allein diese Vermuthung kann um deswillen nicht statt finden, weil der im gegenwärtigen Diplom vorkommende Notarius nicht der nemliche war, der einige andere Urkunden von 930 unterzeichnete. Rec. hat indessen Gelegenheit gehabt, die Originalurkunden selbst einzusehen, und kann daher mit desto grösserer Zuverläfsigkeit versichern, dass das vorhin angegebene Regierungsjahr sowohl als der *annus Christi* mit der Urschrift ganz übereinstimme. In selbiger stehet: *Data II. Juny anno Incarnac. dnae. (dominicae) DCCCCXXXIII. Indictione III. Regnante piissimo Heinrico anno XII. actum franconovurt in dei nomine feliciter amen.* Die Zahlen sind hier so deutlich ausgedruckt, dass sie nicht die mindeste Veranlassung zu einer andern Lesart geben können, wodurch sich der chronologische Widerspruch, zwischen dem Ausstellungs- und Regierungsjahr aus dem Wege räumen liess. Rec. vermuthet, dass entweder bey dem Regierungsjahr ein Schreibfehler untergelaufen und statt XV die Zahl XII gesetzt worden; oder dass der Urkundenschreiber gewohnt gewesen, die römische Zahl V mit einem U (welches freylich im Original einer II sehr ähnlich sieht) auszudrucken; wenigstens sieht man aus dem Inhalte der Urkunde sehr deutlich, dass der Schreiber statt des V meistens ein U gemacht habe. In diesem Fall, der immer viel Wahrscheinlichkeit vor sich hat, dürfte sich wohl der Zweifel des Hn. *L.* von selbst heben und beide Epochen in keinem Widerspruch stehen. Noch muss Rec. bemerken, dass das, auf erwähnter Urkunde aufgedruckte, sehr gut conservirte, Siegel den König mit der Krone, in der rechten Hand das *Zepter*, und in der linken das Schwerd haltend, vorstellt. Aus diesem Beyspiele läfst sich also die, in *Gerkens* Anmerkungen über die Siegel Th. 2. p. 19. gewagte Behauptung, „dass K. Heinrich I in seinen Siegeln nie ein „wirkliches Zepter oder auch nur etwas ähnliches da„von gebraucht habe," sehr leicht widerlegen.

(Der Beschluss folgt.)

Druckfehler. S. 187. Z. 16. immer verdünnter statt *einer verdünnten.* S. 188. Z. 10. vielerley st. *viererley.* S. 189. Z. 24. Steigung st. *Neigung.* Z. 32. Wirbel st. *Winkel.* Z. 13. von unten, Nassin, Eddin st. *Nassir-Eddin.* Clavier st. *Clavius.* S. 190. Z. 8. leichte st. *lichte.* Z. 15. lange Zeit st. *vor langer Zeit.* S. 191. Z. 17. *man immer noch des* st. man noch des immer. S. 198. Z. 19. von unten: *integrirenden* st. mitregierenden. S. 199. Z. 14. patriotische, *aber* denkende Preussen, statt oder.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. November 1794.

GESCHICHTE.

Mannheim, mit academ. Schriften: *Historia et Commentationes Academiae Electoralis Scientiarum et elegantiorum litterarum Theodoro Palatinae* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. *J. M. A. Löbel, von dem Ursprunge des Bisthums Speyer und dessen ersten VII Bischöfen.* Diese mit vieler Belesenheit abgefasste Abhandlung enthält die Geschichte der ersten sieben speyerischen Bischöfe vom J. 610 bis 752, und zugleich manche merkwürdige Nachrichten, wodurch auch die, in diesem Zeitraum ohnehin noch dunkle, Geschichte dieser Gegend hin und wieder etwas mehr aufgehellt wird. Der Vf. setzt die Entstehung des Bisthums Speyer aus sehr wahrscheinlichen Gründen in die Zeiten des fränkischen Königs Chlotars II, der von 584 bis 628 regierte, und ohne Zweifel den Athanasius, dessen Namen man nirgends anderswo, als in *Sefrieds* Speyers. Chron. (ap. *Eccard* in *Corp. hist. m. ae.* T. II. p. 2257.) aufgezeichnet findet, zum ersten Bischof angestellt hat. Diesem folgte *Principius*, unter welchem König Siegebert alle seine Einkünfte im Speyergau, nach einer ungefähr 650 ausgestellten Urkunde, der Kirche zu Speyer schenkte. Die nachherigen Bischöfe waren *Dragobod*, *Atto*, *Sigwin*, *Luido* und *David*, von deren Schicksalen und Begebenheiten man hier gründliche und aus guten Quellen hergenommene Nachrichten lieset.

V. *Advocati provinciales Spirgoviae.* Von *Andr. Lamey.* In dem dritten Bande des *Actor. Academ.* p. 461. hatte der Vf. bereits eine geographische Beschreibung des Speyergau's eingerückt, und am Schluss derselben die Gaugrafen, die diesem Comitat vorgestanden, namhaft gemacht. Die Gauverfassung nahm aber hier im 11ten Jahrhundert ein Ende, indem K. Heinrich IV diesen Comitat 1086 dem Bisthum Speyer mit eben der Gewalt, wie solche die Grafen gehabt hatten, übergab. Seitdem verschwanden nun auch die Gaugrafen, an deren Stelle in der Folge Landvögte und Landrichter (Advocati, Judices provinciales) in Urkunden auftreten, welche die kaiserliche Obergewalt in der Gegend von Speyer auszuüben pflegten. Von diesen Landvögten, deren von 1206 bis 1327 mehrere aus verschiedenen Familien des hohen Adels vorkommen, liefert der Vf. in gegenwärtigen, mit Urkunden belegten, Aufsatz ein diplomatisches Verzeichniss, und macht das historische Publicum mit der vormaligen Verfassung dieses Landstrichs sehr genau bekannt. K. Ludwig IV verpfändete endlich die speyerische Landvogtey 1331 (die Jahrzahl 1313 S. 220 ist ohne Zweifel ein Druckfehler,) seinen Vettern, den Pfalzgrafen Rudolph und Ruprecht, von welcher Zeit an man keine Landvögte mehr, sondern Vizdumen, antrifft.

VI. *Georg Friedrich Zentner, von der Regierung der, dem deutschen Staate unterworfenen, italiänischen Länder, während einem Zwischenreiche in Deutschland.* Diese, für das deutsche Staatsrecht ungemein wichtige, Materie verdiente um so mehr durch eine eigene Abhandlung in ein deutliches Licht gesetzt zu werden, da so viele ältere deutsche Publicisten, und sogar *Moser* (im auswärtigen Staatsr. S. 442.) haben in Zweifel ziehen wollen, dass die Gerechtsame der deutschen Reichsvicarien sich auch über Italien erstrecken. Man wird es also gewiss dem Vf. Dank wissen, diesen Gegenstand von neuem bearbeitet zu haben, und in der That ist er dabey mit so vieler Gründlichkeit zu Werke gegangen, dass sich nunmehr gewiss niemand einfallen lassen wird, jene Hoheitsrechte weiter zu bezweifeln. Zuförderst zeigt Hr. Z., dass, seitdem Italien unter Otto III mit Deutschland verbunden worden, auch die deutschen Kaiser ihre Oberherrschaft über dasselbe behauptet haben. Hierauf werden die verschiedenen Gattungen von kaiserlichen Statthaltern bemerkt, die über kleinere und grössere Gebiete in jenen Landen angestellt gewesen, worunter besonders der Herzog von Savoyen, als *Vicarius generalis*, durch kaiserliche Begünstigungen, die ausgebreitetste Gewalt erlangt hatte, die sich aber doch nur auf seine eigene Lande, nicht aber über ganz Italien, erstreckte, weil der Titel: *Vicarius generalis*, in Ansehung der geringern ihm untergeordneten Vicarien, bloss relativ war. In der goldnen Bulle, welche die Reichsversammlung genauer bestimmte, wurde nun zwar von der Zwischenregierung Italiens nichts ausdrückliches festgesetzt, und bey den beständigen Unruhen daselbst haben auch die deutschen Reichsvicarien sich nicht in die dortige Regierung eingemischt. Nachdem aber die Verbindung dieses Reichs mit Italien unter Leopold I erneuert worden, haben die deutschen Reichsvicarien ihre Reichsverwesung auch auf Italien auszudehnen gesucht, deren Rechtmässigkeit S. 242 ff. aus den Gründen der Realverbindung desselben mit Deutschland und aus der Reichsanalogie bewiesen, und zugleich, mit Anführung einiger Beyspiele, bemerkt wird, dass die Herzoge von Savoyen die Jurisdiction der deutschen Reichsvicarien anerkannt haben. Am Ende dieser Abhandlung äussert der Vf., (ohne Zweifel aus Vorliebe für die Rechte seines Vaterlandes) die Meynung, dass Kurpfalz wichtige Gründe habe, bey einer Zwischenregierung von Italien, ein ausschliessendes Recht vor Kursachsen zu behaupten, weil es in Urkunden der älteste allge-

allgemeine Reichsvicarius genannt werde, und selbst die goldne Bulle von den Kurfürsten von der Pfalz als dem allgemeinen *provisore imperii* rede, das sächsische Vicariat hingegen, dem Pfälzischen nur als ein Particularvicariat beygefügt zu seyn scheine etc. Aber von dieser Behauptung können wir uns nicht überzeugen, denn ob gleich die Geschichte einige Beyspiele liefert, dass unter K. Rudolph I und Ludwig IV dem rheinischen Pfalzgrafen die Reichsverwesung, *während der Abwesenheit* der Monarchen allein übertragen worden; so kann man jedoch hieraus um so weniger einen bündigen Schluss auf ein ausschliessendes Recht machen, da lange zuvor K. Friedrich II in einer Urkunde vom Jahre 1242 dem Pfalzgraf *Heinrich* zu *Sachsen* ebenfalls zum *Procuratore Germaniae* ernannte, (dipl. in *Heydenreichs* Entwurf einer Historie der Pfalzgrafen von Sachsen S. 155.), mithin von Sachsen eben so, wie von den Pfalzgrafen bey Rhein, die *alleinige* Reichsverwesung geführt worden. Auch in Ansehung des, vom Vf. aus der G. B. hergenommenen Arguments, dürfte wohl einem jeden unbefangenen Leser des 5ten Kap. dieses Reichsgesetzes sehr deutlich einleuchten, dass Karl IV zwischen dem pfälzischen und sächsischen Reichsvicariat eine völlige Gleichheit festgesetzt habe, und die Worte: *eodem jure provisionis illustrem ducem Saxoniae, Sacri Imper. Archimarescallum frui volumus* etc. entfernen allen deshalbigen Zweifel. Hr. Z. räumt auch nachher selbst ein, dass den beiden Herren Reichsvicarien, dem Herkommen gemäss, die gemeinschaftliche Reichsverwesung in Italien zuständig sey.

VII. *Dapiferi Palatinatus Rheni de Alceja dicti, disquisit. genealogico - historica*, von *Andr. Lamey*. Diese mit 16 Urkunden belegte Abhandlung enthält viele mit Mühe gesammelte Nachrichten von dem Geschlechte der Herren von *Alzei*, welches vom 12ten Jahrhundert an bey dem Pfalzgrafen am Rhein, die Erbtruchsessenstelle bekleidete, und im 14ten Jahrhundert ausstarb. S. 268. sind 3 in Kupfer gestochene Siegel beygefügt, worunter sich ein Reutersiegel vom J. 1288 befindet, welches Rec. um so merkwürdiger scheint, weil man in der Siegelkunde für allgemein richtig annimmt, dass nur der hohe Adel, worunter doch die Herrn von Alzey, den beygefügten Urkunden zu Folge, nicht zurechnen seyn dürften, sich der Reutersiegel bedient habe.

VIII. *De familia Dynastarum Steinacensi, ex tabulis antiquis illustrata*, Von Ebendems. Auch diese Geschlechtshistorie hat der Vf., wie gewöhnlich, gründlich ausgeführt, und sie mit einer genealogischen Tabelle und 5 Urkunden versehen. Die Dynasten von Steinach treten schon 1141 in der Geschichte auf, und starben 1316 aus.

IX. *Epistolae maximam partem Palatinae ex Cod. MS. Andreae Masii*, Consiliarii Palat. praemissa *brevi hujus Masii vitae* ex iisdem delineatione, cum adspersis notulis hist. et litterariis nunc primum editae. Von Ebendems. S. 302 — 394. Ein dankenswerther Beytrag zur gelehrten Geschichte, wodurch wir einen berühmten Mann des 16ten Jahrhunderts, der besonders am pfälzischen Hofe eine beträchtliche Rolle spielte, und zu wichtigen Staatsangelegenheiten gebraucht wurde, etwas genauer kennen lernen. Den Anfang macht eine kurze Biographie des Andreas Masius, von dessen bürgerlichen und literarischen Verdiensten Hr. L. aus den Handschriften der kürfürstlichen Bibliothek zu Mannheim S. 202 bis 312 interessante Nachrichten mittheilt. Hierauf folgen 52, grösstentheils lateinische Briefe, vom J. 1538 bis 1572, welche an und von gedachten Masius geschrieben worden, und meistens politische Gegenstände betreffen.

X. *Beweis, dass Pfalzgraf Herman bey Rhein, der sonst den Zunamen von Stalek hatte, ein geborner Graf von Hochstatt in Ostfranken gewesen ist*, Von *Phil. Ernst Spiess*. Der berühmte Geschichtsforscher Crollius, hatte bereits in der 5ten Fortsetzung seiner erläuterten Reihe der Pfalzgrafen, die Herkunft des Herrmanns von Stahlek gründlich abgehandelt, und aus historischen Gründen bewiesen, dass derselbe aus der Provinz des östlichen Grabfeldes und zwar von einem dasigen Gaugrafen, Gotzwin, abstamme, auch daselbst einige Stammgüter besessen habe. Diese historische Angabe hat nun der sel. Reg. Rath Spiess zu Bayreuth etwas genauer aus einander gesetzt, und solche mit neuen diplomatischen Gründen bestätiget, wodurch der Sitz des Grafen Gotzwins im Grabfelde, allwo er sogar im J. 1114 das Grafenamt führte, näher erläutert wird. Ausserdem beweist aber auch der Vf. S. 398 ff. aus urkundlichen Quellen, dass eben dieser Graf der Stifter des Klosters Mönchaurach gewesen, und dass sein Sohn, Pfalzgraf Herrmann, von der in jener Gegend gelegenen Stadt *Hochstädt* den Namen *Comes de Hohstet* geführt habe, welchen ihm ein Diplom vom J. 1142 (S. 413.) ausdrücklich beylegt. Ob man aber deswegen diesen Herrmann, wie Hr. *S.* behauptet, für einen *gebornen* Grafen von Hochstädt halten könne, dürfte doch wohl noch einigen Zweifel unterworfen seyn, weil nicht zu erweisen ist, dass sein Vater Gotzwin sich jemals dieses Geschlechtsnamens bedient habe. Rec. besitzt eine vom Bischof Embrich zu Wirzburg ausgestellte Urkunde von 1140, worin eben dieser Herrmann unter den Zeugen als *Graf von Bildhausen*, *Hermannus Comes de Bilhiltehusen*) erscheint, welcher Ort mit vielen umliegenden Dörfern sein Eigenthum war, und woselbst er nachher um das J. 1156 das noch jetzt vorhandene Kloster gründete. Man würde aber wohl sehr irren, wenn man gedachten Herrmann für einen *gebornen* Grafen von Bildhausen halten wollte; vielmehr dürfte seine abwechselnde Benennung von *Höchstädt* und *Bildhausen* nur einen beytretenden Beweis abgeben, dass die Grafen und Herrn des mittlern Alters bald von diesem, bald von jenem Sitz einen Beynamen hergenommen, und solchen mit jeder Veränderung ihres Aufenthalts wieder abgelegt haben. Nach Rec. Meynung scheint also der Beyname von *Stahlek* um so mehr der eigentliche und ursprüngliche Stammname des Grafen Herrmanns gewesen zu seyn, da er solchen am meisten führte, und selbst in dem gegenwärtigen VIIten Band der Actor. S. 465 und 467 finden sich zwey Urkunden von 1138 und 1140, worin *Hermannus Comes de Stahlecke* vorkommt. Indessen bleibt diese mit vieler Kenntniss geschriebene, Abhandlung immer ein sehr schätzbarer Beytrag zur ostfränkischen Geschichte, welche

che durch die, aus ächten Quellen geschöpften Nachrichten sowohl, als durch die beygefügten *fünf* ungedruckten Urkunden manches Licht erhält.

XI. *Beyträge zur Bolandischen Geschlechtsgeschichte, von Georg Christ. Crollius.* Dies ist die letzte Arbeit des um die Geschichtskunde der mittlern Zeiten ungemein verdienten *C.* Er starb den 23sten März 1790, und die Akademie zu Mannheim hat das Andenken dieses merkwürdigen Mannes durch eine Biographie verewigt, welche man in der diesem Bande vorgesetzten *Histor. Academiae* S. 5 — 11. eingerückt findet. — Die Bolandische Geschlechtsgeschichte haben zwar neuerer Zeiten *Gräsner* im 1ten Stück seiner diplomatischen Beyträge, und *Gebhardi* in der geneal. Gesch. der erblichen Reichsstände T. II. S. 600 ff. bearbeitet; aber dem Vf. blieb ein sehr reichhaltiger Stoff übrig, diese, zum Theil unvollständige, und besonders in Ansehung des diesem Geschlechte eigen gewesenen Reichs- und Hoftruchsessen-Amtes, unrichtige Nachrichten zu verbessern. Der 2te §. enthält eine gründliche Erläuterung des Zustandes der königl. Hofbeamten des 11ten und 12ten Jahrhunderts, und im 3, 4, und 5ten §. werden der Ursprung, die weitläuftigen Besitzungen und die Genealogie der Herrn von Bolanden aus urkundlichen Quellen untersucht, und zuletzt von den noch wenig bekannten Dynasten von Bruchsal einige Nachrichten mitgetheilt. Ein Anhang von 16 Urkunden geben dieser mit dem gewöhnlichen Fleisse des sel. Vf. abgefassten Abhandlung die nöthige Beweiskraft.

Den Beschluss dieses Bandes machen zwey Preisschriften, wovon die eine S. 454 — 486. von den zu Anfang des 12ten Jahrhunderts gestifteten, und zwischen St. Goar und Boppard gelegenen *Probstey Hirzenach*, und die andere S. 487 — 538 von dem in eben dieser Gegend befindlichen *adelichen Frauenkloster Marienberg* handelt. Eine jede derselben ist mit Urkunden belegt, und enthält brauchbare Beyträge zu der *Germania sacra* und zur pfälzischen Geschichte.

WIEN, b. Seitzer: *Schauplatz des landsässigen Nieder-Oestreichischen Adels vom Herren- und Ritterstande von dem XI. Jahrhundert an, bis auf jetzige Zeiten, von Franz Karl Wissgrill,* K. K. Hoffecretär. Erster Band. 1794. 4.7 S. 4. mit vielen Stammbäumen.

Hr. *W.* hat auf dieses Werk fast 30 Jahr verwendet; allein nicht bloss dieser Umstand verspricht von diesem Werke schon sehr viel Gutes, sondern noch mehr die Gelegenheiten und Subsidien, welche Hr. *W.* sehr aufmerksam benutzt hatte. Oesterreich hat zwar einige Werke dieser Art, als des Freyherrn v. *Hoheneck* Beschreibung der Herrenstände des österreichischen Hauses: die *Collectanea genealogica historica* des Gr. von *Wurmbrand* etc., und viele andere einzelne Stücke vom österreichisch-ständischen Adel; man vermisst aber theils eine Fortsetzung der ältern angefangenen Werke, theils ein vollständiges Ganzes, dergleichen Hr. W. verspricht. Es hatte selten ein Schriftsteller Gelegenheit, den Zweck seines Unternehmens so zu erreichen, wie Hr. W., der gemäss seiner Dienstbegleitung und sonstigen Verbindung, Archive und Registraturen benutzen konnte, welche doch immer die Magazine zu Bearbeitung diplomatischer Werke sind. Nebst diesen hatte Hr. W., wie er in seiner Vorrede sagt, die Abschriften von den kostbaren Manuscripten eines *Strein, Calins, Ennenkels, Grünthals, Friedeshaims, Preyenhuebers* und *Fischersberg* vor sich, und die v. *Smitmerische* Urkundensammlung, wie auch eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den jetzt lebenden adelichen Familien zu seiner Benutzung. Alles dieses, vereinigt mit einem ausserordentlichen Fleisse, eben so grosser Geduld und gesundem Urtheil, setzte Hn. W. in den Stand, wenigstens das Manuscript dieses Werks, wie er sagt, gänzlich zu vollenden. Dieser erste Band begreift in den Buchstaben A und B 96 verschiedene Familien.

In Ansehung der *Brauchbarkeit* hat dieses Werk, welches Rec. sehr genau gelesen, einen grossen Werth; Hr. W. stellt die Familien und Geschechtsregister nicht so roh und unbearbeitet, wie z. B. *Hatard*, sondern sehr fleissig und ausgearbeitet dar. Er bemerkt vorzüglich die Verschiedenheit der Zweige derselben, die Gütererwerbe, die Stiftungsbriefe der Klöster, die Ehrenstellen und Würden, die Wanderungen verschiedener Familien nach und aus Oesterreich, (z. B. 73. der Familien *Altensteiner* etc. u. a. m.) die Verbindungen des österreichischen Adels mit den Ritterschaften anderer Reichskreise, welches vorzüglich den letztern bey Aufnehmung und Documentirung der Stammbäume sehr viele Vortheile verschaft, und dieses Werk, weil es sich auf wahre diplomatische Beweise gründet, für den deutschen Adel allgemein nothwendig macht. Selbst den deutschen Hochstiftern, bey welchen die österreichischen Familien immer zu vielen Discussionen, Streitigkeiten und Untersuchungen Anlass geben, dient dieses Werk zu einem nicht geringen Vortheil, indem Hr. W. die Töchter einer jeden Familie, die er beschrieben hat, in Ansehung ihrer Verehelichungen, und mit ihren Taufnamen bemerkt, welches in den ältern Beschreibern grösstentheils versehen, und in den neuern Filiationsbeweisen grosse Schwierigkeiten veranlasst hat.

Was nun besonders die *Eigenthümlichkeiten* dieses Werks betrifft, so hat Hr. W. 1) einige zum Theil ganz unbekannte, und noch nicht beschriebene, Geschlechter geliefert, wodurch er seinem Werke ein vorzügliches Interesse verschaffte; denn Rec. ist selbst bey Bearbeitung verschiedener deutscher Familienangelegenheiten in einzeln Lehnsurkunden auf Geschlechter besonders in Franken und dem Rheinstrom gestossen, wovon man ausserdem fast keine Spur anderwärts antraf; 2) berichtigt er sehr viele heraldische Unrichtigkeiten, und zum Theil auch die verschiedenen Anstände, welche sich bey Veränderung eines Theils, oft aber fast des ganzen Wappens, einzelner alten Familien ergeben haben. In diesem Bezug ist z. B. S. 119. die Veränderung bey der alten Familie *Thann*, nunmehr *Altthän*, in dem Geschlechtsnamen und Wappen wegen der Buchstaben A T merkwürdig. Hr. W. hat sich 3) auch nicht nur die Hauptzweige der beschriebnen Familien, sondern auch die

Nebenzweige eben so richtig bemerkt, wie es sich bey den Familien *Althann* S. 119. und *Aursberg* S. 282 u. m. a. zeigt. Man hat in neuern Zeiten wahrgenommen, was die Verschiedenheit der Linien und manche Verwechslung der Personen bey Examinirung der Stammbäume in den adelichen Domcapiteln für Anstände veranlasst hat. Hr. W. verdient schon vielen Dank zu Abhelfung dieses Gebrechens, das Seinige beygetragen zu haben. Zudem hat sich 3) der Vf. die Mühe gegeben, von verschiedenen der beschriebenen Familien die Stammbäume vollständig, und mit allen Berichtigungen bis auf gegenwärtige Zeiten seinem Werke beyzufügen, unter denen der Stammbaum der jüngsten erloschenen *Althannischen* Hauptlinien S. 118., der Familien *Aspemont* S. 170., *Athems* S. 212., *Baaden* S. 288., *Barbo* S. 300., *Brandis* S. 370., *Breuner* S. 392., *Boul* S. 416. etc. vorkommen. Am merkwürdigsten aber findet Rec. 4) den Fleiss, mit welchem Hr. W. fast von allen den beschriebenen Familien die Wappenbeschreibung, und zwar mit manchen historischen Bemerkungen und Berichtigungen gesammelt hat. Rec. hat bey andern Stemmatographen bemerkt, dass ihre Beschreibungen aus Mangel der Berichtigung des Wappens eben auch unrichtig waren. Auch ist es 5) sehr verdienstvoll, dass Hr. W. auf die Lieferung so vieler Grabschriften von unbekannt gewesenen Familien Rücksicht nahm, wodurch manche Dunkelheit in den Beschreibungen der Geschlechter beleuchtet wird. Hr. W. mag freylich, ungeachtet er einen Reichthum an Subsidien hatte, auch diejenige Beschwerlichkeit gefunden haben, die sich bey ähnlichen Unternehmungen darstellt, dass einige Artikel in der Ausarbeitung besser und vollkommener, als andere, ausfallen. Er hätte z. B. von den jetzt lebenden Familien in diesem Land *Althann*, *Auersberg*, *Bathyan*, *Brandis*, *Breuner* etc. äusserst vollständig, andere hingegen wahrscheinlich aus Mangel der Subsidien, oder weil die Vorfahren nicht so aufmerksam und fleissig, wie Hr. W., gesammelt haben, sehr unvollständig geliefert. Rec. will es zwar Hn. W. zu keinem Fehler rechnen, dass z. B. S. 137. von den Familien *Alleamsdorfer* und *Alsa* S. 67., *Anschau* S. 137., *Apfelthaller* S. 145., *Arndorfer* S. 152., *Arthofer* S. 156. gar keine Wappen vorkommen, aber Hr. W. hätte darüber doch eine Erklärung geben sollen. Es scheint, dass einige derselben, ehe die feyerlichen Wappen und Siegel in Schwung kamen, schon sind erloschen gewesen. Endlich muss man 6) bey diesem Werk als eine wahre Eigenthümlichkeit betrachten, dass Hr. W. seine stemmatographischen und heraldischen Nachrichten durch Beyfügung der besten Schriftsteller bewährt hat; noch besser hätte er aber, wie es bey dergleichen grosen Werken erfoderlich ist, ein Verzeichniss der Quellen, woraus er geschöpft hat, vorangesetzt; denn Rec. kann selbst aus eigener Erfahrung versichern, dass fast kein Fach in Rücksicht der Beweisführung delicater ist, als das genealogische und heraldische, besonders da es das Interesse, das Wohl und Uebel ganzer Geschlechter und ihrer Generationen von einer allerdings nicht ganz ohne Grund ehrsüchtigen Menschenklasse betrifft, welche im Stande sind, wegen des geringsten Zweifels sich eher einander die Hälse zu brechen, als nur einen Mittelweg zulässig zu machen.

Bey allen Vorzügen dieses Werks hätte doch eine und die andere Abänderung denselben doch mehr Ordnung und Vollständigkeit verschafft. Die Einleitung in dieses Werk, welches doch gewiss allen Geschäftsmännern, besonders der österreichischen Staaten, die mit diplomatischen Gegenständen sich abzugeben berufen sind, in die Hand fällt, hätte allerdings eine genauere Entwickelung von der Beschaffenheit der österreichischen Dienstmänner (etwa nach Estors und Seckenbergs Anleitung), sodann eine Erzählung von den Schicksalen des landsässigen Adels, und selbst von manchen wichtigen Veränderungen der adelichen Landstände unter den alten Herzogen von Oesterreich enthalten sollen. Vielleicht schlägt diese Bearbeitung nicht in das Fach des Hn. W. ein; allein er hätte lieber diesen Mangel durch einen dritten, in der Staats- und Geschichtskunde bewanderten Mitarbeiter ersetzen sollen. Auch hätte Hr. W., da er in diesem Werke 1450 adeliche Geschlechter, eine ausserordentlich grose Anzahl, beschreibt, auch in den vorausgesetzten 15 Verzeichnissen, welche er aus Manuscripten eingerückt hat, eine genaue Absonderung und Bestimmung beyfügen sollen, welche Geschlechter ursprünglich Oesterreicher, und welche ausgewandert, und nicht mehr dafür zu halten sind; der Kenner diplomatischer Arbeiten erfodert bey einem Werk dieser Art von dergleichen Sachen eine Uebersicht zur Erleichterung; da wohl wenige den Beruf haben, Hn. W. Schauplatz, der sich etwa auf 8 bis 10 Bände nach dem vorausgesetzten Verzeichniss belaufen kann, ganz und buchstäblich zu lesen.

Auch typographische Schönheit im Allgemeinen kann man diesem Werk nicht absprechen. Allein auf literarische Oekonomie hat Hr. W. gar keine Rücksicht genommen; man liest das Wort *Anno* nach einander viele hundertmal ausgedruckt, warum nicht bloss die Jahrzahl? Ueber die Schreibart lässt sich gar kein Urtheil fällen, weil Hr. W., als Geschäftsmann, sich an den frostigen Canzleystil gehalten, und mit historischer Darstellungsart nicht eingelassen hat. Auch diesem Mangel wäre durch einen Dritten gar leicht abzuhelfen gewesen. Aber die lateinisch geschriebenen Worte, S. 13.: *Malcontenten*, *Convevenz-Minister*, *Secretarii-Chargen*, und die halb deutsch und lateinisch geschriebnen S. 43.: *Commercienrath*, *Gegendeduction* etc., welche ebenfalls zu hunderten vorkommen, und die man doch sonst höchstens noch in den Ulmischen, Schweinauischen und Cöllnischen Stadtrecessen findet, hätte wenigstens der Corrector ausmerzen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. November 1794.

PAEDAGOGIK.

BREMEN, b. Wilmanns: *Geschichte des Schul- und Erziehungwesens in Deutschland* von Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. Entworfen von *Friedrich Ernst Ruhkopf* Doctor der Philosophie. *Erster Theil.* 1794. 419 S. 8.

Mit unverkennbarem Fleiss und mit dem erwünschtesten Erfolge hat der Vf. der vorliegenden Schrift, eine wirklich beträchtliche Lücke in unsrer Literatur ausgefüllt, und dadurch etwas geleistet, was nicht leicht einem andern, auch noch so thätigen und geschickten Manne, wenn er nicht gleiche Gedult gehabt hätte, die dazu nöthigen, eben nicht leicht aufzufindenden Materialien zu sammeln, zuzumuthen gewesen wäre. Freylich sollte man bey der Lectüre dieser so interessanten Geschichte kaum glauben, dass sich dem Vf. bey Ausarbeitung derselben viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten. Indessen ist es doch so, und man muss es bloss der Kunst des Vf. das aufgefundene mit einander zu verbinden, und im Zusammenhang darzustellen, zuschreiben, dass man jenes abschreckende, dessen er in der Vorrede gedenkt, beym Durchlesen so leicht nicht bemerkt. Wie reichhaltig diese Geschichte sey, würde Rec. ohne Mühe darthun können, wenn es ihm der Raum dieser Blätter gestattete, einen weitläuftigen Auszug aus derselben zu liefern. Er muss es also bloss bey einer kurzen Anzeige der wesentlichen Bestandtheile derselben bewenden lassen. Dieser *erste Theil* ist in zwey Perioden abgetheilt, von denen die *erste* die Geschichte des Schulwesens in *Deutschland* von 722—1525, und also *von der Einführung des Christenthums bis auf Luthers Zeiten;* und der *andere* von 1525—1648. und folglich *von Luther bis zum westphälischen Frieden* enthält. (Sollten nicht einige Unterabtheilungen mehr Licht über das Ganze verbreitet, und die Lectüre erleichtert haben?) Erst vom *achten* Jahrhundert an, muss man die eigentliche Einführung und Gründung des Christenthums in Deutschland rechnen, wobey nun bekanntermasen *Bonifacius* das meiste geleistet hat; und eben derselbe war es auch, der wohl am ersten an das, was man *Schule* zu nennen pflegte, dachte, weil er gar wohl einsah, dass zur weitern Ausbreitung des Christenthums künftige Lehrer desselben müssten gezogen werden. Er stiftete zu diesem Ende das Kloster zu *Fulda*, und besetzte solches mit Mönchen aus dem *Benedictiner-Orden*, vornemlich deswegen, weil der Stifter des gedachten Ordens, mit seiner Einrichtung auch die Erziehung und den Unterricht solcher Kinder verbunden hatte, die in Zukunft in den Orden treten sollten. Was bald darauf *Carl der Grosse* auch in Rücksicht der Schulen gethan habe, wird hier ausführlich gezeigt. Ausser den *Klosterschulen*, unter denen sich die zu *Fulda*, *Sct. Gallen*, *Hirschau* u. s. w. ganz vorzüglich auszeichneten, wurden auch die *Dom-* und *Stiftsschulen*, in denen besonders die *sieben freyen Künste*, wie man sie zu nennen pflegte, gelehret wurden, errichtet, wozu *Carl der Grosse*, und nach ihm *Ludwig der Milde* das meiste beytrugen. Indessen trafen verschiedene Umstände, die hier richtig aus einander gesetzt werden, zusammen, welche die guten Absichten, die man zu erreichen suchte, wo nicht ganz, doch grösstentheils vereitelten. In den *Klosterschulen* wurde das nothwendige nicht getrieben, und die *Stifts-* und *Domschulen* verfielen, oder gingen ganz zu Grunde. Die Stimmung des Zeitalters war auf Krieg gerichtet — Unwissenheit war herrschend, und die bessere Einsicht verachtet. Die Folge davon war, dass auch die Schulen, nachdem die Bischöfe und Kapitel nicht dagegen kämpfen konnten, oder wollten, grösstentheils in Verfall geriethen, und hätten die Deutschen nicht die Universitäten in Frankreich und Italien gehabt, wohin sie sich wenden konnten, wenn sie etwas lernen wollten, so würde die Barbarey unter ihnen noch mehr überhand genommen haben. Mit dem glücklichen Zeitpunkt für Deutschland, da man Städte zu bauen anfing, und da neben dem *Adel* und der *Clerisey*, auch der *dritte Stand* empor kam, überdiess auch mehrere Ordensleute, z. B. die *Dominicaner* und *Franciscaner* in den Städten wohnten, fing auch eine erwünschtere Epoche für das Schulwesen an. Jene Mönche gaben in ihren Klöstern Unterricht, und wo keine Stifter, oder Cathedralkirchen waren, errichtete man *Parochialschulen*, und endlich auch im 13ten und 14ten Jahrhundert, obgleich nicht ohne grosen Widerspruch der Bischöfe und Stifter — ordentliche *Stadtschulen*, die unter dem Schutze der Stadtmagistrate stunden, z. B. zu *Lübeck*, *Hamburg*, *Breslau*, *Leipzig* und an andern Orten. So viele Vortheile man sich davon hätte versprechen sollen, so waren dieselben doch nicht eben gar zu beträchtlich, weil der Unterricht in diesen immer der nemliche blieb, indem man bey der Stiftung und Anlegung derselben, meistens die bey den Stifts- und Domschulen gewöhnlichen Lehranstalten zum Muster nahm. Sehr ausführlich und lehrreich handelt nun der Vf. von den übeln Folgen, die daraus entstunden, dass man auch die Schulen, wie andere *Zünfte* zu behandeln anfing, und auch da, wie bey andern Handwerken *Meister*, *Gesellen* und *Lehrlinge* aufkommen liess — ferner von dem Unfug, den die jungen Geistlichen trieben, welche die sogenannten untern Grade erhalten hatten, und ihr Brod,

theils als Kappellane und Vikarien, theils als Gesellen und Unterlehrer bey den Schulen zu verdienen suchten, und unter den Namen der *fahrenden Schüler* (*Scholastici, scolares vagantes, goliardi, histriones*) von einem Orte zum andern zogen, und am Ende wahre Abentheurer waren, die selbst der über sie ausgesprochene päbstliche Bann nicht ausrotten konnte; wozu in den spätern Zeiten die sogenannten *Buchanten* und *Schützen* kamen, die, wie die Handwerksgesellen Schaarenweis von einem Orte, eigentlich von einer Schule zur andern wanderten. Traurig ist nun die Schilderung des Unterrichtes, den man damals in den Schulen ertheilte. Um sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen, darf man nur die dabey zum Grund gelegten jammervollen Bücher die Revüe passiren lassen. An das Lesen der Classiker wurde gar nicht gedacht. Was für einen widrigen Einfluss ein so elender und zweckwidriger Unterricht auf die Deutschen haben musste, die ihren Nachbarn immer *verächtlicher* wurden, ist leicht zu erachten, und die Sache schien um so betrübter zu seyn, da man beynahe kein Mittel sah, wodurch eine Besserung bewerkstelliget werden konnte. Und doch erschien endlich der glückliche Zeitpunkt, der auch in dieser Rücksicht eine erwünschte Revolution zu wege brachte. Dieses war derjenige, da man auch in Deutschland *Academien* zu errichten anfieng, unter welchen die im J. 1348. von K. *Karl IV* zu *Prag* gestiftete die erste war, worauf bald die zu *Wien, Heidelberg, Cölln, Erfurt* nachfolgten, von deren Einrichtung der Vf. sehr ausführlich handelt. Freylich verfloss wieder eine ziemliche Zeit, bis die Deutschen das Studium der schönen Wissenschaften mit der bisher so eifrig getriebenen *Scholastik* zu vertauschen im Stande waren, ungeachtet ihnen die *Italiener* schon frühzeitig dazu die beste Anleitung gegeben hatten. Es stunden nun auch in Deutschland Männer auf, deren Verdienste um die classische Literatur grofs waren. Das Studium der griechischen, ja selbst der hebräischen Sprache wurde allgemeiner, und erst itzt fieng man auch in Deutschland an, die grofsen Vortheile zu schätzen, welche die ächte Gelehrsamkeit von der glücklich erfundenen Buchdruckerkunst ziehen konnte. Dieses musste wohl nothwendiger Weise, obgleich nur allmählig einen Einfluss auch auf die Schulen haben, zumal da man anfieng dieselben von der bisherigen so engen Verbindung mit der Kirche los zu machen, so unangenehm auch die Folgen davon für die Schullehrer in Ansehung ihrer Einkünfte seyn mussten. Indessen wurde doch das noch immer nicht ausgerichtet, was unter so sehr veränderten Umständen hätte geschehen können, weil am Ende die Schulen noch immer, dem äufsern und innern nach, auf *mönchische* Art eingerichtet waren; zudem waren es immer nur diejenigen, die sich dem eigentlichen gelehrten Stande widmeten, die von den auf höhern und niedrigern Schulen ertheilten Unterricht einen Nutzen zogen; der übrige Theil, besonders *der Adel*, welcher nicht in aufgeklärten Städten wohnte, blieb *roh, ungebildet* und *unwissend*, so dafs die wenigsten lesen, oder schreiben konnten. Der Krieg, die Jagd und der Trunk waren das Ziel, nach dem derselbe strebte. An Dinge, die auch dem Bürger nützen können — an den Unterricht des weiblichen Geschlechtes wurde gar nicht gedacht. Gewifs ein trauriges Bild jener Zeiten vor der Reformation. Zum Glück für die deutsche Nation war mit derselben auch die Verbesserung des Schulwesens unzertrennlich verbunden. Mit Vergnügen lieset man daher in der zweyten Periode dieser Geschichte dasjenige, was *Luther* und besonders *Melanchthon*, der daher den Namen eines allgemeinen Lehrers für Deutschland mit Recht führt, und dessen ausgebreitete Verdienste um die Schulen sein würdiger Biograph Herr *Past. Strobel* so anschaulich gemacht hat, auch in dieser Rücksicht erspriefsliches für die Deutschen gewirket haben. Doch, wir würden uns zu weit ausbreiten müssen, wenn wir dasjenige, was dieser zweyte Abschnitt enthält, auch nur kürzlich zu referiren gedächten. Also nur einiges. Auch *Luther* und *Melanchthon* schienen nicht geneigt zu seyn, die Schule von der Kirche zu trennen. Bey Anlegung der Schulen in gröfsern Städten (in *Nürnberg* geschah dieses von *Melanchthon*, aber nicht erst im J. 1536. sondern schon im J. 1526.) hatte man überall die Academie vor Augen, und dieses war Ursache, dafs die Schüler alles schwer und dunkel finden mussten, und dafs die wenigsten von ihnen beträchtliche Fortschritte machen konnten. Man stiftete Stipendien, um die Studirenden auf Academien zu unterstützen. (Wie sehr sich *Nürnberg* dadurch um die Gelehrsamkeit verdient gemacht habe, hat erst neuerlich Hr. D. *Siebenkees* in Altdorf in seiner schönen *Nachricht von Nürnbergischen Stipendien* gezeigt). In Sachsen und im Brandenburgischen wurden die Klostergüter zum Unterhalt der Schulen angewandet. Im Würtembergischen wurden die meisten Klöster des Herzogthums zu Schulen bestimmt, in denen künftige Lehrer erzogen und unterrichtet werden sollten. Sehr ausführlich werden die Verdienste des bekannten Schulmanns, *Valentin Friedland Trotzendorf* dargestellt — und was *Sturm* in *Strasburg* geleistet habe, gezeigt. Ob der katholische Theil indessen zurückgeblieben sey, oder nicht, und was besonders die *Jesuiten* für die Schüler ihrer Glaubensbrüder gewesen sind, bemerkt der Vf. ebenfalls. Den Beschluss machen endlich sehr gründliche Bemerkungen über die Erziehung, welche den höhern Ständen in diesem Zeitraum zu Theil wurde. Der Fortsetzung dieser so lehrreichen Geschichte bis auf unsere Zeiten sieht Rec. mit Verlangen entgegen.

GESCHICHTE.

PARIS: Au Bureau des revolutions de Paris; *Les crimes des empereurs d'Allemagne depuis Lothaire jusqu'a Leopold II.* 1793 1 Alph. 8.

Derjenige, der auftritt, um die Laster und Verbrechen einer Person dem Publicum bekannt zu machen, übernimmt die Rolle eines öffentlichen Anklägers. Haben diese Verbrechen Einfluss auf ihn selbst, so ist er wie jeder andrer Beleidigter zu dieser Anklage berechtigt,

tigt, und man kann ihn über die Handlung selbst nicht tadeln. Aber die erste Forderung, die man an ihn macht, ist, dass seine Anklage gegründet sey, dass sie durch Beweise dargethan werden könne, dass er Vermuthungen als solche, und nicht als erwiesene Thatsachen, noch weniger handgreifliche Erdichtungen, und die unwahrscheinlichsten Angaben, einiger, ja noch dazu als elende, verworfene Menschen bekannter Zeugen, als ausgemachte Wahrheiten angebe. Ungeachtet der Vf. dieses Buches, der sich in einer kurzen Vorrede (worin er drohet, die Verbrechen aller Könige der europäischen Reiche in besondern Werken der Welt mitzutheilen) *L. Prudhomme* unterschreibt, auf allen Seiten bezeugt, wie heilig ihm die Wahrheit sey; so weiss er doch so wenig von diesen Foderungen, dass er sich vielmehr mit dem offenbaren Vorsatze des *Calomniateur caracter*, hingesetzt zu haben scheint. Es ist nicht leicht möglich, dass jemand, der dieses Buch nicht gelesen hat, sich einen Begriff von der Frechheit machen kann, mit welcher dieser Schriftsteller seine Unwahrheiten, Verdrehungen, und bloss aus der Luft gegriffene Erzählungen von Verbrechen vorträgt. Dabey ist seine Unwissenheit in unsrer Geschichte so unbeschreiblich gross, dass es dem ersten Anfänger in derselben nicht fehlen kann, auf allen Seiten Irrthümer zu entdecken. Da wir mit der Sansculotten Sprache einiger neuen französischen Schriftsteller schon bekannt sind, so war uns der Anfang der Einleitung weniger auffallend: *Qui dit Roi, dit un monstre; qui dit Empereur, dit plus que Roi. Attendons nous donc a voir dans l'histoire de l' empire des crimes plus atroces, que dans celle de tous les royaumes.*" Eben so waren wir es gewohnt, die Beynamen von *infame* und *infernale*, bey einem der ersten Regenten Häuser in Europa zu finden. Wir hoffen aber doch in der alten und mittlern Geschichte Wahrheit, oder Bemühung um dieselbe zu finden, besonders da sich in der Reihe der deutschen Regenten, wie in der Reihe der Regenten aller Staaten, viele böse und verwerfliche Prinzen befinden, an welchen der Vf. mit Recht seine Tadelsucht üben konnte. Allein auch dieses ist der Fall nicht. Selbst die edelsten Thaten werden den schwärzesten Bewegungsgründen zugeschrieben. Der sächsische Herzog Otto schlägt die Krone deswegen aus, und empfiehlt Conrad, weil er feiner als die wählenden Grossen, „*sentit bien que s' il acceptait tous voudraient regner sous son nom; il aima regner sous celui d' un autre.*" Heinrich I. ist ihm: *parmi tous les monstres qui ont regné, un de plus dangereux; il fraya la route au despotisme le plus absolu.*" Wenn Conrad III nach der Legende, den Weingartschen Weibern erlaubt, ihre Männer aus der Stadt zu tragen, so ist er *genereux malgré son coeur.*" Bey Fridrich Rothbart sagt er: „*La nature a distingué par des marques frappantes et des signes repoussans les animaux feroces et carnassieres — elle eut bien du charger aussi de traits hideux l' animal Roi, et certes, elle l' eut fait, si les rois etoient dans la nature.*" Hierauf folgt die Beschreibung dieses Kaisers. Von dem habsburgischen Rudolph hat er dennoch kein andres Verbrechen auftreiben können, als dass er einen Anführer einer Räuberbande habe hinrichten lassen, nachdem er mit ihm an seinem Tische gespeiset habe. Allein Rudolph wollte nur seine Reichthümer und seine Macht vermehren, und er fühlte, dass er das nicht anders thun könne, als: „*en affectant un amour de la justice, melé de beaucoup de douceur.*" Maximilian II klagt er gerade darüber an, worüber er Lob verdient, nemlich wegen seines Verfahrens gegen die Protestanten. Er beschuldigt ihn der schändlichsten Duplicität und die Namen *Scelerat, traitre* u. dgl. werden dabey nicht gespart. Unsere Leser sehen, dass wir die besten unter den deutschen Regenten ausgesucht haben, um das Urtheil dieses grossen Kenners der deutschen Geschichte darüber zu vernehmen. Am schändlichsten sind Maria Theresia und Joseph II behandelt. Ein ehrliebender Mann muss sich schämen, die Lästerungen nachzuschreiben, welche dieser Verläumder, auf Personen häuft, die, weil sie Menschen waren, in der Erfüllung der grossen Pflichten, welche ihr Stand ihnen auferlegte, Fehler begingen, die aber doch von sehr vielen Seiten, die Hochachtung der Welt, und die Dankbarkeit ihrer Unterthanen verdienten. Bey Joseph II gnügt es ihm nicht, ihn wegen gewöhnlicher Verbrechen anzuklagen, sondern er erzählt solche raffinirte, und dabey so zwecklose und abgeschmackte Grausamkeiten von ihm, dass man nicht nur eben ein solches Herz als Hr. *Prudhomme* haben, sondern auch ein grosser Dummkopf seyn muss, um sie zu glauben. Wenn man anders auch nur etwas für wahr halten kann, was dieser Vf. sagt, so gibt dieses Buch einen neuen Beweis von den Charakter des Barons Trenk. Denn Hr. P. sagt, dass er die Erzählungen von Joseph II aus seinem Munde genommen habe. Die Quelle ist vortrefflich! Was wir von dem historischen Werthe dieses Buchs gesagt haben, werden uns unsre Leser ja wohl auf unser Wort glauben. Es sind Kupfer hinzugefügt, von denen einige Platten sich über das gewöhnliche erheben. Der Künstler, Zeichner und Kupferstecher zugleich, heisst Ransonette.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. 1. *Nürnberg*, b. Grattenauer Nachricht von der Veranlassung, dem Zweck, und der Organisirung *der Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie in Nürnberg*, und von deren innern Einrichtung. 1793. *Am Ende* das Siegel der Gesellschaft. 71 S. 8.

2. *Ebendaf.*: Plan einer neuen *Anftalt zur zweckmäſsigen Armen-Verforgung in Nürnberg*, nach dem in Hamburg bereits ausgeführten Plane, auf Verlangen der Gefellſchaft zur Beförderung vaterländifcher Induftrie bearbeitet von den Mitgliedern der dazu niedergefetzten Committée. 1793. 240 S. 8.

3. *Ebendaf.*: *Ueber den Plan einer neuen Anftalt — welcher einem hochlöblichen Rath von der Gefellfchaft — vorgelegt worden ift — vom Stadt-Almos-Amt.* 1793. 32 S. 8.

4. *Ebendaf.*: *Bemerkungen der Armen- und Arbeitshaufs-Deputation* zu dem von der Gefellfchaft — an das Licht geftellten Plan einer neuen Anftalt zur zweckmäſsigen Armenverforgung in Nürnberg. 1793. 51 S. 8.

5. *Ebendaf.*: *An Nürnbergs edle Menfchenfreunde* von der Gefellfchaft zur Beförderung der vaterländifchen Induftrie. 1793. 1 Bog. 4.

6. *Ebendaf.*: *Erfte Rechenfchaft über die von edlen Menfchenfreunden zu der, für hülfsbedürftige Bürger errichtete Leih- und Unterftützungscaſſe* erhaltenen milden Beyträge vom 11 April 1793 bis 23 Apr. 1794 *öffentlich abgelegt* von der Gefellfchaft zur Beförderung der vaterländifchen Induftrie. 1794. 40 S. 4. Eine ausführliche Darftellung des Inhalts der vorliegenden Schriften, welche die vor einiger Zeit in Nürnberg entftandene, fogenannte *Induftrie-Gefellſchaft* betreffen, würde die uns vorgefetzten Grenzen in diefen Blättern weit überfchreiten. Rec. hat auch keine andere Abficht als das auswärtige Publicum, durch die Anzeige obiger Schriften, von dem Dafeyn eines fo nützlichen Inftituts, und von dem, was durch daffelbe erfpriefsliches — wenigftens hat bewirkt werden *follen* — zu belehren. Er wird es alfo auch nur bey einigen kurzen Anmerkungen über gedachte Schriften bewenden laffen können.

1. Die Veranlaffung zu Errichtung diefer Gefellfchaft, welche Anfangs (im Jahr 1762) nur aus einigen patriotifch gefinnten Männern beftand, fich aber, vermöge des ebenfalls gedruckten Verzeichniffes der Mitglieder, in kurzem fehr vermehrte und fich auf 150 Perfonen aus allen Ständen erftreckte, war freylich die betrübte Erfahrung der traurigen Veränderungen, welche fich in allen Zweigen des bürgerlichen Nahrungsftandes auch in *Nürnberg* ereignet hatten. Man fah das viele Gute, das die fchon vor geraumer Zeit zu *Hamburg* geftiftete — bekannte Gefellfchaft bewirkt hatte; man fuchte die nemlichen löblichen Abfichten — freylich mit minderer Kraft, doch mit eben fo viel gutem Willen ausgerüftet — auch in *Nürnberg* zu erreichen. Und fo entftand diefe Gefellfchaft, die auch, um defto nachdrücklicher wirken zu können, durch ein obrigkeitliches Decret beftätigt wurde. Ihr Zweck alfo ift: — Handlung, Künfte und Gewerbe in Aufnahme zu bringen, und die Landescultur zu verbeffern. Die Mitglieder, von denen jedes jährlich 6 fl. erlegt, verfammeln fich wöchentlich einmal freundfchaftlich. Die letzte Verfammlung in jedem Monate aber ift eigentlich diejenige, wo über die vorkommenden Gegenftände deliberirt und das nöthige befchloffen wird. Um die Gefchäfte in der nöthigen Ordnung zu erhalten, hat die Gefellfchaft vier Directoren, einen Gefellfchaftsfecretär, einen Caffirer, einen Bibliothekar und einen Vorlefer erwählt, die jährlich abwechfeln. Der ältefte Director hat bey den Verfammlungen den Vorfitz und führt das Wort. Ein anderer Secretär, der fich aber nicht jährlich verändert, führet die Correfpondenz. Kommt eine Sache von Wichtigkeit vor, fo wird folche einer eigens dazu erwählten Committée zur Prüfung und allenfalfigen Ausführung übergeben. Am Schlufs des Jahres hält die Gefellfchaft eine öffentliche Verfammlung, welcher jedermann ohne Unterfchied beywohnen darf.

1. Obiger Plan, der fehr ausführlich ift, und aus XVII Abfchnitten und 88 Paragraphen befteht, wurde von einer, zur Errichtung einer einer Spinnanftalt und Befchäftigung der Armen niedergefetzten Committée entworfen, eigentlich aber zu reden, nach den vorhandenen Hamburgifchen, localifirt. Rec. verkennt gewifs das viele Gute nicht, das in diefem Plan dargelegt wird; er kann aber auch nicht leugnen, dafs ihm die *Unausführbarkeit* derfelben fogleich in die Augen geleuchtet habe. Die Mafchine, womit das abgezweckte Gute zu Stande gebracht werden foll, ift fchon an und für fich, noch mehr aber für *Nürnberg* viel zu fchwer und unbehülflich, als dafs fie je in Bewegung gefetzt werden könnte; und wenn (auch der Anfang dazu gemacht werden follte, fo würde es doch in kurzem an dem nöthigen Perfonale fehlen, um diefelbe in beftändiger Bewegung zu erhalten. Eben diefes ift in den beiden folgenden Schriften

3. 4. augenfcheinlich dargethan, und deutlich bewiefen worden, dafs die fchon wirklich in Nürnberg exiftirenden Anftalten. zur Verforgung der Armen hinreichend find; dafs nur diefe erneuert, und mit patriotifchen Eifer unterftützt werden dürften, um allen Klagen, theils über Vernachläfsigung der Armen, theils aber über die immer mehr überhand nehmende Gaffenbetteley, die ohne diefes in jeder nur halb civilifirten Stadt unter die Undinge gehören follte, ein Ende zu machen. Schade wäre es übrigens, wenn eine Sache, von fo grofser Wichtigkeit auf die lange Bank gefchoben werden follte.

5. 6. Die Errichtung einer *Leih- und Unterftützungscaſſe*, die der Gegenftand der beiden letztern Schriften ift, gereicht der Stadt Nürnberg überhaupt und befonders der Induftrie-Gefellfchaft zur Ehre. Wie wirkfam oft eine kleine Mafchine ift, das bezeugt der N. 5. vorgelegte Plan, in feiner N. 6. gezeigten herrlichen Ausführung. Jener Plan richtete fich nach dem, was auch in Dänemark zu Stande gebracht worden ift. Jeder Contribuent gibt wöchentlich *nur einen Grofchen*, oder jährlich 2 *fl.* 36 *kr.* Das dadurch zufammengebrachte Capital wird proportionirlich unter unterftützungswürdige Profeffioniften zur Anfchaffung der nöthigen Materialien und Werkzeuge verlehnt. Diefe Darlehen zahlen diefelben, in möglichft kleinen Portionen, die fie felbft beftimmen können, und die ihrem Erwerb angemeffen find, wöchentlich, oder monatlich wieder zurück. Sie haben davon keine Zinfe zu errichten, auch kann ihnen, wenn fie ordentlich zahlen, das kleine Capitälchen nicht aufgekündigt werden. Dafs fie auch fonft keine Unkoften haben, ift leicht zu erachten, da die von der Gefellfchaft dazu niedergefetzte Committée nebft den drey beftellten Caffierern alles — fo mühfam und befchwerlich es auch ift — unentgeldlich beforgen. Die abgelegte Rechnung beweifet, dafs diefes Inftitut fchon im erften Jahre den beften Erfolg gehabt habe. Die Beyträge machten eine Summe von 2067 fl. aus, welche unter 50 Profeffioniften vertheilt wurde; und da diefe wöchentlich wieder zahlten, fo betrug am Schluffe des Jahres die ausgelehnte Summe 2322 fl. und in der Caffe waren noch über diefes 128 fl. vorräthig. Jeder Menfchenfreund wird fich gewifs über eine eben fo vortreffliche als wohlthätige Anftalt freuen — die edlen Menfchen, deren Namen an der abgelegten Rechenfchaft zu lefen find, fegnen — und diefer Anftalt die längfte Dauer wünfchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. November 1794.

GESCHICHTE.

Madrit, b. der Wittwe Ibarra: *Historia del nuevo Mundo*, escribiata D. *Juan Bantista Muñoz*. T. I. 1793. 364 S. 4.

Schon 1779 befahl der vorige König von Spanien, Carl III, unserm Vf., als Cosmographen von Indien, eine allgemeine Geschichte der Entdeckung der neuen Welt und der dortigen spanischen Eroberungen zu schreiben, und ihm wurden dazu alle Archive des Reichs in Simances, Sevilien und mehreren Orten eröffnet. Gegenwärtiges, aus so mancherley zum Theil unbenutzten Quellen geschöpftes Werk ist die Frucht seiner dreyzehnjährigen Bemühungen, ungeachtet der Schwierigkeiten, die der Vf. beym Zusammentragen der Quellen zu überwinden hatte. Aus manchen spanischen Archiven waren die reichhaltigsten Nachrichten verloren gegangen, in dem geheimen Archiv des Raths von Indien fanden sich keine Nachrichten von den ersten Entdeckern, und von den Papieren des indischen Handelsgerichts in Sevilien hatte man vorlängst einen guten Theil alter Documente als unleserlich und von den Motten verzehrt bey Seite geschafft. Desto reicher war die Ausbeute in Simances, wo auf Befehl Philipps II das allgemeine Reichsarchiv 1566 angelegt wurde, in den verschiedenen Archiven von Sevilien, und in mehrern Stifts- und Kloster-Registraturen des Königreichs. Selbst aus dem portugiesischen Reichsarchive in Lissabon, das seit 1755 im Kloster des h. Benedict verwahrt wird, hat Hr. *M.*, so wie aus mehrern Bibliotheken und Privatsammlungen, einzelne ungedruckte Handschriften erhalten. Ausserdem sind alle gedruckte Geschichtschreiber über die Entdeckung der neuen Welt bey diesem Werke benutzt worden, und bey den vorzüglichsten, wie Peter Martyr, Oviedo, Gomara, Las Casas u. a. beurtheilt der Vf. ihren Werth und ihre Glaubwürdigkeit, imgleichen wie sie ihre Quellen benutzten. Von Martyr zeigt er, dass er zu flüchtig schrieb, und sich keine Zeit nahm, die ihm mitgetheilten Nachrichten zu prüfen. Oviedo ist noch nicht ganz gedruckt; er ist aber, nebst Martyr, die Hauptquelle der Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, welche die Geschichte von Amerika behandelten. Dem Herrere, der von 1601 bis 1615 acht Decaden über eben diese Geschichte auf königlichen Befehl aus Archivnachrichten schrieb, legt unser Vf. das gröste Lob bey. Er übertraf alle seine Vorgänger durch Ausführlichkeit, Ordnung und Gründlichkeit. Den Amerigo Vespucci beschuldigt der Vf. einer grosen Charlatanerie, was auch Bandini dagegen einwendet. Er war im Seewesen weit weniger erfahren, als die andern Entdecker seiner Zeit. Sein bisher unbekanntes Todesjahr fand der Vf. in einem alten Rechnungsbuch des Handelsgerichts in Sevilien. Aus diesem erhellet, dass Vespucci den 22 Febr. 1512 gestorben.

Der Vf. wird auf eine ähnliche Art die vorzüglichsten bey seiner Arbeit benutzten, gedruckten und ungedruckten, Quellen in den folgenden Theilen nach ihrem mehrern oder mindern Werth beurtheilen. Die Beweisstellen führt er nicht unter dem Texte an, und der Leser muss sich bey dieser neuen durch Vollständigkeit und Auswahl alle Vorgänger übertreffenden Geschichte von Amerika blos auf des Vf. Treue, Sorgfalt und Wahl verlassen. Er wird aber für prüfende und gelehrte Leser bey einem jeden Theil die nöthigen Belege in besondern Anmerkungen liefern. Hier wird er zeigen, wenn und worin er von seinen Vorgängern abwich, einzelne Vorfälle genauer untersuchen, auch besondere Nachrichten und Erläuterungen mittheilen, die für eine allgemeine Geschichte von Amerika, oder für den Plan, den sich der Vf. bey der Ausarbeitung vorschrieb, zu speciell waren. Er verspricht ferner, als ein von dieser Geschichte abgesondertes Werk, eine Sammlung der vornehmsten ungedruckten Documente, die spanischen Entdeckungen betreffend, herauszugeben.

Aus wie viel Bänden seine Geschichte, davon der erste Theil ohne die versprochnen Belege und Erläuterungen vor uns liegt, bestehen werde, darüber hat sich Hr. *M.* nicht erklärt. Der Umfang der Materie erfodert freylich mehrere Theile; allein die Behandlung der ersten spanischen Entdeckungsreisen, die Weglassung aller geringfügigen Umstände oder unbedeutenden Reisen, die zwar anschaulichen, aber nicht mit kleinlichen Detail überladenen, Schilderungen der erlittenen Mühseligkeiten, welche die ersten Entdecker erfuhren, des Zustandes, worin Colon und seine Gefährten die Einwohner und Gegenden der neuen Welt fanden, bürgt uns dafür, dass der Vf. keine zu grosse Anzahl Bände diesem ersten werde folgen lassen.

Wir haben bereits oben erklärt, dass diese Geschichte sich vor allen ihren Vorgängern durch Vollständigkeit und Auswahl unterscheide; wir können eben dasselbe von der Behandlung seiner gedruckten Quellen versichern. Wo Hr. M. keine neuen Belehrungen fand, wiederholt er freylich die bekannten Erzählungen, er weiss diesen aber durch kleine Nebenumstände, Einschaltung von Vorfällen, die andere übersahen, ein neues Interesse zu geben, und der Geschichtsforscher wird überall einzelne neue Aufklärungen über die Absichten der ersten Entdecker, die Ursachen, warum die ausgesandten Spanier mit Colon und seiner Familie unzufrieden werden mussten, über den grosen Aufwand, den die Ausrüstungen

noch

noch 1492 erfoderten, und den geringen Werth des ersten indischen Handels finden. Man braucht zu diesem Zweck nur Robertsons berühmte Arbeit mit unserm Vf. zu vergleichen, den grofsen Raum, den in jenem Werk die portugiesischen Reisen nach Afrika und Ostindien wegnehmen, die nach Colons ersten Schiffahrten nach Amerika höchstens berührt werden durften, füllt unser Vf. mit Nachrichten aus, welche die spanischen Entdeckungen näher angehen, ohne so lange bey jenen von den spanischen ganz unabhängigen Entdeckungen zu verweilen. Ueberhaupt der ganze Zeitraum von 1492 bis 1500, der in diesem ersten Bande behandelt ist, füllt bey Robertson nur 85, bey unserm Vf. hingegen 316 Quartseiten.

In den angeführten achtjährigen Zeitraum fallen Colons frühere Geschichte, seine Bemühungen an verschiedenen Höfen, um diese zu einer Fahrt gegen Westen zu bewegen, seine drey ersten Reisen nach Amerika, und der erste Aufstand der Spanier auf San Domingo unter Roldan, den Colon nur mit Mühe stillen konnte. Alle diese Begebenheiten sind nebst den sie begleitenden Vorfällen genau, belehrend, und höchst wahrscheinlich beschrieben.

Als Anfang der europäischen Entdeckungsfahrten nimmt Hr. M. die Wiederfindung der canarischen Inseln an. Diese setzt er ins dreyzehnte Jahrhundert, und berührt sie freylich nur kurz; wir erwarten aber in den versprochenen Anhängen gewiss nähere Aufklärungen. Er bemerkt indessen, dass die Genueser sie schon seit dem Ende eben dieses Jahrhunderts zu befahren pflegten. Sie kamen im Anfange des 14ten Jahrhunderts an Castilien, und von Sevilien aus ward von dorther ein beträchtlicher Handel mit Sclaven, Fellen, Orseille u. a. Producten getrieben. Eben diese Fahrten veranlassten Infant Heinrich den Seefahrer, von Portugal aus seine Entdeckungsreisen anzustellen, wodurch Westafrica, die Azoren und andere Inseln des atlantischen Meeres bekannt wurden. Er bediente sich bey seinen ersten Fahrten, eines Meister Jacob von Arragonien, den andere Berichte dieser Zeiten nicht zu kennen scheinen, und der in der Schiffahrtskunde, Astronomie und im Landkartenmachen sehr berühmt war. Seine Karten, wie mehrere Karten dieser Entdecker, sind verloren gegangen; aber der Vf. urtheilt mit Recht, dass die darauf befindlichen unbekannten westlichen und südlichen Länder mehr gewissen angenommenen Systemen zufolge, oder nach unerweislichen Gerüchten, als nach wirklicher Ansicht, wie weiland die Insel Friesland, gezeichnet waren. Colons Ideen von Asiens oder Cathais Ausdehnung gegen Westen, wobey er Marco Palo vorzüglich folgte, und seine Bemühungen, irgend jemand zur Ausführung seiner nähern Reise nach Indien zu bewegen, werden mit grofser Klarheit aus einander gesetzt. Colon ward in seinen Ideen vorzüglich durch einen florentinischen Arzt, *Paul Toscanelli*, unterstützt, der, wie einige wollen, schon 1474 eine Karte von den westlichen Gegenden nach Portugall sandte. Colon wollte, wie er in Spanien mit seinem Project wenig Gehör fand, dasselbe auch dem König von Frankreich vorlegen. Er verlangte in Castilien zur ersten Ausrüstung nur 2500 Escudes, die Staatskasse der Isabella war aber durch die Eroberung von Granade so erschöpft, dass sie zur ersten Reise ihre Juwelen verpfänden wollte. St. Angel schoss endlich die Ausrüstungskosten her, die unser Vf. auf 17000 Florene berechnet. Demjenigen, der zuerst Land sehen würde, versprach Isabella dreyssig Escudes, oder 10,000 Maravedis jährlich, welche Prämie hernach Colon zugesprochen wurde, weil er zuerst ein Feuer auf Guanahami gesehen hatte. Dass er mit seinen Gefährten am Ende der Reise übereingekommen, wieder umzukehren, wenn sie binnen drey Tagen kein Land sehen würden, hält der Vf. für unerwiesen. Gleich bey der ersten Ankunft der Spanier auf der Insel Cuba 1492 bemerkten sie bey den Einwohnern, als etwas aufserordentliches, das Tobackrauchen, und das Kraut ward von ihnen Tabaco genannt. In eben diesem ersten Jahre fanden sie auch auf den neuentdeckten Inseln Pimento, den Colon für wirklichen Pfeffer hielt. Auf seiner ersten Rückreise nach Spanien nahm Colon 12 Insulaner mit, die hernach in Spanien getauft wurden, aber theils dort, theils auf der Heimreise, starben. Er glaubte auch dort Rhabarber gefunden zu haben; wenigstens brachte er Proben davon nach Spanien zurück. Zucker ward auf diesen Inseln damals noch nicht gefunden. Nicht nur geschieht dieser Waare unter den von der ersten Reise mitgebrachten Dingen keine Erwähnung, sondern Colon nahm auf der zweyten Reise wirklich Zuckerrohr unter den spanischen Producten mit, und nachherige Nachrichten versichern, dass dieses Gewächs sehr gut auf den Inseln gedeihe. Zur zweyten Reise, wozu 17 Schiffe bestimmt waren, konnte man nur mit Mühe die Kosten ausmitteln, und man musste dazu die sequestrirten Güter und Baarschaften der kurz zuvor aus Castilien vertriebenen Juden verwenden. Es kostete viele Unterhandlungen, um Portugall zu gewinnen, den ersten Fahrten der Spanier nach der neuen Welt keine Hindernisse in den Weg zu legen, bis beide Theile endlich die bekannte Demarcation annahmen. Wirklich suchten beide Theile, die Scheidewand ihrer Entdeckungen durch Zeichen und bestimmte Grenzen genauer zu bezeichnen. Auf den kleinern Antillen, oder den sogenannten Leewardinseln, fing Colon schon 1493 an, die Einwohner, welche sich den Spaniern beym Landen widersetzten, als Sclaven wegzuführen, vorzüglich weil es Kariben waren, deren Grausamkeiten und Streifzüge er vorher von den andern Insulanern erfahren hatte. Dergleichen mit Gewalt geraubte Insulaner wurden schon 1494 zum Verkauf nach Sevilien geschickt, unter dem Vorwande, sie wären Menschenfresser, auch weil man sie für stärker und gelehriger, als Neger hielt, und die neuentdeckten Inseln nichts vom Werthe hervorbrachten, um die grofsen Ausrüstungskosten zu bestreiten, welche auf der zweyten Reise die königliche Kasse beynahe ganz erschöpft hatten. Denn blofs die Gehalte der nach Amerika gesandten Spanier kosteten monatlich 6 Millionen Maravedis; daher der Hof schon 1495 jedermann Freyheit gab, die neue Welt zu besegeln, und Erlaubniss, die anzubauenden Länder eigenthümlich zu besitzen. Anfänglich suchten auch Ferdinand und Isabelle dem Sclavenhandel in Spanien zu steuern, sie verboten die herübergeführten Indier in Andalusien zu verkaufen, von denen Terres auf

Colons

Colons Befehl 1495 vier Schiffsladungen nach Sevilien brachte. Aber nach verschiedenen Debatten ward der Handel doch erlaubt.

Unter den Waaren, von denen Colon grofse Vortheile erwartete, war das 1494 auf einigen Inseln gefundene Brasilienholz. Dies überzeugte ihn noch mehr, bald das feste Land von Indien zu erreichen. Dieser Glaube war bey ihm noch auf der dritten Reise so fest gegründet, dafs, wie er von einem Caziken, Namens Magon, hörte, er nun bald die Hauptstadt des von Marco Polo gerühmten mächtigen Mango Chans in Kathai zu erreichen hoffte. Weil sich bey allen Fortschritten keine Spur von den versprochenen Reichthümern Indiens fand, die herübergekommenen Spanier Mangel und Elend litten, sich zuletzt entschliefsen mufsten, die kärgliche Nahrung der Indier zu geniefsen, und die von Europa erwarteten Unterstützungen wegen des grofsen Aufwandes oft sehr lange ausblieben, entschlofs er sich 1495, die Eingebornen von San Domingo, um wenigstens etwas an Retourwaaren nach Spanien senden zu können, mit Abgaben zu belegen. Jede Person über 14 Jahr alt mufste vierteljährig eine kleine Schelle voll Goldstaub oder 25 Pfund Baumwolle erlegen. Er schlug den Ertrag eines jeden Termins auf 20,000 Piaster an, erhielt aber in den drey ersten kaum 1200, und in den folgenden noch weniger. Schon 1497 liefs Bartholomäus Colon, der in Abwesenheit seines Bruders die Regierung in Domingo führte, verschiedene Insulaner öffentlich verbrennen, die Heiligenbilder aus einem Bethause der Spanier geraubt hatten. In eben diesem Jahre wurden zuerst 30 Frauenspersonen zum erstenmale nach der neuen Welt abgesandt. Weil damals der Eifer, in den vermeynten Goldländern schnell Reichthümer zu erwerben, ziemlich in Spanien erkaltet war: so fanden sich nur wenig Personen freywillig, den ersten Entdecker auf der dritten Reise zu begleiten, und man mufste allerley Verbrecher nach Amerika aussenden. Diese vermehrten das Mifstrauen der Spanier gegen Colon und seine Familie, vereinigten sich mit den Unzufriedenen, die bald darauf die Waffen ergriffen, und auf S. Domingo die gröfsten Verwirrungen verursachten. Mit der endlichen Beylegung dieser gefährlichen Empörung, die in Colons Abwesenheit auf Domingo ausbrach, schliefst sich dieser erste Band.

Der Vf. verspricht noch, sein Werk durch Kupfer und Karten zu erläutern. Diesen Band ziert ein wohlgetroffenes Bildnifs von Christoph Colon. Es ist nach einem Gemälde gestochen, das der Herzog von Berwick und Liria, ein Nachkömmling unsers Helden, besitzt, das im vorigen Jahrhundert, wahrscheinlich von Riacon, gemalt wurde, und genau mit den gleichzeitigen Beschreibungen seiner Person übereintrifft. Ferner, eine allgemeine Karte von Amerika. Sie erläutert zwar Colons Reisen eben nicht, weil sie einen blofsen Umrifs der neuen Welt vorstellt; aber sie zeigt die Lage einiger spanischen Provinzen, wie Neu Gallizien, Neu-Leon, Neu Biscaja richtiger, als andere allgemeine Karten. Weil die ersten Entdecker sich vorzüglich auf S. Domingo aufhielten, und von hier aus die neue Welt weiter bekannt ward, so hat Hr. *M.* noch eine alte Karte dieser Insel mit den Namen der Provinzen und Orte mitgetheilt, welche diese bey Ankunft der Spanier führten, oder die selbigen hernach von den ersten Entdeckern gegeben wurden.

Amsterdam, b. Brave: *Iets over den laatsten Englischen Vorlog,* met de *Republik en over Nederlands Koophandel deszelfs Blaei, Verval en Middelen van Herstel.* Door *A. Kluit.* 1794. 360 S. 8.

Frankreichs ehemalige Bemühungen, die Verbindung zwischen England und Holland aufzuheben, beide Staaten während des amerikanischen Krigs gegen einander zu bewaffnen, und nach demselben die Verfassung der Niederlander durch die Parthey der sogenannten Patrioten zu zerstören, sind noch lange nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt, und manche dabey gebrauchte Triebfedern werden erst künftig entdeckt werden. Hr. Prof. *Kluit* in Leiden, der um die niederländische Geschichte allgemein erkannte Verdienste hat, und bey den noch immer fortwährenden Gährungen in den sieben Provinzen seinen Mitbürgern in verschiedenen Schriften die verderblichen Grundsätze der neuen Freyheitsprediger vorgelegt hat, sucht ihnen in dieser Schrift jene Periode und die Bemühungen der Unruhenstifter zu enthüllen. Er hat dabey aufser den öffentlichen Staatsschriften u. a. Nachrichten, vorzüglich Rendorps Memoiren benutzt, verweist auch häufig auf seine in diese Materie einschlagende Pamphlets, von denen wir, weil sie unter uns nicht bekannt geworden sind, nur zwey anführen wollen: *De Rechten van den Mensch in Frankryk geen gewaande Rechten in Nederland,* und *de Souverainiteit der Staaten van Holland verdedigt tegen de Leer der Volksregeering.*

Beynahe zweifeln wir aber, dafs der Vf. durch die vor uns liegende Schrift seinen Zweck ganz erreichen werde. Sie ist zu verschiedenen Zeiten aufgesetzt, und was der Vf. von 1790 bis 1793 durch eigenes Nachdenken und allerley Erfahrungen zur Aufklärung des Gegenstandes nachtrug, nicht gehörig verarbeitet, oder in den Text verwebt worden. Diese Nachträge, Zusätze und Erläuterungen sind vielmehr hin und wieder als Noten oder Anmerkungen einzeln abgesondert, und nicht mit der ganzen Ausführung gehörig verbunden, so dafs der Leser durch diese isolirten Einschaltungen häufig von der Hauptmaterie abgezogen wird, und diese beynahe vergifst. So ausführlich er auch einzelne Thatsachen entwickelt, so verbreitet sein ganzer Auffatz doch nicht überall das erfoderliche Licht, und oft scheint der Vf. mehr anzudeuten, als zu belehren. Manche Schriften, die er zum Beweise seiner Meynungen anführt, würden wir auch lieber mit lautern einheimischen Quellen vertauscht haben, um so mehr, da einige nur Gemeinplätze enthalten, oder nicht ganz gültige Zeugen waren. Doch, aller dieser kleinen Mängel ungeachtet, werden Staatskenner und Geschichtsforscher diesen ersten Abschnitt bey genauer Prüfung auf alle Weise belehrend finden. Hr. *K.* fängt seine Geschichte der holländischen Streitigkeiten mit Grofsbrittanien und deren Folgen vom J. 1756 an, und zeigt sehr gut, warum Holland beym Ausbruch des siebenjährigen Krieges den

Engländern die tractatenmäfsige Hülfe verfagte, und neutral blieb. Frankreich gab der Republik die Handelsvortheile wieder, die es ihr 1744 entzogen hatte, der wehrlofe Zuftand der vereinigten Niederlande während des amerikanifchen Krieges, und Frankreichs geheimer Einflufs, fetzte die Republik in die gröfste Verlegenheit. Amfterdam, oder der Penfionär diefer Handelsftadt, *van Berkel*, fchlofs fchon den 4 Sept. 1778 den bekannten Tractat mit Nordamerika. Er war damals den meiften niederländifchen Regenten, felbft den Gliedern der Amfterdammer Regierung, unbekannt. Doch follte diefer Vertrag erft dann gültig feyn, wenn die ganze Republik die Unabhängigkeit der weiland brittifchen Colonien erkannt haben würde. Paines, Prices u. a. demokratifche Schriften verbreiteten fchnell die Grundfätze der politifchen Freygeifterey, um die Verfaffung der Republik zu untergraben. England, das dem Schleichhandel von Curaffao nach Nordamerika und der Zufuhr von Schiffsbedürfniffen nach Frankreich durch Aufbringen der holländifchen Schiffe ernftlich Einhalt that, verfprach dennoch 1778 den Holländern Werth und Fracht der Schiffholzladungen zu bezahlen, und alle übrigen Fahrzeuge frey fahren zu laffen, wenn fie nur den ftreitigen Theil ihres Handels mit Frankreich aufgeben wollten. Aber Holland, vorzüglich Amfterdam, ganz im franzöfifchen Intereffe, verwarf diefen Antrag, fo wenig auch diefer Holzhandel nach Frankreich mit der übrigen holländifchen Seefahrt in Vergleichung kam, und obgleich Seeland mit den triftigften Gründen darauf drang, diefe Anerbietungen anzunehmen. Vriesland, oder vielmehr die dortigen Kaufleute, wurden auch gegen diefs Erbieten gewonnen. Sie, deren Handel höchftens 600 Schiffe befchäftigte, vergröfserten diefe Zahl bis auf 2000, um die Wichtigkeit des Handels dem Publicum aufzuheften, und die Nothwendigkeit, ihn durch Convoyen zu befchützen. Diefe wollten die Generalftaaten anfänglich den Schiffen verweigern, die Schiffsbedürfniffe geladen hatten. Aber der franzöfifche Gefandte drohte, fein Hof würde alle Handelsfreyheiten aufheben, und wirklich erfchien 1779 ein Edict, wodurch alle niederländifche Fahrzeuge dem Fafsgelde u. a. fchweren Abgaben wieder unterworfen wurden, die von Amfterdam und Harlem allein ausgenommen. Jedoch Harlem treibt ganz und gar keine Schiffahrt, diefe Befreyung hatte alfo gewifs andre Urfachen. Nun foderte Holland Convoyen für die Handelsfahrzeuge, die meiften Provinzen wollten davon die bereits beftrittenen Schiffe ausnehmen, England bedrohte dagegen die von Amfterdam nach Frankreich beftimmten Schiffe anzuhalten. Bylands Convoy ward deshalb wirklich gegen Ende des J. 1779 aufgebracht; und englifcher Seits hob man alle bisherigen Tractaten mit der Republik auf. Was Frankreich dagegen zum Vortheil der Republik vornahm, auf welche Weife man in England den Amfterdammer Tractat mit Nordamerika von 1778 erfuhr, darüber den Krieg erklärte, und warum Holland von der bewaffneten Neutralität ausgefchloffen war, zeigt der Vf. auf die vorherbefchriebene Art, und mifcht einzelne, von andern überfehene, Thatfachen ein, ohne doch alle, oder auch nur die wichtigften, Vorfälle anzumerken. Die bekannte Brefter Expedition, die fo viel Gefchrey gegen den Erbftatthalter erregte, hält der Vf. blofs für einen Staatsftreich des franzöfifchen Gefandten, Mifsvergnügen und Unruhen in den Provinzen zu vermehren. Die Schiffe konnten zur beftimmten Zeit nicht ausgerüftet werden; auch war die Jahreszeit zu fpät, um durch Abfendung diefer Flotte etwas wichtiges auszurichten. Der Friede mit England ward von Frankreich dictirt, und hätte man in London damals die Unterhandlungen angefangen, er würde nie fo nachtheilig ausgefallen feyn. Aber dies wufsten die nachherigen Patrioten zu verhindern, der Scheldeftreit mit Oefterreich, nebft den patriotifchen Unruhen, werden zwar nur berührt; aber der Vf. weifs doch gelegentlich Erläuterungen des Ganzen anzubringen, oder einzelne Lichtftralen über diefs verwirrte Gewebe fallen zu laffen. Er wollte ohnehin nur eine Skizze des ganzen, für die Niederlande fo traurigen, Zeitraums entwerfen.

Nichts mehr oder weniger ift auch der zweyte Theil diefer Schrift, worin die Blüthe, der Verfall und die Hoffnung zur Wiederherftellung des niederländifchen Handels gefchildert wird. Er wiederholt darin entweder allgemeine Betrachtungen, die jeder Lefer wohl felbft fchon angeftellt hat, oder Nachrichten aus den bekannteften Schriftftellern. Der bekannte Vorfchlag Wilhelms IV von 1751 in diefer Materie hat die meiften Bemerkungen und Thatfachen hergegeben. Zuweilen find die Vergleichungen etwas übertrieben, wie beym englifchen und holländifchen Wallfifchfang. Letzterer hat freylich gegen vorige Zeiten gewaltig abgenommen. Allein das J. 1787, in dem England 246 Schiffe damit befchäfftigte, war ein aufserordentliches Jahr, und feitdem find nie wieder fo viele Wallfifchfänger ausgerüftet worden. Warum der Vf. die Abnahme diefer niederländifchen Fifcherey nur aus den *Nieuwe Nederlandfchen Jaarboeken* bis 1788 erweift, fehen wir nicht ein; ihre immerfortgehende Verminderung in den nachfolgenden Jahren würden ihm die fpätern Bände diefer Zeitfchrift gezeigt haben. Was er von der Abnahme der holländifchen Schifffahrt überhaupt anmerkt, gibt wenig Unterricht. Die Schifffahrt eines Jahres und nach einzelnen Handelsftädten kann den Lefer unmöglich davon überzeugen, um fo mehr, da die gemeinen Liften eben diefer Zeitfchrift, von den aus dem Texel, Vlie und der Maas aus- und eingegangenen Schiffen, nebft ihren verfchiedenen Beftimmungsörtern, reichen Stoff zu Vergleichungen ehemaliger und neuerer Zeiten darbieten. Ueber den indifchen Handel hat Hr. K. fich gar nicht eingelaffen. Sonft bemerkt er gelegentlich, dafs Nordholland jährlich eine Million Pfunde Wolle erzeugt, auch hier 17 Mill. Pfunde Käfe jährlich gewonnen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. November 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. A. Blumauer: *Josephi Jacobi Plenck. Hygrologia corporis humani sive doctrina chemico physiologica de humoribus in corpore humano contentis.* 1794. 179 S. 8.

Die neuste chemische Zerlegung der Säfte unsers Körpers zeigen Principia die den ältern Physiologen gänzlich unbekannt waren. Sein Werk zeigt tabellarisch, wie weit die neuere Chemie in Zerlegung gesunder Säfte gekommen sey. Die Pathologie der Säfte verspricht uns Hr. *Plenck*, wenn diese Arbeit Beyfall fände, auf gleiche Art abzuhandeln. Wer wird nicht diess Versprechen bald erfüllt zu sehen wünschen. *Elemente des menschlichen Körpers* zählt er sechzehn. *Asotum*, (?) Wärmestoff, Lichtstoff, elektrische Materie, Oxygenium, Hydrogenium, Carbonium, Schwefel, Phosphor, Soda, Potasche, Erde, Metall, (Eisen und Magnesia) riechende Theilchen (?) Nervenflüssigkeit (?) Lebensprincip. Trennen sich nach dem Tode oder durchs Feuer diese Elemente, so entstehen die Producte der Fäulniss und des Feuers. *Principia constitutiva* (das ist: Theilchen, die aus einem oder mehreren jener Elemente zusammengesetzt sind, und durch Fäulniss oder Feuer getrennt werden) sind Wasser, *Gas*, *Gas inflammabile*, thierischer Leim, Eyerweis, Gallert, Cruor, Schleim, thierisches Oel, Harz, Fett, Säure, Phosphorsäure, Milchsäure, Zucker, thierische Erde, flüchtiges phosphorirtes Alkali, phosphorirte Soda, Küchensalz. — Diese thierischen Theile werden am besten auf dem nassen Wege untersucht, die *Principia der solid-n* Theile seyen die *Gelatina animalis*, das *Gluten animale Fibrarum* und die *Terra animalis*. Von jedem dieser Stücke gibt er dann in gedrängter doch völlig deutlichen Kürze die Definition, die Eigenschaften in sofern sie sich durch die Sinne erkennen lassen, die Quantität (z. B. dass die *terra animalis* die Hälfte der Knochen ausmache) die Elementarprincipia und den Nutzen an. Die *weichen weissen Theile*, als die Haut, der Zellstoff, die Membranen, die Sehnen, Bänder, Gefässe, Nerven und Drüsen gingen durch Kochung in die thierische Gallert und den thierischen fasrigen Leim über. Weit zusammengesetzter sind die *weichen rothen Theile* oder die Muskelfasern. Er rechnet aber auch noch die Fetthaut, vasculöse Substanz, Nerven, und Saugadern zum eigentlichen reizbaren Muskelfasern hinzu. Das *Gluten fibrosum Cruoris* könne man nicht unschicklich *caro fluida* nennen. Dieses Fleisch mit Salpetersäure gekocht, gäbe unter allen thierischen Theilen die grösste Menge von *gas asoticum*. — Die *Fetttheile*. — Die *Knochentheile*. — Die *Knorpeltheile*, zu denen er die Nägel rechnet, die wir doch ehe zum folgenden Abschnitt — *haarige* Theile rechnen würden. *Von den Feuchtigkeiten überhaupt*; die er in *humores crudos, sanguineos, lymphaticos, secretos* und *excrementitios* theilt; die *humores secretos* theilt er denn nochmals in *lacteos aquosos, mucosos albuminosos, oleosos, biliosos*. — Dann schildert er *das Blut* im Allgemeinen, wie es sich nemlich in chemischer Hinsicht verhält. — Drauf insbesondere den *Cruor sanguinis*, das *Serum sanguinis*, *Gas animale sanguinis* (welches ein *Hydrogenium carbonatum* ist.) Die *Lympha Vasorum lymphaticarum*. — Den *Vapor Vaginarum nervearum*, das *Liquidum Nerveum*. Er sagt davon *Elementum quod in solis existit nervis hinc ut reliqua elementa res est incognita, solo effectu noscenda*. (?) — Sodann trägt er unter den *Humoribus singulae parti propriis* zuerst den *Vapor Ventriculorum Cerebri* vor, — dann den *Vapor Cavitatis Cranii* (die Qualität sey wie beym vorhergehenden; als entschieden möchten wir doch diess ohne nähere Untersuchung nicht behaupten.) *Vapor specus Vertebralis*. — *Mucus Narium* ist sehr wenig zur Fäulniss geneigt. — *Saliva*. — *Mucus Faucium*. *Humor aqueus oculi* — *Lens crystallina* — *Humor vitreus* — *Aquula Capsulae (Lentis) crystallinae* — *Pigmentum Iridis* von dem er das *Pigmentum membranae choroideae* unterscheidet, — welches doch wohl einerley ist. *Lacrymae* — *Succus Glandularum meibomianarum*. (Wäre die Benennung *palpebralium* nicht natürlicher und besser, wenn man einmal das ganze vornimmt, so sollte man doch die unstatthaften Namen weglassen.) *Succus lemosus Carunculae Lacrymalis*. — *Mucus sacci lacrymalis* — *Cerumen aurium* — *Mucus Tubae Eustachianae* oder *tympani nasalis* — *Aër cavitatis Tympani* — *Aquula Labyrinthi* — *Succus Glandulae thyreoideae* sey besonders in Kindern bemerklich — *Mucus oesophagi* — *Aër pulmonalis exspiratus* — *Materia perspirabilis pulmonum* — *Mucus pulmonalis* — *Vapor Cavitatis Thoracis* — *Vapor Pericardii* — *Succus Glandulae Thymi* — *Lac Mammarum* — *Cremor Lactis* — *Caseus serum Lactis* — *Saccharum Lactis* — *Smegma Areolae Mammae* — *Aër primarum Viarum* — *Succus gastricus* — *Chymus* — *Succus pancreaticus* — *Bilis* — (sey keine thierische Seife.) *Chylus* — *Succus entericus* — *Mucus primarum Viarum* — *Faex alvina* — *Vapor cavi abdominalis* — *Succus glandularum suprarenalium* — *Urina* — *Mucus Vesicae urinariae* — *Mucus Urethrae* — *Smegma glandis* — *Vapor tunicae vaginalis testiculi* — *Liquor glandulae Prostatae* — *semen virile* — das Principium *odorum* desselben, oder die *aura seminalis* schiene aus einem besondern Lebensprincip zu bestehen, hier könnte man noch ganz füglich

lich den *Liquor Vesicularum seminalium* den Rec. in Castraten fand, einschalten. — *Smegma Labiorum Vulvae.* — *Mucus Vaginae muliebris* — *Liquor O stri venerii muliebris* (ist doch wohl kaum von den vorigen selbst nach seiner Beschreibung verschieden) — *Liquor Cavitatis uterinae* — *Mucus Cervicis Uteri* (sollten diese beiden wirklich wesentlich verschieden seyn?) *Mucus Tubarum Fallopianarum (uteri) Succus Ovulorum Ovarii* — *Sanguis menstruus* — *Sanguis lochialis.* (Da die Qualität in beiden Fällen doch dem übrigen Blute gleich ist, so würden wir lieber diese beiden Artikel nicht abgesondert haben.) *Liquor Amnii* — *Aqua Membranae chorion* oder *vasculosae Secundinarum, Gelatina funiculi umbilicalis* — *Vernix caseosa Cutis* — *Meconium. Synovia* — *Succus vaginarum tendinum* — (wenn die Höle eines Gelenks, und die Höle eines Schleimbeutels in Verbindung stehen, so ist doch zuverlässig die Beschaffenheit beider *Liquorum* einerley. — *Medulla ossium* — *Succus osseus* — *Smegma glandularum subcutanearum.* — *Mucus reticuli Malpighiani (cutis)* — *Succus Pilorum* — *Oleum membranae adiposae* - - *Materia perspirabilis cutanea. Sudor* — Endlich *Putrefactio Cadaveris humani,* welche er definirt *Cadaveris fermentatio qua in gas putridum in atmosphaeram aufugiens decomponitur.* Sehr richtig bemerkt er, *non ergo cadaver in terram abit, sed in aërem unde fiebat* — *neque cadavera in humo vermium sunt esca* — u. s. f. *ipsa ossium substantia putredine volatilisata in auram fatiscunt.* Soviel zur Empfehlung dieses jedem Physiker, Physiologen und Philosophen gleich unentbehrlichen Handbuchs. Wir wünschten einen berichtigenden literarischen Commentar über diese wichtigen Aphorismen zu besitzen; um über viele Anstände und Zweifel Auskunft zu finden, denn bey einem neuen Werke von so grosem Umfange wäre es unbillig mehr zu verlangen, als nach der verschiedenen Vollkommenheit, womit man diesen oder jenen Punkt bearbeitet findet, in einer solchen tabellarischen Darstellung möglich ist. Niemand ist williger Verbesserungen und Erweiterungen aufzunehmen, als der würdige biedere Vf.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *D. Samuel Gottlieb Vogel,* Königl. Grosbrit. Hofmedicus, Landphysicus und Garnisonmedicus zu Ratzeburg, *Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft zum Gebrauch für angehende Aerzte.* Zweyte verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. *Erster Theil.* 1785. 8. LX u. 444 S. und 24 S. Recepte. *Zweyter Theil.* 1785. 295 S. u. 24 S. Recepte u. Zusätze. *Dritter Theil.* Zweyte viel vermehrte Ausgabe. 1794. 491 S. *Erster Theil. Dritte Ausgabe.* 1789. LXI u. 365 S. u. 32 S. Recepte u. Zusätze.

Die Menge von Auflagen, welche das Vogelsche Handbuch in einer kurzen Zeit erlebt hat und zu denen auch die in unsern Blättern angezeigte lateinische Uebersetzung zu rechnen ist, beweist, wie sehr dieses Buch von den Aerzten gekauft und genutzt worden ist. Die zweyte Auflage der drey Theile hat nicht durchaus gleich viele Verbesserungen, Zusätze und Vorzüge vor der ersten Ausgabe erhalten. Gleich zu den ersten beiden Theilen der zweyten Auflage sind vier ganz neue Kapitel gekommen, von den schleichenden, auszehrenden oder hektischen Fiebern, von den Katarrhalfiebern und den Katarrhen überhaupt, dem Milchfieber und dem Kindbetterinnenfieber. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass aus dem ersten Theil der ersten Auflage (Stendal, 1781. 8.) bey der zweyten Auflage zwey Theile geworden sind, indem der Vf. das Kapitel von den Nervenfiebern und von den rheumatischen Fiebern und den Rheumatismen überhaupt, nebst den von uns eben bemerkten vier neuen Kapiteln als einen zweyten Theil, und zwar als die zweyte Auflage desselben, herausgab. Ausser diesen sind zum ersten und zweyten Theil in der zweyten Ausgabe noch eine Menge von Veränderungen und Zusätzen gekommen, die zum Theil angedruckt, grösstentheils aber in den Text selbst verwebt worden sind. Der Veränderungen und Zusätze zum dritten Theil sind wenigere und der grössere Theil derselben besteht in Nachholung der Literatur über jede Krankheit, so wie auch ein nicht unbeträchtlicher Theil in einzelnen kleinen Zusätzen aus der Erfahrung des Vf, und den Bemerkungen anderer Aerzte besteht, die ihm wichtig schienen. In der ersten Auflage des dritten Theils betrug die Seitenzahl (die Veränderungen und Zusätze ungerechnet) 360 Seiten, in der zweyten Auflage dieses Theils beträgt sie 393 Seiten. Auch die Veränderungen und Zusätze zum ersten und zweyten Theil, die dem dritten Theil angehängt sind, sind vermehrt worden, ungeachtet der Vf. gestehet, dass er an Zusätzen zu den beiden ersten Theilen so vielen Vorrath habe, dass dieser Band zu einer unmässigen Dicke angewachsen seyn würde, falls er alles, was er hatte, hätte drucken lassen. Er verspricht dieses bey einer andern schicklichen Gelegenheit zu geben. Die dritte Auflage des ersten Theils hat nur hin und wieder etliche Veränderungen erhalten, ausser denen, die der zweyten Auflage des dritten Theils angehängt worden waren, und die der Vf. bey dieser Auflage nicht an ihre Orte eingetragen hat. Es sind Berichtigungen einzelner Sätze aus eigener und fremder Erfahrung, und sie können, da sie insgesammt kurz sind, von den Besitzern der zweyten Auflage leicht in diese eingetragen werden. Der Vf. gibt in der Vorrede zur zweyten Auflage des dritten Theils die Fehler und Mängel seines Werks sehr offenherzig an. Es sey nicht alles gehörig geordnet: das Wesentliche und die charakteristischen Kennzeichen der Krankheiten seyen nicht gehörig ausgehoben: die Wahl der jeden Kapitel angehängten Schriftsteller sey nicht strenge genug, und vieles stehe in dem Buch, was nicht hinein gehöre, manches andere aber fehle; vieles fordere genauere Bestimmung und manches andere könne kürzer gefasst seyn. Wenn ein Schriftsteller, dessen Werk mit allgemeinen Beyfall aufgenommen worden ist, von demselben ein so strenges Urtheil fällt, so muss sich von seinem Bestreben seinem Werk die möglichste Brauchbarkeit und die möglichste Vollkommenheit zu geben, sehr viel Gutes erwarten lassen, und die Verbesserungen und Zusätze bey ieder Ausgabe bewei-

beweisen auch, dass der Vf. unaufhörlich bemüht gewesen ist, den Mängeln seines Werks abzuhelfen. Rec. wünscht besonders, dass der Vf. sich kürzer fassen möge. Wenn er seinen Plan ausführt und auch die langwierigen Krankheiten behandelt, und bey diesen eben so weitläuftig, wie bey den Fiebern ist, so stehet uns eine Menge von Bänden bevor, und die Gemeinnützigkeit des Buches für angehende Aerzte vermindert sich in dem Maass, als es theuer wird. Die vielen Zusätze und Verbesserungen, die er fast jedem Bande der neuen Auflage angehängt hat, haben auch manches Schwierige beym Gebrauch, und da er der Zusätze so viele hat, so wäre es zu wünschen, dass er dieses wichtige Werk von neuen umarbeitete, die Mängel, die er an demselben selbst bemerkt hat, verbesserte, alles an seinen Ort einschaltete, sich überhaupt der möglichsten Kürze befleissigte, und für die Zukunft die Einrichtung träfe, dass bey nachher nothwendigen neuen Auflagen dieses umgearbeiteten Handbuches die Zusätze besonders gekauft werden könnten, damit der Arzt nicht fast in jeder Messe in die Verlegenheit gesetzt werde, neue Kosten auf Anschaffung eines Buchs zu verwenden, das er sich schon angeschafft hatte, und welches er wieder kaufen musste, weil der Vf. ihm nicht die möglichste Vollkommenheit gegeben hatte. Der nächstens zu erwartende vierte Band soll die fieberhaften Krankheiten beschliessen. Jeder Arzt wird dem würdigen Vf. Gesundheit und Muse wünschen, damit er dieses sein vortreffliches Werk, welches schon so vielen Nutzen gestiftet hat, fleissig fortsetzen und vollenden kann.

Rostock, b. Adler: *Specimen semiologiae medicinalis criticae de sopore interdum periculi vacuo quin imo salutari.* Pro impetrando in Acad. Rostoch. gradu Doctoris publico examini submittit *J. Aug. Gfr. Böttcher*, Cella-Hannoveranus. 1794. 118 S. 8.

Im Jahre 1791. erschien in Rostock eine Inauguralschrift, (*D. F. Buettner critices semioticae rudimenta.* s. A. L. Z. 1793. n. 140.) in welcher viele gute und brauchbare Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Zeichenlehre und Vorschläge über die Art diesem wichtigen Theil der Heilkunde mehrere Gewissheit und Bestimmtheit zu geben, geliefert wurden. Die semiotische Probeschrift, die wir jetzt anzeigen, ist grossentheils nach den in jener Schrift gethanen Vorschlägen ausgearbeitet worden, und Rec. glaubt, bey demselben die Hand des würdigen Gelehrten nicht zu verkennen, die den Vf. bey Abfassung dieser Schrift geleitet hat. Die Schrift ist in zwey Theile getheilt. Im ersten Abschnitt wird die Meynung des Vf. über die Ursachen und Wirkungen des natürlichen Schlafes dargestellt. Die Physiologen sind bekanntlich über die nächste Ursache des Schlafes noch bey weiten nicht einig, indem noch in unsern Tagen einer diese, und der andere jene nächste Ursache des Schlafes angegeben hat: es wird sicherlich auch die vom Vf. behauptete nächste Ursache des Schlafes, wenigstens in einigen Punkten, Widersprüche genug finden. Zum Glück für die Menschheit sind die nächsten Ursachen der Erscheinungen in dem menschlichen Körper bey dem Arzt mehr Gegenstand der Wissenschaft, weniger Gegenstand der Kunst, und die Gewissheit der Zeichenlehre wird nichts verlieren, wenn wir nur die Umstände und Verhältnisse recht genau wissen, unter denen der natürliche Schlaf erfolgt, wenn wir wissen, was der Schlaf bewirkt, wenn wir die Verhältnisse, unter denen der widernatürliche Schlaf erfolgt, und die Folgen kennen, die ein unter bestimmten Umständen, und von bestimmten Ursachen entstandener widernatürlicher Schlaf haben muss. Der Vf. definirt den Schlaf durch einen Zeitraum, *quae vacationem habet actionum animalium*, und geht, nachdem er die Phänomene beschrieben hat, die vor dem Schlaf, und bey demselben, an den thierischen, Lebens- und natürlichen Verrichtungen beobachtet werden, gleich auf Erzählung der Meynungen über, die man von der Ursache des Schlafes geheget hat. Seine Meynung von der Entstehung des natürlichen Schlafes ist folgende: Wenn die Nervenkraft ihre Verrichtungen gehörig thun soll, so müssen die Werkzeuge zur Aufnahme und Vertheilung dieser Kraft gehörig beschaffen seyn. Durch die Aeusserung der Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit leidet das Hirnmark. (*Ex sensus et motus exercitio nescio quod fert sui detrimentum.*) Die Sinnen werden also stumpf, die Ideen verlieren sich, wenn das Hirnmark afficirt wird. Die Muskeln, welche im Zustand des Wachens häufig bewegt wurden, z. B. die Augenmuskeln, werden Abends schwer bewegt: es thut den Nerven wehe, wenn sie durch die Seele zur Erregung der Muskelbewegung, die jetzt ruhen sollte, bestimmt werden. Es ist daher Absicht der Natur, dass die durch die Ausübung der thierischen Verrichtungen ermüdete Nervenkraft im Schlaf ruhe, und dass während desselben das ersetzt werde, was von der Nervenkraft verlohren gegangen ist. Dass die Gefässe und das Herz in ihre Thätigkeit während des Schlafes bleiben, diess kommt daher, weil das System der Gefässe seine eigenthümliche Reizbarkeit hat, die durch bestimmte Reize in beständiger Thätigkeit erhalten wird. Die Veränderung der Bewegung der Schlagadern während des Schlafes, rührt von dem Mangel der zufälligen Reize her, die bey Tage die Bewegung des Herzens und der Schlagadern vermehren. Der Vf. setzt vier verschiedene Arten des Schlafes nach den Ursachen fest, 1) den völlig natürlichen Schlaf, 2) den Schlaf, dessen Entstehung, Stärke und Fortdauer von zufälligen Ursachen, die im gesunden Zustand existiren können, abhängt, 3) den relativen Schlaf, der von Alter, Gewohnheit, Temperament, Klima, u. s. f. abhangt, 4) den, der von widernatürlichen Ursachen bewirket wird. Hierauf handelt er die Frage weitläufig ab: ob der natürliche Schlaf von Vollfüllung oder Entledigung von Druck, oder Leere des Gehirns entstehe.

Im zweyten Abschnitt werden die Gesetze der Kritik angewendet, um den entweder gefahrlosen, oder Gesundheit anzeigenden Schlaf richtig zu bestimmen. Der widernatürliche Schlaf lässt sich nicht anders bestimmen, als nach der Ursache, die ihn bewirkte. Die Erfah-

Erfahrung lehret auch, dafs der widernatürliche Schlaf, im Allgemeinen betrachtet, ein Zufall von schlimmer Vorbedeutung sey, weil in diesen die Bestrebungen der für ihr Heil thätigen Natur immer geringer sind: die Zeichenlehrer haben indessen die Sache immer nur nach dem Erfolg bestimmt, und dieses ist für die Semiotik nicht hinreichend. Unbestimmt ist überhaupt der Begriff vom Widernatürlichen für die Semiotiker, und wenn bey semiotischen Sätzen auch zugleich der Erfolg mit in Anschlag gebracht wird, dann ist ein solcher Satz eigentlich gar nicht semiotisch, indem mich die Zeichenlehre ja belehren soll, welchen Erfolg ein bestimmter Zufall haben wird. Es ist daher so viel als nichts gesagt, wenn man in semiotischen Lehrbüchern liest: *sopor, qui morbum non levat, malum.* Auch die Tiefe und Dauer der Schlafes kann wenig in Anschlag kommen, da man der Fälle sehr viele hat, wo die Kranken nach dem tiefsten und längsten Schlaf, Gesundheit und Leben erhielten. Der Vf. zeigt nun mit Lebhaftigkeit und richtigem Sinn für die gute Sache, woran es liege, dass wir noch jetzt in der Zeichenlehre so weit zurück sind, dafs die Sätze: *multa semioticen fallere nihil in signorum eventu perpetuum esse.* u. s. w. noch so ganz wahr sind. (Man nahm die Zufälle, wie sie sind, ohne auf ihre Ursache nur die geringste Rücksicht zu nehmen, und sagte dann in aphoristischem Styl: dieser Zufall ist gut, dieser ist bös. So sind bisher alle die semiotischen Lehrbücher geschrieben worden, und diese Nachahmung der Aphorismen des Hippokrates hat in dieser Hinsicht dem Fortschreiten der Wissenschaft unendlich geschadet. Man hat sich auch bey alten semiotischen Sätzen nicht einmal die Mühe gegeben zu untersuchen, aus welchem Princip sie flossen, sondern die Sätze des Hippokrates und Galenus, obgleich letztere aus einen zusammenhängenden System gerissen waren, treulich und friedlich zusammengestellt. Die Causalverbindung der Zufälle ist die einzige Richtschnur, nach welcher die Zeichenlehre bearbeitet werden mufs; ein Zeichen kann sehr schlimm und den Tod anzeigend seyn, wenn es von dieser Ursache abhangt, und unter bestimmten Verhältnissen und Umständen da ist: es kann aber auch heilverkündigend seyn, wenn es von einer andern Ursache abhangt, und unter andern Umständen zugegen ist. Aber hier ist wieder weniger Rücksicht auf die nächste Ursache zu nehmen, die, wie z. B. beym Schlaf, sehr oft ungewifs ist, und weniger auf Thatsachen, mehr auf Raisonnement beruht, sondern vielmehr auf die Ursachen, welche die nächste bewirkten, und die durchaus in dem Gebiet des Arztes liegen.) Das erste Gesetz der semiotischen Kritik, das der Vf. auf die Beurtheilung des Schlafes anwendet, ist die respective Gesundheit, welchen Ausdruck Rec. nicht gewählt haben würde. Was indessen darunter verstanden wird, ist klar: der Schlaf kann schon im natürlichen Zustand nach den verschiedenen Verhältnissen des Lebens, des Temperaments, nach Gewohnheit, Lebensweise, Verdauungskraft, Klima, Jahreszeit, u. s. f. verschieden seyn, muss es so auch im Krankenzustande seyn, muss auch nach diesen verschiedenen Relationen, verschiedene Bedeutungen haben. Das zweyte Gesetz überschreibt der Vf. πρόφασις. Wir wissen nicht warum gerade dieses Wort, dessen Begriff sich recht gut lateinisch bezeichnen liefs, hier griechisch stehen mufs; aber der Styl des Vf. ist überhaupt gesucht, überladen und schwer. Er meynt die offenbare Ursache des widernatürlichen Schlafes, scheint aber unter dieser Rubrik Fehler begangen zu haben, über die er sich eben bey den Zeichenlehrern beschwert. So steht der Satz z. B. da, den Rec. so allgemein, und so unbestimmt nicht hingesetzt haben würde: *sopor ab ictu, plaga, contusione capitis terrere adeo non debet,* welches bekanntlich in sehr vielen Fällen wider die Erfahrung ist. Er setzt zwar dazu, dafs er nach dem siebenten Tag geringere Gefahr anzeige; aber auch diese Bestimmung sollte andere Gründe haben, als die blofs von der Zeit hergenommenen. So ist auch der Satz bey weiten nicht allgemein wahr: *sopor a morbi comitialis accessione si gravior et profundior obrepat periculo caret.* Bey der Epilepsie der Kinder ist genau das Gegentheil wahr. Das dritte Gesetz: die Krankheit. Das vierte: der kritische Zeitpunkt der Krankheit. Das fünfte: Φαινόμενα. Es ist nicht zu läugnen, dafs der Vf. über dieses alles recht viel Gutes sagt; aber viele Sätze, die er aufstellt, haben doch nicht das Gepräge der allgemeinen Richtigkeit, die ihnen der Vf. beyzulegen scheint. Rec. bescheidet sich auch gern, dafs in der Zeichenlehre, auch bey der sorgfältigsten Bearbeitung derselben, noch immer sehr viel Relatives bleiben wird, weil man die Umstände, unter denen bestimmte Zeichen nur gültig seyn können, nie wird vollständig genug angeben können, und weil hier wirklich dem Gefühl des praktischen Arztes und seiner Beurtheilung aller zusammentreffenden Umstände, etwas überlassen bleiben mufs. Und wie oft liegen uns nicht auch die Ursachen, welche die Zufälle bewirken, deren wir uns als Zeichen bedienen, verborgen? wie oft erhebt sich nicht die heilsame Kraft der Natur noch da, wo man alles für verlohren schätzte, und wie oft wird nicht der Erfolg durch die angewendete Kurmethode bestimmt? Rec. glaubt also wohl, dafs weit mehr Gewifsheit in die Zeichenlehre gebracht werden könne, als diese Wissenschaft bisher hatte: aber sehr wahr wird auch immer der Ausspruch des Vaters der Semiotik von allen Krankheiten bleiben, den er nur von den schnell ablaufenden niederschrieb: *acutorum morborum non omnino tutae sunt praedictiones, neque mortis, neque sanitatis. Hipp. Sect. II. aph.* 19.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. November 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Altona, b. Hammerich: *Ideen zur Philosophie über die Religion und den Geist des reinen Christenthums,* von *C. H. G. Venturini.* 1794. 656 S. gr. 8.

Die Bedürfnisse der Vernunft für eine moralische Religion sind ewig; allein ihre Modificationen, und die Art, wie sie sich äussern, so verschieden, als die Zeit und die Stufe der Cultur, worin der Mensch lebt, und worauf er steht. Nur der versteht die Vernunft mit einer positiven Religion der Vorzeit zu versöhnen, der als ein Weiser seiner Zeit von der gegenwärtigen Stufe der Cultur herab ihr mit vernehmlicher Stimme zuruft, dass ihre Bedürfnisse auch unter diesen Modificationen in jener positiven Religion befriedigt sind. Eine wahre Religion kann nur moralischer Art seyn, und muss sich auf sittliche Maximen gründen, um das unendlich starke Interesse der Vernunft, welches sie an Sittlichkeit nimmt, zu fesseln, und ihren Bedürfnissen zu genügen. Wäre sie also auch in dem Ablaufe von Jahrhunderten durch Widersprüche mit den allgemeinen sittlichen Maximen verfinstert; so würden diese bey Zeiten abgesondert werden müssen, damit nicht die Vernunft jenes starke Interesse unbefriedigt fände, und gegen diese Religion erkaltete. In welchem Zeitalter *wir* leben, weiss ein Jeder; und ob nicht der letzte Fall bey der christlichen Religion, wie sie nach kirchlicher Form fortgelehrt wird, eintreten könnte, wird der nicht einmal weiter fragen, den die Erfahrung belehrt hat, dass er unter den gebildetern Menschenclassen unserer Zeit schon wirklich eingetreten ist. Es bleibt daher ausgemacht ein grosses Bedürfnis unserer Zeit, den reinen Geist der Religion Jesu wieder hervor gehen zu lassen, und die der Sittlichkeit widerstrebenden Zusätze des Kirchenglaubens genau abzusondern, damit sie den anerkannten sittlichen Maximen völlig genüge. Diesem hohen Berufe, der einen unabsehlichen Segen Gottes über alle Classen von Menschen verbreitet (denn alle Menschen sind moralische Wesen), folgt auch der Vf. dieser Ideen mit aller Kraft seines Verstandes, und einem moralischen Sinne, der wie ein göttlicher Geist die ganze Schrift und den Leser zugleich belebt. Seit *Jerusalems* Betrachtungen ist nichts Schöneres für die geläuterte Religion geschrieben, und diese Ideen müssten jetzt eben die Sensation machen, wie damals die Betrachtungen, wenn nicht die Zahl der Zeitgenossen schon zu gross wäre, die sich mit dem Vf., durch die kritische Philosophie veranlasst, an gleiche Gedankenfolgen gewöhnt hätten.

Die Gedanken sind grösstentheils dem Rec. wie aus der Seele gehoben, und er ist ausserordentlich überrascht worden, eine solche unabhängige Harmonie zu finden, da er die seinigen der Welt noch nicht bekannt gemacht hat, und fürs erste auch noch wohl Anstand damit nehmen wird. Allein er gesteht auch aufrichtig, dass er sich ausser Stande fühlt, die Ideen von so vielen Seiten zu wenden, und sie in einer so lebhaften Sprachfülle vorzutragen. Nur bisweilen scheint der Reichthum der Sprache in eine zu wortreiche Declamation überzugehen, und an andern Stellen der Gedanke durch eine zu grosse Dehnung oder häufige Wiederholung zu ermatten. Vielleicht hat *Jerusalems* Darstellungsart dem Vf. zum Muster gedient; allein er ist ihr im Anfange getreuer geblieben, als späterhin, wo nicht dieselbe Stärke und derselbe Nachdruck herrscht, wenn gleich dieselbe Ueppigkeit der Sprache. Um die Wichtigkeit der Schrift bemerklich zu machen, dürfen nur die Gegenstände angeführt werden, die darin abgehandelt sind. Das *erste* Buch so wie das *zweyte*, umfassen *drey* Betrachtungen, und jede Betrachtung enthält so viel Abschnitte, als Hauptgegenstände rubricirt sind. Erste Betrachtung: *Allgemeinheit der Religion und ihre ersten Fortschritte; Bedürfnisse und Religionsfähigkeiten des Menschen.* Zweyte Betrachtung: *Wahrer Stand- und Gesichtspunkt, den Werth, die Würde und Fruchtbarkeit eines Religionssystems zu beurtheilen; Möglichkeit und Gewissheit einer göttlichen Offenburg.* Dritte Betrachtung: *Werth der Religion überhaupt; Einfluss derselben auf bürgerlichen Wohlstand und persönliche Glückseligkeit.* Zweytes Buch; erste Betrachtung. *Jesus Christus war Lehrer einer reinen Religion, und Stifter einer sittlichen Anstalt zur Bildung, Veredlung und Beglückung der Menschheit.* Zweyte Betrachtung. *Der Geist des reinen Christenthums in den Lehren vom Werthe, der Bestimmung und Würde des Menschen.* Dritte Betrachtung. *Wie das Christenthum, nach seinem Hauptgedanken, eine allgemeine wohlthätige und beglückende Religion werden könne.* — Alle diese Betrachtungen sind voll der trefflichsten Ideen, wie sie nur eine ruhige Untersuchung unter der Aegide einer strengen Philosophie erzeugen kann. Hiebey bedarf es nicht der Neuheit, denn wie könnte die Wahrheit immer neu seyn; wohl aber der Richtigkeit und Fruchtbarkeit, die hier in reichem Maasse angetroffen wird. Indessen ist dennoch der Vf. weit entfernt, das Ganze als etwas Vollendetes anzusehen; nur glaubt er, dass die christliche Religion viel gewinnen würde, wenn man auf diesem Wege fortführe, und durch diese Arbeit schon viel gewonnen habe. Hierin stimmt Rec. völlig ein, und nimmt daher um so weniger Anstand, bey dem Verfolge der Ideen des Vf. auch seine Bemerkungen und Zwei-

fel mitzutheilen, um das Ganze der Vollendung etwas näher zu bringen. Die Allgemeinheit der Religion wird sehr richtig aus der Geschichte entwickelt, und ihre ersten Keime aus den natürlichen Anlagen des Menschen in Verbindung mit der ihn umgebenden Sinnenwelt. Hiebey hätte es aber zuvor einer Definition von Religion bedurft, um zu sehen, was der Vf. darunter verstehe, und mit welchem Rechte er ihre Allgemeinheit behaupte. Nur bey dem *allgemeinsten* Begriffe von Religion ist diese Behauptung der Geschichte gemäss und haltbar. Irgend eine Ahnung, Gefühl von einem höhern mächtigen Wesen findet sich über das ganze Menschengeschlecht verbreitet, so weit die Geschichte desselben reicht; allein man kann nicht mit dem Vf. S. 17. behaupten: „Auf jeder, selbst der untersten Stuffe der Geistescultur des „Menschen, findet man Spuren der Idee von einer Gottheit, *als höchstem Urheber und Regierer der Welt*; diess „ist eine Thatsache, welche die älteste Geschichte, wie „die neuesten Berichte der glaubwürdigsten Männer be-„weisen." Wider eine solche Behauptung ist gleich die Geschichte der Wilden auf der Nordwestküste von America nach den Berichten der Engländer in Forsters Entdeckungsreisen seit Coock, und die Geschichte der Neuseeländer, so viel sich Rec. erinnert, nicht minder. Allein so viel ist gewiss: selbst der roheste Mensch hat ein Gefühl oder auch eine Idee von einem höhern, mächtigern Wesen als er selbst ist, oder von dem er sich abhängig fühlt, und das ihm wenigstens schaden kann. — Als Quellen der frühesten Religion werden sehr richtig angegeben Furcht, Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe; allein sie werden zu successiv abgehandelt, als wenn die Furcht der Dankbarkeit durchaus allenthalben voran gehen müsste. Diess lässt sich nicht strenge beweisen, denn es können ja mehrere Aeusserungen der menschlichen Seele zugleich zur Religion mitwirken, welches sich nicht so genau nach Anleitung der Geschichte analysiren lässt. Ueberdem sind einige psychologische Quellen ganz verschwiegen. Der Keim der Religion liegt nämlich durchaus *im* Menschen, in seiner *Furcht* und *Hoffnung*, in dem Gefühl der *Schwäche* und *Abhängigkeit*, in den Anlagen zur *Bewunderung*, *Liebe* und *Dankbarkeit*. Den letzten liegt das moralische Gefühl zum Grunde, und daraus entwickelt sich über kurz oder lang die wahre Religion. Hiernach würde der Stufengang der Religion S. 32. den der Vf. übrigens sehr schön gezeichnet hat, etwas anders ausgefallen seyn. — Wenn ferner von der mosaischen Schöpfungsgeschichte behauptet wird, dass sie durchaus ägyptischen Ursprungs sey; so ist diess keine so ausgemachte Sache, dass man daraus auf die Religionsbegriffe der Aegypter sicher schliessen könnte, wie S. 39. geschieht. Am wenigsten dürfte die Idee, dass die Völker des Alterthums von *reinern* Religionsbegriffen zu den *gröbern* herabgesunken seyn, die Probe halten. Der Vf. schliesst es aus einer historischen Induction, wornach man früher reinere Begriffe unter den Nationen wahrnimmt, als späterhin z. E. den Begriff eines von der Welt verschiedenen Schöpfers und Regierers der Welt. Nun waren ja aber damals die Völker noch ganz roh; also müssen sie die Idee anders woher haben, als aus sich selbst S. 43. Diess ist, wie bekannt, der gewöhnliche Weg, auf dem man das Daseyn der frühesten Offenbarung beweist. Rec. hat anfangs diesen historischen Erfahrungsbeweis seiner Führer auch angenommen, aber er ward gewahr, dass sich auf diese Weise kein bündiger Beweis führen lasse, da uns die früheste Geschichte der Urvölker völlig unbekannt ist. Wir wissen nicht, wie sich diese Völker zu einander verhalten, und wie viele Jahrhunderte sie durchlaufen haben, bis sie zu einigen reinen Religionsideen hindurch gedrungen sind. Man erblickt z. B. schon gleich zu Anfang der Genesis den *Ackerbau*. Diess ist ein sicherer Beweis von einer beträchtlichen Cultur. Wenn also S. 44. behauptet wird: die Griechen hatten in ihrem rohen Zustande keine Speculationen über die Entstehung des Weltalls; so ist diess noch sehr problematisch, da wir so wenig Nachrichten von diesem Zustande haben. — Wer kann den Zeitpunkt bestimmen, wo sie mit ihren Geogonien und Kosmogonien angefangen haben? Nicht Hesiodus und Homer haben erst angefangen, darüber zu dichten; sondern sie haben nur die schon vorhandenen Vorstellungen benutzt, und sie als Sänger der Nation in ihrer Art dargestellt (vergl. das Henkesche Magazin 2 Th. 1. Abh.). — Sehr schön und wahr ist der Gedanke, dass Denksprüche und Gnomen die ersten Spuren einer gereinigten Religionsphilosophie enthalten S. 48. Dagegen scheinen die alten Philosopheme der ersten Philosophen Griechenlands zu sehr herabgewürdigt zu werden. Der Vf. gesteht ja sonst die Unsicherheit späterer Nachrichten der Profanen von ältern philosophischen Ideen sehr billig ein, warum sollte dann dieser Umstand nicht auch hier Einfluss auf das Urtheil haben müssen? — Vortrefflich sind die *Bedürfnisse* und *Religionsfähigkeiten* des Menschen gezeigt; allein wir müssen vorüber eilen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Die zweyte Betrachtung wird mit einer Definition von Religion eröffnet. Sie ist — *Mittel zur Willensbestimmung des Menschen nach moralischen Gesetzen.* Diess ist freylich ein Charakter der wahren Religion, oder ein Merkmal, was Religion seyn soll; allein es ist damit noch nicht gesagt, was sie in ihren tausendfachen Modificationen wirklich ist. Hiezu muss man eine noch weitere Aussicht fassen, worunter man alle vorhandenen Religionen bringen kann. – Darauf wird gezeigt, dass die Religion auf drey Grundbegriffe zurückgeführt werden könne. Es ist Ein Gott, und dieser Gott ist unser höchster Gesetzgeber und Richter; es erwartet uns ein anderer Zustand nach dem Tode, und dieser Zustand ist unsre wahre Bestimmung. Rec. würde höchstens *moralischer* Gesetzgeber gesagt haben, und diess scheint auch der Sinn des Vf. zu seyn, denn er denkt sich die wahre Religion. Wäre nämlich dieser Eine Gott nur ein politischer Gesetzgeber und Richter; so kann er nicht zum Grundbegriffe einer wahren Religion gehören. — Es fragt sich nun, wie es möglich werde, dass sich der höchst sinnliche Mensch durch diese Grundbegriffe der Religion zur Moralität bestimmen lasse? Die Religion muss sich auf *Autorität* gründen. Diess ist das einzige Mittel bey dem rohen Menschen, die praktische Vernunft zu wecken und zu beleben. S. 146. Darauf folgen die Hauptcriterien, den Werth, die Wahrheit und

Frucht-

Fruchtbarkeit eines Religionssystems zu prüfen und zu beurtheilen. Jene Autorität muss nun aber für sinnliche Menschen eine *sinnliche* Autorität seyn, und *unter* sinnlichen Menschen, d. i. in der Sinnenwelt sichtbar werden, um die Sinnlichkeit zu bezwingen, und die Vernunft zu sittlichen Zwecken in Thätigkeit zu setzen. Dazu bedarf es der Wunder. Ein Wunder ist *eine Wirkung in der Sinnenwelt, durch übernatürliche Caussalität, zu einem sittlichen Zwecke.* S. 163. Wunder haben nur für grob-sinnliche Menschen einen Werth, und ihr Zweck ist eigentlich an den lebenden Zeitgenossen schon vollendet. Sie können für die Wahrheit einer *Lehre* nichts beweisen, und hätte diess der Stifter einer Religion gewollt; so wäre er entweder ein Schwärmer oder ein Betrüger gewesen, denn er hätte die Vernunft abhalten wollen, die Lehre zu prüfen, wodurch doch einzig und allein die Wahrheit derselben ausgemacht werden kann. Er hätte einen blinden Glauben gewollt, wovor uns Gott bewahre! Die Sinnlichkeit der Menschen ist denn endlich auch Ursach, dass der *symbolische Theismus* besser für sie taugt, als der *Deismus.* S. 179 ff. Eine positive Religion wird daher immer nothwendig bleiben. Darauf kommt der Vf. auf das *Gebet*, als ein *sinnliches* Stärkungsmittel zur Tugend, und äussert darüber sehr herrliche Ideen von S. 192. an. Ein Hauptvorzug unserer positiven Religion vor dem Deismus ist: *dass sie uns nicht allein in Gott das höchste Urbild der Vollkommenheit aufstellt, sondern uns auch in der Person ihres Stifters ein Muster der Sittlichkeit zur Nachbildung anweiset.* Würdigung der Vernunft. Sie ist oberste Richterin in Sachen der Religion. Die *(positive)* Religion kann uns über Gott, sein Verhältniss zu uns und der Welt keine Einsichten und Erkenntnisse mittheilen, die über die Vernunft gingen, die sie selbst nie hätte finden können; sondern Religion kann hierin nur Anleitung, Antrieb und Reiz zum eignen Forschen geben. Was sie lehrt, muss der Vernunft vollkommen angemessen seyn, und ihr höchster Werth bestehet darin, dass sie das, was die Vernunft erkennt, bestätigt, befestigt, und wirksam aufs praktische Leben macht. S. 216. Man sieht, dass der Vf. die *positive* Religion im Sinne hat, oder den gemeinen Sprachgebrauch folgt, wonach unter Religion auch alle Religionslehren sammt der Theologie begriffen sind. — Das Uebrige muss Rec. übergehen, und macht den Leser nur noch auf ein paar wichtige Punkte aufmerksam, auf S. 251. wie das Princip der Glückseligkeit gebraucht werden solle, und S. 255. auf die ächten Merkmale einer wahren Religion — um zu dem wichtigen Abschnitte von der *Möglichkeit und Gewissheit einer göttlichen Offenbarung* zu kommen. Dieser Abschnitt ist aber viel zu kurz, und hat den Rec. am wenigsten befriedigt. Es sind zwar die Hauptresultate der Untersuchungen unserer Zeit über diesen Gegenstand darin zusammengedrängt; allein der Knoten ist abermals zerhauen und nicht gelöset. Der Hauptideengang ist ungefähr dieser. Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer höhern Belehrung der Gottheit wird nicht leicht Jemand bezweifeln. (Allein wie leicht sie bezweifelt wird, und wie oft sie bezweifelt ist, wird der Vf. am besten wissen. Besser wäre es gewesen, zuvor zu zeigen, dass Niemand die *Unmöglichkeit* einer Offenbarung *beweisen* könne.) Die allweise Gottheit konnte es nöthig finden, Menschen im Stande der herrschenden Sinnlichkeit auf ihren höchsten Urheber und Gesetzgeber aufmerksam zu machen, damit sie die Würde und Majestät des sittlichen Gesetzes empfinden und erkennen sollten. Aber es kommt vorzüglich auf die Wirklichkeit der Offenbarung an? Der regulative Begriff einer wirklichen Offenbarung kann nur seyn: — *Ankündigung Gottes als höchsten und heiligen Gesetzgebers durch ein die Sinnlichkeit erschütterndes Factum, welches der Mensch sich nicht anders als durch übernatürliche Caussalität erklären kann.* S. 269. Dieser Begriff hat nichts Widersprechendes in sich. Wie kann aber der Mensch die Offenbarung von seiner Phantasie und Erfindung unterscheiden? Gott muss sich dem Gemüthe eines Menschen so offenbaren *können*, dass er allemal sicher weiss, es sey Gott, der sich ihm offenbart. Offenbarung kann überhaupt nur die *Form* sittlicher Gesetze enthalten, nicht aber die *Materie: ich bin heilig spricht der Herr, darum sollt auch ihr heilig seyn!* Sie kann uns nicht über die Grenzen unserer Vernunft hinausführen; übersinnliche Dinge nicht in die sinnliche Welt herab ziehen; kein Gesetz wider das Sittengesetz aufstellen; mit einem Worte, sie muss *vernunftmässig* seyn. Alle geoffenbarten Wahrheiten sind also Vernunftwahrheiten. Hiernach lässt es sich freylich nur negativ bestimmen: diess *kann* göttliche Offenbarung seyn, jenes nicht. Ueber die *Gewissheit* einer Offenbarung kann nur ein *problematisches* Urtheil gefällt werden. Die Geschichte muss hier entscheiden, und da zeigt der Vf. aufs neue durch eine Induction aus der Geschichte, dass die Ideen von Gott dem Schöpfer und Regierer des Weltalls im frühsten Alterthume aus einer Offenbarung abzuleiten sind. — Man sieht, wie er die neuesten Ideen hierüber mit der alten Beweisart zu verbinden suchte; allein der historische Beweis kann keine Auskunft über die *Gewissheit* geben, sondern nur über die *Wahrscheinlichkeit* einer vorhandenen Offenbarung. Dass sich der Vf. selbst nicht Genüge gethan habe, ergibt der Schluss. Es kann so seyn, und wir wollen, *dass es so sey.* Rec. bleibt ebenfalls bey dem problematischen Urtheile stehen; allein er muss doch auch bemerklich machen, dass, wenn jener regulative Begriff durchaus constitutiv bleiben soll, der Stab über die Offenbarung in der mosaischen Religion gebrochen ist. Diess scheint aber der Vf. eben so wenig gewollt zu haben, als manche von denen, die diesen Begriff aufstellen oder doch annehmen. Man beruft sich dabey gewöhnlich auf die formale Ankündigung: *ihr sollt heilig seyn* u. s. w., und denkt an 3 Mos. 11, 44. Unser Vf. hat diesen Gedanken sogar durch seine ganze Schrift verwebt, und leitet S. 513. sehr wichtige Resultate daraus her. Allein mit einigen Bedauren muss Rec. gestehen, dass sich die ganze Sache auf einen Irrthum gründet. Es ist in dem ganzen Moses keine solche formale Ankündigung des Sittengesetzes. Es ist an jener Stelle nur von physischer Verunreinigung die Rede. Das Wort קדוש heisst *abgesondert* von allem Un-

Unreinen, alſo *phyſiſch heilig, rein*, oder *geweihet*. „Ihr ſollt euch rein erhalten und rein ſeyn, wie ich rein bin (abgeſondert von allen Göttern), und auch nicht durch Thiere, die auf der Erde kriechen, verunreinigen.“ Derſelbe Sinn kann auch nur Statt finden 3 Moſ. 20, 7. und wenn gleich *Petrus* die Stelle von moraliſcher Heiligkeit erläutert; ſo iſt dieſs bloſse Anpaſſung zu ſeinem Zweck 1 Petr. 1, 16. —

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Weissenfels u. Leipzig: *Almanach für Prediger, die leſen, forſchen und denken.* Auf das Jahr 1789 bis 93. Herausgegeben von M. *Georg Adam Horrer*. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hn. *H's*. Abſicht bey der Herausgabe dieſes Almanachs war, Predigern, die oft weder Gelegenheit noch Vermögen haben, nur einige Zeitungen, viel weniger ſo viele periodiſche Schriften, dergleichen jetzt da ſind, zu leſen, oder die auch oft das, was hier oder da zerſtreut ſteht, und bisweilen partheyiſch vorgetragen iſt, gerne in einer gedrängten Kürze wiederholt und unleidenſchaftlich erzählt beyſammen zu haben wünſchen, nützlich zu werden, und ſie mit den brauchbarſten, ihrem Bedürfniſs angemeſſenen Dingen bekannt zu machen. Dieſer Abſicht gemäſs hätte der Titel heiſsen müſſen: Almanach für Prediger, *die nicht viel leſen* — und nach dem Gehalte deſſen, was darin vorkömmt: *nicht viel denken und forſchen*. Denn die, welche geforſcht und gedacht haben, finden hier keine Nahrung. Vergeblich erwartet man hier Fingerzeige für den Denker zur Berichtigung des theologiſchen Syſtems, oder Winke zu einer vorurtheilsfreyen Erklärung der Bibel; nicht einmal die von bewährten Theologen ſchon angenommenen Verbeſſerungen des Syſtems und der Exegeſe ſind benutzt. — So wird es noch getadelt, daſs man unter dem Vorwande der Popularität die Geheimniſſe des Chriſtenthums von der Dreyeinigkeit, Genugthuung etc. von der Kanzel weglaſſe. — Jeſus Verklärung auf einem Berge wird als Geſchichte betrachtet. — Es wird darüber geſpöttelt, daſs mancher Prediger um die Erzählung von der Verkündigung Mariä wegzukommen ſuche, da er doch dabey Gelegenheit, von der hohen Würde Jeſu zu reden habe. — Das Beſte in dieſem Almanach iſt unſtreitig die neueſte Kirchengeſchichte, ob es gleich dabey auch an pragmatiſcher Darſtellung fehlt. — Mit dem Jahrgange 1793 hört Hr. *H.* auf, dieſen Almanach herauszugeben, weil er Vice-Superintendent geworden iſt, und ſeine Amtsgeſchäfte ſich vermehrt haben. — Was mögen aber manche der Herren Geiſtlichen der Diöces Weiſsenſee von dem Geſchmacke ihres neuen Superintendenten denken, wenn er ſie in ſeinem Sendſchreiben an ſie ſo anredet: „Mit einem Herzen voll der tiefſten Verehrung und Anbetung unſers Gottes habe ich die Ehre Ew. Hochwohl- und Wohlehrwürden hierdurch bekannt zu machen, daſs Sr. Kurfürſtl. Durchl. zu Sachſen, unſer gnädigſter Herr, da unſer bisher hochverdiente Herr Superintendent, der hochwürdige (hochehrwürdige) und hochgelahrte Herr M. Erdm. Wilh. Ferber ihr (ſein) bisher ſo ruhmvoll geführtes Amt, wegen Alter (s) und Schwäche weiter zu verwalten, ſich nicht vermögend fühlten (fühlte), die Beweiſe ihrer Huld gegen mich vermehrt und mich zum Vice-Superintendenten allhier zu ernennen in höchſten Gnaden geruhet haben.“ —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Helmſtädt*, b. Fleckeiſen: *Predigt*, an dem von der Univerſität zu Helmſtädt, *auf die glückliche Rückkunft Sr. Durchl. des regierenden Herzogs von Braunſchweig*, am 16. Febr. 1794 angeſtellten *Dankfeſte* in der Univerſitätskirche gehalten von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke*. 1794. 32 S. 8. — Unter der groſsen Anzahl von Schriften in gebundner und ungebundner Rede, welche die Dankbarkeit den Braunſchweigern bey der Rückkunft ihres guten Fürſten eingegeben hat, zeichnet ſich die Henkiſche Rede durch den Charakter ächt religiöſer und patriotiſcher Geſinnungen aus. Sie analyſirt erſt die frohen Gefühle, welche jedes Herz erfüllten, und zeigt, wie gerecht ſie ſind, und dann veredelt ſie ſie noch mehr durch Verbindung mit religiöſen und ſittlichen Empfindungen und Vorſtellungen. Mit einer Sprache, die gewiſs aus dem Herzen gefloſſen iſt, werden die allbekannten trefflichen Eigenſchaften des Landesherrn und die beglückende Verfaſſung, die er ſeinem Lande gegeben und immer mehr zu geben ſucht, geprieſen. Im Gefühl dieſes Glücks ruft der Vf. aus: „*Verdienen* wollen wir und *belohnen* das uns ſo rühmliche *Vertrauen*, in welchem unſer groſser *Fürſt* von der Zufriedenheit ſeines Volks mit der freyen und glücklichen Verfaſſung, die er ihm gewährt und geſichert hat, ſo feſt überzeugt iſt. Eine ſchöne Probe dieſes Vertrauens haben wir unter andern darin, daſs wir bis jetzt von gar keinen ſolchen Verfügungen wiſſen, als zu unſern Zeiten in vielen Ländern eine argwöhniſche Staatsklugheit trifft, die Freyheit der Unterſuchung und des Urtheils über Staaten, Geſetze, Regierung einzuſchränken, und zu dieſem Zwecke ſelbſt die Leſeluſt der Unterthanen unter höhere Aufſicht und Leitung zu ziehen. Unſer Fürſt weiſs: den Reinen iſt alles rein. Möge ihn dieſs edle Zutrauen gegen uns niemals betrügen!“ Angehängt iſt dieſer Rede ein *Te Deum*, auf dieſe Gelegenheit verfaſst von dem damaligen Prorector, der die ganze Feyerlichkeit des Tages anordnete, D. *Pott*. Von vielen ſchönen Stellen zeichnen wir nur den Schluſs, der gegen die verwünſchende Stimme mancher Zeloten unſer Zeit ſtark abſticht, aus:

Verbrüdre, Gott, durch Lieb' und Recht
Das ganze menſchliche Geſchlecht.
Dann ſchallt aus Einem Munde dir:
Herr, unſer Gott, dich loben wir!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. November 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Ideen zur Philosophie über die Religion und den Geist des reinen Christenthums*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der *dritten* Betrachtung wird sehr vortrefflich von dem Werth und der Nothwendigkeit der Religion gehandelt; allein die Sache leidet keinen Auszug. Eben so wenig die folgenden Betrachtungen des *zweyten* Buchs. Rec. beschränkt sich also bloss auf einzelne Bemerkungen. In der *ersten* Betrachtung wird zuvor die Grösse der moralischen Revolution durch Jesum geschildert, und zu diesem Ende eine Uebersicht gegeben über den Zustand der bekannten Welt in den Zeiten der Entstehung und des ersten Fortgangs des Christenthums. Hier ist das Bekannte sehr gut genutzt, und in einem fliessenden Zusammenhang gebracht; doch wird der Vf. fast zu weitläuftig. Darauf folgt eine kurze Geschichte Jesu, seine Bildung, Charakter und Plan. Von S. 432. an der *Zweck* Jesu. Er war kein anderer, als *reine Sittlichkeit allgemein herrschend, ehrwürdig, gross, und dem Menschengeschlechte heilig zu machen; dadurch die höchstmöglichste Summe wahrhafter Glückseligkeit hervor zu bringen, und höhere Vollkommenheit zu befördern.* Diess wird dann durch einzelne Aeusserungen und Grundlehren Jesu weitläuftiger erörtert. Sehr richtig wird hier *Johannes* vorzüglich als Führer gewählt, der am unbefangensten aufzeichnete, was zur richtigen Schätzung der Lehre Jesu dienen kann. Das Grundgesetz des Christenthums ist *Liebe*, d. h. allgemeine Menschenliebe. Alle moralische Handlungen bauet das Christenthum auf die *Liebe Gottes*. S. 471. Hierüber ist aber zu wenig gesagt, und man vermisst eine genaue Absonderung der pathologischen Liebe von der Neigung zum Gesetz Gottes. Diese Absonderung ist um so nöthiger, da man der Schwärmerey zu sehr das Thor öffnet, wenn man von einer Annäherung zu Gott oder Vereinigung mit Gott spricht. Daher die innern Beschauungen, das Fasten und andre widernatürliche religiöse Uebungen. — *Taufe und Abendmahl sind sinnliche Mittel zur Befestigung und Ausbreitung der Anstalt Jesu.* Was hierüber gesagt ist, hat Rec. vollen Beyfall. Sehr richtig ist bey der Würdigung des Abendmahls die bekannte Stelle 1 Cor. XI. zum Grunde gelegt, und die Taufe als Einweihungsgebrauch behandelt. — *Jesus sorgt für die Ausbreitung seiner Lehre durch die Jünger, die er erzieht, und zu Lehrern bildet.* Unter den Jüngern versteht der Vf. vorzüglich die Apostel, welche man sonst von den 70 Jüngern abzusondern pflegt. Unter den Aposteln selbst wird sehr billig eine Rangordnung ihrer Vorzüge statuirt, wozu Jesus selbst Anleitung gegeben hat, indem er einige (Johannes, Jacobus, Petrus) zu seinen Vertrauten, und einen (Johannes) zu seinem Vertrautesten machte. — Die *zweyte* Betrachtung hat wieder sehr herrliche Ideen über den *Geist des reinen Christenthums*. Vortrefflich sind die Ursachen entwickelt, und die Schwierigkeiten berechnet, die dazu beytrugen, dass man den Geist des reinen Christenthums so wenig auffassen konnte, und ihn oft ganz verkannte. Dahin gehört vor allen Dingen die *Unvollständigkeit* der Nachrichten von dem Leben, der Lehre und Lehrart des Stifters. Die Biographen Jesu wollten keine ausführliche Beschreibung des Lebens, der Lehre und Lehrart ihres verehrten Lehrers liefern, noch eine genaue und vollständige Entwickelung seiner Principien; sondern nur abgerissene, ihnen wichtig scheinende Perioden seines Lebens, Proben seiner Lehrart, und einige Hauptmaximen seiner Lehre. Daraus folgt denn auch sehr natürlich, dass man den Geist seiner Religion nicht aus einer einzelnen abgerissenen Maxime auffassen kann; sondern das Ganze überschauen muss. Wenn man also in unsern Tagen den Geist der christlichen Religion in dem einzigen Gebot: *liebe Gott und deinen Nächsten als dich selbst!* hat finden wollen; so ist man zum mindesten nicht kritisch genug verfahren. Jesus stellt dieses Gebot nicht so auf, als wollte er seine ganze Lehre darauf gründen, denn diess thut er bey keinem einzigen Lehrsatze; sondern er will aus grosser Klugheit die Uebereinstimmung seiner Lehre mit den Aussprüchen des verehrten Gesetzgebers seinen listigen Feinden vor Augen legen. Hierauf führt die Veranlassung und der Zusammenhang, wobey man auch noch diess beherzigen muss, dass *Matthäus* nur Bruchstücke von der ganzen Unterredung liefert. Das Eigenthümliche des Christenthums, wodurch es sich vor andern öffentlichen Religionen auszeichnet, besteht darin, dass es die *Moralität* zur Hauptsache macht, theils durch die gereinigten Begriffe von *Gott* und *Ewigkeit*, noch mehr aber dadurch, dass es diese Begriffe in die genaueste Verbindung mit der Denk- und Handlungsart des Menschen bringt, und sie gleichsam mit seinem ganzen Thun und Lassen verwebt. Der Zweck des Christenthums ist also *höchstmögliche Sittlichkeit* S. 538. (Diess ist nun freylich zu wenig gesagt; allein an einer andern Stelle erklärt der Vf. den Zweck besser und vollständiger. S. 590. Der letzte Zweck ist: *den Menschen zu seiner grossen Bestimmung für das übersinnliche ewige Leben* (durch Moralität) *zu bilden, zu erziehen, und ihn dem aufgesteckten Ziele einer Gott ähnlichen Güte und Vollkommenheit immer näher zu bringen*). — Das reine Chri-

Christenthum gibt und begünstigt die erhabensten Vorstellungen vom Werthe des Menschen; von seiner Bestimmung, sowohl der allgemeinen als besondern, und von seiner Würde. Alles dieses wird noch in der zweyten Betrachtung weitläuftig und schön erörtert. Der Vf. musste bey dieser Gelegenheit auf die Versöhnung kommen, und bey dem Misklange der gewöhnlichen Vorstellung davon zu dem Einklange seines Ideensystems etwas warm werden. S. 603. „Wenn die Versöhnungs„theorie nicht allegorisch zu verstehen ist; wenn jenes „erhabne Ideal der vollkommenen Menschheit, das da in „seiner ganzen Majestät, wie es um der Tugend willen „selbst das sinnliche Leben aufopfert, aufgestellt ist, nicht „als Reiz und Antrieb betrachtet werden kann, uns auf „unsern Werth unsre Bestimmung und Würde als zur „reinen Sittlichkeit bestimmter Wesen recht aufmerksam „zu machen; mit einem Worte, wenn das Christenthum „die Lehre enthielte, Jesus habe für uns etwas gethan, „wobey wir selbst unthätig bleiben könnten; — so wäre „es eine Lehre, die wider die Vernunft spräche. Wie „könnte aber eine solche Lehre wahre Sittlichkeit befördern?" Die *dritte* Betrachtung beschäftigt sich endlich damit, die Mittel anzugeben, wie die christliche Religion, die ihrer Anlage nach eine moralische Religion ist, allgemein wohlthätig und beglückend werden kann. Die Lehren von der Erbsünde, Versöhnung, Glauben, Erleuchtung, Rechtfertigung u. s. w. müssen so erklärt werden, dass sie den sittlichen Maximen keinen Eintrag thun. Diess ist möglich, und wird durch Beyspiele an den Lehren von der Erbsünde und Versöhnung gezeigt. Eine gänzliche Wegwerfung der gangbaren Lehren des Systems wird getadelt; sie dürfen nur verbessert, und zum Theil richtiger erklärt werden. Manche Aeusserung in dieser letzten Betrachtung ist der Convenienz aufgeopfert, welches nach gewissen Lagen eines Individuums leicht zu entschuldigen ist. Die Sprache ist durchaus edel, bis auf wenige Ausdrücke, z. B. lächerliche *Fratzen* S. 42., *Alfanzereyen* S. 481. Die häufigen Wiederholungen derselben Sache sind vielleicht das Tadelnswürdigste an dieser ganzen schönen Schrift.

ERLANGEN, b. Palm: *Commentar über die christliche Kirchengeschichte nach dem Schröckhischen Lehrbuche*, von *Joh. Ge. Fr. Papst*, der WW. Doct. und derselben ordentl. Prof. zu Erlangen. Ersten Theils dritte Abtheilung. 1794. 583 — 883 S. 8.

Mit dieser Abtheilung wird die *erste* Periode der Kirchengeschichte nach dem Schröckhischen Plane zu Ende gebracht. Der Vf hat sich darin, so wie in der zweyten Hälfte des vorhergehenden Bändchens genauer an seinen Führer gehalten, und er hat auch, wie es Rec. vorkommt, ein wenig sorgfältiger gearbeitet, als zuvor. Inzwischen läfst Hr. P. auch diessmal noch vieles zu wünschen übrig. Bey vielen Materien, und selbst bey solchen, die es mit einem grossen Aufwand von Worten behandelte, vermisst man die nöthige Vollständigkeit — man vergleiche, was über Lucian, die Neuplatoniker und das Wort αιρεσις (S. 630.) gesagt ist —; bald muss man unnöthiger Weise vieles lesen, bald wird man allzu schnell abgefertigt; man stösst auf Unbestimmtheiten, auf unedle Ausdrücke (S. 631. oben *schwam*) und unverständliche Stellen (S. 605. „Macht Moses — Schaafhirten" S. 642. „Dass die ersten Ketzer — werden sollten"). Doch — was das schlimmste bey der Sache ist, so sieht man gar nicht ein, für wen die ganze Arbeit unternommen seyn solle, für Dilettanten ist sie zu gelehrt, für Gelehrte zu seicht, für Studierende zu nachlässig. Möchte doch der Vf. den übrigen Theilen mehr Aufmerksamkeit und Fleiss schenken, er kann ja, wie längst bekannt ist, und auch aus vorliegender Schrift erhellt, recht gut schreiben, sobald er nur will.

OEKONOMIE.

STETTIN, b. Leich: *Physikalisch-ökonomische Baumschule*, von D. und Prof. *Meyen*. 1. Th. 208 S. 2. Th. 60 S. 1793. 8. mit 2 Kupfern. (16 gr.)

Im *ersten Kap.* stellt der Vf. eine Erklärung des richtigen *Begriffs von Nahrung und Gedeihen der Pflanzen und Bäume*, zeigt, wie nicht bloss der Dünger die Fruchtbarkeit bewirke, sondern hauptsächlich Thau, Nebel und Regen, und das damit (besonders mit Thau und Nebel am meisten) verbundene Oel und Salz; der Mist aber die Nahrungstheile, welche die Erde mit der Witterung bekommt, anziehe, aufhalte, binde und festhalte. Auch selbst die Bestandtheile des Düngers würden nicht geradesweges von den Wurzeln der Pflanzen eingesogen, sondern in der Erde durch Wasser und Luft aufgelöst, und mit den feinen Erdtheilen vermengt, woraus eine flüssige Materie entstehe, die ölig und salzig ist, (der Nahrungssaft der Gewächse.) Er zeigt hierauf, woher der Thau und Regen die Nahrungstheile bekomme, die ihm ankleben, und macht die Leser mit der anziehenden Kraft und ihren Gesetzen bekannt, um ihnen deutlich zu machen, wie die Nahrungstheilchen der Pflanzen im Dünger, ob sie schon noch roh sind, die ihnen gleichartige im Thau und Regen anziehen. — Die Anfüllung des reichen Magazins des Luftkreises mit festen Nahrungstheilchen geschehe nicht blos von den Dünsten aus der Erde, den Gewächsen und faulenden Körpern, (wobey die Ausgabe und Einnahme höchstens nur gleich seyn würde) sondern vornemlich aus dem Meer und dessen Ausdünstungen. — Dass aber diese Nahrungstheilchen in die Bäume und Pflanzen kommen, geschehe vornemlich durch die Blätter, als welche auf der untern Seite, die immer sehr rippig und rauh ist, sehr stark anziehen, auf der obern aber, die immer glätter ist, nur wenig. Desto mehr aber ist sie zum Ausdünsten eingerichtet, damit nicht der Baum mit Wasser überladen werde, und die Verdichtung der Säfte auflöse.

So gut nun aber die von dem Vf. dargelegte, meist allgemeine botanische Physik seyn mag, (worüber sich noch vieles sagen liesse.) so möchte es doch hier zweckdienlicher gewesen seyn, wenn gezeiget worden wäre, was es mit der Vegetation der Bäume insonderheit für eine Beschaffenheit habe: unter was für Umständen die Frucht von der Natur gebildet werde: was für Verschiedenheiten das Holz des Baums und der Aeste habe u. dgl. um dadurch den denkenden Gartenfreund in den Stand

Stand zu setzen, selbst beurtheilen zu können, wie er seine Bäume zu behandeln, oder was für Anweisungen er desfalls folgen solle.

Das *II. Kap.* redet *von der Nutzbarkeit des Obstes, und Besetzung der Wege mit veredelten Obstbäumen.* Jene hat Werth genug, und war überflüssig, deshalben den Kartoffelnbau heruntersetzen zu wollen, da diese nunmehrige wahre Brodfrucht ein Segen vom Himmel ist und von unschätzbarem Nutzen für Menschen und Vieh, auch gutes und gesundes Brod sich daraus backen lässt, und schon vielfältig bey den Armen der Hungersnoth gesteuret hat. Das angeführte Beyspiel von den nur 5 bis 6 Zoll messenden, von Aeltern zu 6 Fuss hochgezeugten Söhnen, seit Einführung der Kartoffeln geboren, ist eine ganz unerwiesene, und nun aller Erfahrung widersprechende Hypothese, die noch von dem Anfang des Kartoffelnbaues herstammt, da man das Vorurtheil hatte, diese Frucht seye ungesund und bloss eine Nahrung für die Schweine; gegenwärtig ist sie weltkundig gut und gesund. — Die den Obsthandel nach Petersburg betreffenden Vorschläge sind local. Ueberall lässt sich damit ein Handel treiben, und, wo nicht nahe bey Städten mit frischem Obst, doch mit gebackenem, mit Zider, mit Essig.

Das *III. Kap.* enthält einen Unterricht: *wie man eine Baumschule zu Kernstämmen anlegen, die Stämme oculiren und vom Auskeime des Kerns an nach 5 oder 6 Jahren den guten Baum einpflanzen soll.* Gleich mit dem Anfang verwirft der Vf. das Pfropfen. Er hat recht, dass das Oculiren viel vorzüglicher ist, als das Pfropfen, da dieses letztere dem jungen Stamm mehr Gewalt anthut und härtere Wunden macht, als jenes. Doch ist das Pfropfen nicht immer zu entrathen und gänzlich zu verwerfen, zumal es auch mit weniger Verwundung geschehen kann; und bezeuget ja der Vf. selbst 2 Seiten vorher, dass er jederzeit sich freue, wenn er seine an 30 Jahre, sehr grosse und voll von schönen Früchten hangende Borsdörfer und weissen Calvilbäume ansehe, die er *gepropfet* habe. — Wenn der Vf. bey Gelegenheit des Pfropfens in einer Anmerkung vom Dupliren sagt: „*Wenn man einen Zweig eines guten Obstbaums in die Erde senkt, wie einen Ableger von Nelken, oder wie ein Nebengesenk, so gibt das einen wilden Baum:*“ so muss hier nothwendig ein Schreibfehler seyn; denn ein solcher Absenker wird und muss ganz seinem Mutterbaum gleichen. Dass aber der Vf. fortfährt: „*nichts anders als die rohen Erdsäfte machen ihn wild:*“ kann Rec. mit den Kenntnissen des Vf. von der botanischen Physik durchaus nicht reimen. — Die Wasserreisser werden von ihm ohne Ausnahme verworfen und ins Messer verurtheilt; allein sie sind öfters eine Wohlthat für einen alten oder durch Unfall verstümmelten Hochstamm, und ein Stof ihn zu verjüngern; bey Zwergbäumen aber sind sie bisweilen bey kluger Behandlung wohl zu nützen, und muss man man im Wegschneiden derselben behutsam seyn, und überlegt zu Werke gehen. — Bey der Kernsaat zu den jungen Wildlingen lehrt der Vf. S. 117. die Stelle im Garten *nicht* zu düngen, dagegen S. 120. die Baumschule mit kurzem Kühmist *zu düngen.* Das Gegentheil behaupten billig alle Gartenlehrer. Das Baumpflanzenland kann mit verwesetem kurzen Dünger bereichert werden: hier wird der Baum noch nicht verzärtelt. Aber in der Baumschule, die vor sich kein unfruchtbarer Boden seyn darf, solle er schlechterdings ohne Mist auferzogen werden, damit er auch in magern Boden taugt, und alsdenn nicht verschmachte, wenn seine weitgewöhnte Saftröhren nicht mehr so reichlich angefüllt werden können. Ausserdem zieht der Mistdünger den Bäumen, zumal den Kirschbäumen auch in geringer Maass den Brand zu, in stärkerer auch den Birnen und Aepfeln. Vieler anderer Nachtheile mehr hier nicht zu gedenken. Zwar räth der Vf. die Baumschule noch selbiges Jahr mit Erbsen oder Wicken zu bepflanzen, sodann nach S. 124. ohne Düngung umzugraben. Allein man kann nicht genug wider die Mistdüngung in der Baumschule eifern, als wodurch gar vieler Schaden und Vervortheilung häufig angerichtet wird. Indessen lässt der Vf. S. 138. wieder kurzen Kühmist, oder der nicht gar lang im Stroh ist, in die breitern Reihen der Bäume legen, und nach S. 165. in der Mitte May in die engen Reihen. — Eine abhängige Baumschule will der Vf. ganz horizontal und in Terrassen gelegt haben, damit der starke Regen die Erde nicht in die Tiefe schwämme. Hierin ist durchaus nicht beyzustimmen. Anstatt die grossen Kosten anzuwenden, so viele Terrassen zu errichten, so ist es eine wahre Wohlthat und Vorzug für eine Baumschule, wenn sie einen Abhang gegen Mittag, oder gegen Morgen und Mittag haben kann. Die Sonne wirkt bekanntlich viel besser auf die Bäume und ihren Wachsthum bey einem Abhang; und vom Abschwemmen der Erde ist wenig oder nichts zu befürchten, da es hier bey so vielen jungen Bäumen, die sich gleich Pfählen der Erde entgegenstämmen, ein ganz anderes Verhältnis hat, als bey einem bergichten Acker, der mit Früchten besäet wird. Nur ist dabey zu beobachten, dass die Reihen der jungen Bäume nicht nach der Länge des Abhangs, sondern in die Queere gerichtet werden. — Beym Versetzen der jungen Baumstämmchen verbietet der Vf. solchen den Gipfel zu verstutzen. Aber die Erfahrung bestätigt, dass die Bäumchen staudiger oder stärker von Schaft werden, wenn man sie verstutzet, (da sie ja doch das obere verlieren, wenn sie veredelt werden,) und die Natur der Vegetation lehrt, dass der Baum freudiger anwurzeln kann, wenn er seine Säfte, die er zu seiner neuen Bewurzlung braucht, nicht obenhin schicken darf. Was aber damit gesagt werden soll, dass der Theil des Baums ausarte, wenn er ein neues Schoss treiben muss, ist nicht zu begreiffen. — Die Setzart in den Linien ist zu enge, zumal wenn Kirschen etc. dabey sind; und dass die Kronen der hochstämmigen Bäume in einander wachsen dürfen, ist ihnen höchst schädlich und verderblich. Durch die Bewegung des Windes reiben sie einander Blätter, Augen und Rinde ab. — Mit dem Pflanzenstock die junge Bäumchen setzen, ist ganz zweckwidrig: wie sollen die Wurzeln auseinander gelegt werden? etc. — Die Besteckung jeden Bäumchens mit einem Pfahl; das Rittersporensäen zwischen den

den Linien wider die Blattraupen; das anbefohlene öftere Begiessen der 4000 Stämmchen, — mit Wasser, welches etliche Stunden in offenen Gefässen an der Sonne gestanden, und zwar, nachdem zuvor um ein jedes Stämmchen ein kleiner Kessel oder Kreis gemacht worden, dass das Wasser nicht den Schaft berühre und nass mache, nachher aber den Kessel wieder mit trockner Erde mit den Händen bedecke etc. — möchte wohl manchen von der Baumzucht abschrecken. Und wie kostspielig mit Taglöhnern? Kinder aber gehören nicht in die Baumschule. Was für Arbeit und Vorsicht kann man von diesen erwarten? — Dahin gehört auch das Aushacken des Unkrauts *alle 14 Tage*, das Begiessen der Bäumchen mit der Gartenspritze, wenn Honigthau daran klebt, oder das Abschneiden der Blätter mit der Scheere etc. Bey einer solchen Behandlungsart würde eine Baumschule von 4000 Stück täglich 2 Gärtner und 6 Taglöhner erfodern, und ein nach 5 bis 6 Jahren darin erzogener Baum theurer zu stehen kommen, als wenn er mit Extrapost aus Holland geholt würde. — Bey dem Oculiren sagt der Vf. *wenn etwas Holz am Geist* (Keim des abgelösten Oculierauges) *geblieben, so werfe man es weg.* Rec. oculiert und lässt tausende von Augen einsetzen, alle mit etwas und oft viel Holz, und diese gedeihen sicherer, als jene ohne Holz. — Ein Abschieber von Federkiel ist nicht zuverlässig; er stösst wegen seiner Stumpfheit oft den Keim los, und bringt ihn ausser der genauen Verbindung, ungeachtet man solches nicht gewahr wird. — Dem Copulieren ist der Vf. nicht hold; bleibt aber immer eine der trefflichsten und leichtesten Veredlungsarten, und scheint der Vf. noch gar keine Proben damit angestellt zu haben. — S. 191. sagt er: „*man ziehe keine andere Pflaumen und Kirschbäume an, als die aus den Wurzeln von Stämmen guter Art ausgesprossen sind: die aus Kernen gezogene taugen nichts.*“ Gerade das Gegentheil! Die aus Kernen erzogene sind die besten, und bekommen die schönsten und gesundesten Wurzeln, und haben noch mehrere Vortheile. Allein sie müssen alle veredelt werden, so wie auch die Wurzelschösslinge. Ueberhaupt sagt der Vf. vom Steinobst wenig oder nichts, und scheint er weder diesen ebenfalls nützlichen und einträglichen Zweig der Obstbaumzucht, noch die edeln Pflaumen und Kirschensorten zu kennen. — Beym Versetzen der hochstämmig erzogenen Bäume lässt er die Wurzeln ohne Unterschied abstutzen. Ein schädlicher alter Schlendrian, der den Baum auf mehrere Jahre sehr zurücksetzt! — Anstatt den jungen ausgesetzten Baum bey trockener Zeit im Sommer zu begiessen, (das ihm wenig frommet, und er desto leichter im Winter erfrieret,) schlemme man ihn bey dem Setzen ein, so wird er den trockensten Sommer aushalten.

Der Zweyte Theil enthält eine *Anweisung zur wilden Baumzucht für das kleine Nutzholz in der Landwirthschaft.* Zuförderst wird die Anpflanzung und gehörige Abhölzung der Weiden gezeigt: dann folgt die Anweisung der Pflanzschule von Tangersaat, Kiehnholz, Rothbüchen, Birke, Löhne, (Spitzahorn,) Flatterespe, (Zitterpappel.)

London, b. Rivingtons, Robinsons, Goldsmith, Taylors, Faulder, Scatcherd, Whitaker u. Jefferey: *The Complete Angler or Contemplative Man's Recreation; Being a Discourse on Rivers, Fish-Ponds, Fish and Fishing: In two Parts; the first written by Mr. Isaac Walton, the second by Charles Cotton Esq. with the Lives of the Authors, and Notes Historical, Critical and Explanatory.* By Sir *John Hawkins* Knt. The fifth Edition with Additions. 1792. LXXXII S. Vorr. Leben der Vf. etc. 267 S. P. I. XXXIV S. Vorr. etc. 111 S. 8. P. II. 10 S. Register und ausser dem Bildn. d. Verf. des 2. Theils. Eilf Kupferpl. und eingedr. kleinere Kupfer und einige Holzschnitte.

Diess ist, wie auch der Titel besagt, die 5te Auflage eines schon 1653 zuerst herausgekommenen, und zuletzt von dem auf dem Titel genannten Herausgeber im J. 1784 wieder aufgelegten Buches, welches alle praktischen Anweisungen zum Angeln nach den in England gewöhnlichen Fischarten, mit mannigfaltigen nicht zur Sache gehörigen Dingen im Text und in den Noten verbrämt, enthält; und beyläufig, nach der Versicherung englischer Virtuosen und Dilettanten in dieser Kunst, das beste in seiner Art seyn soll. Der Herausgeber dieser fünften Auflage ist ein Sohn des auf dem Titel genannten Herausgebers der vierten Auflage, welcher in der Vorrede offenherzig gesteht, dass er ohne eigene beträchtliche Kenntnisse dieser Kunst, bey dieser neuen Auflage die von seinem Vater einem Exemplar der vierten Auflage beygeschriebenen Anmerkungen benutzt, und sie verarbeitet habe. Da die Originalkupfer nach den vielen Auflagen beträchtlich abgenutzt waren, so sind zum Theil neue gestochen, einige aber ohne weitern Zweck dem Buch bloss zur Verzierung dienende, sind ganz weggeblieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Dessau: *De ferulis ex scholis et educatione juventutis publica nuper a magistratu Parisiensi proscriptis* nonnulla disserit, paedagogicae domus, quam privatam habet, aliquam mentionem faciens *C. F. Feder.* 1794. 16 S. gr. 8. — Das Decret des Gemeine Raths in Paris gegen den Gebrauch körperlicher Züchtigungen auf Schulen und Erziehungsanstalten gab Veranlassung zu einer kurzen Entwicklung der Gründe, welche den Pariser Rath zu jenem Schlusse bewogen haben mögen, und zugleich zu einer Auseinandersetzung der Nachtheile, welche aus einer solchen zuchtmeisterlichen Behandlung für Geist und Charakter der Jugend zu entspringen pflegen. Dass der Vf. gar keine Ausnahmen, bey durchaus verdorbnen Kindern, zuzulassen scheint, hat uns doch ein wenig befremdet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. November 1794.

PHYSIK.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Chemische Annalen für Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen*, von D. *Lorenz von Crell* etc. Erster Band. 1793. 574 S. Zweyter Band. 1793. 570 S. 8.

I. B. 1. St. Herr Hofr. *Gmelin* fährt fort in seinen Versuchen, *Braunstein* mit andern Metallen zu verbinden. Gegenwärtig gibt er Nachricht von dem Erfolg der Verbindung desselben mit *Bley;* aus welcher erhellet, dass zwar etwas Braunstein in das Bley eingehe, aber kaum so viel, dass er eine beträchliche Veränderung in dem Bley hervorbrächte. — *Ueber die Erze in Schutzlach*, vom Hn. *B. R. Selb.* Die Schwierigkeiten, womit die Amalgamationsversuche mit diesen Erzen verbunden waren, veranlassten deren genauere Untersuchung, wodurch Hr. *S.* gefunden, dass sie eine eigene Gattung Silbererz ausmachen, und hauptsächlich aus geschwefeltem silberhaltigem Wismuth, Arsenik, und etwas wenigem Kobald, bestehen. Die Analyse selbst ist nicht mitgetheilt. — *Ueber die Auflösung des Quecksilbers in gewöhnlicher Kochsalzsäure*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt.* Sie geht vornemlich mit dem rothen Quecksilberkalke in der Wärme leicht vor sich, und setzt bey dem Erkalten ätzendes kochsalzsaures Quecksilbersalz in verschiedener Krystallform ab. Metallisches Quecksilber wird für sich von der gewöhnlichen Salzsäure nicht angegriffen; wird aber rother Quecksilberkalch hinzugethan, so wird es mit diesem zugleich aufgelöst. — *Neue Anwendungen der Kohlen durch ihre Reinigungskraft; nebst fernern Erläuterungen, um dem Misslingen bey ihrem Gebrauche sicher auszuweichen*, vom Hn. *Lowitz.* Die Citronensäure lieferte ihm, bey schicklicher Behandlung mit Kohle, vollkommen weisse regelmässige Krystallen. Noch leichter liess sich Bernstein damit in schneeweissen und geruchlosen Krystallen darstellen; so auch das Benzoësalz, welches aber seinen eigenthümlichen Geruch beybehielt.

2. *Stück. Von der Verbindung des Braunsteins mit Spiesglanzmetall*, vom Hn. Hofrath *Gmelin.* Letzteres schien vom erstern wenig oder nichts aufzunehmen. — *Nachrichten vom Aventurino*, vom Hn. *L. M. Brückmann.* Bey Gelegenheit einer Nachricht, dass der Mainz. Hofkammerrath *Ludwig* einen Avanturinstein ¾ Fuss lang, 4½ Zoll breit, und 4 Zoll dick, welchen er in Italien gefunden, sehen lasse, theilt Hr. B. die Beschreibung mit, von mehrern Arten derselben, die er selbst besitzt; und gedenkt zuletzt der neuen künstlichen, die entstehen, indem man Quarzkiesel und Krystallstücken glühend in kalte gefärbte Auflösungen wirft. — *Etwas über den Luftgehalt des Quecksilberkalks*, vom Hn. *B. C. Westrumb.* Zur Anzeige seines — damals wenigstens, ob noch? — fortwährenden Zweifels, dass verkalktes Quecksilber reine Luft liefere. — *Neue Anwendung der Kohlen* u. s. w. von *Lowitz.* Fortsetzung. Zur Abhelfung der Klage, dass die Reinigung der Blättererde durch Kohlen oft fehlschlage; zeigt Hr. *L.* an, dass der glückliche Erfolg auf der vollkommenen Sättigung des Laugensalzes mit dem destillirten Essig beruhe; ja, ein Ueberschuss der Säure die Operation der Reinigung ganz unfehlbar mache. — *Aus Briefen.* Hn. Hofrath *Hermann's* Erklärung, wie er glaube, dass *alle* Edelsteine *nur* im Granite und in granitartigen Gebirgen brechen, wovon er selbst den Diamant nicht ausnehme, möchte doch wohl nicht so allgemein gelten können. — Sehr interessant ist die Nachricht aus Petersburg, von der, vom Hn. *Lowitz* bewerkstelligten Krystallisation des fixen kaustischen Alkali's, und der, vermittelst einer Mischung dieses Salzes mit Schnee, bey einer Temperatur von 162 Delisle, erzeugten Kälte von 214°; wodurch am 24. Dec. in Zeit von 15 Minuten, ein fester Quecksilberklumpen von 2 Pfund hervorgebracht worden, welcher Versuch die beiden folgenden Tage mit gleichem Erfolge wiederholt worden. — Hr. *Rückert* meldet aus Grosswardein den guten Betrieb in Bearbeitung der Soda-Seeen, und verspricht die Verfertigung der grösten Partheyen, von mehr als 1000 Centner Soda! —

3. *Stück. Ueber die Fällung des Goldes durch Quecksilber, und eine Methode, das Gold von unedeln Metallen zu scheiden*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt.* Der Meynung des Hn. *H.* dass Gold in Königswasser aufgelöset, durch Quecksilber nicht als Metall, sondern als Kalk, gefället werde, glaubt Rec. widersprechen zu dürfen, und dagegen zu behaupten, dass der braune Staub schon wirkliches metallisches Gold sey, das nur, wegen seiner feinen Zertheilung, keinen Glanz zeigen kann; welcher aber sogleich erscheint, als man es mit einem glatten Körper anreibt. Es wird also nicht erst durchs Glühen hergestellt. — *Ueber die Bereitung des Glaubersalzes, aus Eisenvitriol und Kochsalz*, vom Hn. *O. C. Wiegleb.* Wider die Richtigkeit der, aus dem vorigen bekannten, Bereitungsart des Hn. *von der Ballen* hatte Hr. D. *Hahnemann* Zweifel zu erregen gesucht. In gegenwärtiger Prüfung dieser Methode ist aber dieser Zweifel grundlos befunden, und dagegen die Richtigkeit derselben vollständig dargethan worden. Als vortheilhaft sey indessen diese Verfahrungsart, wegen des jetzigen wohlfeilen Preises des Glaubersalzes, nicht zu empfehlen. — *Anzeige verschiedener chemischer Bemerkungen*, vom Hn. *Lowitz.* Die von selbigem hier beschriebene Methode, zur

zur Bereitung eines am Eisengehalte sich stets gleichen, und von vitriolisirten Weinstein freyen Blutlaugensalzes, scheint zwar gut, aber auch kostbarer, als die anderweitigen Methoden, zu seyn. — Die flammende Entzündbarkeit der Essigsäure sey eine Eigenschaft der von allem Wasser befreyeten Essigsäure selbst. — Zur Warnung führt Hr. L. die nachtheiligen Folgen für die Gesundheit an, die er bey Anstellung der Versuche mit der dephlogistischen Salzsäure erfahren hat, wobey er einmal, plötzlich der Sinne beraubt, rücklings auf die Erde niederstürzte. Aehnliche Zufälle, besonders eine lang anhaltende schmerzhafte Beklommenheit der Brust, hat auch Rec. an sich erfahren müssen. — *Von einem Salpeterflötz in Ungarn*, von Hn. Dir. *Rückert*. Der Salpeter sey in so ausserordentlicher Menge in Niederungarn, die reinsten Quellen formirend, vorhanden, dass man ein gleiches Quantum; als Ostindien für Europa liefert, ja auch das doppelte, alljährlich erzeugen, und in den niedrigsten Preisen versenden könnte. Diese Salpeterquellen, davon die mehresten 30 Schuh tief aus der Erde hervorkommen, würden in einem Striche Landes von wenigstens 30 Meilen in die Länge, überall vorgefunden. Aller daselbst in sandiger Erde reichlich gesammelte Salpeter, der im Sommer auf der Oberfläche des Sandes, während der grössten Hitze des Tages, mit Maschinen zusammengebracht, und dann in mehr als 60, 70 Orten versotten wird, komme in solchen Gegenden hervor, wo nie thierische Körper, oder dergleichen Abfall, dessen Erzeugung bewerkstelligen könnten. Er habe, bey Untersuchung der Quellen, diese so rein von heterogenen Salzen gefunden, dass letztere kaum $\frac{1}{30}$ des Salpeters ausmachen. Der Centner Salpeter würde höchstens auf 3 Gulden (!!) zu stehen kommen; sobald man dessen Bearbeitung seinem Plane gemäss unternähme. (Möchten doch anderweitige glaubwürdige Nachrichten diese Rückertsche Anzeige eines so mächtigen Salpeterflötzes, so wie die obige von dem Daseyn eines so ungeheuren Vorraths des natürlichen Mineralalkali's, entweder bestätigen oder berichtigen!) *Einige Bemerkungen über Hn. Prof. Hermbstädts Abhandlung vom Oxygen und Phlogiston*, von Hn. *Tromsdorf*. Dieser Aufsatz gehört vermuthlich mit zu denjenigen, die Hr. T. durch später dargelegte Erklärung seiner jetzigen Meynung über die genannten Materien, so gut als wiederrufen angesehen wissen will. — *Einige Bemerkungen, die zündende Eigenschaft des zündenden Salzgas betreffend*, vom Hn. Prof. *Hermbstädt*. Einige sich dabey ereignende Erscheinungen, die Hr. *Westrumb* zu Gunsten des Brennstoffs zu erklären bemüht gewesen, sucht hier Hr. H. zum Theil zu berichtigen, und auf die Gründe des antiphlogistischen Systems zurückzuführen. — *Einige Bemerkungen über die Weinprobe*, vom Hn. *Heyer*. Im Burgunderwein gefundene glänzende dünnblättrige Krystallen sollten einer Bleyverfälschung zugeschrieben werden; sie gaben sich aber in der Prüfung als Weinstein zu erkennen.

4. *Stück*. *Von der Verbindung des Braunsteins mit Arsenik*, vom Hn. Hofr. *Gmelin*. Die Versuche fielen ohne den gehofften Erfolg aus. — *Ueber die Mitverflüchtigung der Metalle durch Quecksilber, und die Verfälschung des Quecksilbers*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Zur Bestätigung der, zwar schon bekannten, Erfahrung, dass Quecksilber andere Metalle mit sich verflüchtigt. — *Neue Bestätigung einer chemischen Grundwahrheit, den Gehalt des Sauerstoffs im wasserfreyen Quecksilberkalke betreffend*, vom Hn. Prof. *Hermbstädt*. Ein Actenstück, zu Gunsten dieses so heftig bestrittenen Gegenstandes. — *Neue Bemerkungen über das Krystallisiren des Kochsalzes*, vom Hn. *Lowitz*. Der Vf. erhielt eine bisher noch nicht beobachtete Krystallisation dieses Salzes, als er eine Auflösung von 4 Pfund Kochsalz, die er bis zur Entstehung einer Salzhaut eingekocht, und nach völligem Erkalten von den entstandenen Krystallen abgesondert, die Nacht über einer Kälte von 168° Delisle blossstellte. Er fand den andern Morgen, auf den Boden des Kolbens, die schönste zusammenhängende Krystallengruppe, die $1\frac{1}{2}$ Pfund wog. Die Krystallen bestanden aus grossen, wasserklaren, sechsseitigen Tafeln, davon die grössten gegen 2 Zoll im Durchmesser hatten, und 1 Linie dick waren. Sie enthielten im Hundert 48 Theile krystallisirtes Wasser. Sie waren sehr vergänglich, und zerschmolzen schon wieder bey der natürlichen Temperatur von 143° Delisle, wobey ein beträchtlicher Theil des Salzes das Ansehen eines weissen sandartigen Pulvers annahm. — *Rechtfertigung gegen Hn. Prof. Gren's hydrostatische Einwürfe, den Gehalt an Sauerstoffgas im Quecksilberkalke betreffend*, vom Hn. Prof. *Hermbstädt*. Aus zwey hier mitgetheilten Schreiben des Hn. Prof. *Wolf* in Berlin, und Hn. Hofr. *Mayer* in Erlangen, welche beide mit mathematischer Genauigkeit die gedachten hydrostatischen Einwürfe geprüft haben, gehet hervor, dass auf Hn. *Gren's* Seite ein Irrthum vorgefallen sey; welchen letzter auch in der Folge selbst eingeräumt hat. — Da übrigens durch wiederholte Versuche, welche die Hn. *Klaproth*, *Hermbstädt* und *Rose* in Berlin, theils ein jeder für sich, theils gemeinschaftlich, angestellt haben, nach Rec. Ueberzeugung, die Entbindung der Lebensluft, aus frischbereiteten, und noch heissen, rothen Quecksilberkalke, völlig dargethan ist, solches auch gegenwärtig von mehrern ehemaligen Gegnern anerkannt wird, so glaubt Rec. sich von der Anzeige der übrigen noch hieher gehörigen Aufsätze dispensiren zu können; um Raum zu anderweitigen Aufsätzen zu ersparen. — *Aus Briefen*. Hr. Hofrath *Herrmann* in Kathrinenburg widerlegt die Meynung, dass der Schwefel sich nie gediegen bey Erzgängen und Erzen finde, durch das wirkliche Vorkommen desselben in den Goldgängen bey Kathrinenburg. In einigen Koppen des Serpentingebirges an der Pyschma findet sich, im schwärzlichgrünen Serpentin, gelblichweisser Feldspath in kleinen Krystallen häufig eingemengt. In den Uralischen Gebirgen 2 schöne Sorten grüner Marmor. Von Jakutsk hellolivengrüne Granaten, theils 18, theils 24 seitig. Hr. Hofr. *Gmelin* theilt, aus einem Briefe des Hn. *Lowitz* in Petersburg, die — längstgewünschte — nähere Nachricht mit, über dessen Verfahren, das Quecksilber durch künstliche Kälte fest zu machen. In einem Zimmer bey 12° Wärme nach Ream. wurden 12 Pfund Quecksilber unmittelbar in die Kälte erzeugende Mischung, aus krystallisirten, und feingeriebenen ätzenden

den Gewächslaugensalze, mit frischen trocknen Schnee, gegossen, und 4 Pfund noch besonders in einem Glase zum Gefrieren gebracht. Das durchgefrorne Queckfilber bezeugte auf die ersten sanften Hammerschläge einige Streckbarkeit; von einem sehr starken Schlage aber zersprang es in sehr viele Stücke von deutlich-muschlichtem Bruche, und mit scharfen Ecken; mit dem Messer liess es sich gleichwohl in schöne spiralförmig gewundene Späne schneiden; der Frostpunkt des Quecksilbers sey 32° nach Reamur. — Die Krystallisation des ätzenden Laugensalzes geschahe ohne allen fremden Zusatz, durch blosses vorsichtiges Eindampfen der, von aller Luftsäure vollkommen befreyeten kaustischen Lauge. — Sogar ätzendes flüchtiges Alkali lasse sich, durch eine sehr strenge künstliche Kälte, in fadenartigen Krystallen darstellen. — In der Folge hat Hr. L. gefunden, dass es nicht eben nothwendig sey, das ätzende Laugensalz erst in Krystallen zu bringen, sondern dass es genug sey, die Aezlauge nur bis zum anfangenden Gerinnen abzurauchen, und nachdem sie in der Kälte erstarrt, geschwind feinzustossen, und mit dem Schnee zu mischen. Statt dessen leistet auch der fixe Salmiak dieselben Dienste. — Zu einer und derselben Zeit, da Hr. L. bey der geringen natürlichen Kälte von 1° unter 0, mittelst eines Pfundes rauchenden Salpetergeistes 19° künstliche Kälte erhielt, gaben ihm eben so vieles ätzendes Laugensalz, und der fixe Salmiak, 36° Kälte.

5. *Stück. Beytrag zur Kenntniss des Knollen, eines Eisensteins von Lauterberg am Harze*, vom Hn. Hofr. *Gmelin*. Da dieser Eisenstein, welcher, nach Proben im Kleinen, 80 Pfund Eisen aus dem Centner liefert, im hohen Ofen nur ein schlechtes Eisen gibt, so hat Hr. G. um die Ursach davon auszumitteln, dessen Untersuchung auf nassen Wege angestellt, woraus erhellte, dass selbiger einen Antheil Braunstein und Alaunerde, nebst einer schwachen Spur Phosphorsäure, enthalte. — *Beschreibung des Sibirischen Cyanits*, vom Hn. Hofr. *Herrmann*. Der erste Fundort desselben ist 47 Werste von Katharinenburg entfernt, woselbst er in Quarzknauern gefunden wird. Der vollständigen äussern Beschreibung ist auch die Angabe der Bestandtheile beygefügt, nach welcher dieser Cyanit im Hundert aus 23 Kiesel-, 39 Bitter-, 30 Thon-, 3 Kalk- und 2 Eisen-Erde bestehen soll. Die Analyse selbst ist nicht beschrieben. — *Einige vom Hn. Prof. Abildgaard angestellte Erfahrungen, über die Wirkung der Arzneymittel bey Thieren*. Bekanntermassen wird der Pfeffer für ein den Schweinen nachtheiliges Gift gehalten. Um sich hievon zu überzeugen, stellte Hr. Prof. *A*. mehre Versuche an, woraus sich ergab, dass der Pfeffer nicht an sich ein Gift für die Schweine sey; sondern wenn diese davon sterben, geschiehet solches nur dann, wenn etwas davon in die Luftröhre kommt, wovon der Magen sehr ausgespannt, und mit Luft angefüllt wird. — Das einzige sichere Purgiermittel für Pferde sey Aloë.

6. *Stück. Erklärendes Verzeichniss einer Uralischen Bergartensammlung*, vom Hn. *Herrmann*. Von dieser, vom Hn. H. besorgten Sammlung, welche aus 112 Numern bestehet, sind Cabinetchens für den Preis von 35 Rubeln in Petersburg bey Hn. Akademicus *Georgi* zu haben. — *Beschreibung der Soda-Seen* (Seeen) *im Bihorer Comitate im K. Hungarn*, vom Hn. Dir. *Rückert*. Die Seen, bey welchen bis jetzt die ersten Anlagen der Sodafabriken gemacht sind, liegen zwischen Debrezen und Groswardein. Mehre Jahrhunderte ist hier schon die Sammlung der Sodaerde gebräuchlich gewesen. Wegen der grossen Anzahl dieser Seeen würde man alljährlich 50,000 Centner der reinsten Soda sehr leicht verfertigen können. In trocknen Jahrszeiten trocknen sie, wenn sie anders nicht zu sehr schon ausgegraben sind, öfters vollkommen ein, füllen sich aber bey starken Regen ganz; jedoch verdunstet das Wasser in 4, 5 Tagen vollkommen wieder. Fangen die Seeen an, im Frühjahr auszutrocknen, so ist nach 4 bis 5 Tagen der Sandboden mit dem Salze ½ Zoll dick in Schiefergestalt belegt. Nach noch etlichen Tagen findet sich die ganze Oberfläche 1 bis 2 Zoll hoch mit dem verwitterten Salze bedeckt. Es wird mit breiten Krücken auf grosse Haufen gezogen, und, da im dritten oder vierten Tage dergleichen Erde wieder in Menge vorhanden ist, dieses, so lange es die Jahrszeit und Witterung gestattet, wiederholt und fortgesetzt. In den letztern 4, 5 Monaten ist die Sammlung am beträchtlichsten, indem das Wasser nach und nach so zusammengeht, dass das in der Mitte stehende der stärksten Länge von 50, 60 L. Gehalt ähnlich ist, und daher auch im Monat Sept. und Oct. bey kalten Nächten krystallisirt, u. s. w.

Zweyter Band. 7. *Stück. Nachricht von einer Reise nach den Salzwerken in Oberösterreich*, vom Hn. Hofr. *Herrmann*. Obschon diese Reise, damals, bereits vor 15 Jahren geschehen war, so werden doch die davon hier mitgetheilten Nachrichten und Bemerkungen dem Mineralogen und Halurgen noch immer willkommen seyn. — *Nachricht über den Baicalit*, aus einem Schreiben des Hn. *Renovanz* an Hn. *Brückmann*. Diese Steinart, welche am Baical zu Hause ist, findet sich in lauchgrünen 4seitigen Säulen, von ⅛ bis zu 10 Zoll Länge, und von ½ bis 4 Zoll Dicke. Sie schmelzt für sich zu einem harten grünen Glase, und soll aus Kalkerde, Flussspathsäure, Kiesel- und Alaunerde bestehen. — *Von der Nothwendigkeit, bey der Haupteintheilung der natürlichen Körper ein viertes Naturreich anzunehmen*, vom Hn. B. R. *Widenmann*. Da man mehrern Stoffen, z. B. dem Wasser, Luftarten, dem Wärmestoffe, dem Lichtstoffe, u. s. w. bey der einmal angenommenen Eintheilung der natürlichen Körper in 3 Naturreiche, in dem Natursysteme keinen schicklichen Platz anzuweisen wisse, so solle man ein *viertes Naturreich* annehmen, welches man das *atmosphärische Reich*, so wie diejenigen Körper, die es ausmachen, *Atmosphärilien* oder *atmosphärische Körper*, nennen könnte.

8. *Stück. Etwas über das antiphlogistische System der Chemie*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Hr. H. gehört mit zu der kleinen Zahl deutscher Chemiker, welche, ohne Nachbeter seyn zu wollen, durch eigene Versuche sich von dem Werthe oder Unwerthe des antiphlogistischen

schen Systems zu belehren, bemühet gewesen, und bey ihren Prüfungen von dessen Vorzügen überzeugt worden sind. Jedoch findet Hr. *H.* bey diesem Systeme noch folgende Schwierigkeiten: 1) erkläre es nicht befriedigend die Erscheinungen des Lichts bey dem Verbrennen. (Zufolge den, auf den jetzt adoptirten Lehrsatze, dass Licht und Wärme zwey verschiedene Wesen sind, gebaueten Theorien *Richter's*, *Gren's*, *Leonhardi's*, *Göttling's*, führt diese Erklärung jetzt weiter keine Schwierigkeit mit sich.) 2) scheine es widersprechend, dass der Sauerstoff der wesentliche Bestandtheil aller Säuren sey, und dennoch das Sauerstoffgas keine Spur der Eigenschaften zeigt, welche die Säuren haben. (Doch wohl nicht widersprechender, als dass z. B. Blutlaugensalz die Eisenerde blaufärbt, ohne selbst blau zu seyn?) 3) es sey nicht wohl anzunehmen, dass Salpeterstoffgas und Stickgas einerley Stoffe sind; denn wenn dieses wäre, so müsste die atmosphärische Luft Salpetersäure enthalten. (Hierbey ist in Erwägung zu ziehen, dass die Grundlage der, die Atmosphäre bildenden, beiden Gasarten in der Auflösung mit dem Wärmestoffe stehen; welche Verbindung aber vorher zersetzt werden müsste, ehe selbige sich einander chemisch anziehen, und Salpetersäure bilden könnte. Eben so unzulässig ist die Foderung derjenigen Gegner des neuen Systems, welche verlangen, dass man ihnen aus einem blossen Gemenge von Lebens- und brennbarer Luft, Wasser, oder aus erster und salzsaurer Luft, zündendes Salzgas, darstellen soll.) — *Beschreibung einiger chemischen Versuche, das Limmer Schwefelwasser betreffend*, vom Hn. *Murray*. Dieses Schwefelwasser, welches der bekannte Botaniker, Hr. *Ehrhardt*, schon vor einigen Jahren unweit Hannover entdeckt, angezeigt, und zur Benutzung empfohlen hat, ist gegenwärtig wirklich im Gebrauch, und mit einem Badehause versehen. Die durch gegenwirkende Mittel angezeigten Bestandtheile sind, hepatische Luft, mit einen kleinen Antheile Luftsäure, und salzsaure Kalkerde.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Winding: *Samleren, et Ugeskrift* (Der Samler, eine Wochenschrift) udgivet ved Dr. *Friederik Ekkard*, kongelig Bibliothek Sekretaire. VI. Band deer 3die Aarg. 2det Hefte. 1793. in fortlaufenden Seitenzahlen mit dem IVten und Vten Bande. 1242 S. 8.

Auch dieser Band enthält einige interessante Aufsätze; die Zahl der mittelmässigen Stücke aber scheint zuzunehmen, so wie die Sorglosigkeit der Verfasser oder des Herausgebers in Ansehung der Sprache und des Vortrags. Das wichtigste ist: Untersuchung der Frage, ob das J. 1792 das blutigste in den Annalen unserer Welt war; wird, wie billig, gegen den bekannten Etatsrath *von Schirach* verneint. Kann ein ganzer Stand auf einmal unterdrückt werden? Nein! der Adelstand kann zwar unterdrückt werden; allein der Adelsgeist (wie bekannt, nicht immer ein Synonym von einem Edlen Geist) erstirbt erst lange nachher. Ueber Publicität und deren Vorzüge; manche freymüthige Behauptungen, die nur durch untergemischte schiefe Vorstellungen entstellet werden. Ueber verhasste Nationen; von keiner lässt sich sagen, dass sie allgemein gehasst sey. Unterschied zwischen Revolution und Revolution; wird vornemlich in den Urhebern und dem Gegenstand derselben gesetzt. Nachrichten von der Belagerung von Maynz im J. 1689, mit einer recht gut gerathenen Situationskarte. Abschrift eines in Grönland gehaltenen Tagebuchs auf einer Entdeckungsreise, um die Ueberbleibsel alter Niederlassungen aufzusuchen, in dem District von Julianehaab in den J. 1777 bis 1779 von *Aaron Arctander* mit einer Karte dieser Gegend.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Göschen: *Gedanken über die Baumzucht im Grossen, zur Besetzung der Haupt- und Landstrassen mit Bäumen.* 1793. 24 S. 8. (2 gr.) — Die Erfahrung eines Mannes, der schon lange grosse Baumschulen in seiner Aufsicht gehabt, und zwar in einem hin und wieder undankbaren Erdreich: der von Herrschafts wegen ziemliche Strecken mit Obstbäumen besetzter Alleen verpachtet, und überhaupt ächte Kenntnisse von der Sache hat, wie der Vf. sie darlegt, kann diesem nicht genug zu beherzigenden Vorschlag, der an die Landesregenten und Obrigkeiten gerichtet ist, nicht wenig Gewicht geben. Es wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte seine Gedanken weiter ausgeführt, und sogleich nähere Anleitung gegeben; erbietet aber seinen weitern Rath, wenn Zuschriften an seinen Verleger desfalls ergehen. — Unter allen Landesproducten, das Getreide etwa ausgenommen, ist gewiss das Obst, diese nach der Pflanzung eines guten Baums von selbst, ohne Auslage, Kosten und Mühe erwachsende, zur Speise und Trank, zur Erquickung und für die Küche, für Gesunde und Kranke dienliche Frucht, eine der wichtigsten und einträglichsten, und ist nicht zu begreifen, warum in so vielen Provinzen, auf so vielen Meilenweiten Strecken die Obstcultur so lange vernachlässigt worden. Wie viel würde dieser Nahrungszweig des Land- und Stadtmannes, besonders in solchen desfalls vernachlässigten Ländern und Ortschaften gewinnen, wenn Landesherrn und Obrigkeiten durch Besetzung der Strassen und Wege mit fruchtbaren Obstbäumen, dem Landmann, der nur durch anschauliche Ueberzeugung vom Nutzen eines Landesproducts zur Nachahmung und Nacheiferung bewogen wird, ein so gutes Beyspiel gäben! — Den Nutzen, den für der Landesherrn selbst auch nur aus den Anlagen an sich entspringt, hat der Vf. gewiss eher zu geringe als zu hoch angeschlagan.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. November 1794.

PHYSIK.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Chemische Annalen für Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

9. *St. Chemische Versuche über die Strontianerde*, vom Hn. Prof. *Klaproth.* Dass der Strontianit, der bey seiner ersten Bekanntwerdung für eine Art des Witherits gehalten ward, doch wohl eine von dieser abweichende Grunderde enthalten möchte, schien aus einigen Erfahrungen glaublich. Die gegenwärtige Zerlegung bestätigt diese Vermuthung, und liefert die vollständige Kenntniss einer neuen Erde, die sich von den bisher bekannten so merkwürdig auszeichnet, und deren Unterschied von dem damit verwandtgeglaubten Witherit, durch fortgehende Vergleichung beider nach ihren Eigenschaften, ins Licht gesetzt ist. Zur sichern Unterscheidung dieser Erde von den übrigen dienen unter andern die nadelförmige Krystallgestalt der salzsauren Strontianerde, und die schöne rothe Farbe, welche selbige der Flamme des brennenden Weingeistes mittheilt. — *Ueber die Natur der in einigen Bergkrystallen eingeschlossenen Flüssigkeit*, vom Hn. Prof. *Thomson.* Betrifft eine Erfahrung, welche Hr. *T.* in Florenz gemacht hat, dass in vielen Bergkrystallen Bergnaphthe, in andern Bergharz, in einigen unverbrennliche Steinkohle (Kohlenblende) eingeschlossen sey. — *Schreiben des Hn. Münzmeisters Knorre an Hn. Loos in Berlin.* Hr. *Boulton* in Birmingham prägt, vermittelst einer besonders eingerichteten, aber geheim gehaltenen, Presse, Medaillen und Kupfermünzen aus, die die grösste Schönheit erreicht haben. Ohne Zuthun eines Prägers oder Anwerfers, können 400 Stück in einer Viertelstunde geprägt werden. Ein mit Geldplatten gefüllter Trichter lasse nach jedem Stosse eine Platte auf den Stock fallen, und den Stoss des Balanciers bewirke eine dabey angebrachte Dunstmaschine. Rändeln und Prägen sey ein und derselbe Stoss, und das Stück verlasse den Stock ganz fertig. — Ein in der Münze zu Hamburg vorgefundenes hölzernes Modell, Geldplatten horizontal durch den Druck zu rändeln, veranlasste dem Hn. K. die Idee zu einem, der Boultonschen Presse in der Wirkung völlig entsprechenden Modelle, das hier beschrieben, und durch beygefügte Zeichnung anschaulich gemacht wird. — *Ein Beytrag zur Hydrologie Böhmens*, vom Hn. D. *Reus* in Bilin. Besteht in einer chemischen Untersuchung des Egerischen Gesundbrunnens. Da der verdienstvolle Vf. unlängst in einer besondern Schrift die Untersuchung dieser so schätzbaren Heilquelle noch vollständiger geliefert hat, so mag eine nähere Anzeige dem Rec. jenes Werks überlassen bleiben. — *Ueber das ätzende und weissniedergeschlagene Quecksilber*, vom Hn. *van Mons.* Die hier mitgetheilte Methode, nach unveränderlichen Grundsätzen einen wahren weissen Quecksilberkalk zu bereiten, bedarf noch zuvor einer genauern Prüfung, um sich zu überführen, dass dabey keine Salzsaure obwalte. —

10. *Stück. Ueber den weissen Beschlag der gerösteten Kupferschiefer von Riegelsdorf in Hessen*, vom Hn. Hofr. *Gmelin.* Schien Gyps zu seyn. — *Vermischte chemische Bemerkungen*, vom Hn. *van Mons.* Der Vf. will hier unter andern behaupten, dass die Bittersalzerde durch die kaustischen Laugensalze aufgelöst werde. — Vom Gegentheile hält sich Rec. vollkommen überzeugt. — *Herrn Tromsdorfs letzte Erklärung wegen der phlogistischen und antiphlogistischen Systeme.* Der Vf. findet sich anjetzt in seinem Glauben an das phlogistische System wankend gemacht, und erklärt sich neutral, seitdem er sich von der Richtigkeit der Erfahrung überzeugt habe, dass durchs Verbrennen des Phosphors in reiner Lebensluft ein total luftleerer Raum entsteht. Wie aber kommts, dass man jetzt erst auf diese Erfahrung achtet, da sie doch gar nicht neu ist, sondern, seit ihrer ersten Bekanntmachung durch *Scheele* doch vermuthlich von mehrern Chemikern wiederholt seyn wird? An das *beynahe* gänzliche Verschwinden bey Scheele'n wird man sich doch nicht gestossen haben; da man weiss, dass Lebensluft aus Salpeter, deren *Scheele* sich bedient hat, in der Regel niemals ganz frey von Stickluft ist. — *Neueste Erklärung des Hn. Prof. Gren über das Phlogiston.* Das ebengedachte totale Verschwinden der Lebensluft, durch verbrennenden Phosphor, hat nun auch den Hn. Prof. *Gren* bestimmt, sein bisheriges System aufzugeben; und die Lehrsätze der Antiphlogistiker *grösstentheils* anzunehmen; wiewohl noch mit Beybehaltung des Brennstoffs: welches Wort aber anjetzt nicht mehr das Stahlsche Phlogiston, sondern die Basis des Lichts, bedeuten soll. Hr. *Gren* betritt also hier die Mittelstrasse, nach dem Beyspiele der Hn. *Leonhardi* und *Richter.* (Möchten sich doch alle streitende Partheyen auf dieser Strasse freundschaftlich und leidenschaftlos begegnen!) Aus den beiden, diesem Aufsatze angehängten, Anmerkungen des Hn. *Westrumb* bemerkt Rec. mit Vergnügen, dass auch dieser würdige Scheidekünstler seiner Seits dazu einige Hoffnung gibt. — *Einige Bemerkungen über das phlogistische und antiphlogistische System.* Sie sind vom Hn. Herausgeb. welchen die beiden vorhergehenden Aufsätze veranlasst haben, einige seiner Gedanken über die beiden streitigen Systeme, hier noch etwas mehr auseinander zu setzen, welche aber keinen Auszug leiden, sondern vollständig gelesen und erwogen zu werden verdienen.

11. *Stück. Versuche über die Entzündung des Schwefels mit Metallen, ohne Gegenwart von Lebensluft*, von Hn. *Deiman, Troostwyk, Nieuwland, Bondt und Lauvenbürgh.* Die von den genannten Chemikern hier mitgetheilte neue Erfahrungen betreffen das Brennen einer Mischung aus Schwefel und Metallen, unter Umständen, in welchen, nach den bisherigen Begriffen, wenn nemlich der freye Zutritt der atmosphärischen oder Lebensluft mangelt, nicht Statt findet. Eine Mischung aus gefeiltem Kupfer und Schwefel, welche sie in einem Stöpfselglase über Kohlen erhitzten, sahen sie mit einem hellen Lichte brennen, welche, ihnen unerwartete, Erscheinung sie durch eine Reihe von Versuchen näher prüften. (Das wunderbare dieser Erscheinung wird vermindert, und deren Erklärung erleichtert, sobald man nur Leuchten und Brennen gehörig unterscheidet, und auf den Umstand Rücksicht nimmt, dass die gebrannte Masse, oder vielmehr das Metall, keine Spur von Oxydation zeigt. Auch muss Rec. in Erinnerung bringen, dass *Scheele* bereits die ähnliche Erfahrung gemacht hat. In seiner *Abhandlung von der Luft und dem Feuer*, sagt er, S. 107. „man sieht beynahe bey jedwedem Metalle, welches im Feuer mit Schwefel eine Vereinigung eingehen kann, dass in eben dem Augenblicke, da solches geschiehet, die Mischung sich entzündet; es entsteht aber auch eine dergleichen ähnliche Erscheinung, wenn diese Verbindung *in verschlossenen Gefässen* unternommen wird." Beyspiele führt er weiterhin von Eisen und Schwefel, Bley und Schwefel, an.) — *Ueber die beste Art Extracte zu bereiten*, von *Carl. Just. Lud. von Crell*, — nebst Zeichnung einer dazu empfohlenen Vorrichtung. Der Auszug einer, von der medicinischen Facultät zu Göttingen gekrönten Probeschrift, deren Vf. ein Sohn des Herausg. bald nachher seiner rühmlich angetretenen gelehrten Laufbahn durch den Tod entrissen ist. Diese, der gegenwärtigen Abhandlung beygefügte Anzeige des Herausg. wird unter den Lesern der Annalen hoffentlich niemand, ohne Theilnahme an dem Schmerz des würdigen Vaters, über den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes und Freundes, gelesen haben.

12. *Stück. Abhandlung von feuerlöschenden Stoffen*, vom Hn. *Nils Nyström*, Apotheker zu Norköping. Die wirkliche Anwendung feuerlöschender Mittel ist bisher allerdings zu sehr vernachläfsigt worden; und es macht sich daher derjenige um das gemeine Beste wohl verdient, der sich bemüht, seine Mitbürger auf den grossen Nutzen derselben aufmerksam zu machen, und durch Versuche zu überzeugen. Wie bekannt, hat sich vornemlich Hr. Assess. *von Acken* zu Orebro dieses Verdienst erworben und durch vielfache Proben, den guten Effect seines componirten Löschungsmittels bestätigt. Ohne diese damals noch geheimgehaltene Composition des Hn. *von Acken* zu kennen, hat Hr. *Nyström* seiner Seits eine Reihe von Versuchen mit verschiedenen Löschungsmitteln angestellt; worüber hier vortheilhafte Berichte, mit öffentlichen Zeugnissen bestätigt, mitgetheilt werden. — *Vorläufige Bemerkungen über die Versuche von der Entzündung des Schwefels mit Metallen*, vom Herausg. Eine kurze Untersuchung, wie die Erklärung dieser Erscheinung zum Vortheil des einen oder des andern, der bisherigen Systemen ausfallen möchte. Dem Vf. dünkten sie mehr zu Gunsten des phlogistischen Systems zu sprechen. —

Ausser noch einigen, des Raums wegen, übergangenen eigenthümlichen Aufsätzen, sind auch, wie gewöhnlich, Auszüge aus den Annales de Chemie, dem Journal des Sçavans, den Schriften der Gesellschaft der Aerzte zu Paris, den neuen Abhandlungen der königl. Academie der Wissenschaften zu Stockholm aufgenommen.

GESCHICHTE.

London, b. Jordan: *Anecdotes of the life of William Pitt*, Earl of *Chatham*, and of the *Principal events of his time*. 1793. Drey Bände. 8. (7 Rthlr. 4 gr.)

Diess Werk hat in England viele Leser gefunden; denn wir haben die dritte Ausgabe vor uns, ungeachtet der Vf. lange nicht alles geleistet hat, was man hier nach der Aufschrift zu erwarten Ursache hatte. Er ist auch bey der Abfassung desselben nicht mit handschriftlichen Nachrichten oder den wahrscheinlich hinterlassenen Papieren jenes berühmten Staatsministers unterstützt worden. Er gibt daher nur, was im Ganzen jedem Leser bekannt war, oder wozu jeder Liebhaber der englischen Staatskunde freyen Zugang hatte. Seine Quellen sind die Parlamentsjournale, die wichtigsten Pamphlets, die während der Zeit, dass *Pitt* das Staatsruder führte, oder in der Opposition die Maassregeln des Hofes bekämpfte, erschienen, oder verschiedene andere Zeitschriften. Hätte er auch nur bey diesen eine genauere Auswahl getroffen, seine Materialien besser bearbeitet, oder einzelne Scenen aus Pitts Administration, oder Parlamentsverhandlungen genauer dargestellt; so würde er wenigstens seinen Lesern die Mühe erspart haben, eine Menge schwer beysammen zu findender oder langweiliger Schriften durchzusuchen. Allein statt dessen liefert er lange Parlementsreden seines Helden, von denen Pitt wirklich die wenigsten so gehalten hat wie sie hier stehen, weil sie meistens nur auszugsweise in den angeführten Schriften vorhanden sind. Ausfälle auf die brittische Regierung, bey denen man sich oft wundern muss, wie sie hieher kommen, oder Bogen lange Ausführung einzelner Vorfälle und Unterhandlungen, an denen Pitt entweder gar keinen Antheil, oder nicht mehr als andere Parlamentsglieder hatte; wir rechnen dahin vorzüglich den Streit mit Spanien wegen der Falklandinseln, die Zwistigkeiten über des berüchtigten Wilkens Wahl von Middelsex etc. Was der Vf. davon sagt, oder hier neben andern gleichzeitigen Begebenheiten einschaltet, erläutert den Gegenstand gewöhnlich nicht mehr, als das *Annual Register*, und ähnliche Zeitschriften. Die verschiedenen Veränderungen im brittischen Ministerium von 1742 bis 1770 sind alle oft umständlich genug behandelt, man erfährt auch zuweilen, welche Intriguen sich selbst die wahren Volksfreunde und Vertheidiger der brittischen Constitution erlauben; allein die geheimen Triebfedern dieser Veränderungen bleiben den Führern unsers Biographen meistens unbekannt. Seine Arbeit würde indess nichts

nichts an ihrem Werthe verloren haben, wenn er sich hiebey bloss auf die Tabelle im dritten Theile eingeschränkt hätte. Diese gibt eine gute Uebersicht aller berühmten und unberühmten Männer, die in dem vorher angeführten Zeitraume die wichtigsten Staatsämter bekleideten.

Pitt, seit 1766 Lord Chatham, ward 1708 in Westminster geboren, und kam 1735 als Repräsentant von Alt Sarum ins Unterhaus. Damals war er Cornet in brittischen Diensten, verlor aber 1736 seine Stelle, weil er immer gegen Sir Robert Walpole's Vorträge votirte. Um 1737 ward er Kammerjunker bey dem damaligen Prinzen von Wales, blieb aber dabey Parlamentsglied, und in der Opposition, deswegen vermachte die verwittwete Herzogin von Marlborough ihm 1744 in ihrem Testamente 10,000 Pf. Sterling. Er ward 1745 Georg II. als Kriegssecretär vorgeschlagen, um verschiedene Partheyen zu vereinigen, aber nicht angenommen, erhielt indessen 1746 bey einer abermaligen Veränderung im Ministerium die Stelle eines Kriegszahlmeisters, welche er bis 1753 bekleidete. Endlich ward er 1756 Staatsminister, und behauptete sich in dieser Würde, durch kluge Führung des siebenjährigen Krieges, bis 1761 oder zum Anfange der gegenwärtigen Regierung. Gerade während dieses Zeitpunkts, worin Hr. Pitt als Minister sich vor seinen Vorgängern so glänzend auszeichnete, verliess den Sammler dieser Anekdoten seine bey andern minder wichtigen, oder allzu speciellen Vorfällen lästige und unbefriedigende Ausführlichkeit. Die ganze Staatsverwaltung des nachherigen Lord Chatham wird auf etwa vierzig Octavseiten abgehandelt, und die denkwürdigsten Auftritte derselben sind nur registermässig berührt. Aber sobald der Lord wieder zur Oppositionsseite übertritt, und der Vf. neue Gelegenheit hat, aus den damaligen Angriffen der Minorität die brittischen Staatsdiener im nachtheiligen Lichte darzustellen, oder unerwiesene Anekdoten mitzutheilen: so erscheint er wieder in seiner vorigen Grösse, die vielleicht müssigen ununterrichteten Lesern behagen, aber Wahrheitsforscher äusserst selten belehren kann. Wir haben mit dem äussersten Widerwillen die Abschnitte, den letzten americanischen Krieg betreffend, durchgelesen, weil darin nur die unerwiesenen Klagen über die Bedrückungen der Colonien, die sie zur Empörung gegen England reizen mussten, über den Verfall des brittischen Handels durch ihre Trennung vom Mutterlande u. a. Einwendungen gegen die Rechtmässigkeit des damaligen Krieges wiederholt sind. In dem dritten Bande sind allerley Schriften, Correspondenzen, Vorträge, Dankaddressen, mit unter auch Staatspapiere über die französischen Friedensnegotiationen in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, und die Händel wegen Falkland gesammelt, von denen die meisten, weil man sie schon anderswo findet, oder sie abermalige Aufbewahrung nicht verdienen, die Sammlung nur ohne Noth vergrössern. Pitts Charakterschilderungen von mehreren Verfassern, sein Leichenbegängniss und verschiedene seinem Andenken geweihete Denkmale sind hier ebenfalls zu finden. Unter mehrern Papieren dieser Art ist die Geschichte des berühmten Diamanten aus Familiennachrichten eingerückt, den Thomas Pitt, Gouverneur von Madras, des Grafen Grossvater aus Ostindien zurückbrachte. Er kaufte ihn 1701 von einem schwarzen Kaufmann *Jam Chund*, der dafür 200,000 Pagoden foderte, ihn aber für 48000 Pagoden oder 20400 Pf. Sterling verkaufte. Für die Fracht nach Europa wurden 6500 Pagoden bezahlt, und für das Schneiden und Poliren des Diamants 5000 Pf. Sterling. Er wog 127 Karat, und ward 1717 dem Herzog Regenten von Frankreich für 135000 Pf. Sterling verkauft. Doch konnte damals die ganze Kaufsumme nicht bezahlt werden. Hr. Thomas fand wegen dieses Kleinods Neider die Menge. Selbst Pope hat ihn deswegen eines Raubes beschuldigt. Deswegen setzte er kurz vor seinem Ende eigenhändig die ganze Geschichte desselben auf.

Paris, b. Girouard u. Mercier; *La vie, les Amours, le Procès et la Mort de Marie Stuart*, Reine de France et d'Ecosse decapitée à Londres. le 18 Fevrier 1587. 1793. 154 S. 8. (20 gr.)

Schon der Schnitzer auf dem Titel, die unglückliche Maria sey zu London enthauptet worden, da sie doch, wie jedermann weiss, ihr Leben auf jene traurige Art in ihrem Gefängnisse zu Fotheringay endigte, erregt für den unbekannten Vf. dieser Lebensbeschreibung kein allzu günstiges Vorurtheil. Die Ausführung aber nimmt den Leser noch mehr gegen ihn ein, da er die gewiss rührende Geschichte dieser Königin von dem Detail entblösst, in eine Art von Biographie eingekleidet hat, die durch Unrichtigkeiten mehrerer Art, dem nachsichtigsten Leser Mitleiden abzwingt. *Camdens* Annalen der Regierung der Königin Elisabeth scheinen die vornehmste Quelle bey der Ausarbeitung gewesen zu seyn, und die trefflichen Arbeiten eines Stuart, Tytlers, Lodge, vorzüglich Whitakers, die Mariens Unschuld gegen die Verläumdung ihrer Zeitgenossen so männlich vertheidigt haben, kennt der Vf. nicht einmal den Namen nach. Man findet daher hier nur das allerbekannteste ihrer Geschichte, und dieses unverhältnissmässig und oberflächlich vorgetragen. Angehängt sind einige kleine Aufsätze, die mit dem Leben der Maria zum Theil in Verbindung stehen. Der erste freylich keinesweges. Diess ist ein Fragment aus einem aus dem englischen übersetzten Roman: Mis Sophia Lee. Hier erscheinen unter andern zwey Frauenzimmer, die der Vf. als Töchter der Marie und des Herzogs von Norfolk wider alle Geschichte auftreten lässt. Wahrscheinlich ist dieser Anhang aufgenommen worden, um über die Amours der Königin, mehr als die Geschichte weiss, oder alles mögliche zusammen zu tragen. Ferner sind hier die Charaktere der Marie und Elisabeth zusammen gestellt, und zwischen beiden eine Parallele gezogen, wobey Elisabeth am schlimmsten wegkömmt. Ihr Charakter ist aber auch äusserst übertrieben. Sie wird noch heftiger in einer kurzen Leichenrede angegriffen, und mit Herodes, Cain und Tiber verglichen, die der Vf. aus einem unbekannten, jetzt völlig vergessenen, Werke entlehnt hat. Es führt den Titel: *Le Combat de toutes les vertus, representé au vif, dans l'histoire de Marie Stuart Reine de France et d'Ecosse. Paris* 1597. 8.

Ohne Druckort (wahrscheinlich Bayreuth): *Denkwürdigkeiten der Minderjährigkeit Ludwig des Funfzehenden*, von *J. B. Massillon*, Bischof zu Clermont, Mitglied des Gewissensrath unter der Regentschaft Philipps von Orleans, und Mitglied der französischen Akademie. *Aus dem Französischen mit erläuternden Anmerkungen.* 1794. 18 Bogen. 8. (18 gr.)

In Beziehung auf die von einem andern Mitarbeiter verfertigte Anzeige des Originals (1793. B. 1. S. 642. u. f.) können wir versichern, dass die Uebersetzung sehr mittelmäsig ausgefallen ist: wenigstens können wir ihr das Prädicat *schön*, das unser Hr. Kollege dem Originale beylegt, nicht ertheilen. Wer an einen rein deutschen, fliessenden Ausdruck gewöhnt ist, wird Stellen, wie folgende (S. 14.) sehr unbehaglich finden: „Es gingen „damals allerley Gerede über den jähligen Tod des Her„zogs von Bourgogne." Ebend. *Man trug keinen Scheu.* S. 97. *Wie vor gesagt.* Häufig wird *so* statt *der* oder *welcher* gesetzt. *Gedenkungsart* statt *Denkungsart*. *Alleine* statt *allein*. *Wannenhero* u. dgl. m.

Vor allen suchten wir nach den *erläuternden Anmerkungen*, die der Titel verspricht, fanden aber ihrer nur ein Dutzend, und darunter keine von Belang: ungeachtet bey *Massillons* nothgedrungener Zurückhaltung; Gelegenheit genug zu Ergänzungen und freymüthigen Bemerkungen vorhanden war.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Wirzburg*, in d. Riennerischen Buchh.: *Ueber die Strafe der öffentlichen Arbeiten*, von *G. A. Kleinschrod*, Hofrath und Prof. der Rechte. 1789. 39 S. 8. — Der Vf. geht in dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift, von der sehr scharfsinnigen Bemerkung aus, dass, da die Gattungen der Verbrechen an Mannichfaltigkeit nicht abgenommen haben, dennoch die Zahl der Strafen, in Vergleich mit den vorigen Jahrhunderten, nicht nur schon beträchtlich vermindert ist, sondern auch noch immer, und gerade durch die neuesten Aufklärungen des Criminalrechts fortdauernd vermindert wird. Da jedoch die Wirksamkeit der Strafen vorzüglich davon abhängt, dass jede verschiedene Modification des Verbrechens auch eine eigne, verschiedene Strafe finde; so leitete ihn diess zu der Untersuchung, welche Strafe wohl von den Nachtheilen, die die philosophischere Behandlung des Criminalrechts an so vielen bisher üblichen Strafen mit Recht tadelt, frey seyn, und zugleich wiederum die Mannichfaltigkeit ersetzen dürfte, welche durch die Abschaffung dieser gemissbilligten Strafen nothwendig leiden muss? Auf diesem Wege fortzugehen, wurde er noch mehr durch die Nachtheile der, gerade wegen der Unangemessenheit so vieler andern Strafgattungen, jetzt so häufig gewählten, Zuchthausstrafe veranlasst, die er sehr gründlich und vollständig entwickelt. Für jene angemessenere Strafe nun erklärt er die der öffentlichen Arbeiten, und setzt in der Folge der Schrift den Nutzen derselben und ihre Erfodernisse, wenn sie die gehörige Wirksamkeit haben soll, auseinander. Die Verbrecher sollen nemlich allemal im Angesicht des Publicums arbeiten, durch ihre Kleidung ausgezeichnet, an der Entweichung durch scharfe Aufsicht, und allenfalls Fesseln verhindert, und, so viel möglich, an dem Orte selbst zu arbeiten verurtheilt seyn, an dem sie das Verbrechen begangen haben. Der Ertrag ihrer Arbeit soll halb zur Vergütung der vom Staat auf sie verwendeten Kosten, und halb zur Schadloshaltung der durch sie Beschädigten verwendet werden, schlechterdings aber nicht ihnen selbst zu Gute kommen. Damit aber diese Strafe zugleich dem Mangel der Einförmigkeit abhelfe: so unterscheidet der Vf. 4 Gattungen der öffentlichen Arbeiten: 1) solche, mit welchen eine Gefahr des Lebens verbunden ist, z. B. Arbeiten in giftigen Bergwerken, Glas- und Brillenschleifen, ansteckende Sümpfe austrocknen; 2) nicht gefährliche, aber schwere, und mit beschimpfenden Umständen verknüpft; 3) harte, ohne diese Umstände; 4) solche, die ohne viel Beschwerde verrichtet werden können, z. B. Gassenkehren. Die erste Gattung soll bloss Surrogat der Todesstrafe seyn. Jede dieser Gattungen vergleicht er mit den bisher üblichen Strafen, und bestimmt das Verhältniss ihrer Dauer. — Dass die Gründe des Vf. für die Strafe der öffentlichen Arbeiten im Allgemeinen überwiegend sind, davon wird sich jeder durch die Lesung der Schrift selbst überzeugen. Ob indess ihre Einführung hier oder dort rathsam sey? hängt allemal von Localumständen ab, die einzeln beurtheilt werden müssen. Immer aber findet man hier alle Momente vollständig angegeben, auf die es bey einer solchen Beurtheilung ankommen wird. Nur ein paar derselben, die uns übersehen scheinen, sey uns hier nachzuholen erlaubt. Wenn der Verbrecher immer im Angesichte des Publicums arbeitet: so wird die Gewohnheit das Gefühl der Schande in ihm abstumpfen, und bey den übrigen Bürgern selbst wird der so oft wiederkehrende Anblick endlich Gleichgültigkeit hervorbringen. Wird derselbe hingegen den Augen der Bürger mehr entzogen: so wirkt die Vorstellung des Dunkeln, nur halb Bekannten weit mächtiger auf die Phantasie, und dieser Schauder vor der Strafe geht auf das Verbrechen selbst über. So wie man daher den Zweck der Strafe verfehlen würde, wenn man ihre Vollziehung *gänzlich der Kenntniss* des Bürgers entzöge; so dürfte man ihn wohl eben so wenig erreichen, wenn man dieselbe *ganz* und *immer* seinen *Augen* darstellte. Auch hier ist unstreitig die Mittelstrasse das Beste, und von dieser Seite ist die bisherige Gewohnheit, nach welcher der strafende Arm des Staats von Zeit zu Zeit, aber selten, dem Bürger erscheint, gewiss so zweckwidrig nicht. Auch scheint es gegen den edlern Theil der Bürger, dem gerade der Staat mehr Achtung schuldig ist, nicht billig, ihm den widrigen Anblick arbeitender Missethäter überall aufzudringen. Dann dürfte auch der Nutzen, den der Staat doch allemal, wenn er auch den Ertrag der Arbeit nicht unmittelbar nimmt, wenigstens indirect aus dieser Strafe zieht, dieselbe missrathen. Der Staat muss nicht nur wirklich ungern strafen, sondern er muss auch nicht den leisesten Anschein des Gegentheils an sich dulden. Endlich aber scheint dem Rec. der Gebrauch der Verbrecher zu wirklich lebensgefährlichen Arbeiten schlechterdings sogar rechtswidrig. Ist die Gefahr in der That gross und dringend: so sind sie wahre, nur langsame Todesstrafen, und haben nicht einmal den einzigen Rechtfertigungsgrund dieser, dass der Staat sich, ohne sie, nicht gegen den Verbrecher sicher stellen kann, für sich. Auch kann dieser langsame Tod nicht den Eindruck machen, der sich allenfalls noch von der eigentlichen Todesstrafe erwarten lässt; des Schadens, den z. B. der vom Vf. genannte Bergbau, als Kunst, wenn er von verachteten Verbrechern getrieben würde, nothwendig leiden müsste, und dass man alsdann noch viel weniger die Gefahr dieser Gewerbe zu vermindern bemüht seyn würde, nicht zu gedenken. — Sind diese Betrachtungen wirklich so wichtig, als sie Rec. scheinen: so würde er nichts so sehr wünschen, als auch sie von dem Scharfsinn und dem philosophischen Geiste des Vf. gegen die Vorzüge der Strafe der öffentlichen Arbeiten gewogen zu sehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. November 1794.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Dieterich: *Beyträge zur hydraulischen Architectur von Reinhard Woltmann*, Director der Ufer- und Wasserbauwerke im Hamburgischen Amte Ritzebüttel. III Band, mit Kupfern. 1794. 376 S. 8.

Mit Vergnügen sah Rec. aus Hn. *W's.* veränderten Titel, dass man in Hamburg gegen dessen Verdienste nicht gleichgültig ist. Der jetzige dritte Band enthält hydraulisch - architectonische Reisebemerkungen — Untersuchungen über den Druck der Erde gegen Futtermauern, und literarische Beyträge.

Die Vorrede kann Rec. diesesmal nicht ganz unberührt lassen; sie enthält folgenden Hauptsatz: „*Die Vollkommenheit einer Theorie besteht nach meinen Begriffen darin, dass sie angenommenen Grundsätzen und Hypothesen gemäss ein richtiges Resultat liefert, folglich in den Schlüssen und Calcul keine Fehler hat.*" Da die grössten Köpfe ohnehin so viele Zeit mit unnützen Speculationen verschwenden und unbekümmert um die Erfahrung, Theorien an Theorien knüpfen, welche zu nichts dienen; so hätte man viel eher Ursache, zu nützlichen und für die Gesellschaft interessanten Untersuchungen aufzumuntern, als eine Behauptung vorzutragen, die als wahr anerkannt, gerade den entgegengesetzten Erfolg haben müsste. Rec. hält sich daher verpflichtet, jenen Satz des Hn. *W.* geradezu für unrichtig zu erklären. Wer würde z. B. da Vollkommenheit einer Theorie anerkennen, wo ein Schriftsteller die Theorie unterschlächtiger Räder mit allem Tiefsinn und mit der richtigsten Anwendung des Calculs unter der Voraussetzung abhandelte, dass die Höhe des Drucks durch die Kubikwurzel aus dem Unterschied der Höhen ausgedruckt werde, welche der Geschwindigkeit des Wassers und der Geschwindigkeit der Schaufeln zugehöre? oder wo die Theorie der Archimedischen Wasserschnecke ohne Fehler im Calcul unter der Voraussetzung vorgetragen würde, dass die Geschwindigkeit des oben auslaufenden Wassers dem Unterschied der Höhen proportional sey, welche der lothrechten Höhe der Schnecke und der Umdrehungsgeschwindigkeit des von der Kraft angegriffenen Punktes zugehören? u. s. w. Man wird also wohl sagen müssen: die Vollkommenheit einer Theorie bestehe darin, dass sie Grundsätze und Hypothesen aufstelle, die keiner bekannten Erfahrung widersprechen, dass sie alle Umstände, wovon eine gewisse Erscheinung abhängt, einzeln aufsucht und deren Bestimmung einzeln auf wahrscheinliche Hypothesen gründet, also gewisse allgemeine Hypothesen aus so vielen einzelnen zusammensetzt, als sich einzelne Umstände von einander absondern lassen, für deren jeden sich ein besonderes Gesetz der Veränderlichkeit oder besondere Bestimmungsgrössen, wovon ihre Veränderlichkeit abhängt, wahrnehmen lassen. Dabey können nun diese einzelnen Hypothesen allerdings Grössen enthalten, welche durch die Erfahrung noch nicht genau bestimmt worden sind und die also erst noch näher bestimmt werden müssen, das kann oder muss der Theoretiker vor der Hand nur durch allgemeine Zeichen ausdrucken, und was für diese allgemeine Zeichen substituirt werden muss, das zu bestimmen kann er dem Beobachter überlassen; aber auf solche Art muss die Theorie selbst an die Hand geben, was der Beobachter eigentlich noch zu leisten hat. Die Theorie soll die allgemeinen Gesetze bestimmen, nach welchen in jedem Fall die Art des Erfolgs ohne neue Beobachtung aus der geringst möglichen Anzahl gegebener Umstände bestimmt werden kann, folglich ist auch eine Theorie desto vollkommener, je geringer die Anzahl von Grössen ist, deren Bestimmung erst noch fremden Beobachtern überlassen werden muss.

Als Anhang zur Vorrede hat Hr. *W.* noch einige Anmerkungen von Hrn. *Brünings* über Hrn. *W.* Theorie des Deichbaus nebst einigen Zusätzen und Erläuterungen beygefügt, die aber hier keinen Auszug verstatten. Nun zum Buche selbst. Zuerst *hydraulisch architectonische Bemerkungen auf einer Reise von Cherbourg bis Ostende im Sommer* 1784. Vorläufig eine äusserst kurze Beschreibung der Reise von Göttingen bis Paris, Caen und Cherbourg. Hafen, Rhede und Construction der Molen zu Cherbourg werden umständlich beschrieben, eben so Hafen nnd Schleussen zu Honfleur, Verbesserung des Hafens zu Havre de Grace, die Spülschleussen zu Fecamp, Spülschleussen zur Vertiefung des Hafens zu Dieppe. Ueberall hat Hr. *W.* durch eigene Beurtheilungen diesen Beschreibungen ein grösseres Interesse gegeben. Jetzt folgt ein Auszug aus einem Brief des Vf. an Hn. Hofr. *Lichtenberg*, der bereits im Göttingschen Magazin vollständig abgedruckt ist. Er betrifft die Entstehung der Kiesel und des Sandes, welche die französischen Seehäfen verstopfen. Diesem schon 1784. von Hn. *W.* geschriebenen Brief hat Er hier in 14 Numern noch mehrere Gedanken über diesen Gegenstand von *Guglielmini*, *Viviani*, *Perelli*, *Frisi*, *Pallas*, *Huthon* und *de Luc* beygefügt und seine eigene Erfahrungen und Beurtheilungen mitgetheilt. Nun folgen Beschreibungen von den Häfen zu Calais, Dover, Dünkirchen und Ostende. Von dem allem lassen sich keine Auszüge hier mittheilen, es ist genug, nur im Allgemeinen zu versichern, dass Hn. *W.*

Beobachtungen, Beschreibungen und Urtheile ihn überall als denkenden Mann auszeichnen?

Hierauf folgen: *Theoretische und praktische Versuche über den Druck der Erde gegen lothrechte Mauern*, auf Veranlassung einer von der kaiserl. Akademie d. W. zu Petersburg aufgegebenen Preisfrage. Zuerst theilt Hr. *W.* das Belidorsche Verfahren mit, und hierauf einen kurzen Aufsatz von Hn. H. *Kaestner*. Dieser Analytiker gebraucht zu seiner Untersuchung das lothrechte Profil eines Parallelepipedums, dessen Grundfläche wagrecht liegt; er gedenkt sich von der obern Seite zu der vordern lothrechten 2 unendlich nahe Parallelen unter dem Winkel φ gegen die lothrechte gezogen, nennt die Tiefe des in dem lothrechten Seite sich ergebenden Durchschnittspunkts der obern Parallele unter der wagrechten Seite des Profils x, und setzt nun den Inhalt des trapezischen Elements $= x. dx. \text{tang} \varphi$, woraus sich seine respective Schwere $= x dx. \sin \varphi$ und nun sein wagrechter Druck $= x. dx. \sin \varphi^2$ ergibt. Rec vermisst an diesem Verfahren nichts weiter, als dass Hr. K. dabey gar nicht auf die Reibung mit gesehen und daher eben das Resultat, wie für flüssige Körper, herausgebracht hat. Denn $x. dx. \sin \varphi^2$ wird am grössten für $\varphi = 90^\circ$, d. h., wenn die Grundfläche der abbrechenden Masse horizontal wäre, und der Bruch müsste also nach horizontaler Richtung erfolgen. Dieses ganz unpassende Resultat ändert sich, sobald die Reibung mit in Rechnung kommt, und dann der Werth von φ gesucht wird, für welchen der wagrechte Druck der abbrechenden Masse ein Maximum wird. Aber für Hn. *W.* ist schon der Ausdruck: *wagrechter Druck* $=$ *x. dx. sin* φ^2 nicht überzeugend, in dem Sinne nemlich, dass eine dem trapezischen Element an der lothrechten Seite wagrecht entgegen druckende Kraft $= x. dx. \sin \varphi^2$ dem wagrechten Druck des trapezischen Elements das Gleichgewicht halten sollte. „Wenn, sagt Hr. *W.*, eine wagerechte Kraft v das Herabrutschen jenes Elements verhindern soll; so ist zu bedenken, dass nur der Theil von v, welcher der Richtung des Elements und seinem respectiven Druck entgegengesetzt und gleich ist, dieses Herabrutschen verhindern kann; dieser Theil ist aber $= v. \sin \varphi$, also muss $v. \sin \varphi = x dx. \sin \varphi$ seyn, oder $v = x dx$; der übrige Theil von v wirkt nur senkrecht auf das trapezische Element, — folglich bezeichnet x dx auch den wagrechten Druck des trapezischen Elements." Aber Hn. *W.* Erinnerungen und Schlüsse sind hier ganz unrichtig, und Rec. macht es sich zur Pflicht, sowohl Hn. *W.* selbst, als seinen Lesern hierüber alle Zweifel zu benehmen. Hr. *W.* zerlegt die Kraft v in zwey Seitenkräfte: $v. \sin \varphi$ und $v. \text{Cos} \varphi$; wofern nun die $v. \text{Cos} \varphi$ hier nicht weiter in Betrachtung kommt, findet Hr. *W.* ganz richtig $v = x dx$; aber Hr. *W.* vergisst, dass eine auf das trapezische Element senkrecht angebrachte Kraft selbsten noch zum Theil das Herabrutschen des Elements verhindert. Man denke sich nemlich in der Linie PQ (Fig. 1. Tab. IV.) einen Punkt α, von solchem herab auf die Linie FR ein Perpendikel $\alpha\beta$, ferner von α unter einem rechten Winkel mit PQ eine gerade Linie $\alpha\gamma$, so dass γ in RF liegt; so zerlegt sich die senkrechte Kraft $\alpha\gamma$ in die Seitenkräfte $\beta\gamma$, $\alpha\beta$; letztere druckt lothrecht auf RF und bleibt also hier ausser Acht; aber erstere druckt die Kraft aus, welche als ein Theil der senkrechten noch behülflich ist, das wagrechte Bestreben des Elements, herabzurutschen, zu verhindern. Wenn also dieser Theil von $v. \text{Cos} \varphi = \zeta$ gesetzt wird, so ist zur völligen Verhinderung des Herabrutschens nur eine wagrechte Kraft $= v - \zeta$ erfoderlich. Es ist aber $\zeta = \frac{\beta\gamma}{\alpha\gamma}. v. \text{Cos} \varphi = \text{Cos} \varphi. v. \text{Cos} \varphi = v. \text{Cos} \varphi^2$; also die erfoderliche wagrechte Kraft $= x dx - x dx. \text{Cos} \varphi^2 = x dx. \sin \varphi^2$, wie solche Hr. H. *Kästner* angegeben hat.

Noch theilt Hr. *W.* einen von Hn. H. *Kästner* erhaltenen kurzen Auszug aus einem hieher gehörigen Italienischen Buche des Hn. *Delanges* mit. Nach *Del.* Versuchen verhält sich das Moment vom wagrechten Druck einer parallelepipedischen Zusammenhäufung ganz trockener Erde, wie das Quadrat der Höhe, da sich solches, nach der Theorie, wie der Würfel der Höhe verhalten sollte, unter sonst gleichen Umständen. Aber Hr. *W.* hat *D.l.* Versuche mit aller Genauigkeit wiederholt und seine Schlüsse falsch befunden, wie weiter unten vorkommt. Jetzt erst folgen Hn. *W.* eigene Untersuchungen über diesen Gegenstand. Von verschiedenen Erd- und Körperarten machte er Aufhäufungen, und fand den Abdachungswinkel, unter welchem sie bey der steilsten Erhöhung stehen blieben, z. B. bey trockenem Sand $= 32^\circ$, bey trockenem pulverisirtem Steinkalch $= 50^\circ$. Wenn man einen parallelepipedischen Kasten mit solchen Körnern anfüllt, und nun die eine Seitenwand wegnimmt; so erhält man eben die Abdachung, welche der auf die vorige Art gefundene Abdachungswinkel erfodert. Wenn man sich von der horizontalen Grundlinie dieser Seitenwand, bevor sie weggenommen wird, eine Fläche unter dem erwähnten Abdachungswinkel durch den Kasten gelegt, vorstellt; so wird dadurch ein Prisma von Erde oder von Körnern im Kasten abgeschnitten, welches die Masse ist, welche nach Hn. *W.* auf die Seitenwand wirkt, welche also bey Berechnung des Seitendrucks in Betrachtung kommen müsste. Aber für Rec. ist Hn. *W.* Vorstellungsart nicht überzeugend, so sehr sie sich auch bey der ersten Ueberficht zu empfehlen scheint. Es sey nemlich e (Tab. IV. Fig. 9.) irgend ein unbestimmter Punkt auf DE; so kann, so lange die Wand CD noch nicht weggenommen ist, e gewiss so genommen werden, dass der Druck des prismatischen Stücks DeC auf eC stärker ist, als der Druck des prismatischen Stücks ECe auf eC, und dass also das Prisma ECe ein grösseres Bestreben nach der Richtung CA als nach der AC hat, folglich im ersten Augenblick nach Wegnahme der Wand CD die Masse eCE gewiss ganz ruhig liegen bleibt, und erst nachher nachzurutschen anfängt, wenn die Masse eCD schon in Bewegung gekommen ist. Es kann also das Stück eCE bey Berechnung des Drucks auf CD nicht mit in Rechnung kommen. Aber auch angenommen, dass die ganze Masse ECD gleich anfangs ihr Bestreben längst EC herabzurutschen äussere, und dass dieses Bestreben grösser sey, als das von jedem andern

andern Prisma eCD; gesetzt, dass dieses aus den sich ergebenden Abdachungswinkel ACE folge: so könnte Rec. doch Hn. *W.* Satz, dass ECD das zur Berechnung des Seitendrucks in Betrachtung kommende Prisma sey, nicht daraus herleiten. Denn der Abdachungswinkel ACE hängt von dem Bestreben der Körner ab, längst EC schief herabzurutschen, und der Abdachungswinkel ACE würde also denjenigen Werth erhalten, für welchen das Prisma ECD das grösste Bestreben hat, auf EC herabzurutscheu; aber das grösste Bestreben längst EC ist mit dem grössten Bestreben nach horizontaler Richtung nicht einerley, und letzteres erfolgt unter einem ganz andern Winkel ACe. Nun kommt aber bey Berechnung des Seitendrucks gerade der letztere, und nicht der erstere Winkel in Betrachtung; also erhellet auch aus dieser Betrachtung, dass das durch den Abdachungswinkel bestimmte Prisma ECD von Hn. *W.* unrichtig als die zur Berechnung des Seitendrucks gehörige Masse angenommen wird. Nun trägt Hr. *W.* S. 169. seine Hauptaufgabe vor, vermöge welcher der Seitendruck auf die lothrechte Wand mit Rücksicht auf die Reibung durch eine allgemeine Formel bestimmt werden soll. Er findet den Druck $= \frac{1}{2} px^2 (\sin \alpha^2 + \mathrm{Cos}\, \alpha^2). \left(\frac{1 - \mathrm{tang}\, \alpha.\ \mathrm{tang}\, \beta}{1 + \mathrm{Cot}\, \alpha.\ \mathrm{tang}\, \beta}\right)$, aber diese Formel ist unrichtig, weil, wie Rec. schon oben gezeigt hat, das $+ \mathrm{Cos}\, \alpha^2$ weggestrichen und überhaupt die Berechnung nach der richtigen Kästnerschen Art geführt werden muss, welche $\frac{1}{2} px^2. \sin \alpha^2. (1 - \mathrm{tang}\, \alpha.\ \mathrm{tang}\, \beta)$ gibt, wie Hr. *W.* selbst findet. Inzwischen sieht sich Hr. *W.* durch Prüfungen beider Formeln aufs neue veranlasst, seine Formel als die richtige anzuerkennen, und die Kästnersche zu verwerfen. Es zeigt nemlich tang β den Werth der Friction an: „weil nun, sagt Hr. *W.* für $\beta = 0$ die ganze Masse als flüssig anzusehen ist, und die erstere Formel, wie sich für flüssige Kürper gehört, den Druck $= \frac{1}{2} px^2$ gibt, letztere aber unrichtig $= \frac{1}{2} px^2 \sin \alpha^2$ gibt, so ist man gezwungen, diese die Kästnersche zu verlassen." Allein Hr. *W.* hat ausser dem oben schon angezeigten Fehler hier noch einen andern unbemerkt gelassen. Bey flüssigen Massen kommt es auf die Grösse der Masse gar nicht an, bloss auf ihre Höhe; zu dem von der schiefen Lage herrührenden Seitendruck kommt in dem Maasse, in welchem die die Masse flüssig ist, immer noch ein horizontaler Druck, welcher durch jede wagrechte Schichte von der darüber stehenden lothrechten Säule fortgepflanzt wird. Hr. Rath *Langsdorf*, von dem Rec. schon seit 1½ Jahren einen Aufsatz über diesen Gegenstand besitzt, setzt daher, um diesen Umstand mit in Rechnung zu bringen, $\sin \alpha^2 + \frac{\mathrm{Cos}\, \alpha^2}{\gamma}$ statt $\sin \alpha^2$, wo $\frac{1}{\gamma}$ den Grad der Flüssigkeit anzeigt, welcher für Wasser $= 1$ ist, für Schlamm und breiichte Massen aber > 1 wird. Zur Vollständigkeit müsste also der Kästnerische Ausdruck $\frac{1}{2} px^2 \left(\sin \alpha^2 + \frac{\mathrm{Cos}\, \alpha^2}{\gamma}\right). (1 - \mathrm{tang}\, \alpha.\ \mathrm{tang}\, \beta)$ heissen, welches sich für $\gamma = 1$ oder für Wasser gehörig in $\frac{1}{2} px^2$ verwandelt. Hn. *W.* Formel aber kommt hier in der Anwendung auf Wasser der darin liegende Fehler ganz zu statten; weil sie von ungefähr schon $\sin \alpha^2 + \mathrm{Cos}\, \alpha^2$ enthält, welches für $\gamma = 1$ mit $\sin \alpha^2 + \frac{\mathrm{Cos}\, \alpha^2}{\gamma}$ einerley ist, und der andere Factor in diesem Fall gleichfalls keinen Unterschied macht: so gab ihm solches die scheinbare Bestätigung seiner Formel. Noch einen neuen Fehler in Hn. *W.* Verfahren findet Rec. in der Art, seine Differentialformel (S. 170.) zu integriren. Das so gefundene Integral gibt augenscheinlich nur den Druck des Prismas ABH, nicht aber des ABD; es soll aber nach seiner eigenen Foderung der Druck des letztern unter der Voraussetzung gesucht werden, dass alle Schichten von D bis H der BH parallel zu sinken streben. So sind also alle Sätze von S. 168 bis 175 unbrauchbar, und Hr. *W.* beschliesst diese Sätze S. 175 sehr unrichtig mit den Worten; „ich halte demnach dafür, dass die gefundene Formel abseiten der Theorie keinem Zweifel unterworfen sey." Aber das alles beweist nur, wie leicht auch der scharfsinnigste Kopf irren kann, und Hr. *W.* kann hiermit den Ruhm eines trefflichen Schriftstellers nicht verlieren, den er nach der Rec. Ueberzeugung sehr wohl verdient und gewiss immer noch mehr verdienen wird. Von S. 176 bis 232 theilt Hr. *W.* Versuche mit, die er mit zweckdienlichen Vorrichtungen über den Druck der Erde, oder gewisser Anhäufungen von Körnern verschiedener Art angestellt hat. Diesen Versuchen gemäss, lässt sich in der Ausübung ohne beträchtlichen Irrthum der Satz beybehalten, dass sich der Druck auf eine Seitenwand wie das Quadrat der Höhe verhalte, wenn alles übrige einerley ist. Dabey bediente er sich eines parallelepipedischen Kastens zu 6 Fuss lang, 4 Fuss breit und 4 Fuss hoch. Um nicht so viele Körner zum Ausfüllen nöthig zu haben, liess er nach angestellten 4 Versuchen eine mit der Seitenwand parallele Schiedwand in der Entfernung von 2 Fussen im Kasten einsetzen, dass er also jetzt nur ⅓ des Kastens auszufüllen brauchte. Bey den ersten 4 Versuchen fand er den Druck auf die Seitenwand jetzt eben so, wie bey der Anfüllung des ganzen Kastens, und daraus schliesst Hr. *W.*, dass die Länge des Kastens oder der parallelepipedischen Körnermasse in Rücksicht auf den Druck gleichgültig sey, wenigstens bey seinen Versuchen. Aber eben hieraus würde auch folgen, dass der Böschungswinkel nicht die Grösse des druckenden Prismas bestimmen kann; denn wenn z. B. alle Körner mit auf den Druck gegen die Seitenwand wirken, welche über der durch die Grundlinie der Seitenwand unter einem Winkel von 25° gegen den Horizont gelegten Ebene liegen, so konnten in dem *abgekürzten* Kasten bey dem Versuch mit Rappsaat nicht alle die Körner auf die Seitenwand wirken, welche in dem *ganzen* Kasten darauf würden gewirkt haben. Nun vergleicht Hr. *W.* die Resultate der Versuche mit den Resultaten seiner Theorie nach der gefundenen falschen Formel. Dabey findet er eine grosse Abweichung, fügt aber S. 183 hinzu: „wie dem auch sey, so traue ich noch zur Zeit der Theorie mehr, als dergleichen Versuchen." Man sieht aber, dass es sonderbar hätte zugehen müssen, wenn diese Vergleichung eine so unrichtige Formel

hätte

hätte bestätigen sollen. S. 185 u. folg. kommt Hr. *W.* auf zusammenhangende Erdmassen, und er findet S. 190.

$$v = \tfrac{1}{2} x^2. \left(\frac{1 - \text{tang}\,\gamma.\ \text{tang}\,\beta}{1 + \text{Cot}\,\gamma.\ \text{tang}\,\beta}\right).$$

Diese Formel hält Hr. *W.* für allgemein richtig, nur dürfe sie nicht für $\beta = 0$ und zugleich $\gamma = 90°$ angewendet werden, weil sie sich alsdann in den Ausdruck $v = \frac{1}{2} x^2$ verwandele; es sey aber absurd, von einer Mauer oder von einem Gebäude annehmen zu wollen, dass solches, um auf einer horizontalen Grundfläche beym Mangel aller Reibung ruhig stehen zu bleiben, einer haltenden Kraft $= \frac{1}{2} x^2$ bedürfe. Dieses wäre nun freylich ein sehr sonderbares Resultat; aber es folgt auch gar nicht aus der allgemeinen Formel. Vielmehr ist die allgemeine Formel für v, weil sie wieder auf die obige fehlerhafte Weise gefunden worden ist, falsch und nur für den einzigen Fall richtig, wenn $\gamma = 90°$ ist. Setzt man in diesem Fall zugleich $\beta = 0$: so ist tang β = Cot γ. und Cot β = tang γ. also nach der allgemeinen Formel

$$v = \tfrac{1}{2} x^2. \left(\frac{1 - \text{tang}\,\gamma.\ \text{Cot}\,\gamma}{1 + \text{Cot}\,\gamma.\ \text{Cot}\,\gamma}\right) = \tfrac{1}{2} x^2. \left(\frac{1 - 1}{1 + 1}\right) = 0$$

wie sich gehört. Ueberhaupt sollte aber auch hier die allgemeine Formel so aussehen: $v = \frac{1}{2} x^2.\ \sin\gamma^2. \left(\frac{1 - \text{tang}\,\gamma.\ \text{tang}\,\beta}{1 + \text{Cot}\,\gamma.\ \text{tang}\,\beta}\right)$ die sich dann für $\beta = 0$ in diese $v = \frac{1}{2} x^2.\ \sin\gamma^2.\ \frac{1 - 0}{1 + 0} = \frac{1}{2} x^2.\ \sin\gamma^2$ verwandelt, so lange $\gamma < 90°$ ist; und so fällt dann auch Hn. *W.* falscher Schluss weg, dass für $\beta = 0$ der Winkel γ gar keinen Einfluss auf den Seitendruck habe. Nunmehr sucht Hr. *W.* S. 192. den Mittelpunkt des Drucks eines festen Prisma auf die Seitenwand, und findet solchen auf eine Höhe $= \frac{2}{3}$ x von oben herab.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Nürnberg*, mit Stiebnerischen Schriften: *Gedächtniss des vor hundert und funfzig Jahren gestifteten Pegnesischen Blumenordens* in einer vor einer feyerlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordensmitglieder am 15 Julius 1794 gehaltenen Rede von dem Vorsteher des Ordens, G. W. *Panzer*, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald. 1794. 40 S. in 4. Da dergleichen Gelegenheitsschriften wenig oder gar nicht durch den Buchhandel ins grössere Publicum kommen, so wollen wir hier einen kurzen Auszug daraus mittheilen. Diese *vaterländische gelehrte Gesellschaft* ist nach dem *Palmorden* oder nach der *fruchtbringenden Gesellschaft*, welche im J. 1617. den 24 August entstand im J. 1680 wiederum erlosch, die *älteste*, und unter allen die *dauerhafteste* gewesen, da sie ein hundert und funfzigjähriges Jubelfest feyern konnte. Der Stifter war *Georg Philipp Harsdörfer*, Senator, welcher im J. 1642. in den *Palmorden* aufgenommen worden war, unter dem Namen des *Spielenden*. Zwey Jahre nachher, also im J. 1644. vereinigte er sich mit *Johann Klay*, oder *Clajus*, der im J. 1650. als Pastor zu Kizingen starb, während seines Aufenthalts in Nürnberg, wo er *Harsdörfers* vertrauter Freund wurde, und entwarf mit ihm den ersten Plan zu dieser neuen Gesellschaft. Ein *Blumenkranz* — der Preis, um welchen sie beide bey der Feyer eines Hochzeitfestes als *Schäferdichter* stritten — musste ihr den *Namen* geben. Mit ihnen vereigten sich bald mehrere Männer, als *Samuel Hund*, *Sigmund von Birken*, *Christoph Arnold*, *Johann Rist*, *Joh. Georg Volkamer*, einer der ersten Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher u. a. m. Diese Männer verbanden sich bald näher, entwarfen Gesetze, und erwählten den *Stifter* zum *ersten Vorsteher*. Nach Harsdörfer Tod wurde *Siegmund von Birken*, oder eigentlich *Betulius*, *Vorsteher*, dessen *Oestreichischer Ehrenspiegel*, den er auf kaiserlichen Befehl schreiben musste, noch immer geschätzt wird. Dass eben dieser *Birken* das *Mausoleum Regni Apostolici Regum et Ducum* des unglücklichen Grafen Franz *Nadasti* in das Deutsche übersetzt habe, scheint nicht allgemein bekannt zu seyn. Sein Nachfolger in der Vorsteherwürde war *Martin Limburger*, welcher den *Irrhain* bey Kraftshof anlegte, in welchem den verstorbenen Mitgliedern *Denkmäler* errichtet zu werden pflegen. Anfänglich versammelte sich die Gesellschaft an einem, mit Bäumen besetzten Platze an der *Pegnitz*, nachher in einem nahe an der Stadt gelegnen Garten. In jenem *Irrhaine* aber werden nicht die *ordentlichen Versammlungen* gehalten, sondern er wird nur öfters von Mitgliedern besucht, welche stille ländliche Freuden geniessen wollen. Im J. 1697. wurde *Magnus Daniel Omeir*, Professor der Philosophie zu Altdorf, *Vorsteher*, welchem im J. 1709. *Christoph Fürer*, Castellan, ein zu seiner Zeit vorzüglichen Gelehrten und Staatsmann, in dieser Würde nachfolgte. Dieser sah einen berühmten *Schwarz* zu Altdorf, einen *Negelein*, einen *Herdegen*, einen *Münz* und andere wackere Männer mit sich zu gleichem Zwecke vereinigt. Die folgenden Vorsteher waren, *Joachim Negelein*, Prediger zu Nürnberg, der den *Thesaurum numismatum modernorum* herausgab, *Christian Gottlieb Schwarz*, Professor zu Altdorf, *Anton Ulrich Fürer*, des obigen Kastellans *Fürer* Sohn, *Joh. Augustin Dietelmair*, Theolog zu Altdorf, und *Joh. Heinrich Hartlieb*, Prediger zu Nürnberg. Der gegenwärtige Vorsteher der Gesellschaft, Hr. Schaffer *Panzer*, wurde unter *Anton Ulrich Fürers* Vorsitz im J. 1764. unter die Ordensmitglieder aufgenommen, und im J. 1788. zum Vorsteher erwählt. Bey Gelegenheit dieser Feyerlichkeit wurden als *ordentliche* Mitglieder aufgenommen: Hr. D. C. W. *Staudner*, Rathsconsulent, Hr. *Ge. Jacobi*, Präses des katholischen Religionsexercitii im deutschen Hause, und Hr. J. A. *Dillinger*, Diakon. bey St. Sebald. *Zu Ehrenmitgliedern* wurden aufgenommen: Hr. *H. C. Heiddeger*, des täglichen Raths und Zunftmeister zu Zürich; Hr. *J. G. Mensel*, K. Preuss. u. Hochf. Quedlinb. Hofrath u. Prof. zu Erlangen; Hr. *C. W. J. Gatterer*, Churpfälz. wirklicher Bergrath und Prof. zu Heidelberg; Hr. *J. F. Degen*, Director u. Prof. zu Neustadt an der Aisch; und Hr. *C. B. Lengnich*, Archidiakon. zu Danzig. Der Orden besteht gegenwärtig aus einem *Präses*, zweyen *Ordens-Consiliarien*, einem *Ordens-Secretär* und aus 51 Mitgliedern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. November 1794.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Beyträge zur hydraulischen Architectur von Reinhold Woltmann,* u. f. w.

(Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hr. *W.* sagt; das Bestreben nach gi (Fig. 19.) sey nicht in der Schwerkraft der Materie, sondern in der Gestalt des Dreyecks und der widerstehenden Wand gegründet, also könne hier die mittlere Richtung des Drucks nicht nach gi angenommen werden. Allein eben dieser Schlufs müfste auch von der Richtung gelten, welche keineswegs in der natürlichen Schwere gegründet ist, sondern in der Gestalt des Dreyecks. Es kann also hieraus kein Beweis hergeleitet werden, dafs die ge oder die gi die mittlere Richtung des Drucks sey. Der behauptete Satz hätte also anders bewiesen werden sollen. S. 194. ist der Satz im 2ten Zusatz so ausgedruckt, dafs er gar wohl mifsverstanden werden kann. Denn auch für lockere Erde ist, wenn solche nur das Prisma aBc (Fig 19.) ausfüllt, das Umdrehungsmoment auf die Wand BC nach Hn. *W.* $= (a - \frac{2}{3}x) . \frac{1}{2} p x^2 b . \left(\frac{1 - \sin\beta}{1 + \sin\beta}\right)$, also ist $\left(\frac{3}{n^2} - \frac{2}{n^3}\right) : 1$ eigentlich das Verhältnifs der Momente beider Prismen aBc und ABC in Rücksicht auf die Umdrehung der Wand, BC von den Punkt C, es mögen diese Prismen mit lockerer Erde oder mit einer festen Erdmasse ausgefüllt seyn. Itzt folgen noch einige besondere Anwendungen auf die erfoderliche Dicke der Mauern, um sie gegen den Druck der anliegenden Erde hinlänglich in Sicherheit zu setzen; da aber überall die bisherigen Formeln zum Grunde liegen, so sind auch diese Sätze unbrauchbar. Hr. *W.* hat diese Abhandlung, wie er S. 213. am Ende erinnert deswegen hier abdrucken lassen, um das Urtheil anderer Männer darüber zu vernehmen, und Rec. fand daher doppelten Beruf, sie mit einiger Genauigkeit durchzugehen. Nun folgen noch *Anzeigen hydraulischer Bücher*: No. XIII. *An historical report on Ramsgate Harbour; written by order of, and addressed to the Trustees. By J. Smeaton* 2 Edit. 8. London 1792. No. XIV. *A Narrative of the Building and a Description of the Construction of the Edystone — Lighthouse with stone; to which is subjoined an Appendix, giving some account af the lighthouse on the Spurn — point built upon a Sand by J. Smeaton.* London. 1791. Gros Imp. Folio. 198 S. mit 23 Kpft. Rec. merkt nur an, dafs in dieser letztern Schrift gute Bemerkungen über den Wassermörtel vorkommen. No. XV. *Verhandeling over de Snelheid van Stroomend Water, en de Middelen, om dezelve op allerleie diepten te bepaalen; t. r Beantwortinge van de Vraag door de Hollandsche Maatschappy der Weetenschappen te Haarlem dus obgegeven:*

„Kan men de Snelheid van stroomende Wateren, en dus ook „de middelbaare Snelheid in iedere doorsnede, door eenigen „theoretischen Regel die door de ondervinding bevestigd is, „bepaalen? of is zulks alleen moogelyk door middel van „daadlyke Proeven? En welk is in dat geval het Werktuig, „het geen aan de minste gebreken onderhevig, en door vol„doende Proefneemingen gewettigd, in alle gevallen tot het „vinden der verschillende snelheiden gebruikt kan woorden?"

door ***Christian Brünings*** *Inspecteur Generaal der Rivieren van Holland en West-Vriesland en Opziener van's Gemeene Landswerken etc.*

Diese *Brüningsche* Schrift ist von Wichtigkeit, wie alles, was von Hn. B. kommt; sie hat auch den Preis einer goldenen Medaille davon getragen. Hier im Auszuge werden die Meynungen von Galileo, Castelli, Montonari, Cassini, Guglielmini, Grandi, Zendrini, Frisi, Michelotti: s'Gravesand, Lulofs, Cruquius, Velsen, Bicker, Mariotte, Pitot, Lorgna, Lechi, d' Alembert, Boffut, Buat, Bonati, Hennert, und Ximenes über den Lauf der Ströme, die Ursache und das Maas ihrer Bewegung kurz erwähnt. Buat, Velsen, Mariotte, Pitot, Ximenes und Bonati lassen das Wasser von der Oberfläche gegen den Boden mit abnehmender Geschwindigkeit fliessen, die übrigen Schriftsteller aber mit zunehmender. Von Ximenes werden Versuche über die Geschwindigkeit eines Stroms in verschiedenen Tiefen mitgetheilt, wobey aber X. den nicht hinlänglich genauen Satz zum Grunde legt, dafs der Stofs auf eine im Strom lothrecht hängende Tafel dem Product aus dem Sinus des Anstofswinkels in die Gröfse der Tafelfläche proportional sey. Weil inzwischen der Druck auf die Tafel unmittelbar beobachtet, und hieraus zunächst nur das *Quadrat* der Geschwindigkeit etwas unrichtig berechnet worden: so ist freylich der Fehler, welcher auf die Geschwindigkeit selbst fällt, sehr unbedeutend, weil X. die Vorsicht gebraucht hat, nur Anstofswinkel von 35 bis 40 Graden eintreten zu lassen. Es sind also diese Beobachtungen sehr schätzbar. *Velsens Satz*, dafs die Geschwindigkeit der Ströme sich wie die Quadratwurzel ihres Abfalls verhalte, kann nicht gebraucht werden, weil die Verzögerung des Wassers nicht blofs von der Verminderung des Abfalls, sondern auch von der Gestalt des Profils abhängt. Nun folgt noch ein Aufsatz von Hn. *Brünings*, worin er über den Widerstand des

des Waſſers und damit zuſammenhängende Theorieen wichtige Anmerkungen macht, die aber in einer deutſchen Schrift wohl ins Deutſche überſetzt erwartet werden konnten, zumal da Hr. *W.* der holländiſchen Sprache hinreichend kundig iſt. Den Beſchluſs dieſes Stücks machen Hn. *Brünings* äuſserſt wichtige Beobachtungen über die Geſchwindigkeit der Ströme in Tabellen. Mit Recht ſagt Hr. *W.* von ihnen, daſs ſie an Gröſse, Zweck, Ordnung und Genauigkeit alles übertreffen, was die Hydraulik in dieſem Punkt bisher aufzuweiſen hat. Zuletzt folgt No. XVI. *Opuſculi due all' idrodinamica apartenenti: I*^mo^ *Sulla teoria delle trombe idrauliche; II*^do^ *ſulla legge della velocità dell' acqua prorompente da piccoli fo i de' vaſi; dell' abate Givacch. Peſſuti pub. prof. di ſcienze ſiſico matem tiche.* Roma 1789. Vom erſten Theil, welcher bloſs die Theorie der Saugwerke enthält, ſagt Hr. *W.*, daſs er nichts enthalte, was man nicht ſchon in Hn. Hofr. *Kaſtens* Lehrbegr. V Th. antreffe; daher übergeht auch Hr. *W* dieſen Theil ganz, und theilt nur einen kurzen Auszug aus dem 2ten Th. mit, welcher vom Ausfluſs des Waſſers aus kleinen Oeffnungen handelt. Hr. *Peſſuti* will zu beweiſen ſuchen, daſs die Geſchwindigkeit des auslaufenden Waſſers der halben Waſſerhöhe zugehöre, aber Hr. *W.* zeigt: *P's* Beweis gebe was man wolle, je nachdem man für die Zuſammenziehung des Strahls dieſen oder jenen Werth annehme. Hr. *P.* fand daher ſeinen Satz nur aus der Vorausſetzung, daſs der Querſchnitt des Strahls der Fläche der ganzen Oeffnung gleich ſey. Es iſt aber dieſe Vorausſetzung eben ſowohl als der daraus gefolgerte Schluſs ſchon durch bekannte Erfahrungen widerlegt. Hr. *W.* ſagt, wenn man nicht diejenige Ausfluſsmenge, welche der *ganzen Waſſerhöhe* und zugleich der *ganzen Oeffnung* gemäſs wäre, erhält; ſo könnte man wohl vermuthen, daſs der Abgang an beiden zu gleichen Theilen ſtatt haben müſſe, ſo daſs nur $\frac{1}{n}$ der Oeffnung und $\frac{1}{m}$ der Höhe wirke; wenn nun Oeffnung und Höhe durch F und A ausgedruckt werden; ſo iſt $\frac{1}{n} F : F = \sqrt{\frac{1}{m} A} : \sqrt{A}$, welches $n = \sqrt{m}$ gibt; es muſs aber allemal $n\,m = 2$ bleiben, und dieſe beiden Gleichungen geben $m = 1,587$ und $n = 1,26$. Nun vergleicht Hr. *W.* die hiernach berechneten Waſſermengen mit Beobachtungen und findet eine ziemlich genaue Uebereinſtimmung; hiernach müſsten nemlich die für die ganze Höhe und für die ganze Oeffnung berechneten Ausfluſsmengen mit 0,613 multiplicirt werden, um die wahren Ausfluſsmengen zu erhalten, und man weiſs aus der Boſſütiſchen Hydrodynamik, daſs dieſer Factor nur um etwas ganz unbedeutendes zu groſs iſt. Inzwiſchen iſt es durch Springwerke entſchieden, daſs dieſes Verfahren ſchlechterdings nicht verſtattet iſt, m zu beſtimmen; denn ſonſt müſste z. B. bey einer Waſſerhöhe von 5 Fuſs der Strahl nur $\frac{1000}{1587} \cdot 5 = 3,15$ Fuſs hoch ſteigen, wovon das Gegentheil bekannt iſt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Kleine vermiſchte Schriften* von *J. J. Mnioch.* Erſtes Bändchen, 1794. 294 S. 8.

Gleich die Vorrede zu dieſer Sammlung vermiſchter Aufſätze in Proſa und Verſen verräth einen trefflichen, denkenden Kopf, der in einem Tone zwiſchen Ernſt und Scherz und in der Hülle der geſchmeidigſten Ironie ſehr feine und wahre Bemerkungen leicht und doch ſo hinwirft, daſs ſie von hellen Augen gewiſs nicht überſehen werden, noch Leſer von feiner Naſe über ihren wahren Sinn und ihre eigenthümliche Tendenz in Zweifel bringen können. Faſt keine Geſchicklichkeit wird unter dem Heere deutſcher Schriftſteller ſeltner angetroffen, als die, das zarte Werkzeug der Ironie mit Leichtigkeit und doch mit Nachdruck zu führen; — geht Hr. *M.* mit gleichen Schritten auf dieſem Wege fort, ſo verſpricht er ein Meiſter in dieſer ſchweren Kunſt zu werden. Daſs doch dieſe Ahndung eintreffen, und der Vf. nicht durch übermächtige Verhältniſſe von dieſer Bahn, an deren Ende ein ſo ſchöner und ſeltner Kranz hängt, weggeriſſen werden möge! — I. *Litaney*, ein didaktiſches Gedicht, in reimloſen Verſen über die ſittliche Aufklärung, beſonders über die Mittel, ſie praktiſch zu machen, die Sinnlichkeit zu moraliſchen Zwecken zu bilden, oder wie der Vf. in dem Gedichte ſelbſt den Gegenſtand deſſelben bildlich andeutet: (S. 15.)

An dem erhabenſten von allen Tempeln,
Die deinem Namen, Gott, geweihet wurden,
Dem einzigen worin dein Ebenbild
Von deiner eignen Schöpferhand gezeichnet,
Beym Altar ſtehen ſoll — an dem Gebäude
Der hohen menſchlichen Natur, wie der gehofften
Unſterblichkeit ſie würdig wäre — gründen wir
Den erſten Pfeiler noch — — — vollendet wird
Erſt dann der prächtge Bau vom Boden ſich erheben,
Wenn einſt die Hand der Stärke an dem Plan der *Weisheit*
Gefeſſelt iſt vom ſanften Band der Schönheit;
Wenn zu dem frohen Chor der Grazien
Die ernſte Nemeſis ſich ſchweſterlich geſellt,
Und durch veredelten Geſchmack am Reiz des Guten
Durch jenen heiligen Geiſt, um den wir täglich beten,
Sich endlich die Vernunft zum Herrn der Sinnlichkeit
Emporgeſchwungen hat — —

Es fehlt dem Ganzen nicht an ſchönen Stellen, einzelnen glücklichen Bildern und Allegorien, gleichwohl ſteht es, als Poeſie, auf einer ſehr niedrigen Stufe. Um es jedoch nicht unter ſeinen wahren Werth zu ſchätzen, muſs man es als einen Verſuch aus der Moralphiloſophie in der Sprache der Dichtkunſt betrachten, und ſelbſt unter dieſem Geſichtspunkt dürfte es mehr wegen einzelner ſchönen und wahren Gedanken und eines gewiſſen originellen philoſophiſchen Humors, als, wie der Vf. ſich zu ſchmeicheln ſcheint, durch die geſchickte Verbindung der Theile zu einem Ganzen, beſonders Aufmerkſamkeit erwecken und verdienen. So erinnert ſich z. B. Rec. nicht, das Ideal einer guten Schulerziehung

hung kürzer und glücklicher entworfen gefunden zu haben, als in den wenigen Versen S. 36. und in den fernern trefflichen Bemerkungen über diesen Gegenstand in den angehängten Erläuterungen, worin sich der Vf. als ein denkender, fein beobachtender und erfahrner Pädagoge zeigt. Ueberhaupt enthalten diese Noten, nur nicht immer in der besten Ordnung und bisweilen mit einer ermüdenden Fülle des Ausdrucks, mehr eigne und lehrreiche Gedanken, als mancher beliebte Modeschriftsteller zu einem ganzen Buche auftreiben kann. — II. *Zweifel und Glaube*, ein musicalisches zur Aufführung bestimmtes Gedicht: „ein geringer Beytrag (so nennt es der Vf.) zu den ästhetischen Mitteln, durch welche der Glaube geübt und zu Fertigkeiten erhöht werden soll." Auch dieses Stück ist mehr philosophisch-poetische Declamation, als ächte Poesie. Schwerlich würde ein Dichter, in der höhern Bedeutung, dieses Süjet gewählt, gewiss würde er es ganz anders gefasst und dargestellt haben. Unser Vf. behandelte es wie ein, von der Natur mehr zum Denker als Dichter organisirter Kopf, der aber doch zugleich eine grosse Lebhaftigkeit des Geistes, Liebe und auch wirklich einiges Talent zur Poesie — mehr jedoch zur poetischen *Decoration*, als zur eigentlichen *Schöpfung* erhalten hat. Schön ist S. 92. die Beschreibung des Todes, und würde noch mehr gefallen, wenn sie nicht an ein ähnliches Gemälde Klopstocks erinnerte, mit dem sie freylich die Vergleichung nicht aushält. In der Einleitung trägt der Vf. einige scharfsinnige Ideen über die Bestimmung und Grenzen der Religion vor. III. *Rede auf den König Friedrich Wilhelm II.* gehalten 1790 am Geburtstage des Monarchen, in der seit der Occupation von Danzig aufgehobenen Schule zu Neufahrwasser, an welcher der Vf. als Lehrer stand. Rec. vermisst hier die Einheit und Würde des Tons, der schlechterdings keinem öffentlichen Vortrage fehlen sollte. Der Vf. scheint diess auch selbst gefühlt zu haben, allein seine Entschuldigung ist nicht die befriedigendste. Wir begreifen wohl, dass manche Verhältnisse und Umstände dem Vf. Aeusserungen und Empfindungen (d. h. Versicherungen, diess oder das zu empfinden) abnöthigen konnten; doch diese, den Redner in Beziehung auf sein bestimmtes Auditorium rechtfertigende Erwägung, leidet keine weitere Ausdehnung auf die ganz willkührliche Bekanntmachung durch den Druck. So wenig wir indess diesen Aufsatz *als Rede* loben können, so gern gestehen wir, mehrere schöne und zum Theil meisterhafte Stellen darin gefunden zu haben, worüber uns aber der Vf. gewiss *hier* den Commentar gern schenken wird. — IV. *Vermischte Gedichte.* Ueberall Geist, Witz, Laune, helle Blick in das Herz und das Thun und Treiben der Menschen; seltner ächte Poesie, — schöpferische Phantasie und Wärme des Gefühls. Den meisten Stücken sieht man es an, wie nachlässig sie hingeworfen sind; das Mechanische des Versbaues ist oft bis zur Beleidigung des Ohrs versäumt, und nur zu häufig hat sich der Vf. selbst den Reim erspart, der dann doch wenigstens etwas thut. Indess beweisen einzelne gereimte, sehr wohllautende Strophen, was Hr. *M.* auch von dieser Seite leisten könnte. Glücklich, und so viel wir wissen neu ist der Gedanke, die einzelnen Strophen eines feierlichen Gesangs durch *Sprüche* unterbrechen zu lassen, die von Einer Stimme langsam und vernehmlich *gesprochen* werden: S. 199. in dem *Lied vom Grabe.* — Aus dem launigen *Fragment einer Neujahrslitaney* geben wir folgende Zeilen zur Probe:

> Gib unsern Knaben — Knaben zu Gespielen,
> Dass sie im Laufen und im Ringen Bein und Arm
> Von Kind auf üben, dass sie in der Kraft
> Der Muskeln und der Sehnen sich erfreuen!
> Denn das ist wahrlich nicht nur Rosses Freude,
> Das ist auch Menschenfreude: — ja die Tugend selbst
> Bedarf des Starken und Gesunden. Geht viel ehr
> Ein Ankertau durch einer Nadel Ohr,
> Als dass ein Reicher in den Himmel komme;
> So bleibt dem Schwächling und dem Immersiechen
> Die Pforte ewig zugeschlossen! Unsern Mädchen
> Verleih ein Angesicht, das ohne Schminke
> Gefallen kann, aus dem uns eine Seele
> Entgegen spricht, die seyn will, was sie scheint.
> O, du belohnest oft des Mannes gute That
> Allein durch seines Weibes Lächeln, und fürwahr
> Er ist belohnt und mit dem Lohn zufrieden!
> Schenk allen Jungfern — nimm hier, lieber Gott,
> Das Wort, wie wir es nehmen, denn vor Dir
> Ist freylich nichts verborgen — allen Jungfern
> Schenk einen guten Mann, und gib ihn bald,
> Dass sie der Blumen in des Haares Locke
> Vor ihren Schwestern sich nicht schämen dürfen.
> Den Männern gib ein gut und freundlich Weib!
> (Bewahr uns, lieber Gott, in diesem, wie
> In jenem Leben vor der Hölle Pein.)
> Den jungen Weibern einen jungen Mann!
> Denn Frühlingsluft im Winter ist nicht gut,
> Und bringt nur Krankheit, und der Frühling wird
> Darüber ganz und gar verdorben.
> Auch unsern Jünglingen zu rechter Zeit
> Ihr Amt und Brod und Weib! Erbarme Dich
> Der armen Kindelein, die ihres Vaters Namen
> Zu ihrer Mutter Schande nennen; nie
> Erfahren haben, wie der Apfel schmeckt,
> Den, Abends, wenn er von der Arbeit kömmt,
> Ein lieber Vater seinen Kleinen bringt u. s. w.

V. *Fragmente.* Am meisten gefiel uns von den prosaischen das kurze *Etwas über die Aufklärung des grossen Haufens*, und von den versificirten das *Plakat an die Völker.* — Und nun noch Ein Wort über die ganze Sammlung! Sie enthält keinen ganz vollendeten, mit hinlänglichem Fleiss und Kunst ausgearbeiteten Aufsatz; jeder einzelne aber ist reich an schönen Ideen und Bemerkungen, die den selbstdenkenden, geistreichen, edlen, jungen Mann in einem Lichte zeigen, das von seiner fernern schriftstellerischen Thätigkeit nicht wenig hoffen lässt. Etwas mehr Aufmerksamkeit auf Reinheit und Correktheit der Sprache dürfen wir ihm

 wohl

wohl empfehlen. Er ſündigt freylich nie aus Unkunde, deſto häufiger aber aus einer gewiſſen Kakozelie. S. 11. *Beyher-Ideen* für zufällige Nebenideen — S. 14. *ähnen* für ähneln — S. 23. *klügerer* für klüger — S. 55. *fortfallen* für wegfallen S. 200. der *Ackrer* für Ackermann — S. 206. *hergenirt* für herbemüht u. ſ. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Guben. De Luna poetarum.* Proluſio *Guil. Richteri*, Conrectoris. 1794. 18 S. gr. 8. Eine geſchmackvolle und auch durch den reinen Ausdruck ſich empfehlende Unterſuchung der Fragen: wie bedienten ſich die Griechiſchen und Römiſchen Dichter der Luna zur Maſchinerie und Ausſchmückung ihrer Gedichte? und warum ſind unſere neuern Dichter ſo mondſüchtig? Die erſte Frage hätte wohl zuerſt ſo beantwortet werden ſollen: Die Alten bringen den Mondſchein darum weniger in ihren Gedichten an, weil ſie es überhaupt weit weniger auf eigentliche Schilderungen von Naturſcenen und Landſchaftsgemälden anlegten. Sonſt war auch wohl bey ihnen die Luna ἡ φιλέρωσι καλὸν φαίνουσα Meleager Analect. T. I. p. 20. LXIV. Daſs der Mond in den nächtlichen Hexenſcenen und der Magie eine ſo wichtige Rolle ſpielte, kam wohl nicht bloſs von dem Schauerlichen des Mondſcheins, ſondern aus dem ſonderbaren Aberglauben, daſs der Mond die Zauberkräuter durch Mittheilung der Mondmilch oder des Thaues, dem man dem Monde zuſchrieb (S. *Gesner* zu Claudian XXIV, 288.) erſt wirkſam mache, und überhaupt um dieſer *ſpuma* willen von den Hexen herab citirt werde. Eine *genauere* Beleuchtung hätte vielleicht auch am Ende die Eigenheit unſerer Sprache verdient, die den Mond zum Manne und die Sonne zur Frau macht, wobey höchſtens nur eine *Blumauerſche* Ejaculation ihr Glück machen kann.

Literargeschichte. *Königsberg*, b. Hartung: *Geſchichte und Verfaſſung der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preuſſen.* Eine Vorleſung, in der königl. Deutſchen Geſellſchaft an ihrem funfzigjährigen Jubelfeſte den 21ſten November 1793. gehalten, und im Namen der Geſellſchaft herausgegeben von D. *Samuel Gottlieb Wald*, Director der königl. Deutſchen Geſellſchaft. 40 S. gr. 8. M. *Cöleſtin Chriſtian Flottwell* ſtiftete die Geſellſchaft, in Verbindung mit einigen Studirenden, zur Verbeſſerung der deutſchen Schreibart, und Beförderung der deutſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt, i. J. 1741. Erſt 2 Jahre nach ihrer Entſtehung erhielt ſie durch ein von ihr nachgeſuchtes und vom Könige Friedrich II. eigenhändig unterzeichnetes Privilegium v. 18 Aug. 1743. das Prädicat einer *königlichen Deutſchen Geſellſchaft*, ein eignes Siegel, und die Cenſurfreyheit der von ihren Mitgliedern beurtheilten Schriften. Zu ihren Verſammlungen wurde ihr ein Zimmer auf dem königlichen Schloſſe angewieſen, und die Vollmacht, ſich ſelbſt einen Protector aus der königl. Regierung, welcher ſie unmittelbar untergeordnet iſt, oder dem jetzigen Staatsminiſterio) einen Präſidenten, und einen Director zu wählen, Ehren- und ordentliche Mitglieder zu ernennen, und Diplomen darüber auszufertigen. Ihr erſter Protector, von dem ſie am 21 Nov. 1743. feyerlich eingeweiht wurde, war der Staatsminiſter *von Wallenrodt*, ihr erſter Präſident, der Oberhofprediger D. *Quandt*, und der erſte Director, ihr bisheriger Präſes *Flottwell*. Kritiſche Berichtigung und Ausbildung der deutſchen Sprache, durch eigne Abhandlungen, wie durch Ueberſetzungen ausländiſcher (das hieſs damals — franzöſiſcher) Meiſterwerke, und Cultur der ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders der Beredſamkeit und Dichtkunſt, war von nun an ihr Hauptzweck, zu ordentlichen Mitgliedern wurden mehrentheils Studierende, zu Ehrenmitgliedern aber Männer von anerkannter Gelehrſamkeit gewählt. Auſſer den öffentlichen Verſammlungen an feyerlichen Tagen wurden wöchentlich zwey ordentliche gehalten, und in denſelben die Arbeiten der ordentlichen Mitglieder vorgeleſen und beurtheilt, eingeſandte Aufſätze aber einem Referenten zur Durchſicht nach Hauſe mitgegeben. Auch eine Bibliothek wurde zum Gebrauch der Mitglieder angelegt, und eine auswärtige Correſpondenz mit andern deutſchen Geſellſchaften eröffnet, an welcher der damalige deutſche Dictator *Gottſched*, der ſich einen groſsen Einfluſs auf die Leitung der Geſellſchaft zu verſchaffen wuſste, vorzüglichen Antheil hatte. Für jene Zeit und unter den Umſtänden, in welchen die Geſellſchaft ſich befand, leiſtete ſie, ſoviel von ihr geleiſtet werden konnte, und hatte wenigſtens das Verdienſt, den Studierenden Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften einzuflöſsen. Ihre Streitigkeiten mit der Akademie, und die Entſtehung einer neuen ſogenannten *freyen Geſellſchaft* zu einem ähnlichen Zwecke, erhielten die Vorſteher und Mitglieder in Thätigkeit, bis *Flottwell* 1758. ſtarb, und ihre arbeitſamſten Mitglieder, wegen der Ruſsiſchen Beſitznehmung von Preuſsen, nach Deutſchland giengen. Im J. 1766. wurde ſie wieder eröffnet, aber durch ihres neuen Directors *Lindner* 1776. erfolgten Tod zum zweyten mal auſser Thätigkeit geſetzt, und erſt 1783. von ihrem damaligen Director, jetzigen Präſidenten, Herrn Kirchenrath *Hennig* wieder hergeſtellt. Im letzten Jahrzehend erweiterte ſie den Plan ihrer Arbeiten, indem ſie die Unterſuchung der Preuſsiſchen Geſchichte und Alterthümer mit in denſelben zog. Nach der unter dem jetzigen Protector, dem geh. Staatsminiſter und Kanzler Reichsgrafen *von Finkenſtein* 1788. erfolgten Vereinigung der *freyen Geſellſchaft* mit ihr, iſt ſie in 4 Klaſſen, die philologiſche (für die Ausbildung der deutſchen Sprache) die hiſtoriſche (für die deutſche und preuſsiſche Geſchichte) die äſthetiſche, und die philoſophiſche abgetheilt worden. Die Anzahl der Privatſeſſionen hat man vermindert, und dagegen eine monatliche öffentliche Sitzung zur Vorleſung zweckmäſsiger Abhandlungen feſtgeſetzt, die gröſstentheils in der ſeit 1790. von der Geſellſchaft unter dem Titel des *Preuſsiſchen Archivs* herausgegebenen Monatsſchrift abgedruckt ſind — Hr. W. hat der Geſchichte der Geſellſchaft noch ein dreyfaches Verzeichniſs, ihrer Protectoren und Vorſteher, ihrer Schriften, und jetzt lebenden Mitglieder, auch einige ihre Privilegien und Verfaſſung betreffende Documente, in 6 Beylagen, darunter ein Auszug ihrer Geſetze die wichtigſte iſt, beygefügt. Die Geſellſchaft hat jetzt 18 anweſende und 30 abweſende Ehrenmitglieder, unter welchen ſich viele bekannte und berühmte deutſche Schriftſteller befinden. Ordentliche anweſende Mitglieder zählt ſie nur 8, abweſende 44. Die Zahl der Ehrenmitglieder iſt nach dem 10 § der Statuten auf 30 eingeſchränkt, in welcher, wie es ſcheint, die anweſenden nicht mit begriffen ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. December 1794.

GESCHICHTE.

Halle, b. Dreyssig: *Die Geschichte des französisches Krieges gegen Deutschland, Holland, England, Spanien, und verschiednen* (verschiedene) *andern* (andere) *Mächten* (Mächte). In Aufsätzen, Briefen und Gedichten dargestellt. Ein Hand- und Lesebuch für vermischte Leser. Erstes Bändchen. 1793. 6½ Bog. gr. 8. (Preis 6 gr.)

Der Titel ist nicht allein ungrammatisch, sondern auch kauderwelsch — denn was sind *vermischte Leser?* — und — was das ärgste ist — er lügt! Denn hinter demselben findet man keineswegs eine Geschichte, nicht einmal den Anfang derselben: sondern einen Mischmasch von Materialien zu ihrem Behuf. Ueberdiess sind die mehrsten bereits bekannt, und hier nur nachgedruckt; wie z. B. die Gedichte von Klopstock und die Briefe über die neuesten Begebenheiten in Frankreich, aus Varenne, von Nr. XIII. an u. s. w. welche, wenn wir nicht irren, in Archenholzens Minerva vorkommen. Neu hingegen und sehr unterhaltend waren uns einige Briefe preussischer Officiere; ganz im martialischen, aber doch cultivirten Tone, voll interessanter Individualitäten und Anekdoten, die alles anschaulich machen, gewürzt mit feinen Empfindungen und Kenntnissen, die man gewöhnlich bey preussischen Kriegsmännern antrifft. Sie bestätigen unter andern das, was man von dem ungezogenen Betragen französischer Emigranten zu Coblenz und anderwärts, von dem daher gegen sie entstandenen Widerwillen der Deutschen, von den Widerwärtigkeiten, welche die preussische Armee bey ihrem Ein- und Ausmarsch durch die abscheuliche Witterung erdulden musste, schon oft gehört hat. Wären diese und die übermässige Geringschätzung der Franzosen, die eben aus den Vorspiegelungen der Emigranten entsprungen war, u. dgl. nicht gewesen; so hätten die Deutschen ihre Drohungen gegen Paris erfüllen können. Die Abscheulichkeit der Emigranten leuchtet am stärksten in die Augen, wenn man die empörende Geschichte von dem Pseudonymus Veit Weber S. 17 u. f. liefet. Am alleranschaulichsten wird das Elend, das die Deutschen in Frankreich ausgestanden, in einem Brief unter Nr. XII. geschildert. Das Thema dazu ist: „Regen und Schlamm war der Anfang, und Schlamm und Regen das Ende unserer Campagne." Manche Umstände werden den Oestreichern nicht angenehm seyn, besonders auch dieser, dass die Franzosen eigentlich nur über sie erbittert waren und mit den Preussen durchaus nichts zu thun haben wollten. Auch hier findet man Zeugnisse, dass der König keine Gefahr noch Widerwärtigkeit scheute. Die Anekdote von einem Wolfradtischen Husaren S. 33. ist herrlich: der Holzschnitt aber von Mainz S. 98. scheuslich.

Berlin, b. Nauck: *Geschichte Frankreichs vom Ursprung der Monarchie bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI.* Nach den besten Quellen bearbeitet. 7 Bände. 1793. Jeder Band ungefähr 1 Alph. kl. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Durch den Verkauf dieses Werks begeht der Verleger nicht mehr als drey Sünden, die wir unmöglich ungestraft können hingehen lassen: sollt' es auch nur seyn, um ihn und andere Buchhändler von ähnlichen Versündigungen am Publicum abzuhalten. I) Ist es keineswegs ein neues Werk, wie der Titel und die uns *zu* Gesichte gekommenen Ausposaunungen des Hn. *N.* vorspiegeln: sondern die im Hessischen Verlag zu Berlin von 1789 bis 1790 in 7 Bänden herausgekommene *Darstellung der neuern Weltgeschichte*, die Hr. Prediger *Wilmsen* zu Berlin, ohne sich zu nennen, geschrieben hat. Der Wurm im 2ten und in den folgenden Bänden verräth diess schon. II) Sind die Worte auf dem Titel: *Nach den besten Quellen bearbeitet*, eine Unwahrheit. Denn es wurde schon bey Erscheinung des Werks, unter dem Titel: *Darstellung* u. s. w. in Journalen bemerkt, dass Hr. *Wilmsen* fast durchgehends das *Meuselische* Werk über die französische Geschichte ins Kürzere gezogen hat. Da *Meusel* mit dem Absterben Ludwig des XIV. aufhörte; bediente sich, wie wir entdeckt haben, der Vf. der in der allgemeinen Weltgeschichte von *Guthrie* und *Gray* befindlichen und von *Schröckh* berichtigten Geschichte von Frankreich. Sind denn aber das Quellen? sind das die besten Quellen? III) Eine andere Unwahrheit enthalten diese Worte des Titels: *bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI.* Denn die Erzählung der neuesten Geschichte reicht nur bis in die Mitte des J. 1790. Auf der letzten Seite steht auch noch der ehedem von andern mit vollem Recht getadelte höchst unbesonnene Epilog: *Der Geschichtschreiber lebt vom Raube* u. s. f. Wer eine Beurtheilung der vier ersten Bände dieses Werks lesen will, den verweisen wir auf unsere Blätter vom J. 1789. B. 1. S. 187 u. f. B. 3. S. 574 u. f. B. 3. S. 726 u. f.

Ohne Druckort: *Die Frankenrepublik. Briefe über Frankreichs gegenwärtigen Zustand, und über den Feldzug von 1793 mit besonderer Rücksicht auf das Elsass.* Von einem Augenzeugen. 1794. 240 S. 8.

Eine in Rücksicht auf unsere jetzige Zeitgeschichte eben so unterhaltende als lehrreiche Schrift. Wir wollen uns nicht bey der schönen Einleitung, die in bündiger Kürze die Veranlassung der französischen Revolution ent-

entwickelt: nicht bey den durchgehends reifen, richtigen und unpartheyischen Bemerkungen des Vf. über die Theilnahme des Elsasses an derselben; nicht bey der Charakteristik der Jacobiner, den Volksgesinnungen bey der Hinrichtung des Königs, dem Zustande des Finanzwesens und der Assignate in Frankreich, des Kriegswesens u. s. w. aufhalten, ob sie gleich manche nicht unbedeutende Aufschlüsse geben; sondern zum interessantesten Theile der Schrift, zu der Geschichte des vorjährigen Feldzugs am Rheine übergehen, wo der Vf. als Augenzeuge manches bisher Räthselhafte enthüllt, und manche schiefe Urtheile berichtigt. Am 10. Sept. 1793 wurde in allen Provinzen Frankreichs 48 Stunden lang die Sturmglocke geläutet, und wer sich auf dieses Zeichen des allgemeinen Aufgebots nicht stellte, dem sagte das Gesetz den Tod ohne alle Procesform zu. Diese rohe, übelbewaffnete, übeldisciplinirte und dabey höchst muthlose Volksmasse würde die siegreichen Waffen der Alliirten nicht haben aufhalten können. Sie verlief sich ohnehin bald wieder, und das Corps von 800 Mann, bey dem unser Vf. als Capitain stand, war schon am Abend vor dem 13. Oct., dem Tage, an welchem die Weissenburger Linien gesprengt wurden, bis auf 12 Mann herabgeschmolzen. Allein die Deutschen versäumten aus Schwäche oder Ermattung die in der grösten Unordnung fliehenden Franzosen auf der Gebirgsseite zu verfolgen, und sich von den Päßen bey Elsaszabern und Lüzelstein Meister zu machen. Die Franzosen bekamen also Zeit, sich wieder zu sammeln, Batterien und Verhaue am Gebirge anzulegen, und hatten dadurch den Vortheil, der kaiserlichen Armee in die Flanke fallen zu können, die deswegen ihren rechten Flügel gegen das Gebirge musste Fronte machen lassen. Allein bald wurde Wurmser, wie leicht voraus zu sehen war, durch das von allen Seiten her überhandnehmende Vordringen der weit zahlreichern Franzosen genöthigt, sich auf die Motter, und hauptsächlich gegen Hagenau zurückzuziehen, wo die deutsche Armee einige Wochen lang mit der beyspiellosesten Tapferkeit und Geduld in der unangenehmen Jahrszeit die unaufhörlich mit Wuth und einer fürchterlichen Artillerie andringenden Franzosen zurückschlug; aber doch endlich den Mühseligkeiten und der Menge nicht länger widerstehen konnte, so das sie sich zu Ende des Decembers ganz aus dem Elsaſs zurück ziehen musste. Wenn man bedenkt, dass die Wurmsersche Armee, die höchstens 40000 Mann stark war, von der Wanzenau bey Strasburg an bis nach Ingweiler stand, und dann nach dem ersten Rückzug von Offendorf bis Wörth auf einer Strecke von 6 – 7 Stunden in einem verkehrten halben Monde in allen ihren Punkten täglich von einer zweymal grösern Macht und immer frischen Truppen bestürmt und bedroht wurde: so begreift man kaum die Möglichkeit, wie sich Wurmser nur so lange halten konnte. Es gereicht also dieser Rückzug (wenn er nur mit mehrerer Ordnung wäre gemacht worden) der Armee mehr zum Ruhme als zum Vorwurf, und die Thaten sollten nicht nach dem Erfolge, sondern nach der Gröse von ausdaurender Kraft und Muth, welche die kaiserlichen Truppen bey dieser Gelegenheit unstreitig bewiesen haben, beurtheilt werden. Den Preussen macht der Vf. den Vorwurf, dass sie nicht zu gleicher Zeit, als die Linien gesprengt wurden, auf der andern Seite gegen Lüzelstein vorgedrungen seyen, und sich des wichtigen Passes der Zaverner Steig bemächtiget hätten, wodurch das Elsaſs unfehlbar wäre behauptet worden. In wiefern dieser Vorwurf gegründet sey, getraut sich Rec. nicht zu entscheiden; immer aber dünkte ihn das zu Sulz gefeyerte dreytägige Siegesfest der Kaiserlichen zu früh und zu einer Zeit angestellt worden zu seyn, die ungleich nützlicher hätte gebraucht werden können. Uebrigens glauben wir genug gesagt zu haben, um unsere Leser auf die übrigen interessanten Nachrichten, die in diesen 12 Briefen enthalten sind, aufmerksam zu machen.

Riga, b. Hartknoch: *Memoiren eines Zeitgenossen des Regenten von Frankreich* 1794. 347 S. 8.

„Ich glaube — sagt jemand in einer Vorrede oder sogenannten *Anmerkung* — dieser gedrängte Auszug eines „vier Bände starken alten Romans, der unter dieser „Form ein treues Gemälde der Pariser Sitten zu Anfang „dieses Jahrhunderts, und unter der Regierung des be„rühmten, üppigen Regenten Frankreichs, des Herzogs „von Orleans, liefert, dürfte in gegenwärtigen Zeit„läuften ein Interesse mehr haben, wäre es auch nur in „Rücksicht auf die Folgerungen, Vergleichungen und „Contraste, zu denen er so reichlichen Stoff anbietet. „Denn sein Inhalt, obgleich im Gewand des Romans, „ist doch nichts weniger als Roman, sondern grösten„theils Thatsache."

Etwas von dieser *Anmerkung* sollte doch auf dem Titel stehen; es sollte angegeben seyn, dass man einen Auszug aus einem Roman erhält. Man erwartet einen historischen Beytrag zu der Kenntniss jenes Zeitraums, der für die französische Geschichte so wichtig ist; und diese Erwartung unerfüllt zu sehen, ist nichts weniger als gleichgültig. Doch es gehört nun einmal zum herrschenden Ton unserer modischen Literatur, dergleichen Bedenklichkeiten für keine zu achten. Es ist übrigens ein ganz alltäglicher, sehr mittelmäsig geschriebener Roman, in welchen einige Abentheuer des „berühmten üppigen Regenten Frankreichs" eingeflochten sind, und der übrigens die Neugier mehr weckt als befriedigt.

Ueber die deutsche Bearbeitung kann und darf Rec. nicht aburtheilen, weil er sie nicht mit dem Original, welches ihm gänzlich unbekannt ist, vergleichen kann. Indessen läſst sich, auch ohne diese Vergleichung, in Absicht auf den Stil, manches dagegen erinnern. Sonderbar lautet gleich der Eingang: „der Ort meiner Ge„burt war Champagne, und zwar die Gegend, welche an Lothringen gränzt." — Eine *Gegend*, eine *Provinz*, den „*Ort* der Geburt" zu nennen! Warum denn nicht *Vaterland!* — S. 123. *Prisque* statt *brusque* — wenn es anders nothwendig war, dieses beyzubehalten — ist doch eine arge Brusquerie gegen die Regeln der Rechtschreibung und der Ausſprache zugleich. — S. 262. *Punktiren* — beym Spiel — soll unstreitig so viel heissen als *pointiren*: aber warum denn nicht lieber das Kunstwort unverändert?

Man

Man erhält hier nur die *erste* Abtheilung des vierbändigen Romans — was doch auf dem Titel auch gesagt seyn sollte.

LITERARGESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, in der Hartung. Buchh.: *Biographische Nachrichten von dem denkwürdigen Preussischen Theologen D. Johann Jacob Quandt*, königlichem Oberhofprediger und Generalsuperintendenten u. s. *Nebst einem Verzeichnisse der ostpreussischen Jubelprediger.* Auf Veranlassung der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg von *Ludwig Ernst Borowsky*, königl. preuss. Kirchen- und Schulenrathe und Pfarrern der Neurossgärtischen Gemeine. 1794. 146 S. 8. ohne den Vorbericht.

Hr. B. fährt fort sich um die preussische Literargeschichte verdient zu machen. Den gegenwärtigen Beytrag dazu verdanken die Liebhaber derselben einer Aufforderung der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, welche bey der 50jährigen Jubelfeyer ihrer Stiftung das Andenken ihres ersten Vorsitzers *Quandt* durch eine Vorlesung erneuert wünschte, und Hn. *B.*, der den Mann lange und genau gekannt hat, eine Darstellung seiner Lebensgeschichte auftrug. Wie er diesen Auftrag erfüllt habe, darüber gibt er im Vorbericht eine befriedigende Auskunft. Es war ihm hauptsächlich um Richtigkeit der Darstellung zu thun (die auch wohl jedem seiner Zuhörer und Leser willkommner als ein Panegyricus seyn musste) weil man den Mann, den er schildern sollte, oft falsch gewürdigt, und die leidige Anekdotensucht ihm eben so oft übel mitgespielt hatte. So sind z. B. die Nachrichten und Anekdoten, die man im Ersten Hefte des *Feldpredigermagazins* von ihm liest, im hohen Grade komisch und unwahr zugleich, und Hr. *B.* sieht sich genöthigt, sie fast Zeile für Zeile zu widerlegen. Er wollte nichts als Wahres von dem Manne sagen, und ein treues Gemälde, dessen Aehnlichkeit er verbürgen könnte, von ihm liefern. — Bey den eigentlich biographischen Nachrichten, oder der Darstellung seines äussern Lebens, weilt der Vf. nicht lange, sondern geht, mit Zurückweisung auf die Quellen, aus denen er schöpfte, bald zur Schilderung des Mannes in den verschiedenen Verhältnissen seines öffentlichen und häuslichen Lebens über, um zu zeigen, wer er als Gelehrter, als akademischer Lehrer, als Prediger und Catechet u. s. w. als Hausvater und Gesellschafter war, und wie er es nach seinen Anlagen und deren Ausbildung wurde. *Quandt* wurde 1686 am 27. März zu Königsberg geboren, wo er auch in einem Alter von beynahe 86 Jahren am 17. Jenner 1772 sein Leben beschloss. Er war preussischer Oberhofprediger, Generalsuperintendent, Kirchen- und Consistorialrath, Doctor und erster Professor der Theologie zu Königsberg — ein Mann von sehr ausgebreiteten Kenntnissen, ein wahrer Gelehrter — dass er es wurde, hatte er theils der ersten Bildung seines würdigen Vaters, des Consistorialraths und Pfarrers *Johann Quandt*, theils der Mitwirkung selten zusammentreffender glücklicher Umstände, die in früheren Jahren schon Aufmunterungen zum Fleiss für ihn wurden, zu danken. Als einer der grösten Sprachkenner seiner Zeit, der von lebenden Sprachen die französische, englische, italienische, holländische, und in spätern Jahren noch die litthauische sich zu eigen gemacht hatte, die lateinische sehr fertig redete und schrieb, und in der griechischen und orientalischen Literatur eine vorzügliche Stärke besass, konnte er beynahe aus allen Sprachen das Wissenswürdigste der menschlichen Erkenntniss schöpfen. Kirchengeschichte aus den Quellen, Exegese und Alterthumskunde, der Hebräer besonders, waren seine Lieblingsstudien. Drey und zwanzig Jahre hindurch war er einer der fleissigsten und beliebtesten Docenten in Königsberg, las, ausser den gewöhnlichen theologischen Collegien, Katechetik auf eine musterhafte Art, trug zuerst Apologie des Christenthums vor, machte die Studierenden mit dem damals richtigsten Geschmack in der Exegese vertraut, und übte sie, als Meister, im Disputiren. Auf der Kanzel hörte man ihn gern, und wurde nie müde ihn zu hören, weil er, wider die Sitte seiner Vorgänger und Zeitgenossen, keine Patres citirte, und nicht Latein, sondern rein und elegant deutsch sprach. König Friedrich II — in diesem Falle freylich nicht competenter Richter — hielt ihn 1780 noch für den *einzigen Deutschen Redner!* eingedenk jener (aus 1. B. d. Chron. 13, 18. und Jos. 1, 17. zusammensetzten) Anrede, die ihn 40 Jahre zuvor in der *Quandtschen* Huldigungspredigt fra[illegible]t hatte: „*Dein sind wir*, o *Friedrich! und mit dir wollen wir's halten, du Sohn Wilhelms! Wie wir deinem Vater gehorsam gewesen: so wollen wir dir auch gehorsam seyn! Nur dass der Herr unser Gott mit dir sey* u. s. w." Sehr viel indessen, wo nicht das meiste, trug *Quandts* Aeusseres zu dem Ruf, den er sich als Kanzelredner erworben hatte, bey. Das wusste und fühlte er selbst, und liess deswegen keine seiner Predigten drucken, weil er sie weder mit seiner Stimme begleiten, noch seine vielwirkende Gesticulation ihnen mitgeben konnte. Rec. hat eine in Abschrift vor sich liegen, die jetzt wohl keine Sensation machen, und ohne grosse Nachsicht schwerlich vor der Kritik Gnade finden dürfte. Grösser war *Quandt*, wie Hr. B. aus eigner Erfahrung versichert, als Katechet. Seine Methode im Katechisiren jedes Wort zu entwickeln, jeden Begriff zu zergliedern, und im vertraulichen Gespräche dem Kinde die Antworten abzulocken, war meisterhaft, und hatte selbst auf seine Prüfungen der Studierenden und Kandidaten Einfluss. Autorruhm schien gerade das, wornach er am wenigsten strebte, zu seyn. Von der Ausarbeitung grösserer Werke hielten ihn ohnehin die auf ihm liegenden Lasten und Arbeiten zurück. Gleichwohl sind seine kleinen akademischen Schriften (13 Dissertationen und 15 Programmen, deren Titelverzeichniss Hr. *B.* S. 33 — 36. liefert) mit einem solchen Aufwande von Gelehrsamkeit, Belesenheit und Fleiss ausgearbeitet, dass sie auch von Ausländern mit Beyfall gelesen, und zum Theil in grössern Werken wieder abgedruckt wurden, welches (wie die *Epistola amici ad amicum de scriptis Theologi apud Regiomontanos primarii,* die

die 1755 zu Leipzig erschien) die weitere Verbreitung seines gelehrten Rufs beförderte. Als Rath im Consistorio und Kirchencollegio, als Oberhofprediger, und als Inspector der weitläuftigsten Diöcese, war *Quandt* einer der thätigsten Geschäftsmänner. Die Reisen allein, zu welchen ihn seine Aemter verpflichteten, betrugen nach einem genau von ihm aufgenommenen Verzeichnisse, in einem Zeitraum von 34 Jahren, über 4000 Meilen. Dabey übernahm er zugleich die Aufsicht über die polnischen und litthauischen Seminarien, das theologische Decanat, so oft die Reihe ihn traf, das Rectorat der Universität, welches er 10mal führte, und widmete sich dann, gleichsam zur Erholung von jenen mühsamen Geschäften, doch dem Besten der königl. deutschen Gesellschaft, bey deren Reden oder Gedichten er sich jedesmal die letzte Feile vorbehielt. — In der ausführlichen Erzählung der Leiden, die *Quandt* erduldete, kann Rec. dem Vf. der Kürze wegen nicht folgen. Auch möchte er lieber ihrer Veranlassung wegen, einen Vorhang davor ziehn. Uebrigens lebte *Quandt* unverheirathet, in einer Einsamkeit, die anfänglich um des Studierens willen Bedürfnifs für ihn war, zuletzt aber zur Gewohnheit ihm wurde, erschien selten bey den Grossen, die ihn ihrer Achtung würdigten, noch seltner bey einem Mittagsmahl ausser seinem Hause, und zum Abendessen nirgend; obgleich sein Frohsinn und eine anständige Lebhaftigkeit in der Unterhaltung einen nähern Umgang mit ihm, den in den Abendstunden seiner letzten Lebensjahre nur ein paar Freunde genossen, Vielen wünschenswerth machte. Da er für sich sehr wenig bedurfte: so konnte er bey einer wenigstens 40 Jahre hindurch einförmigen und äusserst einfachen Lebensart, ein beträchtliches Vermögen sammeln, welches er zum Theil zu milden Familienstiftungen und zwey Stipendien, für Predigersöhne seiner Diöcese besonders, verwandte. Ohne alle Körperbewegung lebte er doch frey von schmerzhaften Krankheiten fort. Seine Kräfte nahmen nur unmerklich ab, und zulezt ward ihm nach einem ruhigen Schlafe, beym Erwachen und Aufstehen, ein sehr sanfter Tod zu Theil. Mit ihm erlosch sein Geschlechtsname, nachdem er nicht nur die Zeitgenossen seiner Jugend, sondern selbst seit seinem über 50 Jahre geführten Oberhofpredigeramte alle geistliche Inspectoren, alle Prediger seiner Diöcese, alle seine frühern akademischen Collegen, auch die mehresten seiner Freunde, wie seiner Gegner, überlebt hatte.

Diesen biographischen Nachrichten von D. *Quandt*, die man, den panegyrisirenden Eingang abgerechnet, gewiss mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, ist noch eine von ihm selbst herrühende, aber vom Herausgeber umgearbeitete, ergänzte und bis 1794 fortgesetzte Beylage, ein alphabetisches *Verzeichniss von* 111 *Ostpreussischen Jubelpredigern*, hinzugefügt, unter welchen *Helwing* und *Quandt* sich vor den übrigen auszeichnen, deren Namen gröfstentheils für das gelehrte Publicum unbedeutend sind. Drey vorhergegangene Auflagen von 1748, 55 und 68 waren vergriffen, und man wünschte eine neue vermehrte. Diesen Wunsch hat Hr. B. mit dem gegenwärtigen Abdruck erfüllt, obgleich er über den Nutzen eines solchen ihm mikrologisch scheinenden Verzeichnisses eben kein günstiges Urtheil in dem Vorberichte desselben fällt. Die 50 Amtsjahre haben die Vf. nicht durchweg arithmetisch genau berechnet, indem mehrere Prediger, wie *Babatius*, *Beyer*, *Bohlius*, *Diecker*, *Flöss*, *Glottkowski*, *Grünenberg*, *Matzke*, *Poelk*, *Thilo*, *Trentovius* und *G. Zielinski*, das 50ste Amtsjahr nicht vollendet haben, und mithin auch nicht zu den Jubelpredigern gezählt werden können. Andre hingegen lebten weit über ein halbes Jahrhundert im Amte, oder doch lange noch nach der Jubelfeyer desselben. Die merkwürdigsten, in Hinsicht auf Amts- und Lebensjahre sind: *Seraphim Aegidii*, der 98, und *Georg Ciala*, der 91 Jahr alt wurde. Beide überlebten ihr Amtsjubelfest noch 17 Jahre. *George Falk*, der im 96sten Lebensjahr und im 68sten seines Amtes starb. *Joh. Galasius*, 90 Jahr alt, 62 im Amte. *George Kluge*, über 100 Jahr alt, 61 im Amte (predigte noch 4 Wochen vor seinem Tode. Auch sein Sohn *Johann* starb als Jubelprediger im 54 Jahr seines Amtes). *Caspar Machlet* starb nach einer 63jährigen Amtsführung im 85sten Jahr. *Dan. Friedr. Weber* wurde 92 Jahr alt, von denen er 59 im Amte zurücklegte. (Interessant ist die Anekdote, wie dieser Mann sich zufällig des ehemaligen Fürstbischofs von Ermland *Grabowski* Gewogenheit erwarb, und gereicht beiden zur Ehre.) *Friedrich Zielinski* 89 Jahr alt, und 61 im Amte. Allen bisher genannten geht aber *Albert Pomian Pesarovius* vor, der 71 Jahre im Amte, 62 in der Ehe lebte, und sein Alter auf 102 Jahre brachte. (Sein Sohn gleiches Namens war nicht, wie es S. 116. heisst Pfarrer, sondern Diaconus an der Trinitatiskirche in Danzig.) Die in Ostpreussen noch lebenden Jubelprediger heissen: *Mich. Blennow*, *Joh. Friedr. Faber*, M. *Joh. Gottl. Fischer*, *Andr. Golendzo*, M. *Joh. Bernh. Kuhn*, *Joh. Bernh. Lange* und *Wilh. Ludw. List*. — Von M. *Georg Andr. Helwing*, einem gelehrten und durch Schriften bekannten Botaniker, der alt 57jähriger Prediger starb, wird S. 91. angemerkt, dass Er seinem Vater, wie ihm selbst nachher sein Sohn adjungirt wurde, und Vater, Sohn und Grossohn ein und dasselbe Pfarramt zu Angerburg 110 Jahre hindurch in einer ununterbrochenen Folge verwaltet haben. Ein ähnlicher Fall kommt S. 122. unter dem Namen *Sandhoff* vor. S. 131. ist die Nachricht von *Erhard Sperber* so zu berichtigen, dass er nie ordentlicher Prediger an der Oberpfarrkirche in Danzig gewesen, sondern blofs, wegen eines vom Rath daselbst im J. 1561 ihm bewilligten kurzen Aufenthalt, sich erboten habe, jeden Sonntag zu Mittage, und jeden Freytag frühe eine Predigt zu halten. Nach S. 138—40. haben drey *Wannovius*, Vater, Sohn und Enkel, jener das 55ste, und von diesen jeder das 59ste Amtsjahr erreicht. Wir wünschten, dass Hr. B. bestimmter angezeigt hätte, ob auch der folgende vierte dieses Namens, der 52 Jahr im Amte gelebt hat, in gerader Linie von den vorigen abstamme, wie man nach dem Geburtsort und Jahr vermuthen sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. December 1794.

MATHEMATIK.

Erfurt, b. Keyſer: *Mathematiſche Abhandlungen vermiſchten Inhalts*, von *Abraham Gotthelf Käſtner*, kaiſ. u. kön. Hofrath u. Prof. in Göttingen. 1794. 32 S. 4.

Der Abhandlungen ſind zwar nur fünf, aber reichhaltig und intereſſant: I) *Wie kann man wiſſen, daſs ein Thierchen in einer Secunde den Fuſs tauſendmal bewegt hat?* — Es wird als eine Erfahrung des Hn. de l'Isle angeführt von *Wolf*, *Specimen Phyſicae ad Theol. nat. appl.* §. 37. in *Thümmig Meletemata varii et varioris argumenti* p. 366. Wolf erklärt die Sache nicht weiter, und weil 1000 ſich in einer Secunde nicht *zählen* läſst, ſo ſchlug Hr. K. die Stelle in der *Hiſt. de l'Ac. des Sc.* VIII nach, auf welche *W.* verweiſst. Die Erzählung wird nun beygebracht und da ergibt ſich denn, daſs die 1000 Bewegungen in einer Secunde *nicht gezählt*, ſondern *geſchloſſen* wurden. Hr. K. zeigt nun, daſs wir die Secunde in nicht mehr denn 12 Theile theilen können, davon wir uns jeden bewuſst ſind, und berichtiget einen Ausdruck Wolfens, wonach es auſser allem Streite wäre, daſs *wir* die Stunde in 3600000 Theile, die ſich angeben laſſen, theilen könnten; und *einſehen* können wir, daſs ſich ſo viel Theile angeben laſſen, aber *abtheilen* können wir nicht.

II) *Es wird ein gewiſſes Stück eines Ganzen genommen; nachdem dieſes vom Ganzen iſt abgezogen worden, ein anderes Stück des Reſtes. Wie viel betragen beide Stücke zuſammen?* — Aus den Bergrechten iſt bekannt, daſs in der Regel dem Bergherrn der 10te Theil der gewonnenen Erzte, entweder (wie ehemals) in natura, oder nach den ausgebrachten Producten, oder (wie jetzt gewöhnlich) nach der davon gemachten Geldeinnahme, gehört und verrechnet wird, von dem Reſte aber bekommt der Stöllner, der die Grube mit ſeinem Erbſtolln gelöſt hat, das Neuntheil. Dieſs nun hat Hn. K. veranlaſst obige allgemeine Frage zu formiren und zu beantworten. Heiſst a das Ganze und bedeuten m, n ein Paar eigentliche Brüche, ſo ſind beide Theile zuſammen $= am + a(1 - m)n = a(m + n - mn)$ und für erzählten Fall $= 0, 2. a = \frac{2}{10} a$. Es erhält aber nach jener Bergrechtsregel der Stöllner eben ſo viel als der Bergherr; denn letzterer bekommt $\frac{1}{10} a$ und jener $(a - \frac{1}{10} a) : 9 = \frac{9}{10} a : 9$ ebenfalls $= \frac{1}{10} a$; was auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Formel gibt. Hieraus ſieht man ſogleich, daſs die aus dem Löhneyſs angeführte Rechnung nicht richtig ſeyn kann. Was von 537 Mark 2 Quent. der Bergherr bekommt, eben ſo viel erhält auch der Stöllner. Hier jeder 53 Mk. 11 Loth, alſo zuſammen 107 Mk. 6 Loth. Dem Rec. ſcheint daher in der a. Rechnung aus dem Löhneyſs nicht bloſs Verrechnen, wie Hr. H. meynt, ſondern ganz falſche Anwendung jener Bergrechtsregel Statt zu finden. — In Freyberg darf durch beſondere Begnadigung der Landesherrn, von den Zubuſsſilbern nur der 20ſte Theil, von den Ausbeutſilbern aber erſt der 10te, und vom Stöllner (welcher der Kurfürſt ſelbſt iſt) nur das 18te entrichtet werden. Mehreres hievon ſehe man in dem Buche: Ueber die kurſächſ. Bergwerksverfaſſung.

III) *Wenn Kupfer gegen Silbergeld verkauft wird, wie verhalten ſich die Werthe gleicher Gewichte von Kupfer und Silber?* Bekanntlich gibt der, wer für ein Pfund Kupfer ein gewiſſes Gewicht Silbergeld giebt, auch Kupfer mit. Das Gewicht des Kupfers das er mitgibt, von dem Pfunde das er kauft abgezogen, läſst ein gewiſſes Gewicht fein Silber übrig, welches für ein Pfund, weniger etwas, Kupfer gegeben wird. Nun hat das Silbergeld einen gewiſſen Werth im gemeinen Leben alſo auch das gegebene, für deſſen Werth man ein Pfund, weniger etwas, Kupfer bekommt. In dieſem Silbergelde hat das *feine* Silber ein gewiſſes Gewicht, welches man für 1 Pfund, weniger etwas, Kupfer, hin gibt. Dieſes Gewicht Silber und das Pfund, weniger etwas, Kupfer, werden gegen einander vertauſcht, folglich am *innern* Werthe einander gleichgeſetzt. Daraus zu berechnen, wie ſich die innern Werthe gleicher Gewichte von Kupfer und feinen Silber verhalten. Kauft Jemand die Mark Kupfer um *m* Thaler Silbergeld, das *f* löthig iſt und wo die Mark fein zu *h* Thalern ausgeprägt iſt: ſo bekommt er 1 Mark Silber für $\left(\frac{h}{m} - \frac{16 - f}{f}\right)$ Mark Kupfer oder $\left(1 + \frac{h}{m} - \frac{16}{f}\right)$ Mrk. Kupfer. — An die Beantwortung dieſer Frage dachte der Hr. Hofr. ſchon bey den Rechnungen zum Münzweſen, die er im XII. Kap. ſeiner Fortſetzung der Rechenkunſt vorträgt. Da der Werth des Silbergeldes nach dem Gehalte an feinen Silber berechnet wird, aber doch das Kupfer auch nicht ganz umſonſt hat; ſo wünſchte der Hr. Hofrath zu entdecken, wie jene Rechnung mit dem Werthe des Zuſatzes an Kupfer zuſammenhinge. Einiges dahin Gehöriges findet ſich in erwähnten XII. Kap. §. 95 — 100. Hr. K. konnte jedoch damals nichts erfahren, daſs ihm wegen ſeiner Hauptabſicht befriedigte. Nach der Zeit fand er in einer Kirchenrechnung, daſs die Klingelbeutelpfennige nach dem Pfunde verkauft wurden. Das erinnerte ihm wiederum an obige Frage, da bey dieſem Verkaufe natürlich auf die Prägekoſten nicht geſehen wird. Das Pfund Kupferpfennige ward für 20 Mariengroſchen hannöveriſches Caſſengeld verkauft.

IV) *Wenn man einen Stein in einen Brunnen fallen läſst, kann man aus der Zeit zwiſchen dem Augenblicke, da man den Stein fallen läſst, und dem, da man den Schall hört, die Tiefe des Brunnens berechnen?* — Mehrere Mathematiker haben ſchon die Auflöſung dieſer Frage unternommen, wovon die literariſche Nachricht der Hr. Hofr. beybringt, nachdem er ſein Verfahren vorgetragen hat. Die Auflöſung führt auf eine unreine quadratiſche Gleichung, deren Wurzeln der Vf. bequem mit Hülfe der Trigonometrie zu berechnen lehrt; in der 5ten Abhandlung (S. 27.) aber ſolche Berechnung für eine andere Aufgabe noch bequemer darſtellt. Heiſst nämlich m die Zeit vom Anfange des Falles des Steines bis zu dem Augenblicke da man den Schall hört; x die zu ſuchende Tiefe; g die Beſchleunigung der Schwere; c des Schalles Geſchwindigkeit: ſo iſt $\frac{x}{c} + \sqrt{\frac{x}{g}} = m$ woraus $\frac{x}{c} = m - \frac{c}{2g}\left(\sqrt{\left[1 + \frac{4mg}{c}\right]} - 1\right)$ Setzt man $\frac{4mg}{c} = \text{tg}\,\varphi^2$: ſo kommt $\frac{x}{c} = m - \frac{c}{2g}(\sec\varphi - 1)$. Aber $\sec\varphi - 1 = \frac{1 - \text{Cos}\,\varphi}{\text{Cos}\,\varphi} = \frac{2.(\sin\frac{1}{2}\varphi)^2}{\text{Cos}\,\varphi} = \frac{2.(\sin\frac{1}{2}\varphi)^2.\,\text{tg}\,\varphi}{\text{Cos}\,\varphi.\,\text{tg}\,\varphi} = \frac{2.(\sin\frac{1}{2}\varphi)^2.\,\text{tg}\,\varphi}{\sin\varphi} = \frac{2.(\sin\frac{1}{2}\varphi)^2.\,\text{tg}\,\varphi}{2.\sin\frac{1}{2}\varphi\,\text{Cos}\,\frac{1}{2}\varphi} = \text{tg}\,\varphi \times \text{tg}\,\frac{1}{2}\varphi$; daher $\frac{x}{c} = m - \frac{c}{2g}\,\text{tg}\,\varphi \times \text{tg}\,\frac{1}{2}\varphi$, welches eine bequeme Auflöſung iſt, und die, welche er in der Note S. 27. für gegenwärtigen Fall erwähnt, und die immer der Mühe werth iſt, ſie den Anfängern hier mitzutheilen. — Die Auflöſung kann auch zu Findung der Tiefe unter Waſſer ſtehender Schächte gebraucht werden. Man findet nämlich demnach die Tiefe bis auf das Waſſer. Deshalb ſteht eine Auflöſung davon aber ohne Beweis und ziemlich ſpeciel in der 2ten Auflage von Beyers Markſcheidekunſt.

V) *Raum eines Sackes, der aus zween von gleicher Länge gemacht wird.* — Ein Bäcker hat 2 Säcke von gleicher Länge aber ungleicher Weite, der kleinſte hält 6 Himten, der gröſste 24; er läſst ſie aufſchneiden und aus beiden einen machen: Wie viel hält dieſer? Durch Aufgaben dieſer Art ſuchen gewöhnliche Rechenmeiſter bey ihren Schülern, nachdem ſie ihnen ungefähr alles was ſie ſelbſt wiſſen, gelehrt haben, noch bewundernde Aufmerkſamkeit zu erregen. Dieſe hier hat Hr. K. aus Bodens gemeiner Arithmetik zur Erleichterung des Unterrichts (Celle 1793), beygebracht. Hr. B. gehört nicht zu den gewöhnlichen Rechenmeiſtern; und bringt in Rückſicht der körperlichen Figur des Sackes gegründete Erinnerung bey. Ein *Sack* ſey keine körperliche Figur die in der Geometrie erklärt werde; eben der Sack ändere ſeine Geſtalt, nachdem er weniger oder mehr angefüllt iſt, weshalb man keine Regel haben könne, einen Sack auszurechnen u. ſ. w. Hr. K. nimmt an, — da das Verfahren derer, die ſolche Fragen vorlegen, es geſtattet — man könne einen Sack als einen holen ſenkrechten Cylinder anſehen, der runde Seitenwand und Boden habe und oben offen ſey. Die Fläche dieſes Cylinders beſteht alſo aus ſeiner krummen Fläche und einer ſeiner Grundflächen. Unter dieſer Vorausſetzung nun wird die Frage allgemein beantwortet, und dabey gezeigt, wie bequem und doch hinlänglich genau ſich die Rechnung mit Logarithmen führen laſſe (was auch in den beiden vorhergehenden Abhandlungen geschieht), und überdieſs noch manche zu beherzigende Bemerkung beygebracht.

Frankfurt a. M., in der Andräiſchen Buchh.: *Neue Architectura Hydraulica*, von Hn. *von Prony*, Ingen. beym Brücken- und Straſsenbau. *Erſter Theil. Erſter Band*, welcher die Statik, Dynamik, Hydroſtatik und Hydrodynamik enthält. Aus dem Franzöſiſchen von K. *Chr. Langsdorf*, kön. preuſs. Rath. Mit 15 Kupfertafeln. 1794. 466 S. gr. 4.

Das Original iſt zu ſeiner Zeit in dieſem Blatte von einem andern Rec. ausführlich angezeigt worden. — Die Ueberſetzung iſt von einem Manne, der durch ſeine groſsen theoretiſchen - praktiſchen hydrauliſchen Kenntniſſe bekannt genug iſt, und uns jetzt ſelbſt mit einem trefflichen Lehrbegriffe der Hydraulik beſchenkt hat. Daher man wegen der Güte der Ueberſetzung nicht in Sorgen ſeyn wird; um ſo weniger, da ſelbſt Unrichtigkeiten des Originals verbeſſert ſind. — Des Hn. Prony groſse theoretiſche Kenntniſſe, ſeltene praktiſche, auf vieljährige eigne Erfahrung gegründete Einſichten, genaueſte Bekanntſchaft mit allen neuern Erſindungen, und vorzügliche Gabe der Deutlichkeit; ingleichen die Vortrefflichkeit der Kupfer und der ganze Plan des Werkes, waren Hn. L. Bürge, daſs die Pronyſche Arch. Hydr. mit allgemeinen Beyfall aufgenommen werden würde, da die Belidorſche vor 50 Jahren mit Recht bewunderte Arch. Hydr. ſchon längſt eine gänzliche Umarbeitung verdient gehabt hätte. Daher entſchloſs ſich Hr. L. das Pronyſche Werk durch dieſe Ueberſetzung unter uns bekannter zu machen und eben ſo in Umlauf zu bringen, wie vormals das Belidoriſche. Dieſe Ueberſetzung iſt längſt angekündigt geweſen; daſs ſie aber jetzt erſt erſchienen iſt, und das nur zur Hälfte, daran iſt die Belagerung von Mainz ſchuld. Es hatte nämlich Hr. Cöntgen daſelbſt die Kupfertafeln zu ſtechen übernommen, — mit deſſen Arbeit man auch ſehr zufrieden ſeyn wird — und die Originalkupfer ſchon einige Zeit vor nur gedachter Belagerung erhalten. Dieſe muſsten nun mit die ganze Zeit der Belagerung aushalten, ohne daſs Hand daran gelegt wurde. Dieſs bewog die Verlagshandlung, den Abdruck der längſt ausgearbeitet geweſenen Ueberſetzung bis nach wieder hergeſtellter Ruhe in Mainz, aufzuſchieben. Sie konnte daher den ganzen Abdruck des 1. Theils in nächſt vergangener Oſtermeſſe nicht liefern; weshalb ſie mit des Ueberſetzers Bewilligung den 1. Theil in 2 Bände abgetheilt hat, davon der erſte eben in genannter Meſſe erſchienen iſt. Inzwiſchen ſind dieſem Bande ſchon ſämmtliche Kupfer beygelegt worden, und

und dem folgenden 2ten Bande soll noch ein Haupttitel beygefügt werden, auf welchem die Abtheilung in 2 Bänden gar nicht vorkommt. Die Seitenzahl läuft daher auch im 2ten Bande mit der im ersten fort. Hr. L. war anfänglich willens, diese Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen zu versehen, hielt es aber nachher für besser, nach vollendetem Abdruck des ganzen Werks (wozu wohl eine geraume Zeit verfliessen dürfte) einen besondern Band zu erwähnten Anmerkungen zu bestimmen. Man findet daher hier nur hin und wieder einige kleine Anmerkungen, und verweist im Ganzen auf sein Lehrbuch der Hydraulik. Zu der Anmerkung S. 69. setzt noch Rec., dass sich in Pasquichs Versuche eines Beytrags zur allgemeinen Theorie von der Bewegung und vortheilhaftesten Einrichtung der Maschinen, S. 75. ein allgemeiner Beweis des Cartesischen Grundsatzes der Statik für alle Arten von zusammengesetzten Maschinen befindet. In der Note auf S. 265. wird von Hn. L. gezeigt, wie ein Pertuum-Mobile möglich sey, eine sich selbst im Gange erhaltende Maschine. Von dieser Art wird eine solche seyn, bey der sich, wenn sie im Gange ist, eine neue Kraft mit der, welche sie im Gang bringt, verbinden soll. Dass nun hierin nichts wiedersprechendes liege, zeigt Hr. L.

Leipzig: *Darstellung der neuen Methode des Hn. du Sejour*, Sonnen- und Mondfinsternisse, für einen gegebenen Ort analytisch zu berechnen, nebst einem Entwurf der Sonnenfinsternis am 31. Januar 1794 nach Lambert. Bey Gelegenheit der Eröffnung der Leipziger Sternwarte, herausgegeben von *C. F. Rüdiger*. mit 2 Kupfertafeln. 1794. 68 S. 8.

Der Titel bemerkt schon die Veranlassung zur Herausgabe dieser kleinen Schrift, Leipzig, das sich bereits durch mehrere nützliche Anstalten auszeichnet, besitzt auch nunmehr eine öffentliche Sternwarte. Sie ist durch die preiswürdige Fürsorge des Kurfürsten, auf dem runden sehr soliden Thurm des Schlosses Pleissenburg, an der mittägigen Seite der Stadt angelegt, von wo der Horizont überall völlig frey ist. Ein Kupfer zu diesem Tractat zeigt den Auf- und Grundriss dieses neuen Gebäudes. Rec. muss gestehen, dass im allgemeinen die Einrichtungen desselben, den neuern Instrumenten, Absichten und Bedürfnissen des praktischen Astronomen ganz angemessen zu seyn scheinen, und dass alles dazu zweckmässig, dauerhaft und bequem angeordnet ist. Die Sternwarte selbst, auf der Plateform dieses Thurms besteht aus einem achteckigten massiven Gebäude, mit einer Kuppel und acht hervorspringenden Ausgängefenstern, die gegen die 4 Haupt- und 4 Nebengegenden gerichtet sind und auf die mit einem eisernen Geländer versehene 8 Fuss breite Gallerie führen. In der Mitte ist ein grosser runder Saal 47 Fuss im Durchmesser und 23 Fuss in der Höhe, und an den Seiten herum enthalten die acht zwischen den Fenstern oder Ausgängen befindlichen Pfeiler oder Wände, acht kleine Kabinets, davon vier die grösern astronomischen Instrumente, als zwey Mauerquadranten, einen nach Süden und den andern nach Norden; Zenitsektor und ein Postageinstrument, künftig enthalten sollen. Zwey werden zur Aufbewahrung kleinerer Instrumente, Bücher, Meublen und verschiedener Nothwendigkeiten für den Beobachter, gebraucht, in den beiden letzten befinden sich die Treppen um aus den Thurm in den grossen Saal und von diesem durch die runde Kuppel in einen kleinern Saal 15 Fuss in Durchmesser und eben so hoch, zu kommen. Dieser hat gleichfalls 8 Fenster; endlich kömmt man auf eine Treppe die auf und niedergelassen werden kann, auf die eben so viel im Durchmesser haltende Plateform. Runde Klappen in den Fussböden beider Säle gewähren eine freye Aussicht zum Zenith, und für die in den vier ersten Kabinets des grossen Saals anzubringenden grossen astronomischen Instrumente sind Durchschnitte und Oeffnungen in der Mauer und dem Dache angebracht, die durch gewisse Vorrichtungen geöffnet werden können. (Sollte aber diesen letzten Kabinettern nicht bey den Beobachtungen jeden Tag das gehörige Licht fehlen, da sie nur durch Fenster, die inwendig im Saal hineingehen, ihre Erleuchtung erhalten?) Der Kurfürst hat eine ansehnliche Summe zum Ankauf astronomischer Instrumente und Bücher verwendet; aus seinem eigenen Vorrath zu Dresden Instrumente geschenkt; auch haben Privatpersonen der Sternwarte Geschenke gemacht. Verschiedene Instrumente sind auch bereits aus London angekommen. (S. Bodens astron. Jahrb. 1797. S. 252.) Zum Observator ist der Hr. Prof. Rüdiger angestellt.

Zur Darstellung der neuen Methode des Hn. du Sejour Sonnen- und Mondfinsternisse für einen gegebene Art analytisch zu berechnen, nimmt nun Hr. Prof. Rüdiger die kleine Sonnenfinsternis vom 31. Jan. d. J. zum Beyspiel: Die Elemente der Berechnungsstücke derselben aus astronomischen Tafeln (welchen?) Aufgabe: den Anfang, das Mittel und Ende einer Sonnenfinsterniss für einen gegebenen Ort (hier Leipzig) zu berechnen; Formeln zur Erfindung der Verbesserung der Polhöhe; Reduction der horizontalen Parallaxe des Mondes unterm Aequator auf die unter dem Pol; Neigung der relativen Mondbahn, stündliche Bewegung des Mondes von der Sonne etc. Eine folgende Tafel enthält die beständigen Grössen für diese Sonnenfinsterniss. Hr. R. erleichtert dadurch die Uebersicht der Regeln und Formeln, dass er, so wie der Calcul nach und nach darauf führt, Tafeln construirt, in welchen die schon berechneten Stücke eingetragen werden. Formeln zur Berechnung der scheinbaren Entfernung der Mittelpunkte der Sonne und des Mondes, und so geht der Vf. für alle Umstände diese Finsterniss, sowohl allgemein für die ganze Erde (doch nur Anfang, Mittel und Ende derselben) als für Leipzig, die analytischen Formeln des Hn. du Sejour durch, und zeigt bestimmt und fasslich ihre Anwendung. Den Beschluss machen die Formeln zur Berechnung einer Mondfinsterniss, als Beyspiel dient die Mondfinsterniss vom 3. Febr. 1795. Nun folgt die Beschreibung des beygefügten in Kupfer gestochen stereographischen und orthographischen Entwurfs der Sonnenfinsterniss am 31. Jan. für Leipzig, nach der Lambertschen Methode, welche bey den vorhergehenden analytischen Berechnungen dieser Finsterniss zum Grunde gelegt worden. Die Elemente zur Construction sind aus Lamberts

Beyträge zum Gebrauch der Mathematik 2. Theil von Hn. Oberreit berechnet. (S. Leipz. Magazin der Mathematik 2. Stück 1788.) Beschreibung des Entwurfs für die Erde überhaupt. Es hätte aber in denselben Osten zur rechten und Westen zur linken, Lamberts richtigerer Vorstellung gemäfs, dafs der Zuschauer in der Linie der ☌ ☾☉, vom Mond aus, den Weg des Mondhalbschattens über die Oberfläche der Erde beobachtet, angenommen werden müssen. Hr. R. schränkt sich blofs darauf ein die Zeit des Anfangs, Mittels und Ende auf das Ende nach den Leipziger Meridian zu finden. Hier hätte aber auch noch leicht gezeigt werden können, wie man die Oerter bestimmt, wo zuerst und zuletzt, oder in Mittel der Mondhalbschatten hintrifft, oder welche Oerter die Sonne bey ihren Auf- und Untergang, im Meridian, und zu Zeit des Mittels verfinstert sehen, wie weit sich der Mondhalbschatten erstreckt und mehrere allgemeine Umstände für die ganze Erde. Zuletzt wird die Zeichnung für Leipzig insbesondere beschrieben, und wie die Zeit des Anfangs, des Mittels und Endes die Zeit der Sonnenfinsternifs daselbst, auf derselben mit Zirkel und Lineal, alfo mechanisch, sich finden läfst.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Verwandelte Ovidische Verwandlungen.* Ad modum Blumaueri. Mit Anmerkungen. 9tes, 10tes, 11tes, 12tes Buch. 1794. 336 S. 8.

Anfang und Fortsetzung dieser Verkleidung des Ovid sind schon (1791. B. II. S. 405. und 1794. B. II. S. 533.) in der A. L. Z. von verschiedenen Rec. angezeigt worden, und es bedarf hier alfo keines weiteren Berichtes an unsere Leser, als dafs der Vf. sich gleich bleibe. Er mufs sein Publicum finden, oder die Verleger müfsten sehr uneigennützig - höflich gegen ihren Schriftsteller seyn. Geschmackvolle und sittlich feinfühlende Leser werden dieses Publicum nicht ausmachen, so viel ist gewifs; die übrigen von der Billigung und Aufmunterung eines solchen Reimers abzubringen, und, in mehr als *einer* Rücksicht, zu *bekehren*, ist nicht die Sache dieser Blätter. Die Anmerkungen bestehen jetzt fast aus nichts anderm als Anführungen der Stellen des Originals, bey deren Umbildung der Vf. besonders drollig gewesen zu seyn glaubt. Ein gewisses Maafs von Witz ist schon sonst bey ihm anerkannt worden; und das zeigt sich auch diefsmal. Nicht selten trifft auch sein Spott wirklich verächtliche Dinge, die immerhin aus den Seelen ihrer Anhänger durch Satire weggeätzt werden mögen; nur sollte kein roher Ton, der moralische Heiligkeit eben so wenig respectirt als dogmatische, in dieser Satyre herrschen, und das ist hier fast immer der Fall. Correction, Genauigkeit in philologischen Kenntnissen, Anmuth im Ausdruck und in der Versification, sind ohnehin ganz verbannt aus diesem Werke. Von den glücklichern Hinlenkungen Ovidischer Bilder auf neuere Gegenstände sey folgende Stelle ein Beyspiel. Herkules sagt Metam. 9, 73. *Hanc (Echidnam) ego ramosam natis e caede Colubris Crescentemque malo domui domitamque peremi.* Diefs wendet unser Vf. sehr passend auf die Hierarchie an; obgleich seine Verse, womit er es thut nur matt sind und den Stoff zu einer Schilderung dieser modernen Echidna, der in Ovids Worten liegt, bey weitem nicht erschöpfen. Sie lauten so:

> Der Hyder der Hierarchie.
> (Ein tausendköpficht Thier ist sie)
> Hab' ich den Rest gegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Frankfurt u. Leipzig:* Gedanken über die Frage: *Wann und wie sind Reichsstände verpflichtet in die in ihren Landen befindliche Festungen, Kayserliche oder andere Reichstruppen zur Besatzung einzunehmen, und selbst das ständige landesherrliche Festungscommando einem General der Reichsarmee zu überlassen?* — Beantwortet zur nähern Erläuterung der im gegenwärtigen Reichskrieg etwa eintretenden ähnlichen Fälle. 1794. 56 S. 8. — Die auf dem Titel bemerkte *Frage* hatte den kaiserl. und Reichstruppen in Fällen, wo dem Reiche Gefahr droht, eine ungehinderte Durchführung durch das ganze Reich, Oeffnung und Besetzung aller und jeder ständischer Festungen und Residenzen eingeräumt. Gegenwärtige *Gedanken* prüfen die Vordersätze dieser Behauptung, und führen zu dem Resultat, dafs ein Reichsstand, der seine Festung schon selbst hinlänglich zur Sicherheit des Reichs besetzt und versehen hat, nicht gezwungen werden könne, seine eignen Truppen heraus, und Fremde zur Besatzung einzunehmen. — Wer mit der Geschichte des jetzigen Reichskriegs nicht unbekannt ist, wird sogleich bemerken, dafs die zwischen dem Kaiserl. und dem Münchener Hofe neuerlich gewechselte Verhandlungen wegen Einnehmung und Nichteinnehmung einer kaiserlichen Garnison in die Festung Mannheim diesen Brochuren ihr Daseyn gegeben haben.

Druckfehler. A. L. Z. N. 359. S. 320. Kleine Schriften. Z. 10. ist nach dem Worte eingerichteten ausgelassen, Darstellung. — Z. 21. mufs statt Philosophie — Religion gelesen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Allgemeine Brunnenschrift für Brunnengäste und Aerzte.* Nebst kurzer Beschreibung der berühmtesten Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands von K. *A. Zwierlein*, Hofrath und Brunnenarzt zu Brückenau. 1793. XII u. 274 S. 8.

Eine allgemeine Brunnenschrift fehlt uns allerdings noch. In welchen Uebeln der Arzt nach diesen Hülfsmitteln zu greifen hat, was er sich von ihnen zu versprechen und was er vor, nach und während ihres Gebrauches zu thun oder zu unterlassen hat, ferner was den Vorzug des einen Wassers vor dem andern begründet und welche Quellen übereinstimmen, entweder in allen oder einigen Punkten und in welchen sie von einander abweichen, würde hier bestimmt werden müssen. Allgemeine Grundsätze über den Gebrauch mineralischer Wasser liesen sich ohne Zweifel aufstellen, die denn auf jedes einzelne und auf die verschiedenen Krankheiten angewendet werden müssten. Aber ein nicht zu verkennendes grosses Bedürfniss, gewiss nicht nur für den angehenden Arzt, ist die Gegeneinanderstellung der bedeutenden und bekannten Bäder und Brunnen, in deren Wahl die Aerzte bis jetzt mehrentheils durch Willkühr und andere zufällige Verbindungen geleitet wurden. Die Behauptungen der Brunnenärzte müssten einer strengen Kritik unterworfen werden. Es müsste angeführt werden: ob sie sich auf die chymische Analyse gründen, oder mit ihr doch übereinstimmen und ob diese selbst allen Foderungen Genüge leiste; ob sie Resultate von Erfahrungen sind, die dem Leser selbst zur Beurtheilung vorgelegt wurden, oder die nur eigne oder fremde Autorität rechtfertigten und ob diese von Gewicht waren; oder ob sie nur mit Theorien zusammenhängen, zu deren Anhänger der Vortheil des Brunnens den Lobredner oft erst machte. Wer nur einige Brunnenschriften hat, dem werden sich eine Menge Beyspiele darbieten, wie begierig und unbeschränkt selbst von sonst schätzenswerthen Männern alle Hypothesen ergriffen wurden, die nur einige Gäste mehr dem Brunnenort, den man in Aufnahme bringen wollte, versprachen. Unsre medicinischen Schriftsteller verstehen sich dann darauf sehr gut, so zu sprechen, dass es schwer ist, zu unterscheiden, ob sie aus eigner oder fremder Beobachtung oder aus blosem Räsonnement ein Urtheil fällen. Der Vf. einer allgemeinen Brunnenschrift müsste hier nicht zu täuschen seyn und den Mangel bündiger Beweise nie ungerügt lassen. Er müsste nie ermüden, alles erschlichene Lob in seiner Blösse aufzudecken. Das Ansehen von blossen, wissenschaftlichen Zwecken, von Unpartheylichkeit und Menschenliebe wird von keiner Classe mehr als der Classe der Brunnenärzte erheuchelt. Sie nennen denn wohl einige Krankheiten, in denen es ohnedem keinem einfallen würde, Zuflucht zu ihrem Wasser zu nehmen, als solche, in denen dieses nicht gebraucht werden dürfte, und preisen ihre Offenheit und Uneigennützigkeit. Erst gehen sie von den chymischen Bestandtheilen aus, die nicht einmal immer ganz ins Reine gebracht sind, und folgern aus ihnen die medicinischen Kräfte. Dann erheben sie sich zu einen höhern Gesichtspunkt. Die Chymie, heisst es, könne die Art der Zusammensetzung, die eigne Verhältnisse gibt, nicht einsehen, viele feinere, noch unentdeckte Gasarten wären vielleicht im Wasser da. Die Kunst könne ja nie die Natur erreichen u. s. w. Nun finden die Wunderdinge, die verwickelten Krankheiten, die immer geheilt wurden, erst ihren Platz; gleichsam, als wenn die ganze chymische Analyse nicht verdächtig würde, wenn sie wesentliche Bestandtheile nicht befasst, als wenn durch die Art der Zusammensetzung nicht eben so gut die Wirkung eines Bestandtheils könnte *geschwächt* als verstärkt werden, als wenn medicinische Eigenschaften nicht sehr zweydeutig wären und die überzeugendsten Beweise foderten, wenn die Chymie nichts für sie anführen kann. Diese Art zu räsonniren läst sich auf jedes natürliche Product, selbst auf den gemeinen Sand anwenden, dem man mit gleicher Beweiskraft die bewundernswürdigsten Wirkungen auf den menschlichen Körper zuschreiben könnte. Die Meynungen unbefangner praktischer Aerzte, über die verschiednen mineralischen Quellen sind zu wenig bekannt und sie äussern sich selten über sie *ohne Veranlassung*, die sie zum Theil wieder in das Verhältniss eines Brunnenarztes setzen. Man weiss, wie häufig man Friedrich Hoffmann und Zückert zum Vortheil eines Badeortes zu stimmen suchte. Und doch schicken beschäfftigte Aerzte eine nicht geringe Anzahl von Kranken, Jahr aus Jahr ein, in Bäder, und lassen auch eine Menge mineralisches Wasser zu Hause trinken. Sie können vielleicht eher, als ein seine Kranken nur höchstens einen Monat durch beobachtender und durch ihre grosse Anzahl in dieser Zeit zerstreueter Brunnenarzt, (selbst vorausgesetzt, dass diesen keine Art von Eigennutz, auch nicht einmal dunkel stimmt), entscheiden, was ein solches Wasser leistet.

Zum Theil würde eine solche Brunnenschrift immer Compilation seyn. Mit der Neigung zum Compiliren ist aber leider selten die Fähigkeit vereinigt, die zusam-

zusammengetragnen Materialien zu sichten und zu höhern Zwecken zu verarbeiten. Tritt nun vollends noch der Fall ein, der jetzt so häufig ist und auch bey dieser Schrift statt findet, dass eine solche Compilation zugleich für Nichtärzte seyn soll, so entsteht leicht der Glaube, dass alles, was zusammengerafft wird, gut genug, und dass von Seiten des Vf. keine Anstrengung erfoderlich sey. Bey weitem der grösste Theil dieses Werkes von S. 59 bis ans Ende begreift die Beschreibung der Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands nach dem Alphabeth und also ohne Vergleichung. Hier theilt Hr. *Zw.* die gedruckten oder ungedruckten Nachrichten der Brunnenärzte ohne eigene Zusätze mit. Von Kritik der chymischen Analyse oder der medicinischen Lobsprüche, ist keine Spur wahrzunehmen. Sehr vollständig sucht er in seinen Angaben über die Preise aller Dinge, über die Lebensart, über die Brunnen- und Badegebäude u. s. w. zu seyn. Der Arzt und auch der Kranke, der ernstlich Hülfe sucht, geht über alles dieses hinweg. Jenen interessiren hier nur die chemischen Bestimmungen, die er aber vollständiger und zuverläsiger in dem kleinen Hoffmannschen Taschenbuch (Weimar, 1794.) findet; dieser ist entschlossen, eine bedeutende Summe auf diesen Versuch zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu wenden und ob sie etwas höher oder geringer sich beläuft, hat wenigstens auf seinen Entschluss, dem Rathe seines Arztes zu folgen, keinen Einfluss. Er ist allerdings gern von dem Badeorte, von dem er so viel hofft, unterrichtet; aber er hält sich gewöhnlich an die Berichte seiner Freunde, oder an seine eigne Bemerkungen an Ort und Stelle. Sehr selten wird er nach gedruckten Schriften suchen; dann aber haben nur die localen Brunnenschriften Reiz für ihn. Sehr vielen Kranken müsste man auch eine allgemeine Brunnenschrift zu lesen untersagen; denn es könnte nur Missvergnügen und Mangel an Zutrauen bey ihnen erregen, wenn von einem andern Brunnenort, den der Arzt ihnen nicht zuträglich erachtete, so gesprochen würde, dass er ihnen Vorzüge zu haben schiene. Die Angaben sind nicht alle richtig. So z. B. wird der Pyrmonter Säuerling nicht verfahren; von Rehburg ist es unwahr „*dass jetzt 800 und mehrere Fremde bequem und nach eines jeden Stande auf einmal daselbst logiren können.*" Mit Recht sollen die zwey Nenndorfer Quellen den Namen der *asphaltischen* ?) Schwefelquellen verdienen! Der vortreffliche Egerbrunnen, der so zuverläsig, und ohne zu reizen, auf den Stuhl wirkt und an sich stärkt — wir reden aus vielfacher Erfahrung, die wir, weit von der Quelle entfernt, zu machen Gelegenheit hatten, — erscheint hier am dürftigsten. Der Vf. konnte freylich die neueste Beschreibung noch nicht benutzen. Von der Wirkung des warmen Bades zu Brückenau wird gesagt: man fühle nach dem Bade eine Behaglichkeit, die in den erquickendsten Schlaf übergehe, *just so* (?) wie es den gefühlvollen Mädchen in Bremen und am Rheinstrom nach dem Magnetisiren geschehe. (Sollte man nicht glauben, das Brückenauer Bad bringe die Erscheinung des Somnambulismus hervor und habe das sogenannte Divinationsvermögen?)

Das, was eigentlich die allgemeine Brunnenschrift begreifen soll, zerfällt in acht Abschnitte. 1) Vom Nutzen der Bäder und Gesundbrunnen überhaupt. Hier wird viel vom Baden gesprochen, ohne die kalten und warmen Bäder zu unterscheiden. Wer erkennt nicht den einseitigen und partheyischen Brunnenarzt in folgender Aeusserung: „Bey jetziger allgemein überhand nehmenden Schwäche und energielosen Generation des Menschengeschlechts kann der Arzt daher *nichts bessres thun, als Mineralbäder empfehlen*; und wer Gesundheit und *langes Leben liebt*, kann nichts bessres thun, als hierin dem Rath des Arztes zu folgen und *jährlich* (!) *zur Erfrischung seiner Lebenskraft* ein Bad zu besuchen, wenn es anders Einkünfte und Geschäfte erlauben. 2. *Von der Auswahl eines Bades.* Die Hausärzte wüssten sie nicht zu treffen und griffen oft fehl. Die Kranken sollten den Brunnenarzt vorher schriftlich befragen. Ist aber dieser untrüglich? wird er von keinen Nebenrücksichten bestimmt? Wir glauben, dass er gern Kranke abweisen wird, die ihm zu lästig werden können, und gefährlichen Zufällen unterworfen sind; aber wird er erwägen, ob nicht ein andres mineralisches Wasser dem Kranken nützlicher seyn könnte, wenn er nur nicht die Ueberzeugung hat, dass das Wasser, dem er vorsteht, schädlich ist? Wird z. B. ein an Gichtzufällen leidender von irgend einem Brunnenarzt abgewiesen werden? höchstens wird man ihn vor und bey dem Gebrauch noch einige Arzneymittel nehmen lassen. Hr. *Zw.* sucht die Moralität der Brunnenärzte sehr geltend zu machen. Dagegen wollen wir nichts sagen, und ihm selbst gern alle moralische Ansprüche zugestehen; aber warum macht er andre Aerzte verdächtig? Es mag wohl geschehen, heisst es S. 26, dass andere Aerzte, nemlich nicht Brunnenärzte, bisweilen eigennützig genug sind, sich von gewinnsüchtigen Gastwirthen in Bädern bestechen zu lassen und um dargelegte Silberlinge das Wohl ihrer Patienten zu verkaufen u. s. w. Der Einfluss der Wirthe ist doch sehr gesucht und wir haben nie von einem solchen Fall gehört. Wohl aber wissen wir, dass Aerzte an Brunnenörtern selbst den Wirth machen! 3) *Von den Nothwendigkeiten zu einer Badereise und was man füglich zu Hause lassen kann.* Vorschlag zu einer allgemeinen Badeuniform für Damen. Wer gewohnt ist, ein Nachtlicht zu brennen, nehme sichs mit! Seinen Collegen ladet Hr. *Zw.* eine grosse Last auf, indem er sagt: jeder Brunnenarzt, der nicht bloss der Rezeptschreiber seyn will, sollte eine kleine ausgesuchte Bibliothek von Schriften zur Zerstreuung und Aufmunterung der kranken Kurgäste halten. (Hr. *Zw.* Bibliothek scheint nach den Namen, die er oben anstellt, uns nicht gerade sehr ausgesucht zu seyn.) 4) *Von der besten Zeit in Bäder zu reisen.* 5) *Vom Trinken der Mineralwässer an der Quelle und zu Hause.* 6) *Vom Baden.* Höchst dürftig, wenn man grade das Marcardische Werk aus den Händen legt, erscheint das, was hier gesagt wird. „Eine zehnjährige Erfahrung hat mich völlig überzeugt, dass ein lauwarmes Mineralbad *weit stärkender* wirkt, als ein kaltes „ist ein Resultat des Vf., das nur Wahrheit enthält, wenn kalte Bäder angewendet werden, wo sie nicht hingehören.

hören. 7) *Soll man Arzneyen bey einer Bad- und Brunnencur gebrauchen?* 8) *Von der Lebensordnung und Diät* bey solchen Curen; *von Lustbarkeiten; von den Fehlern*, die die Cur öfters vereiteln. Manches wird doch hin und wieder bemerkt, was allerdings Aufmerksamkeit verdient. Ein Kupfer stellt die schönen Brückenauer Anlagen dar.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Voss. Buchh.: *Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z.* Von dem Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie. Erster Band. 1793. 577 S. Zweyter Band. 1794. 534 S. 8.

Wer die *Lebensläufe in aufsteigender Linie* und ihren berühmten unbekannten Vf. aus seinen übrigen Werken (dem Buche *über die Ehe — über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* u. s. w.) kennt, der weiss auch, was er hier ohngefähr zu erwarten hat; und dass der angezeigte Roman mit seinem barocken Titel und wo möglich noch barockern Inhalt das Product eines unserer ausgezeichnetesten Schriftsteller ist. Hier, wie dort, zeigt fast jede Seite Spuren einer Meisterhand, Züge eines originellen, aber auch oft nur singulären, nach Eigenheit haschenden, Genius; tiefe Blicke ins menschliche Herz stehen neben wesen- und wahrheitlosen Träumen und mystischer Wortkrämerey; der glücklichste Witz herrscht neben frostigen Wortspielen und weit hergeholten Anspielungen; eine einfache, fast magre, Geschichte liegt unter chaotischen Schichten von Räsonnement, Declamation, Reflexionen, Allusionen, die in andere Abschweifungen auslaufen, vergraben; — kurz das Ganze bildet ein so geistvolles; und doch zugleich so licht- und ordnungsleeres Etwas, als sich die muthwilligste Phantasie nur componiren kann. Ueber diesem Etwas ruht ein, hier mehr, dort weniger dichter Nebel, in dem die ätherischen, zu der Decoration des Schauplatzes passenden Wesen, (von dem Vf. Menschen genannt) jeder ohne Ausnahme, in seiner Art, Original und Sonderling, herumschweben. Diese Menschen, ihre Handlungen und Empfindungen nach dem gemeinen Maasstab dieser Dinge in der Welt, worin wir andern leben, messen und schätzen zu wollen, wäre vergebene Mühe. Charaktere und Situationen, Handlungen und Gefühle, alles hat eine gewisse Wahrheit, Consistenz und Consequenz, die aber ganz hypothetisch ist, und auf der angenommenen Existenz von dem romantischen Arcadien oder Eldorado des Vf. beruht. Fast alle Personen, die hier auftreten, haben einen gewissen, äusserst pikanten Humor, eine ungemein anziehende Laune und Gutmüthigkeit, und doch ist kein angenehmer Umgang mit diesen Leuten. Kaum dass man anfängt zu hoffen, etwas vertrauter mit ihnen zu werden, so verschwinden sie durch ein Hokuspokus ihres magischen Urhebers, der in eigner Person die Bühne betritt, und dem erbitterten Leser, auf 8, auf 16, und nach Befinden in mehrern Seiten, in seinem gesuchten, bilderreichen Vortrage ein Collegium über 99 verschiedene Materien liest, wobey einem Heiligen mit unter die Gedult ausgehen möchte. Was muss man nicht alles gelesen haben, um den Vf. zu verstehen, und doch sieht sich Rec. bey aller seiner nicht eingeschränkten Belesenheit zu dem Bekenntniss genöthigt, dass er von mancher verblümten Rede und Hindeutung noch kaum den Sinn ahndet — gutherzig nemlich setzt er voraus, dass wirklich überall Sinn vorhanden sey. Alles möchte er jedoch dem Vf. eher verzeihn, als das Haschen nach kleinlichen Auszeichnungen, die er durchaus den gemeinen Romanfabrikanten hätte überlassen sollen. Schwerlich darf ihm irgend ein Sterblicher die leidige Ehre streitig machen, der erste zu seyn; der einen Roman in §. §. geschrieben! Und nicht allein das: jeder §. ist auch besonders rubricirt, und wie? z. B. also! *„diess ist die Frage, erwiederte der Ritter, als*

§. 109.

drey

„Männer zu Ross auf unsre Reisenden stiessen u. s. w." — Besser, als aus jedem noch so ausführlichen, allgemeinem Urtheile, wird sich der Leser eine Vorstellung von dem dunkeln, phantastischen, zerhackten Vortrag des Vfs. und seinem wilden und desultorischen Ideengange machen können, wenn wir eine Stelle, die erste, die uns aufstösst, hersetzen. Es sey S. 314. I Th. „Von jeher hat der Mensch mehr von sich gehalten, „als er sollte. Sein Fall ist und war, und wird seyn, „wenn er mehr seyn und mehr wissen will, als ihm „eignet und gebühret. Er hat vier; warum sollt er „aber auf allen vieren wandeln? Er halte sich gerade, „nur bieg er nicht zu sehr den Kopf zurück, nur steh „er nicht auf den Zehen, als wollte er sehen, was im „Monde Trumpf ist. Mittelmässig sind des Menschen „Glücksstand, Tugend und Wissen. Mittelmässigkeit „im Wissen heisst: Glaube. Nicht etwa, was der „Weltweise nach Vernunftregeln abwiegt, sondern leider! auch selbst das, was in die Sinne fällt, ist Zweifeln unterworfen, sobald Menschen dabey Rollen „spielen. Nur da, wo Menschen nicht mitwirken, ist „die Natur in ihrer Ursprünglichkeit — in ihrer Natur „hätt' ich bey einem Haar gesagt; und da hört und sieht „und empfindet man aus der ersten Hand. Was aber „kann interessiren, wo nicht Menschen dabey sind? „Die beste Landschaft ist todt an sich selbst, wenn sie „nicht Menschenspuren zeigt. Sind aber Menschen auf „dem Theater, gleich fallen wir auf diesen oder jenen „unter ihnen, der die übrigen verdunkelt. Der Verlierende, der Stärkere, der Beherztere, der mit der „breiten Stirn, mit der Fechterhand, mit der Habichtsnase, der Nothgetaufte, der Mensch, der die Thür „nicht offen lässt und so weiter ist unser Held, und „während dieser Zeit übersehen und überhören wir „Dinge, die uns oft sogar recht vorsprangen, ohngeachtet wir uns oft selbst Mühe gaben und Augen und „Ohren spitzten, um das Ensemble zu umfassen. Der „Feind oder Freund hatte Unkraut unter den Waizen „gestreut; schläft wohl der Verräther? Der Faden un„sers

„sers Gesichts und Gehörs ist, ehe wirs uns versehen, „abgerissen. Vor funfzig fremden Gedanken lassen „wir uns verläugnen, der ein und funfzigste platzte „mit der Thür ins Haus. Geschichte ist nicht das, was „geschah, sondern, was nach dem Dafürhalten des Geschichtschreibers, bey den gegebenen Zahlen hätte „geschehen sollen, gemeiniglich das Wahrscheinlichste „oder Unwahrscheinlichste. Beide Extreme weiss man „oft zu brauchen, dass es eine Lust ist. Ach Gott! „was wird für Wahrheit ge- und verkauft! Wollen „wir andere beobachten, gleich kömmt unser Ich uns „in die Kreuz und Quer; und wer es auf sich selbst an„legt, den stören andere; Geister lassen sich nicht tref„fen, wenn man auch noch so sehr seinen Bogen „spannt und zielt. Auch ein gewaltiger Jäger vor dem „Herrn ist nur ein schlechter Geisterschütze — im Flu„ge zu schiessen ist hier immer noch das Beste. Alles, „was die Natur hervorbringt, kann der Mensch so „ziemlich genau kennen lernen, in so weit er es mit „seinen äussern Sinnen erreicht. Bey der Kunst hat „man einen Geheimnisskram, der menschliche Geist „scheint hier sein Bild, wenn ich so sagen darf, der „Kunstkenntniss eingedruckt zu haben. Ich muss mich „in dieses Geheimniss einweihen lassen, oder es ent„wenden. Meine Neigungen und Gedanken weiss ich; „und wer von dieser Seite sich nicht kennt, und in „diese Beobachtungen etwas ausserordentliches setzt, „weiss nicht, was er spricht oder begehrt. Warum „lieset man so gern selbsteigene Lebensbeschreibun„gen? Weil, wenn man gleich weiss, dass der Mensch „sich nicht vorgesetzt hat, die Wahrheit zu sagen, man „sich doch einbildet, er werde, eh er es selbst merkt, „sich verreden, roth werden, und wir dann ausrufen „können: *Erubescit salva res est* (Es thut nicht noth, „denn sie wird roth.) So gibt es Augenblicke, wo wir „uns zeigen, wie wir sind. Wir lassen uns aus Schre„cken, Furcht oder Freude fallen, und der Beobachter „nimmt uns auf. Wer ist es werth, Menschen, dass „er zum Leben aufgenommen werde? Und ist es zum „Tode — sagt, ist der, welcher den Stab bricht, bes„ser als der, über den er gebrochen wird? Wir man„geln allzumahl des Ruhms, den wir haben sollten „u. s. w."

Auf diese Weise geht es noch über einen Bogen fort — und dieses Stück ist gleichwohl eins von den allerdeutlichsten und zusammenhängendsten in beiden Bänden! Oft wird man zu dem Verdacht versucht, dr Vf. wolle seine lieben Leser zum Besten haben. Wenigstens zwey Drittheil des Ganzen sind noch weit dunkler und räthselhafter: ein Gemisch von feinen, wahren und halbwahren Sätzen und Bemerkungen, Paradoxien, Uebertreibungen, Meisterzügen, Trivialitäten im Soccus und Cothurn, klaren, dämmernden und cimmerischdunkeln Stellen! Und solch einen traurigen Missbrauch machen mehrere unserer geistreichsten Männer, unserer trefflichsten Genies von ihren Talenten! In der That ein merkwürdiger Charakterzug unserer Literatur, der ihr aber leider eben so wenig Vortheil, als denen, von welchen sie ihn erhält, in den Augen unbestochner und an die ächte, edle, klassische Einfalt gewöhnter Leser Ehre bringt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Ingolstadt*, b. Krüll: *Joh. Nep. Gottfr. v. Krenner*, Kurpfalzbaierischen Hofrath u. s. w. *Ueber den Kurpfälzischen Reichsvikariatssprengel.* 1793. 63 S. 4. Die geographisch-politische Bestimmung der Grenzen des Rheinischen Vicariatssprengels ist in den beiden letzten Zwischenreichen nicht bloss theoretisch, sondern vielfältig auch in der Praxis zur Sprache gekommen, und verdiente daher mit Recht eine ausführliche genaue Erörterung. Der Plan der vorliegenden entspricht dem Grade des Bedürfnisses. In den §§ 1—4. wird der Sinn des Ausdruckes in der goldnen Bulle (*in partibus Sueviae et Rheni*) eruirt und darauf §§ 5—14. das Rheinisch-Italienische, in den folgenden §§ aber das Rheinisch-Deutsche Vicariat nach seinem geographischen Umfange erörtert. Die Erzherzoglich-Oesterreichischen, Burgundischen und Chur-Mainzischen Lande und Ostfriesland kommen mit ihren Exemtions-Ansprüchen nach einander vor. Weit länger aber verweilt Hr. v. K. §§ 23—43. bey den Gerechtsamen über die Herzoglich Baierischen Lande. Das Ganze schliesst mit einer kurzen Erörterung der Wirkungen eines illimitirten Appellationsprivilegiums.

In der Ausführung dieses Plans stellt sich die vertrauteste Bekanntschaft des Vf. mit der Vicariatsliteratur und selbst mit den praktischen Präjudicien der Vicaratshofgerichte dar, wiewohl letztere dem Publicum mit der Zeit durch eine von dem Rheinischen Vicariatsassessor Freyherrn *Reichlin von Meldegg* aus den zu Manheim, München und Neuburg zerstreueten Acten gesammelte schätzbare Zusammenstellung aller bey dem Rheinischen Vicariat vorgekommenen factischen Umstände noch mehr bekannt werden dürften. Dagegen scheint aber hin und wieder eine Vorliebe für die Ausdehnung des Gerichtssprengels hindurch, welche der kaltblütigen Untersuchung des *Rechts* geschadet haben mag. Immerhin bleibt es eine sehr verdienstliche Vorbereitung zu der authentischen Interpretation, welche von der gesetzgebenden Gewalt in dieser, so wie in andern Vicariatsmaterien, vor dem Eintritt eines hoffentlich noch weit entfernten neuen Zwischenreichs, zu erwarten steht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. *December* 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in d. Voſs. Buchh.: *Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber.* 1792. 429 S. 8.

Man hat hier und da gegenwärtige Schrift eines ungenannten, ſicher aber nicht unbekannten Vf. für eine fortlaufende, ja für eine leicht zu durchſchauende Ironie ausgegeben, ohne jedoch Gründe für dieſe kecke Behauptung anzuführen. Bey einer aufmerkſamen und wiederholten Lectüre fand Rec. zwar ein paar Stellen, die auf eine ſolche Hypotheſe leiten könnten, allein die Anlage und Ausführung ſo wie der herrſchende Ton des Ganzen, nöthigten ihn endlich, ſie als ganz unſtatthaft zu verwerfen. Freylich iſt in dieſem Buche nichts häufiger, als Behauptungen, die ſo ſehr gegen alle Erfahrung ſtreiten, Paradoxen, die ſo ungeheuer, Vorſchläge, die ſo ganz unausführbar und ſchimäriſch ſind, daſs man ſie ſchwer mit den übrigens ſo hellen Blicken, den Einſichten, der Menſchenkenntniſs und Beurtheilungskraft des Vf. reimen kann; allein dieſer ſcheinbare Widerſpruch iſt keinesweges hinreichend zur Begründung jener Hypotheſe, bey welcher der Vf. überdieſs mehr verlieren, als gewinnen würde. Welcher vernünftige Mann wird wohl, um ein paar Grillen, die ſich von ſelbſt widerlegen, lächerlich zu machen, ein langes Buch ſchreiben, und dazu einen Ton wählen, der die meiſten Leſer nothwendig verführen müſste, den beabſichtigten Scherz gerade für das Gegentheil zu nehmen? Bey der Vorausſetzung, es ſey dem Vf. mit ſeinen Behauptungen und Vorſchlägen Ernſt, erſcheint er doch als ein witziger, geiſtreicher Sonderling, der zur Stütze unhaltbarer Sätze wenigſtens ſehr viel Treffliches und Sinnreiches vorbringt, im entgegengeſetzten Fall aber, als ein höchſt langweiliger, ſchielender Spötter, als ein groſser Neuling in der Kunſt der Compoſition und des Vortrags, der den wahren, der Ironie angemeſſenen, Ton durchaus verfehlt hätte. Jene Hypotheſe hat alſo nichts für ſich, als daſs ſie den ſcheinbaren Widerſpruch hebt, in dem die ſonderbaren, handgreiflich falſchen Sätze von der einen, mit den überall ſichtbaren Spuren des trefflichen Kopfes von der andern Seite ſtehen; allein, wäre dieſs Grund genug zu einem ſolchen Verfahren, welch eine Menge ähnlicher Schriften, deren ernſthafte Richtung und Abſicht durch die unzweydeutigſten Aeuſserungen ihrer Verfaſſer entſchieden iſt, würde dann mit gleichem, ja zum Theil mit gröſserm, Rechte noch für Ironie gelten müſſen!

Der Vf. dieſes Buchs iſt unſtreitig ein denkender, und zugleich ein ſehr witziger Kopf, ein feiner Beobachter, der manchen tiefen Blick in das menſchliche Herz gethan hat, und dabey eine ungemein ausgebreitete Beleſenheit beſitzt: gleichwohl hat er mit alle dem hier ein Werk geliefert, das nicht auf die angenehmſte Weiſe unterhält, das noch weniger belehrt, und welches ganz mit der Aufmerkſamkeit zu leſen, die erfodert wird, den Sinn überall zu faſſen, oder auch nur zu ahnden, wohl ſchwerlich *Viele* die Geduld haben werden. Auch weggeſehen von den paradoxen Behauptungen des Vf. und ſeinen Gründen, — die gröſstentheils dieſen Namen gar nicht verdienen, ſondern künſtlich oder phantaſtiſch zuſammengeſetzte Blendungen von Launen, Einfällen, Anekdoten, So[illegible]nen ſind — iſt ſein Vortrag ſo ſeltſam, ſo dunkel und gedehnt, und regellos, voll Anſpielungen, Abſchweifungen und fremdartiger Einmiſchungen, wovon immer eine in die andre ſich verliert, daſs nicht ſelten der Zuſammenhang ganz verſchwindet, und daſs man mehrere Seiten zwey und dreymal leſen muſs, ehe man die faſt unſichtbaren Fäden, die das Räſonnement, oder richtiger die Phantaſien des Vf. verbinden, auffinden kann; ja ſehr oft iſt dieſs bey aller Anſtrengung dennoch unausführbar, und man muſs einſtweilen im Dunkel weiter tappen, bis ſich wieder ein Lichtſtrahl zeigt, und den Leſer auf den Weg zurückbringt, auf welchem ſich der Vf. von ihm verloren hatte.

Ein zuſammenhängender Auszug aus einem Buche dieſer Art iſt ſchlechterdings unmöglich, indeſs wollen wir doch zur Bequemlichkeit der Leſer einen Verſuch machen, die Hauptideen deſſelben ſo beſtimmt und deutlich, als die von dem Vf. beliebte Einkleidung, der Ausdruck und die Stellung der Gedanken nur verſtatten, auf ein paar Seiten zuſammenzudrängen. Eine ausführliche Prüfung oder Widerlegung ſeiner Paradoxen würde ganz überflüſſig ſeyn: ſobald ſie nur von ihrem witzigen und ſophiſtiſchen Flitterſtaat entkleidet, und in ihrer Nacktheit neben einander geſtellt werden, müſſen ſie ſogleich jedem geſunden Auge als das erſcheinen, was ſie wirklich ſind. Zum Ueberfluſs wiederholen wir jedoch, daſs wir den Werth des Buchs, der in einzelnen feinen und ſcharfſinnigen Bemerkungen und glücklichen Einfällen beſteht, (die leider nur unter einem Schutt von gemeinen, unverſtändlichen, oder auf das wunderlichſte durch einander geworfenen Sachen, zerſtreut und begraben liegen,) keinesweges verkennen.

Erſter Abſchnitt. Formale und Materiale der gegenwärtigen Schrift. S. 1 — 27. Witzige und phantaſtiſche Kreuz- und Querſprünge, aus denen ſich für den unmittelbaren Gegenſtand des Werks nur ſo viel nehmen laſst, daſs der Vf. glaubt, alle bisher gemachten Verſuche zur Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts, wären

ren bloſs deshalb gemiſsglückt, weil man dabey nicht zugleich Rückſicht auf das weibliche Geſchlecht genommen, und dadurch, daſs man demſelben nicht gleichen Antheil an den Staatsgeſchäften eingeräumt, die Hälfte der menſchlichen Kräfte ungekannt, ungebraucht und ungeſchätzt habe ſchlummern laſſen.

Zweyter Abſchnitt. Gibt es auſser dem Unterſchiede des Geſchlechts noch andre zwiſchen Mann und Weib? S. 28 — 74. Der Vf. beantwortet, trotz aller dawider ſtreitenden Erfahrung, dieſe Frage keck und kühn mit *Nein!* Seine Gründe ſind: die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte, (deren klarer Inhalt keines andern, als des Geſchlechtsunterſchiedes, erwähne — in der That ein entſcheidendes Argument!!) und das anatomiſche Meſſer, das, wie der Vf. *meynt*, gleichfalls keine andern Verſchiedenheiten habe entdecken können. Und wenn dem auch ſo wäre, würde nicht, ſchon vermöge dieſer Geſchlechtsverſchiedenheit, das weibliche Geſchlecht im Ganzen, als das ſchwächere, abhängigere betrachtet werden müſſen? — „Was „hätte die Natur veranlaſſen können, fragt der Vf., die „Eine Hälfte ihres höchſten Meiſterſtückes zu beglücken „und zu ehren, die andere dagegen zu verkümmern „und zu vernachläſſigen?" Natürliche Ungleichheit, geringere Stärke etc. iſt ja nicht geradezu Vernachläſſigung — und welche Wirkung kann man überhaupt von einer ſolchen Inſtanz erwarten? Könnte man dieſe Frage nicht auch bey den verſchiedenen Individuen männlichen Geſchlechts aufwerfen, und daraus mit gleichem Fug eine völlige urſprüngliche Gleichheit folgern? Die Erfahrung, daſs das weibliche Geſchlecht im Ganzen kleiner, ſchwächlicher ſey, weniger körperliche Kräfte beſitze, und mehrern Krankheiten unterworfen ſey, iſt, unſerm Vf. zufolge, eine Trugerfahrung, wenigſtens nicht allgemein. Reiſende behaupteten (eine bequeme Art zu citiren!), bey den Peſcherähs *hielten Männer und Weiber gleichen Strich.* So weit muſs der Vf. wandern, um ſeinen Paradoxen auch nur den dürftigſten Anſtrich von Wahrheit zu geben! Auch ſchwächlicher ſey das weibliche Geſchlecht im Ganzen nicht; dieſes bewieſen die harten körperlichen Arbeiten, die es verrichtet. Wer leugnet denn die Kräfte des weibl. Geſchlechts? Man behauptet ja nur, daſs es bey allen ſonſt gleichen Umſtänden, deren weniger beſitze, als das männliche. Einem Elegant oder ſchwächlichen Gelehrten eine derbe Viehmagd entgegen zu ſtellen iſt ein Spaſs, kein Beweis. Die arbeitende Klaſſe kenne keine beſondere Weiberkrankheiten, (der Vf. erkundige ſich danach genauer bey den Aerzten!) Eben ſo wenig Verſchiedenheit ſey in dem Maaſs und der Art der geiſtigen Kräfte der Männer und Weiber. Aus den angeführten Beyſpielen groſser und berühmter Weiber folgt freylich, daſs es den weiblichen Seelen nicht durchaus an groſsen Anlagen fehle; allein was können einzelne Beyſpiele für eine gänzliche Gleichheit der Seelenkräfte aller Art unter beiden Geſchlechtern beweiſen? Wer wird zweifeln, daſs einzelne, ja daſs viele Weiber von Natur groſse Anlage zum Denken, zum Regieren etc. beſaſsen und noch jetzt beſitzen; allein daraus, daſs das ganze weibl. Geſchlecht ſeit mehrern tauſend Jahren unter allen Himmelsſtrichen, bey aller ſonſtigen Verſchiedenheit der Verfaſſung, Sitten, Religion etc. dennoch freywillig oder nothgedrungen (faſt ohne irgend eine Ausnahme) dem männlichen das Regiment und die Wiſſenſchaften überlaſſen hat, ergäbe ſich doch, dächten wir, eine Folgerung, die über ſeine Anlagen im Ganzen und ſeine wahre Hauptbeſtimmung keinen Zweifel mehr übrig läſst.

Dritter Abſchnitt. Woher die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau entſtanden? Rückblick auf die älteſte Zeit. S. 75 — 121. Die Hypotheſe, die der Vf. aufſtellt, dieſe Frage zu beantworten, ohne doch ſeine vermeynte natürliche Gleichheit beider Geſchlechter zu beeinträchtigen, könnte nicht ſonderbarer und mit ſeinen anderweitigen Aeuſserungen mehr im Widerſpruch ſeyn, als ſie wirklich iſt. Schwangerſchaft und Geburt, meynt er, habe dem männlichen Geſchlechte die erſte Gelegenheit gegeben, ſich das weibliche zu unterwerfen. (Wie reimt ſich damit die Behauptung S. 45.? Wenn bey allen Wilden, der urſprünglichen Verfaſſung und Lebensweiſe nähern Völkern und überhaupt noch jetzt bey den arbeitenden Klaſſen, Schwangerſchaften und Geburten im Durchſchnitt ſo leicht ſind, nur durch Nebenumſtände erſchwert, und zu Krankheiten werden, wenn die Schwangern und Gebährerinnen nur wenige Stunden, ja vielleicht nur Augenblicke dadurch in einen ſchwachen, krankhaften Zuſtand verſetzt wurden — wie läſst es ſich denken, daſs dieſe kurzen Zeiträume Veranlaſſung und Mittel zur Unterjochung des ganzen Geſchlechts werden können?) In dieſen Zwiſchenzeiten der Muſse habe ſich das Weib ihr Sklavenſchickſal bereitet: mit der weitern Ausbildung des geſelligen und häuslichen Lebens mehrten ſich die Geſchäfte, und muſsten getheilt werden. Da wählte der Mann die Jagd, das Weib den Haushalt. (Und das wäre ſo ganz zufällig geſchehen? Die Natur hätte nicht ſelbſt beiden Geſchlechtern die verſchiedene Richtung angewieſen, und nicht jedes zu der ihm eigenen Beſtimmung auch auf beſondere Weiſe ausgeſtattet?) Durch die Beſchwerlichkeiten der Jagd, Fiſcherey etc. ſtärkte der Mann nicht nur den Körper, ſondern auch die Seele, indeſs die körperlichen Kräfte des Weibes aus Mangel an Gelegenheit ſich zu üben, immer ſchwächer wurden. (Welch ein arger Widerſpruch mit jener der Wahrheit weit näherkommenden Schilderung von den Mühſeligkeiten und den harten Anſtrengungen, die das weibliche Geſchlecht nicht allein bey Völkern auf den untern Stufen der Cultur, bey Hirten und Ackervölkern, ſondern ſelbſt bey höher cultivirten Nationen über ſich nehmen müſſe! S. 41.) S. 92. macht der Vf. einen ſonderbaren Excurs über die Erfindungen der Weiber. Er vermuthet, daſs Weiber den Ackerbau, die Gartenkunſt, das Hirtenleben, die Viehzucht etc. erfunden: „gewiſs hat das Weib „den erſten Salat zum Wildbraten des Mannes *bewirkt.*" Der ausſchlieſsliche Gebrauch der Waffen, den ſich die Männer anmaſsten, vollendete endlich die Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts.

Vierter Abſchnitt. Nähere Angaben, woher die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau entſtanden iſt? Betreffen neuere Zeit. S. 122 — 184. Was ſich der Mann in ältern Zeiten durch das Schwert errungen hatte, verſicherte er ſich durch die weitere Ausbildung der bürgerlichen

gerlichen und Staatsgesellschaft immer mehr. Zwar gestanden Griechen und Römer den Weibern etwas mehr bürgerliche Rechte zu, als der despotische Orient; allein auch diese doch nur einen dürftigen Theil dessen, was ihnen von Natur eignete und gebührte. Die römische Gesetzgebung und die Adoption derselben in Deutschland wandte dem weiblichen Geschlecht nichts als verhasste Privilegia zu, und erwies ihm den schlechtesten Dienst. (Allein, hatten die Weiber vorher mehr bürgerliche Rechte, mehr Einfluss auf den Staat? Herrschte nicht auch bey den Deutschen der dem Vf. so verhasste Weiberkauf? u. s. w.) S. 139. „Das unrömische „deutsche Weib kam unter das römische Gesetz, und die „deutschen Männer verwickelten sich selbst in das Garn, „womit sie Weiber zu fangen gedachten." Den Einfluss der deutschen Weiber auf die Staatsgeschäfte stellt der Vf. als viel zu wichtig dar, und folgert aus einzelnen, unbestimmten Datis mehr als in ihnen liegt. Die Priesterinnen, eine Vellede etc., hatten schwerlich mehr Selbstständigkeit und persönlichen Einfluss, als die delphischen Priesterinnen, und andere weibliche Organe politischer Orakel. Wie wenig diese Hypothese des Vf. die Sache im Ganzen der Entscheidung auch nur nähere, erhellt schon daraus, dass in den Staaten, wo das römische Gesetzbuch nie Eingang gefunden, die Weiber nicht nur nicht mehr bürgerliche Rechte und Freyheiten, sondern deren offenbar weit weniger haben. Man sehe nur auf England: wo die Weiber der schimpflichen und odiösen Privilegien weit mehr, und der wahren Rechte und Befugnisse weit weniger besitzen, als bey uns. Gegen alle Erfahrung ist der S. 144. hingeworfene Gedanken: „da, wo Gelindigkeit, Mässigung und Einschrän„kung der Regierung statt finde, habe man sie den Wei„bern zu danken: wo *sie* zum Worte kommen, stimme „sich alles zur erlaubten bürgerlichen Freyheit; auch wä„ren sie von Seelen- und Körpers wegen nicht zur des„potischen Herrschaft gemacht." Noch alle Weiber, die wirklich selbst und mit einiger Thätigkeit regiert haben, waren von jeher bis auf den heutigen Tag, die ärgsten Despotinnen. — Ueber die schädlichen Folgen der Vielweiberey sagt der Vf. viel wahres. Ungerechtigkeit des einseitigen Verstossungsrechtes, das dem weiblichen Geschlecht so viel von seiner Würde rauben musste. Die lästigen Privilegien des römischen Rechts sind den Weibern geblieben, dagegen habe man ihnen Vorrechte, die sie durch dasselbe erhielten, entzogen; z. B. die Befreyung von gefänglicher Verhaftung, deren selbst die grössten Verbrecherinnen genossen. Furcht der Männer, von den Weibern unterjocht zu werden, sey die Quelle der den Weibern so schimpflichen und schädlichen Rechtswohlthaten. (Daran könnte wohl etwas Wahres seyn, ohne dass doch deshalb die Männer zu tadeln wären. Sollten diese dem mächtigen Einfluss, den die Weiber nicht allein durch körperliche Reize, sondern auch durch manche geistige Eigenschaften, durch List, Beharrlichkeit etc. so fühlbar auf sie hatten und haben, gar keine Schranken setzen?) Es sind einige richtige Bemerkungen in diesem Abschnitt; allein im Allgemeinen ist das Verhältniss des weiblichen Geschlechts in neuern Zeiten durch die einseitige Betrachtung des Vf. nur wenig aufgeklärt worden. Wie könnte auch *der* etwas Befriedigendes und Erschöpfendes über die Natur einer Frucht sagen, der bey der Untersuchung nicht auf den Grund und Boden, die natürliche Art und Abstammung, sondern bloss auf einzelne zufällige Umstände, die Lage des Stammes, die Modificationen der Wärme und Luft Rücksicht nimmt?

Fünfter Abschnitt. Verbesserungsvorschläge. S. 185 bis 398. Aus dem vorigen ergibt sich, dass der Vf. für ausgemacht und erwiesen annimmt: 1) dass das weibliche Geschlecht im Ganzen im Druck und unter einer schimpflichen und lästigen Abhängigkeit schmachte; 2) dass eine wesentliche Veränderung im Verhältniss beider Geschlechter den Zustand des weiblichen (und den des männlichen zugleich mit) verbessern, und die Menschen überhaupt ihrer Bestimmung näher bringen würde. In diesem Abschnitt theilt er nun seine dahin zielenden Vorschläge und Winke mit. Das weibliche Geschlecht kam um die Menschenrechte ohne seine Schuld, und erwartet noch seine Bürgerrechte von der männlichen Gerechtigkeit und Grossmuth. Der erste Schritt zur Verbesserung aber muss von der Erziehung ausgehn. „Man „erziehe Bürger für den Staat ohne Rücksicht auf den „Geschlechtsunterschied, und überlasse das, was Weiber „als Mütter, als Hausfrauen, wissen müssen, dem beson„dern Unterricht, und alles wird zur Ordnung der Na„tur zurückkehren." Bis ins zwölfte Jahr sollte unter Kindern alles bis auf die Kleidung gleich bleiben, *weil die Natur es so will.* Erziehung, Unterricht, Zeitvertreib können für beide Geschlechter einerley seyn, weil in diesem Zeitraum die Bildung sich mit dem Menschen beschäfftigen, und für die Entwicklung seiner natürlichen und körperlichen Anlagen sorgen soll. In der folgenden Periode, die bey den Mädchen etwa bis zum 16ten, und bey Knaben bis zum 18ten Jahre dauern könnte, müssten beide Geschlechter zu den bürgerlichen Bestimmungen vorbereitet, und auf alles dahin Bezug habende ohne alle Rücksicht auf Geschlechtsunterschied unterrichtet werden: bey dieser *soliden* Einrichtung würden sodann beide Theile mit dem mannbaren Alter ohne Unterschied unbedenklich da hingestellt werden können, wo sie, dem Staate nützlich zu seyn, Anlage zeigten. Auch an der innern Verwaltung und Haushaltung des Staats sollte man das weibliche Geschlecht Theil nehmen lassen. Richter- und Schöppenstühle, Advocaturen sollten den Weibern offen stehn; sie müssten Oekonomen, Finanzbediente, Aerzte, Wundärzte, öffentliche Lehrer auf Schulen und Akademien u. s. w. werden können, als wozu sie sich nicht allein eben so gut, sondern noch weit besser schicken würden, als wir Männer, sobald wir ihnen nur erlaubten, sich dazu zu bilden. Anstatt Gründe für die Ausführbarkeit und den Nutzen dieser Totalreform aufzustellen, hält der Vf. dem weiblichen Geschlecht einen langen Panegyricus voll Hyperbeln und Behauptungen, die meist noch ungleich seltsamer sind, als jene Vorschläge selbst. Die Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, versichert er, werde bey einer solchen Vermischung der Ge-

Geschlechter nicht leiden. Der Genieflug und Kunstfleiss der Weiber stehe dem männlichen nicht nach. Erfanden sie weniger, so fehlte es ihnen bloss an Gelegenheit; sie sind keuscher an Körper und Seele. (Ist diess so ganz wahr? Und wenn auch, ist es nicht grösstentheils Folge ihrer *jetzigen* Lage?) Das Mittelmässige kann bey ihnen gar nicht aufkommen; sie sind grössere Menschenkenner und eben so gross im Lehren als im Erziehen. Männer haben nur *Manieren*, Weiber *Sitten* (?), sie sind aus *Grundsätzen* wohlwollend, nicht wie wir, aus Mitleid. Das Talent, Sprachen zu lehren, ist unter ihnen häufiger. Wir könnten weibliche *Ossiane* haben, wenn wir nur wollten, und „was wäre unsere „*Karschin* geworden, wenn man ihr nicht die Flügel „der Morgenröthe durch den Unterricht in der Mytho„logie beschnitten hätte!" Weiber unterscheiden besser, was bloss trockne, und was brauchbare Kenntniss ist. Männer nehmen *in der Regel* immer gegen, Weiber für sich ein; es gibt keine Wahrheit, die ihr Kopf nicht vertragen könnte; sie sind weniger zum Aberglauben geneigt, als die Männer. Sie sterben *in der Regel alle* philosophisch. Mangel an Verschwiegenheit ist nur eine Unart des weiblichen Pöbels; es gibt unter ihnen so viel wahre Freundinnen, als es wahre Freunde gibt; sie protegiren gemeiniglich nicht Gelehrte, sondern die Gelehrsamkeit (!!), minder eitel als die Männer in dieser Rücksicht, legen sie es mehr auf Weisheit, als auf Gelehrsamkeit an u. s. w. — — Aus solchen theils halbwahren, theils ganz falschen Behauptungen besteht der grösste Theil dieses Abschnitts. Nur wenige von den Vorschlägen des Vf. sind gut und ausführbar, und auf diese hätte billig längst mehr Rücksicht genommen werden sollen. Frauenzimmer hätten längst überall Unterricht im Tanzen, Singen etc. von Personen ihres Geschlechts erhalten, von diesen sich frisiren, das Maass zu Kleidern nehmen lassen sollen u. s. w. — Vom geistlichen und militärischen Stande schweigt der Vf. Unmöglich konnte er diese beiden wichtigen Punkte ganz übergehen; — er wollte sie aber nicht sehen, vermuthlich weil es ihm hier nicht allein an Gründen, sondern selbst an Sophismen fehlte.

Sechster Abschnitt. Nutzanwendung; S. 398 — 429. Nicht das, sondern Wiederholungen aus dem Vorigen, Vertheidigung der Manier, in der das Buch geschrieben ist, Anrede an die Recensenten, Diatribe gegen literarische Anekdotenjäger u. s. w. — Schwerlich würden wir uns bey diesem nur seltsamen Werk eines vortrefflichen Kopfs so lange verweilt haben, wenn man es nicht in mehrern kritischen Blättern, und häufig in neuen Schriften: als ein Meisterstück, als einen Schatz von Lebensweisheit und gesunder Vernunft angepriesen, und einem unpartheyischen Beurtheiler es um so mehr zur Pflicht gemacht hätte, dem Pseudoheiligen seinen falschen Nimbus abzunehmen. Wir haben es schon oben gesagt, und wiederholen es noch einmal: bey allen seinen grossen und unverzeihlichen Fehlern konnte das Buch doch nur von einem Manne von ungemeinen Talenten geschrieben werden, und leider scheint die deutsche Literatur vorzüglich zu einem Reichthum an Producten verdammt zu seyn, deren Verfasser darin nur eben so viel von ihren Anlagen und Genie blicken lassen, als nöthig ist, um den Lesern den Verdruss über ihren Verlust an Zeit und Geld doppelt empfindlich, und ihnen recht fühlbar zu machen, mit welcher leichten Mühe der Mann, von dessen Tafel sie jetzt hungrig und getäuscht aufstehen, sie auf das beste hätte bewirthen können. — Wir schliessen diese Anzeige mit einer kleinen Probe des verworrnen, buntkrausen Vortrags, des oft sehr gesuchten Witzes, und des Haschens nach Anspielungen und Anekdoten; sollten diese auch gleich noch so wenig zur Sache dienen, und den Gegenstand durch die Zerstreuung der Aufmerksamkeit mehr verdunkeln, als erläutern. S. 85. „Darf ich mir ein für al„lemal die Erlaubniss auswirken, rückblicken zu dürfen, „ohne von irgend einer kritischen Feder das Schicksal „von Loths Weibe zu befürchten zu haben? Zum Fi„schefangen und Vogelstellen hat jeder Mensch noch im„mer einen so besondern Hang, dass gereimte und un„gereimte Warnungstafeln aushängen müssen, um den „Menschen von diesen Urbeschäftigungen abzuleiten, und „ihn bey den erweiterten und verzärtelten Bedürfnissen „zu andern nothwendig gewordenen künstlichen Nah„rungsquellen zu gewöhnen. Der bekannte St. Evre„mont war bis an sein Ende wohlbestallter Entenhüter „zu St. James; jener Schweizer in Frankreich erbat sich „die Anwartschaft auf die Hofstelle des Rhinoceros — „jener Gelehrte bey dem Hofe Friedrichs II den vacant„gewordenen Atheistenplatz; und zu wie vielen Rhino„ceros- und Atheistenposten müssen sich Menschen nicht „herablassen, um ihr tägliches Brod, nach der heutigen „Auslegung, zu erreichen, wovon der Vogelsteller und „Fischfänger kein lebendiges Wort wusste, keinen Traum „oder todten Gedanken kannte! Ob Jäger Esau auch ein „Fischfänger gewesen, ist nicht bemerkt, und die Her„ren Juristen würden ohne Zweifel einen artigen Fang „machen, wenn es *ausgemittelt* wäre (ein Lieblingswort „dieser Herren, die doch so oft *zweckreich* und *mittelarm* „zu seyn pflegen), dass der Fischfang schon in den äl„testen Zeiten unter der Jagd begriffen gewesen sey. „Warum das weibliche Geschlecht sich nicht die *blutarme* „Fischerey zugeeignet habe, um dem nach Blut dürsten„den Manne das Wild zu überlassen, ist eine Frage, die „sich bey dieser Gelegenheit von selbst aufwirft u. s. w." — — So konterbunt stäubt und fleugt in diesem Buche alles durch einander!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. December 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck: *Darstellung der Visitation des Kaiserl. und Reichskammergerichts nach Gesetzen und Herkommen*, von G. H. von Berg. 1794. 404 S. nebst 9 Beylagen. 46 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es fehlt nicht an Abhandlungen über die kammergerichtliche Visitationen: die Geschichte derselben, besonders die der ordentlichen Visitationen, ist durch eine 1792 erschienene Abhandlung des Freyherrn *von Ompteda* vortrefflich ins Licht gesetzt worden; und über die Beschaffenheit und Verrichtungen der vormaligen Visitationen finden sich unter andern in Ziegesar *de Visit. jud. cam.* in Nettelbla's *abgefodertem Bericht*, und in Balemann's *Anmerkungen über die Visitationsschlüsse*, sehr brauchbare Nachrichten. Aber es fehlte doch noch an einer solchen systematischen Darstellung, welche die Geschichte der vorherigen Visitationen, und die dabey angenommene Verfahrungsart, mit den bey der letzten so merkwürdigen ausserordentlichen Visitation vorgekommenen Ereignissen, ingleichen mit den neuen Reichstagsverhandlungen, und gemachten mannichfaltigen Vorschlägen zur Wiederherstellung der ordentlichen Visitation vereinigte, und daher zugleich als ein möglichst vollständiges Repertorium über die verschiedenen Fragen und Streitpunkte, die in Ansehung der Visitation vorkommen können, zu gebrauchen wäre. Diesen Endzweck hat der Vf. gegenwärtiger Schrift ganz gut erreicht. Er hatte (wie er in der Vorrede anführt,) Gelegenheit, die Abstimmungen mehrerer Reichsstände über diesen Gegenstand zu benutzen, und dadurch einen gewissen Grad der Vollständigkeit zu erreichen. Seine Arbeit wird daher auch dem Geschäftsmann brauchbar, der hier einen systematischen Auszug aus den Reichstagsprotocollen, und eine Zusammenstellung der darin enthaltenen Grundsätze und Meynungen mit den bisherigen gesetzlichen Verfügungen erhält. Ob dieser Auszug allenthalben vollständig sey, wird sich dann erst zuverlässig selbst beurtheilen lassen, wenn der Freyherr von Ompteda, seinem Versprechen gemäss, die sämmtlichen neuerlichen Verhandlungen des Reichstags in dieser Sache, als den 2ten Theil seines obgedachten Werks, durch den Druck bekannt gemacht haben wird. Die gegenwärtige Abhandlung wird zwar viel von ihrem Interesse verlieren, wenn die darin *pro et contra* erörterte Fragen gesetzlich entschieden seyn werden; diese Entscheidung ist aber noch weit aussehend, und daher dem Vf. um so weniger zu verargen, dass er das Publicum mit den dahin gehörigen Gegenständen bekannt macht, und dadurch die Wiederherstellung der Visitation zu befördern sucht. Die Methode des Vf. ist sehr systematisch. Er hat 4 *Abtheilungen* gemacht, wovon die 1te die Geschichte und rechtliche Grundbegriffe der Visitation; die 2te, die Gegenstände desselben; die 3te, die dabey eintretende Pflichten und Rechte des Kaisers und der Reichsstände; die 4te, die Verfahrungsart vor und bey derselben, enthält. Jede Abtheilung ist wieder in verschiedene Abschnitte und Hauptstücke abgesondert. Bey der Geschichte ist der Vf. ganz kurz gewesen, und hat solche auf 30 S. zusammengefasst, vermuthlich, weil die erwähnte Abhandlung des Freyherrn von Ompteda, welche er auch häufig anführt, in diesem Stück schon alles geleistet hatte. Desto ausführlicher ist er in den übrigen Theilen. Wir wollen hier nur die zweifelhaften Fragen berühren, welche der Vf. aus den Vorgängen der letzten Visitation, und aus den neuen Reichstagshandlungen erläutert. 1) Das kaiserl. Seits ausschliesslich behauptete *Strafrecht über das Kammergerichtspersonale*, wenn es, neben der Amtsentsetzung, auf eine Ehren-, Leibes- oder Lebensstrafe ankommt, — beruhet zwar nicht auf einem rechtlichen Herkommen, und hat sogar den Vorgang bey der letzten Visitation wider sich, wo ein Assessor durch ein Visitationsdecret seiner Ehre verlustig erklärt ward. Der Vf. bemerkt aber (S. 85.) mit Recht, dass selbst in dem Zweck der Visitation auffallende Gründe liegen, welche ihren Auftrag zu peinlichen Inquisitionen zweifelhaft machen. Er berührt die, bey der neuesten Reichstagsberathschlagung gemachten Vorschläge, um diesem Gegenstand eine genauere gesetzliche Bestimmung zu geben. In Ansehung des Kammerrichters und der Präsidenten hat der kaiserl. Hof noch stärkere Gründe für sich, selbst wenn es nur um die Dienstentsetzung zu thun ist (S. 90 u. f.). Bey diesen scheint die dem höchsten Reichsoberhaupt schuldige Devotion zu erfodern, dass zwar die sich ergebenden Mängel von der Visitation untersucht, jedoch darüber dem Kaiser Bericht erstattet und die Verfügung demselben überlassen werde. Nächst diesem sind noch folgende Gegenstände; welche, wenn die betriebene Wiederherstellung der Visitation einen gedeihlichen Erfolg haben soll, entweder durch gesetzliche Vorschrift, oder durch gütliche Uebereinkunft, vor allen Dingen zu bestimmen seyn dürften: 2) *Die Visitation der Kanzley*, und dabey stattfindende Concurrenz des Reichserzkanzlers; 3) *die Rechte der Visitation in Ansehung fremder nicht zum Kammergericht gehörigen Personen*, welche in ein Vergehen einer Kameralperson verwickelt sind; 4) *die Art und Weise der Theilnahme der kaiserl. Commissarien an den Visitationsgeschäften*; 5) *die Kurmainzischen Rechte bey der Visitation*; 6) *die Kursächsischen Rechte in Ansehung*

hung des Reichserzmarschallamts; 7) *das Ceremoniell zwischen den Visitatoren und dem Kammergericht.* Diese streitigen Punkte sind in der Kurmainzischen Note, die Widerherstellung der ordentlichen Visitationen betreffend, nicht erwähnt, und konnten darin zum Theil ihrer Natur nach nicht erwähnt werden. Der Vf. handelt besonders sehr ausführlich von dem behaupteten *kaiserl. Ratificationsrecht* der Visitationsschlüsse (S. 193—221.) und leugnet solches aus ganz triftigen Gründen, in Ansehung der *Visitations- und Justizgeschäfte*, lässt es aber bey den eigentlichen *Deputationsgeschäften* statt finden, so viel die in die Gesetzgebung einschlagenden provisorischen Vorkehrungen, die Erledigung der *dubiorum cameralium*, wie auch die Billigung oder Abänderung der gemeinen Bescheide betrifft, nicht aber in Ansehung der Vorschläge und Gutachten, über Verbesserung der kammergerichtlichen Verfassung, welche dem unter seinem Oberhaupt versammelten Reiche vorgelegt werden sollen. Eben so kann auch, bey einer Stimmengleichheit unter den Visitatoren, der kaiserl. Commission ein *Votum decisivum*, ohne Verletzung der Reichsgesetzmäsigen Religionsgleichheit, nicht zugesprochen werden. *Ob aber der Visitationsconsess selbst provisorische Verordnungen machen könne?* scheint, so sehr solches auch dem Sinn der Reichsgesetze gemäss ist, durch die meisten bisherigen Abstimmungen am Reichstage in Zweifel gestellt zu seyn. (S. 130.) In Ansehung der *Revisionen* sind verschiedene Fragen in der gedachten Kurmainzischen Note neuerlich aufgeworfen und in einigen von dem Vf. angeführten Abstimmungen erörtert worden: 1) *Ob auf nova in der Revisionsinstanz Rücksicht zu nehmen sey?* (S. 166.) 2) *Ob der Revisionslibell allemal nothwendig sey?* (S. 167.) 3) *Wie viel Revisoren zur Vornahme einer Sache erfodert werden?* (S. 169.) 4) *Wie es im Fall einer Stimmengleichheit zu halten?* (S. 170.) 5) *Wenn der Revise der Succumbenzgelder verlustig seyn solle?* (S. 17?.) 6) *Wohin diese Gelder zu verwenden?* (S. 174.) 7) *Ob gegen ein Revisionsurtheil*, wenn dadurch das vorige Urtheil reformirt wird, *noch weitere Rechtsmittel stattfinden sollen?* (S. 175.) 8) *Ob dem Kammergericht* nicht nur *die Instruirung des Revisionsprocesses*, nemlich die Eröffnung der Revisionslibelle, und die Mittheilung derselben an die Revisen unter einem zur Beantwortung bestimmten Termine, — sondern *auch wie die Bestimmung der Succumbenzgelder für immer aufzutragen sey?* (S. 315.) Dieser letztere Vorschlag scheint bey den mehresten Ständen keinen Beyfall gefunden zu haben. Bey der 1ten, 6ten und 7ten Frage sind die Meynungen noch ziemlich getheilt. Bey den übrigen gehen die mehresten Stimmen dahin, dass ad 2) der Revisionslibell nur dann nöthig sey, wenn das Urtheil mehrere Punkte enthalte; ad 3) wenigstens 8 *Revisores* erfoderlich wären; ad 4) nach dem Beyspiel der Münsterischen Erbmännersachen das Urthel für confirmirt zu achten sey; ad 5) der Verlust der Succumbenzgelder nicht stattfinde, wenn das Urthel nur zum Theil bestätigt, oder wegen der Stimmengleichheit für bestätigt angesehen werde. Auch über die *Ordnung, in welcher die Revisionssachen vorzunehmen*, ist am Reichstage berathschlagt, und sind darüber in den bisherigen Abstimmungen verschiedene Vorschläge gemacht worden. (S. 374.) Bey den *Pflichten und Rechten der Reichsstände in Ansehung der Visitation*, verbreitet sich der Vf. hauptsächlich über die *Deputationsschemata*, (S. 232 u. f.) die Erfodernisse und Schwierigkeiten derselben, vorzüglich wegen der Grafenirrungen. Er theilt in den Beylagen Nr. 7 u. 8. zwey für dieselbe verfasste Entwürfe mit, worin die Zahl von 14 Ständen angenommen ist, als welche in den meisten bisherigen Abstimmungen am Reichstage beliebt worden. Für die *Westphälischen Grafen* ist in dem Entwurf Nr. 8. die Auskunft getroffen, dass der katholische Theil derselben mit dem Schwäbischen, der evangelische Theil mit dem Wetterauischen und Fränkischen Collegio abwechsele, jedoch so, dass diese Religionstheile nur als ein halbes Collegium betrachtet und nach diesem Maasstabe zur Abwechselung gezogen werden. (S. 244.) Dieser letzte Entwurf ist nach den am Reichstage in den meisten Abstimmungen bisher angenommenen Grundsätzen, so viel möglich eingerichtet; denn alle Foderungen können schwerlich befriedigt werden. Die Beylage Nr. 9. ist ein dem Vf. während des Abdrucks seiner Schrift mitgetheilter ähnlicher Entwurf, wie alle Reichsstände nach einander zu den ordentlichen Kammergerichtsvisitationen zu berufen seyn möchten, nur auf katholischer Seite nach Verschiedenheit der Voraussetzung, *ob Kurmainz einer jeden Visitation mit oder ohne Sitz und Stimme beywohnen solle?* — Die übrigen Beylagen Nr. 1 — 6. enthalten einige noch nicht durch den Druck bekannte Urkunden in Betreff des Strafrechts der Visitation, und der Theilnahme der kaiserl. Commissarien an den Visitationsschlüssen. S. 158. will der Vf. denjenigen zur *Revision* nicht zulassen, welcher die Gültigkeit des Urthels durch gesuchte Abänderung desselben, wegen neuaufgefundener Beweise, (d. i. *durch Einwendung des Restitutionsmittels*) anerkannt habe. Diess war ehedem die Meynung des Kammergerichts nach dem Gemeinbescheid vom 17. Jul. 1760 welcher aber durch den Visitationsschluss vom 6. May 1768 aufgehoben worden. S. 159. heisst es: „das Kammergericht erkennt in gewisser Hinsicht selbst über die *Materialien*" (der *Revision*) Diess kann aber nur von der Cautionsbestimmung gelten, oder von der Befreyung davon, wenn es offenbar keine *causa revisibilis* ist; und dieser Fall gehört doch eigentlich zu den *Formalien.*

Wien, Freyburg, Prag: *Rieggeriana.* Erstes Bändchen. 1792. 187 S. 8.

Sind Materialien, und zwar lauter ächte zu Rieggers Biographie. Die Resultate daraus wollen wir hier kurz zusammenstellen. — *Joseph Anton Stephan von Riegger*, dessen berühmter Vater im J. 1764 in den Ritterstand erhoben wurde, ward am 13. Febr. 1742 geboren. Von Jugend auf bewies er eine hervorstechende Neigung zu den Wissenschaften; gab schon in Jünglingsjahren einige philologische und philosophische Schriften heraus, und unterhielt mit mehrern berühmten Männern, unter andern, Gottsched, gelehrten Briefwechsel. Nach vollendeten Schuljahren widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit, legte sich vorzüglich auf das Kirchenrecht,

schrieb

schrieb noch als Student einige in dieses einschlagende, mit Beyfall aufgenommene, Schriften, vernachläsigte aber doch die schönen Wissenschaften dabey nicht, sondern verfasste deutsche, lateinische und französische Gedichte, übersetzte und schrieb Komödien. — Sehr bald nach geendigter akademischer Laufbahn ward er als ordentlicher Lehrer des Kirchenrechts am Theresianum zu Wien angestellt, lehrte auch hier mit vielem Beyfall, blieb aber nicht lange, sondern folgte schon 1756 dem an ihn ergangenen Rufe zum öffentlichen Lehrer der Rechte auf der Freyburger Universität im Breisgau. Sein neues Lehramt eröffnete er mit einer noch jetzt lesenswerthen, hier ganz abgedruckten, Einleitungsrede, in welcher er, ohne die Nothwendigkeit des Studiums der lateinischen Sprache zu misskennen, dem Gebrauche der deutschen Sprache in rechtlichen mündlichen und schriftlichen Vorträgen mächtig das Wort redete. Ueberhaupt aber erfüllte er seine Pflichten so treu und emsig, dass er 1768 den Titel eines k. k. Raths, das Directorat des akademischen Gymnasiums, und zugleich die Kanzleydirection bey der Universität erhielt; auch im folgenden Jahre als wirklicher Regierungs- und Kammerrath mit Beybehaltung seines Lehramtes angestellt, und wiederholt durch Besoldungsvermehrungen unterstützt; hierauf 1771 nach Wien als Supernumerarprofessor bey der juristischen Facultät berufen, schon 1772 aber auf sein Gesuch in seine vorigen Aemter zu Freyburg zurückversetzt, endlich aber 1778 in Prag als Lehrer des deutschen und allgemeinen Staatsrechts, und als wirklich königl. böhmischer Gubernialrath, mit einem Gehalt von 2000 fl. angestellt wurde. Bis hieher nur reichen die hier gelieferte Materialien. — Nach einigen Aeusserungen des Herausgebers, noch mehr aber nach zweyen hier eingerückten Briefen des Hn. von Riegger selbst lebt dieser jetzt unter dem Druck einer verfolgenden Kabale äusserst unglücklich. Sehr interessant mithin müsste es seyn, wenn die zur unglücklichen Epoche seines Lebens gehörigen Materialien mit eben dem Fleisse und eben der Vollständigkeit gesammelt würden, mit welchen hier die zu seiner glücklichen Lebensepoche gehörigen zusammengetragen sind. — Bey einem Manne von so ausgezeichneten Talenten, von so rastloser Thätigkeit und so entschiedenen Verdiensten um die Gelehrsamkeit, wie Riegger ist, lohnt sich eine solche Mühe doppelt, und Pflicht für jeden Biedern, dem Gelegenheit sich darzu darbietet, ist es, die ungerechten Verfolger, und den unschuldig Verfolgten dem Publicum zur Warnung und Nachahmung in ihrem wahren Lichte vorzustellen. — —

KINDERSCHRIFTEN.

1) Halle, b. Gebauer: *Der Mädchenspiegel* oder *Lesebuch für Töchter in Land- und Stadtschulen* ganz nach dem von Rochowschen eingerichtet von *J. G. Reinhardt.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1794. 282 S. gr. 8. (8 gr.)

Erfurt, b. Keyser: *Lehren und Ermahnungen über die gute Anwendung der Jünglingsjahre* in dem letzten Unterrichte eines Schullehrers an diejenigen Kinder, welche aus der Schule und dem Kindesalter in die Jünglingsjahre und Welt übergehen. — Herausgegeben von *J. Ch. Wolframm*, Schullehrer zu Stedten bey Krannichfeldt im Herzogthum Gotha. *Erstes Bändchen.* Mit einer Vorrede vom Hn. Hofcollaborator *Gebhardt* zu Gotha. 1794. XLVI und 240 S. gr. 8. (8 gr.)

Wir brauchen nichts zum Vortheil des *Mädchenspiegels* zu sagen, dessen erste Ausgabe 1791 schon verdienten Beyfall erhielt, den der Vf. durch die in der neuen Auflage angebrachten Verbesserungen und Zusätze noch ferner zu erhalten verdient. Die neuen Zusätze sind meist wirthschaftlichen Inhalts, und aus Germershausens *Hausmutter* entlehnt, aber vom Vf. nach seinen Zwecken bearbeitet, z. B. Nr. 140. die verschiednen Köchinnen. 170. Mohnöl. 171. Wäsche mit der Wäschtafel 177. 172. Wie und womit man die Flecken aus der Wäsche bringt. 173. Vorsicht beym Einkauf und Gebrauch verschiedner Gewürze. 174. Die verschimmelten Pflaumen. Ausserdem haben wir noch als neu hinzugekommen bemerkt Nr. 161. ein Wort für Mütter, und das angehängte Einmal Eins. Mancher Land- und Stadtschullehrer, der eine grosse Schaar junger Leute in den engen Raum der Schulstube einpresst, möchte sich gesagt seyn lassen: was S. 30. steht: dass man Kinder in der schönen offnen Natur *eben so gut und oft noch besser als in der Schule* (Schulstube) *selbst* unterrichten könne!

Die Bestimmung des Wolframmschen Lesebuchs ist auf dem ausführlichen Titel hinlänglich bezeichnet. Es soll ein Handbuch für junge Leute, besonders der niedern Stände, werden, welche der Vormundschaft der Lehrer und Erzieher entlassen worden, ungefähr das, was Campens Theophron und väterlicher Rath für die gesittetern Stände ist. Der Vf. hat einen fortlaufenden, zusammenhängenden Vortrag, der nur in einzelne Lehrstunden als eben so viele Ruhepunkte vertheilt ist, gewählt, um die heranwachsende Jugend allmählich an diese Form zu gewöhnen. Auch hat er dem tändelnden, durch Beyspiele, Geschichten und Fabeln lehrenden Vortrage den wissenschaftlichen, obwohl populären, vorgezogen, der allerdings dem reifenden Jünglingsalter angemessen ist, aber doch nur solchen Jünglingen oder gar Jungfrauen unter den niedern Ständen ganz behagen wird, die einen so zweckmässigen Schulunterricht als die Zöglinge des Hn. Wolframm erhalten haben. Den Vf. leitete bey seinem fortbildenden Unterrichte der so richtige Gedanke: der Mensch soll selbst denken, seinen eignen Verstand brauchen, sein eigner Freund, Rathgeber, Führer, Herr und Versorger werden! Zu dieser Selbstständigkeit soll ihn denn das Lesebuch vorbereiten und anführen, dessen erster Theil sich vorzüglich mit der formalen Bildung des Verstandes beschäftigt und zugleich zeigt, wie man den Verstand *auf sich selbst* anwenden, d. h. nach richtigen, klaren und deutlichen Begriffen denken, reden und handeln solle. Der zweyte Theil soll von der Anwendung des Verstandes auf andre Menschen, also über den Umgang mit Menschen, handeln.

Der vom Vf. angegebne Zweck, das Selbstdenken durch seine Jugendschrift zu wecken und zu befördern, veranlasste den Vorredner, der schon sonst als ein denkender Kopf bekannt ist, die Frage zu erörtern: *wie die Aufklärung in Volksschulen befördert werden könne.* Um aber diese Aufgabe zu lösen, musste er zur Entwicklung des so schwankenden Begriffs von *Aufklärung* selbst zurückgehen, aus welcher wir das Wesentlichste ausheben wollen. Da die Aufklärung eine allgemeine Angelegenheit aller Menschen ist, so muss sie sich auf etwas beziehen, was für alle gleiche Wichtigkeit hat, d. h. was (wir würden hinzusetzen: und in sofern es) mit dem Recht der Natur, der Sittenlehre und Religion im Zusammenhang steht. Aufklärung hat daher der Selbstdenker, der unabhängig und vorurtheilsfrey (folglich wahr und richtig) über Gegenstände denkt, die für Jedermann gleichen Werth haben und haben sollen; oder: *Aufklärung ist vorurtheilfreyes und richtiges Selbstdenken über moralische Gegenstände.* (Dem Geist nach kommt diese Erklärung ziemlich überein mit *Meiners* historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters. B. 3. S. 469. wahre Aufklärung besteht in einer solchen Kenntnifs der Natur und ihres Urhebers, in einer solchen Kenntnifs des Menschen und seiner Verhältnisse, wodurch diejenigen, welche sie besitzen, gegen Aberglauben und Schwärmerey eben sowohl als gegen Unglauben: gegen Despotismus wie gegen Anarchie und Zügellosigkeit bewahrt oder davon befreyt, und über ihre wahre Bestimmung und Glückseligkeit, über ihre Pflichten und Rechte, unterrichtet werden.)

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Neue Bildergallerie für junge Söhne und Töchter* zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus *dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten, und des gemeinen Lebens.* Ihro Kön. Hoh. d. Prinzessin Auguste von Preussen zugeeignet. Mit 151 Abbildungen (auf XXVIII Tafeln). 1794. 468 S. 8.

Die Figuren dieser Bildergallerie sind eben nicht schlecht oder nachläsig gearbeitet; aber doch etwas hart und steif, sie hätten, aus bekannten Gründen, natürlicher und gefälliger seyn sollen. Unbrauchbar sind sie nicht. Im Texte werden die einzelnen oben angezeigten, Materien nach Anleitung der abwechselnd vermischten Figuren abgehandelt, so, dass junge Leute nicht nur eine geschmackvolle Unterhaltung, sondern auch vielfache Belehrung, und sogar sehr richtige Fingerzeige auf höhere Gesichtspunkte darin finden können. Ausser den Naturproducten werden auch Völkerschaften, Alterthümer, Unterschied der Stände u. dgl. erklärt. Dass hie und da einiges zu erinnern und zu berichtigen vorkommt, wie die gar zu herabwürdigende Schilderung der Chinesen, und die allzugünstige der Einwohner von Taheiti, thut der Brauchbarkeit und Güte des Ganzen keinen Eintrag; nur hätten mehrere Druckfehler, wie Sumpflanze statt Sinnpflanze, bonaischer Stein statt bononischer Stein, vermieden, und Fig. 140. kein Aesculap statt des Hercules abgebildet werden sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig: Ueber das fehlende Brustbein:* ein Programm — von D. *W. R. C. Wiedemann.* 1794. 8. — Durch diese Schrift hat Hr. *W.* seinen Antritt der ihm neuerlich verliehenen Lehrstelle bey dem anatomisch-chirurgischen Theater zu Braunschweig und den Anfang seiner Vorlesungen angekündigt. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Nutzen, welchen die Anatomie und Physiologie aus dem Studium der Abweichung vom natürlichen Bau des Körpers schöpfen kann, erwähnt Hr. *W.* etlicher Beobachtungen eines Lochs oder einer Lücke im mittleren oder auch im unteren Theil des Brustbeins, und beschreibt sodann einen, ihm in Carmarthenshire auf einer Reise nach Süd-Wallis vorgekommenen, Fall eines übrigens gesunden, etwas über ein Jahr alten, Kindes, bey welchem das Brustbein fehlte. Der Griff des Brustbeins war da, und an denselben befestigte sich, wie gewöhnlich, das Schlüsselbein und die erste Rippe. Der untere Rand desselben war glatt anzufühlen; der Körper dieses Knochens, und folglich auch das knorplichte Ende, fehlte; die übrigen wahren Rippen waren an ihren vorderen Enden nicht einmal durch Knorpel unter einander befestigt. Bey dem Athmen bewegten sich die Rippen stark auf- und abwärts und die vorderen Enden derselben auch etwas vor- und rückwärts. Das Herz hob durch seinen Anschlag die äussern Bedeckungen hoch auf: drückte man die Hand auf diese Stelle, so schien das Kind Beklemmung zu haben; der Athem ward kürzer und die Gesichtsfarbe röther. Hr. *W.* erinnert sich dabey eines ähnlichen Falls, welchen er an einem lebenden Kinde in Hn. Hofr. *Loders* anatomischen Vorlesungen zu Jena gesehen hat; bey diesem aber war eigentlich nur eine grosse Lücke des Brustbeins da, durch welche das Herz die äussern Bedeckungen in die Höhe trieb, und an deren Rande man ein schmales Stück des Knochens, woran sich die Rippenknorpel befestigten, fühlen konnte; die Rippen zeigten daher auch beym stärksten Athemholen keine ungewöhnliche Beweglichkeit. Am Ende der Abhandlung fügt Hr. *W.* einige Folgerungen über die Anlage der benachbarten Muskeln und verschiedene Vermuthungen über die Entstehung solcher Fehler in der Bildung hinzu. — Aus der Art des Vortrags in dieser kleinen Schrift, so wie aus den darin vorkommenden physiologischen Bemerkungen, lässt sich leicht vorher sagen, dass Hr. *W.* die Stelle seines würdigen Vorgängers, Hn. *Hildebrands*, mit Ruhm und Nutzen bekleiden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. December 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Vofs: *St. Swinton's* Esq. *Reifen nach Norwegen, Dänmark* (Dänemark) *und Rufsland* in den Jahren 1788, 1789, 1790 und 1791. Aus dem Englifchen überfetzt und mit einigen Anmerkungen verfehen von *Friedr. Gottl. Canzler*, der Weltweisheit Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. 1793. VIII und 332 S, 8. mit einem Titelkupfer, welches die Statue Peters des Grofsen darftellt.

Das Original diefer Reifebefchreibung kam zu London 1792 heraus, und erfcheint hier in einer etwas abgekürzten Ueberfetzung. Hauptftücke, welche aus andern Quellen beffer und richtiger bekannt waren, hat der Ueberfetzer ganz weggelaffen, und andere beträchtlich kürzer gefafst. Er fürchtet felbft, dafs er noch zu viel beybehalten habe; und wir find allerdings diefer Meynung. Nicht, als ob die Reife, für ein Lefebuch, nicht unterhaltend genug befchrieben wäre; wohl aber, weil es, bey der erftaunenden Menge ftatiftifcher und hiftorifcher Schriften, für den Kunftverftändigen, der ein Original in unfere Sprache überträgt, doppelte Pflicht wird, mit der Zeit des Publicums, für welches er zunächft arbeitet, zu geizen, und fie nicht zu nöthigen, ganze Bogen durchzulefen, ehe fie einen einzigen Perioden finden, der etwas wirklich wiffenswerthes enthält. Was diefe Schrift eigenthümliches enthält, genauere Betrachtungen über Sitten und gefellfchaftliches Leben der Ruffen, die der Vf. vom October 1788 bis zum März 1791 in und um Petersburg zu beobachten Gelegenheit hatte, und, wenn man will, einige hiftorifche Nachrichten von dem kurzen Kriege zwifchen Rufsland und Schweden im J. 1788 und den folgenden Jahren — würde höchftens fechs Bogen in einem kernhaften Auszuge angefüllt haben; alles übrige ift fo unvollkommen, oberflächlich, und zum Theil unrichtig, dafs wir den Länderbefchreiber fehr bedauern müffen, der fich unfern Vf. zum Führer wählen wollte. Auch felbft jener beffere Theil der Schrift hat noch fehr beträchtliche Mängel. Man findet hin und wieder Nachrichten, welche im Widerfpruche mit andern, die von geprüften Gewährsmännern herrühren, billig bey Seite gefetzt werden; und an andern Stellen gibt der Vf. fo deutliche Spuren von Eilfertigkeit und Mangel an Vorbereitungskenntniffen, dafs man ihm wohl ohne die gröfste Behutfamkeit und mit Anwendung der fchärfften Kritik Glauben beymeffen darf.

Einige offenbare Unrichtigkeiten und feichte Urtheile hat der Ueberf. in feinen Anmerkungen berichtigt. Er gefteht felbft, dafs noch viele Urtheile zu berichtigen übrig wären, wenn er feine Begriffe und Vorftellungen von Sachen hier hätte *auskramen* wollen. Thatfachen wenigftens follte ein fachverftändiger Ueberfetzer doch immer mit andern bekannten Quellen vergleichen, um nicht fich der Ausbreitung falfcher Sätze mitfchuldig zu machen. Wie weit der Ueberf. diefe Pflicht erfüllt habe, und wie weit mehrere Nachläffigkeiten in der Ueberfetzung und Rechtfchreibung auf die Entfernung des Druckorts zu fchieben find, wollen wir ihm felbft zu beftimmen überlaffen. Nur als Beyfpiele von Stellen, wo fich in der Ueberfetzung *grobe* Irrthümer oder Fehler, welches man will, finden, nennen wir: die Infell *Ween* ftatt *Hveen; Mönen* ftatt *Möen; Dracor* auf Amak ftatt *Dragöe;* dafs Dänemark, die wenigen indifchen Waarenartikel abgerechnet, durch nichts feine Ausfuhr oder Einfuhr feit den letzten 200 Jahren vermehrt habe; dafs in Norwegen jeder bewohnbare Theil des Landes voll Menfchen fchwärme; dafs die Bevölkerung von Island jemals eine halbe Million betragen habe, mit einer Menge anderer Auffchneidereyen aber den ehemaligen Glanz der Isländer, welche der Vf. von Hn. *Thorkelin* erfahren haben will (woher der Ueberf. feine Nachricht von einer im J. 1783 vorgenommenen Zählung habe, wiffen wir nicht); dafs die dänifchen Häufer im Allgemeinen von Holz gebauet werden, da man blofs in den Städten eine verhältnifsmäfsige Anzahl Häufer von gebrannten Steinen finde.

Ueberhaupt find die Nachrichten des Vf. von Dänemark und Norwegen, die etwa 64 Seiten einnehmen, fo äufserft geringfügig, dafs fie gewifs nicht verdient hätten, überfetzt zu werden. Wir haben nur drey intereffante Stellen darin gefunden, die Schilderung des Profpects des Oerefundes, die Bemerkungen über die Fröhlichkeit und Mufikliebe der Norweger, welche letztere jedoch ohne Zweifel etwas zu ftark gemacht wird, und eine Nachricht von den fo vorzüglichen Norwegifchen Böten. Wie die Fragmente des Vf. über die ältere nordifche Gefchichte befchaffen feyn müffen, kann man fich leicht vorftellen. Von dem Kronprinzen rühmt er mit Recht eine wahrhaft liberale Denkungsart. Er fügt fogar hinzu: „Es fey, nach den Schritten, welche er be„reits gethan habe, zu hoffen, dafs die Unterthanen nicht „blofs jene temporäre Erleichterung der Bürde, welche „felbft in den defpotifchen Staaten eine milde Regie„rungsart verfchafft, erfahren und geniefsen werden, „fondern dafs auch, während Er das Staatsruder führe, „der Grund zu einer guten Regierungsverfaffung und „zu einer auf Vernunftgründen beruhenden Freyheit wer„de gelegt werden."

Von feinen Bemerkungen über Rufsland zeigen wir diejenigen an, welche uns die erheblichften fcheinen.

S. 77. Gefahr Rufslands bey dem Angriff Gustav III; S. 85. Erster Eindruck, den die Russen machen; S. 92. Unbequemlichkeiten des Reisens in Liefland; S. 103. des Admiral Greig Andenken; S. 143. Anblick von Petersburg; S. 154. Schlittenfahrten der Russen; S. 161. Anhänglichkeit an die alte Kleidung; S. 164. Mischung von Fremden in Petersburg; S. 172. Gefrorner Markt in Petersburg; S. 175. Tartarenheer, das sich bey Petersburg im April 1789 sammelte; S. 185. Liebeslied einer Kalmükin: S. 192. Sommerhitze; S. 199. Landhäuser des Adels; S. 224 Beschreibung einer öffentlichen Lustbarkeit; S. 230. Russische Hochzeit; S. 234. Feldzug zur See im J. 1789; S. 260. Prachtliebe der Russen bey Gebauden; S. 270. Irrthümer des Abts Chappe d'Auteroche bey Schilderung der Russen; S. 276. Plan der russischen Kaiserin, den Landleuten allmählig Freyheit zu geben; S. 288. Gewerbe mit eingemachten Gurken und sauerm Kohl; S. 294. die Russen sind noch nicht für Freyheit reif; S. 295. Glücklicher Erfolg der Industrie deutscher Bauern in der Nähe von Petersburg; S. 298. Contrast zwischen den Russen und Finnen; S. 306. Hang der Russen zu Possen und Lustigkeit; S. 313. von dem russischen Bädern.

Der Anhang einer Auswahl von Wörtern, welche die Schotten, Isländer und Dänen mit einander gemein haben, vom Prof. *Thorkelin* in Kopenhagen, hätte der Uebersetzer billig dem Vf. zur Berichtigung vorher mittheilen sollen. Jetzt ist er, durch die Nachläffigkeit des Reisebeschreibers, so entstellt, dass man fast nichts davon gebrauchen kann.

Sollte Hr. *S.* uns noch den versprochenen *zweyten Theil* liefern, welcher Zusätze, insonderheit über Handel und Manufacturen der Russen, und das gegenseitige Handelsinteresse Rufslands und Grofsbrittanniens, auch Reisen durch Liefland, Curland, einen Theil von Polen und Preufsen im J. 1791 enthalten würde, so bitten wir im voraus, bey der Uebersetzung nicht zu rasch zu verfahren.

Berlin, in d. Vofs. Buchh.: *Mahlerische Beschreibung der Insel Jamaika* mit Hinsicht auf die Verbesserung der Negersklaven. Aus dem Englischen des *Wilhelm Beckford.* 1791. 312 S. 8.

Das Buch beginnt mit geographisch - statistischen Nachrichten von Jamaika, die aus dem Almanach der Insel entlehnt sind Rec. weifs aus Erfahrung, dafs dergleichen amerikanische Almanache nicht immer die zuverlässigsten Quellen für die neueste Statistik dieser Länder sind. Der hier mitgetheilte erhält indessen durch den Beyfall, den ihm ein dasiger Pflanzer, von Geburt ein Engländer, gibt, ein Ansehen, das ihm von einem Europäer nicht wohl streitig gemacht werden kann. *Hogsheads*, oder, wie der Uebersetzer schreibt, *Hogscheads* ist von ihm beybehalten. Wuste er denn nicht, dafs es *Oxhöfte* sey. In der Tabelle S. 14. sind die unter der Rubrik *Product* vorkommenden 105400 so viele Oxhöfte Zucker. In dem Verzeichnisse der Beamten sind einige Aemter unübersetzt geblieben, andere falsch übersetzt. *Mace Bearers* sind Pedellen, wörtlich: die den Stab vortragen. *Register* hätte nicht durch *Regisseur*, sondern *Registrator* übersetzt werden sollen. *Chief Justice* ist nicht *Oberjustitiarius*, sondern *Oberrichter. Clerk of the Courts* kann unmöglich *Kornschreiber* seyn u. d. m. Es gehört Kenntnifs der englichen und der deutschen Justizverfassung dazu, wenn man die gerichtlichen Bedienungen jenes Landes in unsere Sprache übertragen will. Diese Stelle scheint auch die schwächste des Uebers. zu seyn. Denn es ist ihm recht gut gelungen, die mahlerische und mit glühendem Enthusiasmus geschilderte Beschreibung der Naturscenen auf dieser Insel dem deutschen Leser anschaulich zu machen. Es laufen aber doch Stellen mit unter, wo die Uebersetzung gerade das Gegentheil von dem, was im Original stehet, sagt. Wer nur etwas von heifsen am Meere gelegenen Gegenden gehört hat, wird S. 27. stutzen: *Von 5 – 7. Uhr Morgens ist es erträglich kalt, aber die unausstehlichste Periode des Tages ist die, wenn der Seewind sich einstellt, welcher gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr weht.* Rec. nahm geschwind zum Original seine Zuflucht, und las hier: „*From 5 to 7 „o'clock in the morning it is tolerably cool; but I think „from that time until the sea breeze sets in (which is commonly between nine and ten) is that period of the day „which is the most insupportable,*" das heifst: *Von 7 bis 9 Uhr, oder bis zu der Zeit, da der Seewind sich erhebet, ist die unerträglichste Periode des Tages.* Die herrlichen Gegenden würden wohl schon lange von dem Pinsel eines Malers abgezeichnet seyn, wenn nicht das Klima der Anstrengung der Geisteskräfte so ungünstig wäre. Vielleicht ermuntert die Beschreibung des Vf. einen Mann, wie Hodges, seine malerische Talente an den Gegenständen dieser Insel zu üben. Von dem Zuckerbau theilt der Vf. die Kenntnisse mit, die er sich während seines fast dreyjährigen Aufenthalts erworben. Da er England, Flandern, Frankreich, die Schweiz und Italien bereiset hat, so war er im Stande, die Naturscenen dieser Länder mit Jamaika zu vergleichen, und er findet die Natur in vielen Stücken gröfser, prächtiger und romantischer auf dieser Insel. Schauervoll ist die Beschreibung des Orkans vom J. 1780. Von den Negern wird an manchen Stellen gehandelt. Der Vf., der Abschweifungen liebt, und seine Beschreibung nach keinem regelmäfsigen Plane abgefafst hat, kommt alsdann auf andere Gegenstände, und ist mehrmalen genöthigt, durch ein: *Ich kehre zu den Negern zurück,* S. 125, 154. wieder einzuleiten. Hier ist ein andrer Beweis, wie wenig er sich an Ordnung bindet. S. 203. verspricht er von den Moosbäumen zu handeln, beschreibt aber die Lage der Neger in Vergleichung mit mancher Menschenklasse in Europa als beneidungswerth, und kehrt erst S. 208. zu seinem Gegenstande zurück. Von den Negern versichert er, dafs sie jetzt nicht so strenge behandelt werden, wie sonst. Die gänzliche Aufhebung der Sklaverey, und noch mehr die Freylassung der Sklaven, wird widerrathen.

St. Pölten, b. Lorenz: *Allerneueste Schilderung der glücklichen Insel Sizilien und der benachbarten Eilande, des thyrenischen* (Tyrrhenischen) *und griechischen Meeres.* Als eine Fortsetzung der Reisen durch Italien.

Italien. Vom(n) *Aemilian Janitsch*, Benedictinerordens etc. I. Theil. Schilderung der Stadt Palermo. Staatsverfassung der Insel Sicilien. 195 S. II. Th. Schilderung der Städte Messina, Catania etc. Nebenreise nach dem Aetna. 1794. 216 S. 8.

Um unsern Lesern einen Begriff von dieser *allerneuesten* (ohne dieses Beywort könnte man gar leicht auf wenigsten 50 Jahre rückwärts rathen) Schilderung Siciliens zu geben, brauchten wir ihnen nur zu sagen, dass der Vf. ebenderselbe ist, der uns erst kürzlich mit den bändereichen und geistarmen Reisen ihrer Sic. Majestäten von Wien nach Venedig, Florenz etc. beschenkt hat. Denn dieses neuere Product ist mit dem ältern völlig von gleichem Gehalt, und es ist unbegreiflich, wie sich für so elendes Zeug nur Leser finden können. Da wir indessen mit Recht hoffen, dass auch dieses Product einer höchst selbstgefälligen Schreibseligkeit bald den Weg aller literarischen Missgeburten gegangen seyn werde; so wollen wir das Wenige, was uns noch des Aufhebens werth scheint, sollte es auch nur zu Vergleichungen mit andern Nachrichten dienen können, ausziehen. Die Insel Capri hat ungefähr 12 ital. Meilen im Umfange, und liefert den Tafelwein für den Hof zu Neapel. Ihr Bischof lebt meistens vom Wachtelfange, daher er auch *il Vescovo delle caglie* genannt wird. Auf Sicilien sollen bis 3000 Advocaten seyn! Eine beygefügte Liste bestimmt die Staatsausgaben auf der Insel im J. 1784 in deutschem Gelde auf 895.590 Gulden 18 Kr. 2 Pf. Die Einnahme dagegen betrug in eben demselben Jahre 4.401,310 Gulden 31 Kr. 2 Pf. Sonst erfährt man von der ganzen Insel auf der Welt nichts, das neu oder interessant wäre. Das meiste ist aus den bekanntesten Büchern ohne Auswahl, und selbst nicht ohne Fehler, abgeschrieben, voll Mikrologien, und immer mit einem mehr schiefen als richtigen Seitenblick auf die alte Geschichte ganz in der bereits bekannten Manier des Verfassers.

ALTONA, in Comm. b. Kave: *Baggesen* oder *das Labyrinth*. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. I. Stück. 1794. 96 S. II. Stück. 1794. 184 S. kl. 8.

Auch unter dem Titel:

Menschliches Leben 10 und 11tes Stück. Gerechtigkeit und Gleichheit von *C. F. Cramer.*

Dass diese Uebersetzung des von uns in der A. L. Z. 1792. Nr. 266. beurtheilten dänischen Originals sehr vorzüglich sey, wird man ohnehin schon erwarten, da man den Vf. derselben kennt, der sicherlich einer der vorzüglichern deutschen prosaischen Schriftsteller ist, und sich in den letztern Jahren mit dem glücklichsten Erfolg in die dänische Sprache und Literatur hineinstudirt hat. Wir haben in dieser Rücksicht nichts weiter hinzuzufügen, als die Versicherung, dass wir diese Erwartung in dem vollkommensten Maasse erfüllt fanden. Aber Hr. *C.* hat nicht bloss übersetzt. Er hat sein Original mit so vieler eigenen Arbeit durchwebt, dass er das Ganze mit Recht seinem grossen Werke, das er *menschliches Leben* nennt, anreihet. In eben dem Geiste, in eben der Manier ist auch diese Arbeit; es würde also überflüssig seyn, sie hier weiter zu charakterisiren, als diess schon in der A. L. Z. bey den ersten Theilen des menschlichen Lebens geschehen ist. Zur Bequemlichkeit der Leser ist alles, was von Hn. *C.* selbst herrührt, mit lateinischer Schrift gedruckt; auch die Rubrik der Capitel, welche er hie und da hinzufügt, unterscheidet sich von den Rubriken, die Baggesen selbst angegeben hat, dadurch, dass letzteren ein Ostericus beygesetzt ist. Unter den eigenen Capiteln können wir nicht unterlassen, den *Civism von Kiel* St. II. S. 70 ff. auszuzeichnen. Es ist voll von gesunden, vielleicht nur nicht immer behutsam genug ausgedrückten Grundsätzen über wirklich untadelhafte Aeusserungen des Freyheitsgeistes, und gibt zugleich interessante Nachrichten von manchen, auswärts nicht bekannten, Vorzügen dieses Musensitzes. Uebrigens dürfen wir doch wohl diese Anzeige nicht schliessen, ohne unsern Lesern zu sagen, dass Hr. *C.* über die vorgedachte Recension des Originals in der A. L. Z. sehr aufgebracht ist, und in dem humoristischen Capitel: *Die Niederreissung des Galgens* St. II. S. 91 ff. mit seinen gewöhnlichen Waffen dagegen zu Felde zieht. Aber auch nur *sagen* wollen wir es: denn wir haben C's Genie und Freymüthigkeit zu lieb, als dass wir durch Aufdeckung der Schwächen, die er in dieser, wie in allen seinen Streitigkeiten zeigt, denen, die es sich zum traurigen Verdienst machen, ihn herabzuwürdigen, Anlass geben wollten, uns für ihre Waffenbrüder auszuschreyen. Nein! überzeugt hat uns Hr. *C.* nicht; ihn überzeugen kann wenigstens — kein Recensent. Des Lesres Ueberzeugung wollen wir nicht zu lenken suchen. Er vergleiche Kritik und Antikritik, und — urtheile selbst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Voss. Buchh.: *Ueber die Ehe.* Vierte viel vermehrte Auflage. 1793. 501 S. 8.

Die *dritte* Auflage dieser vortreflichen Schrift, die 1792 erschien, und gegen die frühere *zweyte* nicht allein ansehnlich vermehrt war, sondern in einigen Abschnitten eine gänzliche Umarbeitung und wesentliche Veränderung erhalten hatte, ist in der A. L. Z. 1793. Nr. 158. ausführlich beurtheilt worden. Der kurze Zwischenraum zwischen dieser und der hier angezeigten *vierten* Ausgabe beweist, wenn auch nicht allein, den Werth dieses geistreichen Buchs, doch so viel, dass das Urtheil des Publicums im Ganzen eben so günstig für dasselbe ausgefallen seyn, als das unsrige am erwähnten Orte. Bey gleichem Druck und Format ist die neueste Auflage abermals 75. S. stärker, als ihre nächste Vorgängerin; doch besteht diese Vermehrung, so weit Rec. verglichen, nur in einzelnenen Zusätzen, eingeschobenen Perioden, hinzugefügten Anekdoten u. s. w. Veränderungen hat er fast nirgend bemerkt. Durch viele dieser neu hinzugekommenen Stellen hat das Ganze überhaupt gewonnen: von allen ohne Ausnahme getrauen wir uns indess nicht dieses zu behaupten: ja an mehr als Einem Orte bedurfte es ohne Zweifel mehr einer Aus-

Auslüftung des zu üppigen Triebes an Blättern und Blüthen, als einer weitern neuen Anpflanzung. Die so leicht misszudeutende Aeusserung 3. Aufl. S. 320. „Ich sehe „nicht ab, warum ein Mädchen, das noch wie eine Feld„blume ist, und der ganzen Welt zugehört, nicht auch „gegen die ganze Welt milde seyn sollte;" ist nun sehr geschickt verbessert. S. 373. „Ein Mädchen, das völ„lig frey ist, und einer Feldblume gleicht, blühet für je„den Wanderer, der Lust hat zu *stehen* und sie *anzu„sehn* u. s. w." — Hätte doch der Vf. eben so viel Lust und guten Willen gehabt, als er Geschicklichkeit besass, auch die übrigen in der A. L. Z. und andern kritischen Blättern gerügten Stellen zu verbessern; allein, so viel wir sehen, sind sie sämmtlich, (die plattesten Einfälle nicht ausgenommen,) unverändert geblieben. Bey dieser Herzenshärtigkeit des Vf. gegen alle Kritik wäre es folglich Thorheit, einzelne Flecken, in der Hoffnung, sie dereinst vertilgt zu sehn, zu rügen. Nicht darum also, sondern zum Beweis für unsre Leser, dass der Autor bey alle seinem Geist und seinen Kenntnissen, doch nicht die Feinheit des Geschmacks besitzt, die ihm fremde Winke ganz entbehrlich machen könnte, zeichnen wir hier aus den neuen Zusätzen, von vielen nur einige, mehr oder weniger missglückte Einfälle, Scherze, Bemerkungen etc. aus. S. 17. „Dem Castraten, einem „Menschen, der nur einen halben Körper hat, fehlt es „auch an Seele. Der Name *Mensch* steht ihm nur als „*Schmutztitel* zu." — S. 59. heisst es von seichten und alles übertreibenden Lobrednern des schönen Geschlechts: „Ihre armseligen Gedanken fröhnen ihren Worten, und „ihre *Mittel sehen ihren Zweck über die Achsel an.*" — S. 91. „Hat man Branntwein, der an sich gut ist, so „kann man ihn leicht durch einen Grapen noch einmal „abziehn und verstärken: *und so gibt es Doppelwitz und „Doppelgelehrsamkeit.*" — S. 298. „Ein weibischer Mann „ist unendlich unerträglicher, als ein männliches Weib: „es geht ihm, wie der Fledermaus — er ist, wie man „im Sprichwort sagt, nicht Fisch nicht Fleisch, *nicht ge„kocht nicht gebraten*" — S. 332. „Das Gesicht der „Frauenspersonen ist von *Tomback;* es glänzt, allein es „ist nicht dauerhaft." — S. 373. „Ich habe es sehr „oft bemerkt, dass Mädchen, die durch Heucheln die „Hauptschlacht gewonnen, auch während der Ehe unter „dem Panier der Heucheley scharmutziren" u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Abgenöthigte Ehrenrettung* der die Candidaten des Predigtamtes mitordinirenden Prediger der Peterkirche in Berlin *Otto Sigismund Reimbek* und *Jakob Elias Troschel, gegen die durch den Antrag der geistlichen Examinationscommission* an des Königs Majestät in der *königlichen Cabinetsordre* vom 12ten April 1794 veranlassete, und durch den Altonaer Merkur Nr. 74. den 9ten May dem deutschen Publicum bekannt gemachte *Beschuldigung, „als hät„ten sie bisher den Ordinanden etwas wider die Lehre Jesu vorge„tragen, und bedürfen deshalb streng admonirt zu werden."* Nebst einer besondern Nachschrift des Predigers *Troschel.* Dem ganzen Berlinischen und protestantischen Publicum dargelegt. Zweyte Auflage im October 1794. 1½ Bog. 8. — Bey Gelegenheit der auf den *Antrag der Examinationscommission* (den Oberconsistorialrath *Hecker* ausgenommen) gemachten Veränderung mit der Ordination der Candidaten in Berlin, die man dem Probst und den Diaconis der Petrikirche, welche sie bisher verrichteten, nahm, fanden sich zugleich in der königl. Verordnung die Worte: „dass die bisherige Privatbeichte der Ordinandorum bey „den Diaconis zwar ferner verbleiben, diese aber streng admo„nirt werden sollen, im Beichtstuhl nichts wider die Lehre Je„su, wie bisher geschehen, vorzubringen." Offenbar bezog sich der ganze Inhalt der königl. Cabinetsordre auf den Inhalt des Antrags der Examinationscommission. Die beiden auf dem Titel genannten Männer wandten sich deshalb an das kurmärkische Consistorium und baten: „Der Examinationscommission „ernstlich anzubefehlen, dass sie bestimmt anzeige, welches die „der Lehre Jesu widersprechende Sätze seyn, die sie gesagt ha„ben sollten, und mit welcher Sicherheit sie behaupten könnte, „dass sie sie gesagt hätten." Sie blieben sechs Wochen ohne Antwort, und nun wandten sie sich mit einer ähnlichen Bitte an den geheimen Staatsrath. Der Examinatscommission ward darauf Berichtserstattung aufgelegt; und sie erklärten: „in der „Hauptsache in dem bey Verhandlung der auf Allerhöchsten Be„fehl in der Ordinationssache der Candidaten zu treffenden in„terimistischen Veränderung aufgenommen Protocoll der Exa„minationscommission d. d. 9 April c. seyn die Worte, *wie bis„her geschehen,* nicht befindlich." Die beiden Diaconen wandten sich noch einmal an die Ex.commission; die Antwort war abermals *bloss ausweichend,* ohne einige Erklärung, zu der die *E.C.* nicht verbunden sey. Die vollständigen Actenstücke darüber sind in dieser Schrift abgedruckt, und besonders die Schreiben der Examinationscommission mit einigen Anmerkungen begleitet. Die Sache verdiente gewiss Bekanntmachung, und das Verfahren der Ex.commission die Aufmerksamkeit des Publicums. — Ueber ein Paar der Lehre Jesu angeblich entgegenstehende Sätze, die Hr. *T.* (nach der Privatäusserung eines Gliedes der Examinationscommission vorgebracht haben sollte,) rechtfertigt sich Hr. *T.* in der Nachschrift sehr gut, wie denn auch wohl kein einsichtsvoller Christ diese als wider die Lehre Jesu streitend ansehen wird.

Leipzig, b. Voss u. Leo: *Rosaliens Schreibtafel zum täglichen Gebrauch ihrer Schwestern für 1794.* (18 gr.) — Diese Schreibtafel enthält 1) einen Kalender, 2) Aphorismen für künftige Gattinnen, aus den Meisterwerken, (wie es am Ende dieser Aphorismen heisst,) über die Ehe und über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. 3) Für jede Woche ein leeres Blatt zu Anmerkungen, und ein ditto für Einnahme und Ausgabe. 4) Eine Tabelle, woraus man sehen kann, was die jährliche Einnahme von 1 bis 4000 Rthlr. auf jeden Tag beträgt; wie auch, was die tägliche Ausgabe von 1 Pfennig bis 100 Thaler jährlich beträgt; und endlich unter dem Titel: Wasch-Notiz, die Rubriken der Wäsche, dergleichen man in vielen Bürgers-, Landbeamten- und Landpfarrershäusern auf Tafeln antrifft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. *December* 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Heinsius d. j.: *Lenardo's Schwärmereyen.* Mit Kupfern. Erster Theil. 1793. 256 S. Zweyter Theil. 1794. 160 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nach der Versicherung des Herausg. in der Vorrede lebt dieser *schwärmende Lenardo* nicht mehr. Er hatte sich in Böhmen in ein Mädchen verliebt, die in diesen Bänden unter den Namen *Amande* besungen und beweint wird; weil sie aber anderer Religion und höhern Standes war, so ward sie ihm von ihren Aeltern versagt und nach Pohlen in ein Kloster gethan, und der „unglückliche Lenardo starb nach zwey Jahren ein Opfer „seines Grams in seinem 24. Jahre; als ein sehr edler „Sonderling." So wie dieser junge Mann weit klüger und vernünftiger den fruchtlosen Schmerz bekämpft und besiegt hätte, statt sich unmännlich und wehrlos unter seine mörderische Hand zu geben; so hätte auch der Herausg. diese Ergüsse und Geburten einer wilden, der Leitung der Vernunft ganz entlaufenen, Phantasie und eines zu sehr und zu einseitig genährten und eben daher überspannten Gefühls weit klüger den Augen der Welt entzogen. Was die Bekanntmachung dieser Schwärmereyen und Rasereyen (denn oft verdienen sie mehr die letzte als die erste Benennung) für Nutzen stiften könne, sehen wir durchaus nicht; wohl aber kann und muss sie äusserst schädlich werden, wenn die Sammlung — und das wird leider nur zu viel geschehen! — in die Hände junger, halbreifer Mädchen und unbärtiger Knaben fallen sollte. So reiche Nahrung hier eine kindische Phantasie findet, so öde und wüst ist alles für Verstand und Herz. Mannichfaltig sind die Formen der Einkleidung; (Erzählungen, Romanzen, Dialogen, Lieder, Verse und Prosa) überall aber nur Ein Süjet — unglückliche Liebe! Durchaus dreht sich der Vf. in einem äusserst beschränkten Kreis von Ideen und Empfindungen herum: der Ton und die Manier ist verschieden: *à la Shakspeare, Young, Ossian, Claudius, Hölty* u. s. w. nie aber ist es eigner Ton, nie eine eigne Manier. Nach schönen, der Auszeichnung werthen Stücken, oder auch nur Stellen suchten wir vergebens; hie und da stösst man zwar auf ein lesbares, gut versificirtes, Lied u. s. w., nirgend aber auf etwas, das die Aufmerksamkeit fesselte und Ersatz wäre für den Verdruss und die Langeweile, mit der man sich durch den grösten Theil dieser rohen, faselnden, oft lächerlich gesuchter und bisweilen förmlich nonsensicalischen Ausgeburten hindurch arbeiten muss. Trotz seiner geistigen Schwärmerey ist L. ein Freund *schwellender* und *emporschwellender Busen*, womit er es etwas häufig zu thun hat. Er spricht von *winselnden Glockenschlägen*, von *blitzgeschwängerten* Wolken, von *schlafenden Locken*, *giftgestählten Stichen* u. dgl. und gibt oft ein Galimathias von sich, das ganz nach dem Irrhause schmeckt: (S. 76. da Amande eingekleidet war):

> Herab, herab mit deinen lohen Strahlen
> Ich zittre nicht vor deinen Blitzen, Gott!
> In meinen Busen lodern Höllenqualen —
> Mein heissestes Gebet wird Spott.
> Erbarmung lächelt mir aus deinen Blitzen,
> Dein Wetterleuchten kühlt mein siedend Blut;
> In der zerrissnen Wolken Feuerritzen
> Glänzt der Vernichtungsflamme Gluth u. s. w.

S. 50. sagt ein gefallnes Mädchen ihrem Verführer:

> Einstens, — ha! mit höllischem Entzücken
> Seh ich Mörder! dich am Weltgericht. —
> Rauscht, ihr Wogen! — Mörder, ich verklage —
> Zittre, zittre, dich beym Rächer dort.
> *Ha, sie flattert der Versöhnung Wage* —
> Lauter als die Gnade schreyt Theresens Mord. — —

Zu seinen Gemälden weiblicher Reize wählte der Vf. oft Züge, die mehr lächerlich, ekelhaft und hässlich, als schön und gefällig sind:

> Die Wangen *weich* und *apfelrund*,
> Geringelt Gold die Locken,
> Und Honigsüss der Schelmenmund,
> Die Brust wie *Schwanenflocken* — —

Wie ausschweifend und doch zugleich dürftig die Erfindungen des Schwärmers sind, davon nur Ein Beyspiel *in nuce! Julius*, ein junger deutscher Künstler hatte in Italien das Herz Lorenza's, eines schönen und vornehmen Mädchens, gefesselt. Sie gibt ihm eine nächtliche Zusammenkunft, wo sie ihm ihre Leidenschaft bekennt, aber zugleich auch die traurige Nachricht ertheilt, ihr Schicksal sey, am nächsten Tag die Gemahlin eines Prinzen zu werden.

Julius (wie von Blitz gerührt, auftaumelnd und zähnknirschend) Morgen Signora? Morgen? Alessandros Gemahlin?

Lorenza (schlägt ihn) das für die Signora und — (ihn küssend) das für deine Wuth. — Sie führt ihn nun in ihr Schlafgemach, wo beide einen fürchterlichen Eid ablegen, sich ewig, ewig zu lieben (*Julius* muss während diesem Act die rechte Hand auf ein Bild des *Mitters* legen, und die Linke um den Hals des Mädchens schlingen!) und hierauf diesen zu Papier gebrachten Eid

Eid mit Lorenzas Blute unterschreiben. Alles das sind nur Anstalten zur Haupthandlung. Die fromme Schöne reisst die Schleifen ihres Kleides los. Verzieh noch einen Augenblick, und dann thue, was ich dir nicht wehre! — Sie entkleidet sich, kniet im Hemde (oder nach einem Euphemismus des Vfs. *im weisen Gewand*) vor ein Marienbild nieder, betet mit *brünstiger* Andacht, und sinkt dann in Julius Arme, der wie natürlich *thut, was sie ihm nicht wehrt.* Aber der arme Tropf muss das kurze Vergnügen theuer bezahlen. Wie er am nächsten Morgen die Augen aufschlägt, sieht er die fromme Gefällige mit gezücktem Dolch auf ihn anrücken. — —

Julius. Lorenza! ists möglich? — du wolltest. —

Lorenza. Dich im Schlafe ermorden, mein Geliebter! um dir den Schmerz des Todes zu ersparen, und dort — ewig vereint mit dir zu leben — — — für mich ist keine Rettung mehr, die Braut des Todes oder Alessandros — ich hatte keine Wahl — diesen Giftbecher leerte ich zur Hälfte: ich heisse dir nichts, ich verbiete dir nichts — thu, was dein eignes Herz dir räth. — —

Und was kann nun *J.* aus Wohlstand anders machen, als die andere Hälfte des Bechers zu sich nehmen? „Am Morgen fand man die beiden *Schlachtopfer der* „*Liebe* auf dem Ruhebett. Lorenza hatte *ihre langen* „*Haare um den Geliebten geschlungen*, sein Gesicht ruhte „auf ihren Busen, ihre Hand auf seinem Herzen, als „hätte sie den letzten Pulsschlag *erforscht.*“ — —

Wie albern, und zugleich wie empörend für ein reines, unverdorbenes Gefühl für Sittlichkeit und Anstand! Durch solchen Unrath verwirrt und verstimmt man die Begriffe und Empfindungen unerfahrner Gemüther, gibt der weibischsten Schwäche einen falschen Schein von Stärke, der Kleinheit das Ansehn von Grösse, einem thierischen Trieb eine glänzende und täuschende Hülle, und verleitet so die Jugend, einer Leidenschaft, der, unter der Leitung der Vernunft, neben ihren andern Schwestern, nur ein eingeschränkter Spielraum verstattet werden sollte, die unumschränkte Herrschaft über einen der wichtigsten Theile von der ganzen Laufbahn des Lebens zu überlassen! — Es ist wahr, der Vf. wendet auf die Erzählung dieser saubern Geschichte nur wenige Blätter; allein das berechtigt ihn gar nicht zu Ansprüchen auf den Dank der Leser, denn

— seine Kürze wird durch Vielheit leider lang!

BRESLAU, b. Gutsch: *Salz und Laune unter mancherley Gestalt von einem ehemaligen Krieger bey der Preussischen Armee am Rhein.* 1794. 267 S. 8. (16 gr.)

Der Titel dieses Buchs ist durchaus täuschend, indem er zugleich zu viel und zu wenig erwarten läfst. *Zu viel*, da unter einer Menge kleiner Auffätze nur einige etwas ächte Laune und Salz haben — *zu wenig* — da hier manches vorkommt, das hinter einem solchen Schilde niemand suchen wird. Die Sammlung, für welche ein ganz passender, Titel freylich schwer zu finden seyn dürfte, enthält *Gelegenheitsgedichte* aller Art, einige *Oden*, *Lieder*, *Erzählungen*, *Fabeln*, eine Menge *Epigrammen* — und in Prosa *Anekdoten*, *Bonmots*, einzelne *Bemerkungen* (*pensées*) *vermischte Auffätze*, z. B. über die Reduction der stehenden Armeen (der Vf. erklärt sich, wie man von einem Officier erwarten wird, dagegen; doch wünscht er, dass man zu Friedenszeiten die gröfstentheils müssigen Menschen, nach dem Beyspiel der Römer, zu nützlichen öffentlichen Werken, zu Kanälen, Landstrassen, Austrocknung von Morästen u. s. w. brauchen möge) über die Mädchen — über Geiz, Eifersucht — über Civillisten und Bürger (gegen den Uebermuth, besonders des militärischen Adels; ein Wort zu seiner Zeit!) u. s. w. die Prosa und noch mehr die Poesie des Vfs. ist von höchst ungleichem Werth. In den Gedichten wechseln gewöhnlich gute Verse und Strophen mit matten und schlechten ab; nur wenig Stücke erhalten sich ganz gleich. Die bessern sind meist Nachahmungen fremder Gedanken und Einfälle, die schon weit glücklicher in unsre Sprache verpflanzt worden. Einige Bonmots hat der Vf. beynah wörtlich wiederholt; z. B. S. 182. und 167 — 163 und 87! — Unter den Anekdoten ist viel bekanntes, und manche ganz unbedeutende, witz- und geistlose. Bey der Musterung, die der Vf. mit seinen Geisteskindern vornahm, trieb er die Nachsicht so weit, dass er auch Krüppel, wie folgende, in Reih und Glied stellte:

Auf Hanns Simpel.

Klar sagt Hanns Simpels Blick —
Seht, ob ich nicht recht in der Wolle bin?
Und niemand macht ihm streitig doch diess Glück —
Denn ist ein Schöps nicht stets darin?

Auf den Veit.

Warum nennst du den Veit — den Trunkenbold, ein Vieh?
Besoffen sah ich, Freund, doch einen Ochsen nie!

und so sind *Schöpse*, *Ochsen*, besonders *Esel* das einzige *Salz* von mehrern sogenannten Sinngedichten! Von nachstehenden kann man auf den Gehalt der *besten* Stücke dieser Sammlung, unter welche Classe sie gehören, einen Schluss machen:

Auf einige Standeserhöhungen.

Der Degen nur gab sonst den Adel
Dem Manne sonder Furcht und Tadel.
Was wird ihn heute noch verleihn?
Im Kurzen wird der Dolch es seyn.

Auf die Gallier.

Ergreift er auch die Flucht in dem Gefecht,
Der Gallier hat stets in meinen Augen recht:
Nicht in der Brust wohnt Freyheit nur allein,
Auch in den Füsen muss sie seyn.

Das vorzüglichste Stück im ganzen Buche ist unstreitig das Sonnet S. 34.

An Rousseaus Geist.

O du! gemacht für bessre Stunden,
Entfloh'ner, liebenswerther Geist!
Für den, der tief wie du empfunden,
Was hat die Welt, das ihn in Taumel reisst?

Warum

Warum blieb nicht dein Herz gebunden
An dem, was deine Muse preisst —
An Hütten von Gesträuch umwunden —
Am Schmerlenbach, der süsse Ruh verheisst?

Wie konntest du im Schous des Schönen
Dich nach gemahlten Decken sehnen —
Nach Kutschenlärm am Wasserfall?

Was konnte in des Prunkes Scenen
Dir, Freund der Einfalt, süsser tönen,
Als der Gesang der Nachtigall?

FRANKFURT: *Journal de Lolotte par Me. la Baronne de W . . .* I et IIde Partie. 1793. 153 u. 150 S. 8.

Auch dieser kleine Roman scheint, wie die meisten seines Gleichen, sein Daseyn zunächst physischem Drang und Bedürfniss zu verdanken, und die Arbeit eines emigrirten Frauenzimmers zu seyn. Gleichwohl achtet Rec. die Zeit, welche ihm die Lectüre desselben kostete, nicht für ganz verloren. Die zum Grunde liegende Geschichte ist höchst einfach, und doch nicht ohne ziemlich lebhaftes Interesse: alle Vorfälle, bis auf die Nebendinge, sind ungemein gut motivirt; die Charaktere haben nicht geradezu das Verdienst der Neuheit, sind aber gut gehalten, und jede Person hat wenigstens eine eigne, von allen neben ihr stehenden verschiedene, Physiognomie. Das erste Aufkeimen der Leidenschaft und die Fortschritte, die sie in dem Herzen eines jungen, unschuldigen Mädchens macht, das plötzlich aus der Stille des Landlebens in die glänzenden Zirkel einer grofsen Stadt versetzt worden, sind hier mit viel Natur, Wahrheit und Naivität, ganz ohne den frostigen metaphysischen Jargon und die Geduldtödtende Wortfülle, die in den gewöhnlichen französischen Romanen des Tages herrscht, geschildert. Jungen Frauenzimmern, die nun einmal Romane, und nichts als Roman lesen wollen, können wir daher diesen hier vor vielen andern empfehlen. Er enthält für sie manchen lehrreichen Wink; nirgend wird Sittlichkeit und Anstand nur mit Einem Wort beleidigt; übrigens aber tritt auch bey ihm der Umstand ein, aus welchem, wie S. 101. 2. Theil sehr richtig bemerkt wird, junge Mädchen überhaupt keine Romane lesen sollten. „*Les romans* (heisst es dort) *sont d'autant plus dangereux, qu'ils finissent tous, où on devroit „les faire commencer: je veux dire, qu'on unit les amans „et vo là qui est fini. Or ces amans, étant d'une tendresse „à toute epreuve, d'une tendresse inexprimable enfin; on „ferme le livre, bien consolé, bien rassuré sur la tendresse „toujours égale, toujours soutenue de cet amant devenu „mari: et il est vrai, voilà ce que nous* (die Mädchen) *„gâte, voilà ce qui fait le malheur peutêtre de bien des „alliances.*" Wie wahr!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Handbibliothek für Leser von Geschmack.* Probe einer manchfaltigen (mannichfaltigen) Sammlung interessanter Bruchstücke aus allen Theilen der Unterhaltungswissenschaften auch merkwürdiger Schilderungen, Anekdoten u. s. w., *von einer kleinen gelehrten Gesellschaft.* I. Band. 1793. 346 S. 8.

Was für ein hochtrabender Titel! wie viel sollte man nicht erwarten? Die Vf. Gelehrte, die Leser Leute von Geschmack! Was Unterhaltungswissenschaften sind, wird nicht bestimmt erklärt. Auch glauben wir, dass, so lange man nicht die Taschenspielerkünste zu den Wissenschaften rechnet, es keine einzige gebe, deren vorzüglicher oder einziger Endzweck Unterhaltung ist; und die Benennung einer Sache sollte doch von dem Hauptendzwecke genommen werden. Die Gegenstände dieser Handbibliothek sind: I. *Fragmente zur Philosophie des Lebens und* (zur) *Menschenkenntniss.* Hier werden die Leser von Geschmack sich wundern S. 33. einen heftigen Ausfall auf die *Belletristerey* zu finden. *Das häufige Lesen belletristrischer Sachen*, heisst es, *entnervt den Geist, macht zu aller Thätigkeit ungeschickt* und Gott weiss, was es noch für Uebel stiftet! Aber wozu diese Predigt, die doch nur gegen jene soll gerichtet seyn, die durch Uebermaass fehlen? In Deutschland fehlen nur allzu viele Gelehrte noch durch Mangel. Die gelehrten Herausgeber dieser Handbibliothek zum Beyspiel schreiben in der Vorrede *kostspielig* (kostbar), S. 19. *einer der wichtigsten Puncten* (Puncte), S. 25. *Geschlechterneigung* (Geschlechtstrieb), S. 27. *weitschüchtige Pläne* (weitsehende, oder wie Adelung will, weitläufig aussehende Plane), S. 98. *erfochte*, S. 226. *das Mädchen besass schöne körperliche Reize.* Wer so schlecht schreibt und zugleich wider die schönen Wissenschaften predigt, der muss sich wohl den Vorwurf zuziehen: *Ars non habet osorem, nisi ignorantem.* Auch die Philosophie dürfte manche Bedenklichkeiten wider diese Fragmente haben. So wird sie die Stelle S. 47.: *Eitelkeit ist öfters die Quelle der kläglichsten Veränderung für ganze Völker gewesen*, mit der Stelle S. 49.: *Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie an demselben ein Fehler ist, ist nur ein schöner Fehler*, schwerlich zusammen reimen und den letzten Satz gewiss nicht für wahr annehmen können. Auch der folgende klingt uns zu stoisch: *Aus seinem Vaterlande vertrieben zu seyn, ist kaum anders als in der Einbildung ein Uebel zu nennen.* Cicero dachte wohl nicht so. II. *Edelmuth in Niedrigkeit, eine Erzählung aus dem Englischen*, wie man schon aus dem Ausdruck: die *weiblichen Verbrecher* (im Original vermuthlich: *the female delinquents*) abnehmen kann. III. *Aberglauben.* Lauter Citate und mit unter auch falsche. IV. *Kabbala und Kabbalisten.* V. *Ueber die Triumphe der alten Römer.* Nicht mehr und nichts besseres, als man in dem ersten besten Schulcompendium findet. VI. *Ueber die Begräbnissfeyerlichkeiten.* Hier verwundern sich die gelehrten Vf. darüber, dass man Molieren das christliche Begräbniss versagte. Wissen sie denn nicht, dass dieses allen Schauspielern in Frankreich wiederfuhr? Kennen sie denn nicht Voltaires Trauergedicht auf den Tod der le Convreur, worin er über diesen geistlichen Unfug zürnet? Oder ist ihnen alles das zu *bellettristisch?*

IX. *Allmosen*, wo folgende sehr unbellettristische Verse vorkommen:

Wie edel ists ein Freund der Menschen seyn
Und sich Noth hülfloser Armen
Mit warmen Herzen zu erbarmen
Und sie mit Trost und Hülf' erfreun.

X. *Ueber die Sitten und Gewohnheiten der Indier.* IX. *Die Vorsehung.* Die Geschichte des *Hundsattlers*; aus einem sehr bekannten Journal, wie, wenn wir uns nicht völlig irren, mehrere der vorhergehenden und folgenden Auffätze. XII. *Ueber das wüthende Heer.* Was der Pöbel so nannte, waren Nachtvögel. XIII. *Fürstlicher Edelmuth.* Eine wahrhaft edle That des unsterblichen Leopold, Herzogs von Braunschweig. Es folgen noch 12 Numern, worunter die XXIII. *die Recensenten an das grose* (grosse) *lesende Publicum zur Beherzigung gerichtet* ist. Dieses grosse Publicum weiss wohl, dass es untüchtige Rec. gibt; es weiss aber auch, dass es viel versprechende Titel gibt, worunter sich Bücher von geringem Werthe am liebsten verbergen.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Blätter, Blüten und Früchte des menschlichen Geistes.* Gesamelt (gesammelt) von D. *Julius Friedrich Knüppeln. Erste Lieferung.* 1793. 194 S. 8.

Einen bequemern Weg zur Autorschaft gibt es wohl nicht, als den, Collectaneen drucken zu lassen; aber hier ist doch die Wahl der Denksprüche und anderer ausgeschriebenen Stellen doch oft sehr unglücklich und der Stil nicht selten barbarisch? Schon in der Vorrede kommt folgende fast unverständliche Periode vor: *Eine gute (?) Auswahl edler Gedanken und grosser Wahrheiten, so wenig Mannichfaltigkeit der Materien, glaube ich, beobachtet zu haben, und ob es gleich das schwerste unter allen Dingen ist, es allen Menschen recht zu machen, so leicht dagegen der Tadel ist, so hoffe ich* etc. Es ist möglich, dass dieser Unsinn durch Nachläsigkeit des Correctors in die Vorrede gekommen; aber wessen Schuld es sey, fragt der Käufer nicht. Auch die Orthographie ist äusserst fehlerhaft. Unter den *Wahrheiten* finden wir gleich S. 3. folgenden Satz, den wir nicht unter dieser Rubrik gesucht hätten: *die menschliche Seele kann nur eine Porzion grosser Affecen* (wenigstens Affecte, wenn man doch dieses fremde Wort brauchen will) *vertragen, nur einmal stark lieben, heftig trauern. Das Sensorium der geistischen* (geistigen) *Nerven läuft sich ab, wie bey einer Uhr, die Räder greifen nicht mehr ein.* — Gott behüte uns vor der Wahrheit S. 22. *Die stärksten Eide sind nur Stroh für das Feuer in unserm Blute.* Wenn Hr. K. diese Collectaneen fortsetzen will, was wir ihm doch auf alle Art widerrathen: so mag er sorgen, dass so grobe Nachläsigkeiten vermieden werden. S. 120. stehet: *Pars vitae, quoties perditur hora, ruit. Sors juvat audentes.* S. 121. steht abermal: *Hora ruit, Sors juvat audentes.* In einem so schmutzigen Negligé soll man doch vor dem Publicum nicht erscheinen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Halle, b. Kümmel: Ueber die trostvolle Hoffnung, unsere Lieben in dem andern Leben wieder zu sehen.* Ein deutscher Auszug aus des Professor *C. I. Ansaldi* Italienischen Buche gleiches Namens. Eine historisch-theologische Abhandlung. 1793. 82 S. 8. — Manche unserer Vorstellungen haben das eigene, dass sie nur in einem gewissen Helldunkel gefallen, und durch ein verstärktes Licht für gesunde Augen desto grellere Farben bekommen. Hieher gehört die Vorstellung von einem künftigen *Wiedersehen.* Denkt man sie am Grabe eines Freundes, hebt sie sich, zur Zeit einer stillen Feyer, unter andern verworrenen Ahndungen der Zukunft in der Seele mit empor: so führt sie etwas unaussprechlich Süsses mit sich; zergliedert man sie aber, und nimmt sich, wie in dieser Schrift geschieht, heraus, schon einzelne, mit dem Wiedersehen verbundene, Thatsachen zu bestimmen: so widersteht sie einem. Von den Patriarchen an bis auf die neuern Zeiten sehnten sich alle, nur einiges Nachdenkens fähige, Völker nach einer Wiedervereinigung mit ihren Lieben nach diesem Leben: diess ist der Gedanke, zu welchem der Vf. historische Beweise aufsucht. Wo es nicht schwer ist, dieselbige zu finden, hat er sie ziemlich getreu gesammelt: wo es sich aber damit nicht sogleich geben wollte, ist er allezeit fertig, sie mit Gewalt herbeyzuziehen. So heisst es z. B. S. 53. Es ist endlich wahr, der Prophet Jesaias sagte als er von jener Herrlichkeit redete, dass man sich gar nicht der vergangenen Dinge erinnern würde. Allein welcher Dinge? und auf was für Art? Vielleicht der vormals auf Erden gekannten und geliebten Personen? — Nein, gewiss nicht!! — aber wohl des Kummers und Elendes dieses Erdenlebens, die zuverläsig im Himmel nicht seyn werden. „Diess alles soll Es. 43, 17 stehen. Mit der Wahl des Ausdrucks und der Delicatesse, die jeder Schriftsteller wenigstens dem gesunden Menschenverstande schuldig ist, nimmt es der Vf. hier und da so wenig genau als mit seinen Beweisen. Ciceros liebe Tullia ist im Himmel! Für den *Italiener Ansaldi* in der That viel gesagt! — aber noch mehr, Cicero selbst schmeichelt sich damit, dass seine Tullia bereits im Himmel *wäre*, und er sie da wieder sehen könnte (S. 36.) Leuten von schwachem Gedächtnisse kommen, nach Privatnachrichten des Vf. aus dem Himmel, die Engel zu Hülfe; denn so heisst es bey ihm S. 56. Es werden auch wohl die Engel, die alle selige Seelen kennen, denen von ihnen, die etwas von anderen zu wissen verlangen, solches kund thun, oder die Seelen, die sie im Himmel einführen, bey *diejenige* bringen, die sie auf Erden gekannt haben!! wozu uns Gott allen verhelfen wolle, wie dem Hn. *Ansaldi*, hier im Glauben und dort im Schauen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Der praktische Arzt am Krankenbette*, ein medicinisches Tagebuch, worinnen die Beschreibung und Heilung verschiedener wichtiger und verwickelter Krankheiten, nach den Grundsätzen eines Stolls abgefasst sind, von *Philipp Rudolph Vicat.* — Aus dem Lateinischen von *Christian Friedrich Niceus.* 1793. 312 S. gr. 8.

Wer sollte wohl, ohne den Namen des Vf. hinter diesem Titel eine Uebersetzung des *Delectus observationum practicarum ex diario clinico depromptarum opera et studio P. R. Vicat — Vitoduri* 1780 erwarten? nicht einmal in der Vorrede des Uebersetzers ist der Titel dieser Urschrift angegeben. Diese Entstellung des Originaltitels hat höchstwahrscheinlich keine andere Absicht als die, welche Quacksalber bey den auffallenden Benennungen ihrer Arcanen haben, das Publicum irre zu führen, und ihrer Waare Abnehmer zu verschaffen; eben darum verdient auch dieser Lohnübersetzerkniff ernstlich gerügt zu werden! Und was soll der durchaus unschickliche Zusatz: *nach den Grundsätzen eines Stolls*, da in *Vicats* Schrift nicht einmal *Stolls* Name vorkommt, weil der Vf. seine Beobachtungen früher niederschrieb, als *Stolls* Werke in Ruf kamen? Der Werth des Originals ist bekannt. Eine vollständige Angabe des Inhalts dieser Beobachtungen liegt ausser der Periode der A. L. Z.; Rec. darf also bloss die Uebersetzung beurtheilen. Ueberhaupt hält er diese Uebersetzung für überflüssig; denn wer das Gute des Originals zu beurtheilen und zu nutzen versteht, der wird auch lateinisch verstehen; und wenn es ja übersetzt werden sollte, vielleicht um es den praktischen Aerzten wieder in Erinnerung zu bringen: so hätte es doch wohl einen Uebersetzer verdient, der die nöthigen Sprachkenntnisse besitzt, um nicht so schülermäsig und so fehlerhaft überzutragen, wie Hr. N. gethan hat. Rec. ist es zwar schon oft müde geworden, in Recensionen schlechter Uebersetzungen Zeit und Papier mit Aushebung ihrer Fehler zu verschwenden; indessen ist es doch seine Pflicht, auch hier sein Urtheil mit Beweisen zu belegen. Adhuc melius se habentem invenio, *sed ne minimum lucis percipientem: rubrum enim colorem oculi obversari ajebat, sive in tenebris esset, sive ad fenestram accederet, etsi ea sole illustraretur*, ist übersetzt: Fand ich, dass es noch weit besser mit ihm stand, *nur konnte er das Licht gar nicht vertragen, wenn es auch noch so schwach war; denn ob er gleich von ein und der nemlichen Sonne beschienen wurde, sagte er doch, es schwebe ihm eine rothe Farbe vor den Augen, er mochte im Finstern seyn oder ans Fenster treten!!! Ipsi frequentissime spicae in area terendae venirent*; *pulvis inde excursus oculum ita laedebat* ut brevi destrueret effectum remediorum: *ihm sehr oft in der Scheune beym Dreschen Kornähren in die Augen fielen*, *und das Pulver aus den Augen stäubten*, wurde das Auge so verletzt, dass in Kurzen die Wirkung der Arzneymittel verschwand. Filiam purgavit medicina illa vulgari, *qua nihil melius norunt medicastrae*: die Tochter mit jener allgemein bekannten Arzney purgieret, *die die Quacksalber am besten kennen.* Quod levamen ulterius promotum est, mota ope enematis modo dicti alvo: *cui evacuationi sustinendae contulit etiam pulvis kermesinus*: diese Erleichterung beförderte ich noch mehr durch das oben beschriebne den Leib eröffnende Klystier, *zu welchem ich*, *um diese Ausleerung noch mehr zu unterstützen, Mineralkermes setzte. Ut vino obrutus* supra scalam cauponae prostratus — — quasi exanimis inveniretur! dass man ihn *mit Wein überschwemmt* auf der Treppe des Wirthshauses — darnieder gestreckt, gleichsam entseelt fand. Enema praeterea *ex senna et sale cathartico in decocto furfuraceo infusis et solutis* injici cura. Ueberdiess liess ich ein Klystier *aus Kleyen kochen*, *auf Sennesblätter giessen*, *in dieser Flüssigkeit Purgiersalz auflösen*, und einspritzen. Aderant simul *pustulae et phthiriasis in capillitio*: sie hatte daneben noch *Pusteln und Läusesucht.* A sex annis nempe, cum rheumatismo laborans frigori diu se exposuisset, vehementem *aliquot dierum* cephalalgiam experta est, *silentibus doloribus rheumaticis*: Sie hatte nemlich seit sechs Jahren, als sie am Rheumatismus gelitten, und der Kälte lange sich ausgesetzt hatte, *einige Tage mit unter* einen heftigen Kopfschmerz erlitten. *Die rheumatischen Schmerzen verschwieg sie.* Wahrscheinlich genug Beyspiele, um die Verleger vor Hn. N. Uebersetzungen zu warnen, und die Schlechtheit der vor uns liegenden zu beweisen! Doch noch ein lächerlicher Beweis der Unwissenheit unsers Uebersetzers: Hr. *Vicat* führt S. 43. des Originals eine Arzneyformel aus *Lettsoms medicinischen Nachrichten von dem allgemeinen Dispensatorio in London* S. 300. an, Hr. N. versteht hier das Wort *Dispensatorium* (engl. *Dispensary*, ein Ort, wo Arzneyen ausgetheilt werden,) nicht, und übersetzt diess Wort in den von *Vicat* selbst deutsch angeführten Titel von der bekannten Uebersetzung der *lettsomischen* Schrift durch *Apothekerbuch*; so dass er also *Vicats* deutsche Citation auf folgende Art S. 43. überdeutschet: *Lettsoms medicinische Nachrichten von dem allgemeinen Apothekerbuche in London*, S. 300.!!! Noch muss Rec. anmerken, dass die Messe Hn. N. in seiner Hände Arbeit übereilt haben muss; denn nur dadurch kann sich Rec. erklären, warum die Vorrede des Vf.

Vf. nur im Auszuge und die letztern 5 Beobachtungen des Werks selbst, nemlich die XXXVI. Beob. *leichte Befreyung von einem schleimichten Nasenpolypen.* XXXVII. *Eine geheilte periodische Hautwassersucht nach unterdrückter Monatsreinigung.* XXXVIII. *Heilung einer Quetschung der Lenden und des Rückgrads.* XXXIX. *Geheilte Hautwassersucht nach einem Mutterblutfluss*, und XL. *Heilung eines übelbehandelten Rheumatismus der Nieren, welcher sich auf die Lungen versetzt hatte*, ganz übergangen worden sind.

Augsburg, b. Riegers S.: *Der Landarzt; oder: Archiv für das Landvolk bey allen möglichen Ereignissen, welche sowohl das körperliche als auch das landwirthschaftliche Wohl und Weh des Bauernstandes betreffen, sich selbst rathen und helfen zu können.* 1794. 517 S. 8.

Ein neues Product der berüchtigten Schreibseligkeit des Hn. *Essichs*, von dem er versichert, dass Mitleid und Menschengefühl ihm den Gedanken eingegeben habe, es niederzuschreiben!! Der Vf meynt: man möge ihm den Vorwurf machen, es gebe der Volksarzneybücher schon genug. Seine Furcht ist überflüssig; es gibt der Volksarzneybücher noch nicht genug, denn von dem grossen Haufen, die diesen Namen führen oder diesen Zweck haben, darf man kaum das einzige *Beckerische Noth- und Hülfsbüchlein* und einige einzelne Blätter als Materialien für ein Ganzes in Rechnung bringen. Alles übrige ist völlig unbrauchbar; entweder ist ihr Inhalt oder ihr Vortrag dem Zweck nicht angemessen, oder beides ist untauglich. Zu welcher Classe das gegenwärtige gehöre, könne man schon einsehen, meynt der Vf., wenn man das angehängte Register nachschlage; er hat Recht, denn da findet man 48 *Hausmittel*, und darunter welche gegen die Blutigel(!), gegen den Bruch, gegen die fallende Sucht, gegen die Gicht, gegen die Ruhr, gegen das Stechen an Brennesseln; ausser diesen Hausmitteln gibts noch 21 *Hülfsmittel*, und 22 einfache *Mittel.* Von jedem eine Probe: *Das Hausmittel gegen die Ruhr* besteht vorzüglich in gerösteter Rhabarber; das *Hülfsmittel, wenn ein Pferd nicht stallen kann:* Man führe es in einen Schaafstall, und lasse es eine Viertelstunde darinnen stehen, auch ist es gut, ihm Oel auf das Kreuz zu giessen, und es stark einzureiben; *Mittel wider den Wildschaden:* Wachen und Bitten. Das ganze Buch ist in einem Gespräch zwischen einem Bauer und einem Arzt abgefasst, und sein Inhalt beschränkt sich nicht bloss auf die Volksarzneykunde, sondern er dehnt sich auch auf die Landwirthschaft, auf die Thierarzneykunde, auf die alte und neuere Völkergeschichte, und auf die Statistik Deutschlands aus, der Bauer lernt, dass in Deutschland 3 Kaiser: der Römische, Russische, Türkische, 12 Könige, Böhmen und Ungarn, Dänemark, 8 Kurfürsten, 41 geistliche Fürsten, 1 Grossmeister, 4 gefürstete Pröbste, 37 Aebte, 18 Aebtissinnen, 3 Pfalzgrafen, 35 Herzöge, worunter auch Chartres, Cornwallis, Güstrow, 5 Markgrafen, 5 Landgrafen, 60 Fürsten, 74 Grafen sind, er hört auch 19 Zeilen von Assyriern, 18 von Aegyptiern, 18 von Phöniciern, und eben so viel von den Persern u. s. w.!!! Doch, das Publicum weiss es schon, dass Hn. *Essichs* Schriften Stümpereyen sind, und der Vf. ein *insanabile caput* ist.

Leipzig, b. Fleischer: Dr. *J. Fr. Kritter* und Dr. *L. Fr. B. Lentin über das schwere Gehör und die Heilung der Gehörfehler.* Mit Anmerkungen und Zusätzen aus alle(n) den bisher bekannt gewordenen Beobachtungen, herausgegeben von *Christian Friedrich Niceus.* 1794. 227 S. 8.

Jede Schrift über Gehörfehler verdient die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte; denn noch bis jetzt sind die Gehörkrankheiten von den medicinischen Schriftstellern wenig bearbeitet, und von den Praktikern selten geheilt worden. Wir erhalten hier 1) *J. F. Kritter Goetting. diss. inaugural. de auditu difficili.* 1793. S. 1 — 104. 2) *Lentin tentamen vitiis auditus medendi*, aus den *Comment. Societat. scient. Goetting.*, S. 104 — 48. in deutscher Sprache, und *Anmerkungen und Zusätze des Herausgebers* S. 149 - 227. Rec. wollte erst den Inhalt beider Schriften angeben; aber er fand die Verdeutschung derselben so schülermässig, so stümperhaft, und hie und da so falsch, dass er es nicht über sich erhalten konnte, den Inhalt derselben dem Publicum nach einer so schlechten Uebersetzung anzuzeigen, sondern es für eine Pflicht der Achtung, besonders gegen Hn. *Lentin* hielt, eine umständliche Inhaltsanzeige dem Rec. des Originals zu überlassen. *Kritters Dissert.* ist ein trefliches Resultat einer reichen und wohlverdauten Belesenheit, und *Lentins Versuch* etc. trägt das Gepräge des gelehrten und praktischen Scharfsinns, der alle Schriften dieses vortreflichen Arztes auszeichnet. Die Zusätze und Anmerkungen des Herausg. sind ohne Auswahl abgeschriebene Stellen aus neuern bekannten hieher gehörigen Schriften und Abhandlungen, die aber lange nicht den lächerlichstolzen Beysatz: aus **allen** den bisher bekannt gewordenen Beobachtungen, vertragen. Rec. bedauert die Vff., dass ihre vortreflichen Schriften in die Hände eines so schülerhaften Uebersetzers gefallen, und durch eine so elende Verdeutschung gleichsam herabgewürdigt worden sind. Wenn Hr. *N.* doch Honorar verdienen will oder muss: so mag er lieber solche in gewisser Rücksicht schwer zu erhaltende und doch lehrreiche Schriften in der Ursprache neu auflegen oder zusammendrucken lassen, er wird sich dadurch mehr Ehre und mehr Dank verdienen, als durch seine bisherigen Uebersetzungen.

Schweinfurt, b. Riedel: *Der medicinische Landpfarrer, oder kurzgefasste medicinische Abhandlung und Heilart derjenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen.* Allen Herren Seelsorgern und Wundärzten in den Orten, in welchen keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauche und Wiedergenesung der Kranken redlichst gewidmet von *J. Krause*, der Weltw. und Arzneyk. Doctor, kurpfälz. Oberamtsarzt zu Neustadt an der Hardt. 1794. 214 S. 8.

Den sehnlichsten Wünschen vieler edeldenkender Herren Landpfarrer, denen so manche an hausarmen Kranken mit geringen Mitteln glücklich vollbrachte Kuren des Vf. bekannt

kannt waren, nach seinen Kräften, zu entsprechen, schrieb Hr. K., aus reiner Liebe gegen seine leidenden Mitmenschen, ein Buch von solchen Mitteln, die immer nützen, und niemals schaden. Das aufgeklärte Publicum kennt schon diess Aushängschild der Quacksalberschriften, bey welchen sich jedem Menschenfreunde der Wunsch aufdringt, dass doch ein bequemes und sicheres Mittel ausfündig gemacht werden möchte, dem Unwesen ernstlich zu steuern, damit den Layen der Kunst kein solcher schädlicher Mischmasch von halbwahren, halbfalschen Satzen und Rathschlägen in die Hände gespielt werde. Man höre nur den Anfang der *kurzen Strafpredigt in Betreff des Aderlassens an die Herren Dorfbader*: „*Die kurzsichtigen Dorfbader, die Bartphilosophen, die gar zu naseweisen medicinischen Handlanger oder zu eilfertigen Vorläufer in der Heilkunde, die Braminen der Medianader, die gewissenhaften Verwalter ihres tief eingerosteten Aderlassschnepfers, die Banditen des geraubten Menschenbluts, diese Herren sind bey dem kranken Landvolk gar zu geschwind mit dem Aderlassen bey der Hand!* etc.“ Schon dieser Ton verräth den ganzen Mann, der beym Faulfieber vorzüglich abführt, und Faulfieberkranke besorgt hat, welche an heimlichen Orten Eiterbeulen, so gross wie kleine Hühnereyer hatten, und worin das Eiter so schwarz wie Dinte war, und der das Halsweh bey diesem Fieber mit einem frischen rohen Hering heilt, den er der Länge nach in 2 Theile getheilt, um den Hals legt, der versichert der Arzt, gebe bey bösartigen Ruhren die *confect. ackerm. incompl.*, und am Ende seines Werks folgendes Recept zu einem *Pulver gegen allerley schnelle Vorfälle* gibt, *welches alle Herren Pfarrer und Landwundärzte beständig in Bereitschaft halten sollten. Recipe crem. tart, solub. unc. unam semis, magnes. alb. drachm. tres, cinamom. drachm. unam, sem. anis. vulg. drachm. duas, pulv. antispasm. Stahlii unc. sem., sacchar rosat. drachm. quinque*, M. D.s. Pulver, wovon bey vorkommenden Umständen alle 2 Stunden 2 starke Messerspitzen voll zu nehmen sind!!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Göschen: *Reise von Johann.* 1793. 224 S. in 8.

Ein Herr, dergleichen es unter den Seigneurs wenig gibt, und ein noch seltnerer Diener durchreisten in Gesellschaft — von Menschen, die, dem Kopf und Herzen nach, einander so nah verwandt sind, ist dieser Ausdruck, bey allem übrigen Abstand der Verhältnisse nicht unschicklich — verschiedene Gegenden des südlichen Deutschlands. Was sie auf ihrer Wanderung erfahren, beobachtet, empfunden, macht den Inhalt dieser kleinen geistreichen Schrift aus, die alles Unterhaltende eines humoristischen Romans mit dem Lehrreichen einer guten Reisebeschreibung in besonderer Rücksicht auf den Menschen, seine moralische Cultur, Aufklärung, Wohlstand u. d. g. verbindet. Herr und Diener führen abwechselnd das Wort, und theilen in einem lebhaften und anziehenden, bisweilen scherzhaften, noch öfter aber herzlichen Tone die Erzählung ihrer kleinen Reiseabentheuer, die Schilderung merkwürdiger Menschen, politischer und sittlicher Phänomene aller Art, nebst ihren dadurch erweckten Betrachtungen und Empfindungen, jeder in seiner Manier, mit: eine Mannichfaltigkeit, die das Vergnügen der Leser nicht wenig erhöht. Die Reise selbst geht von der Grenze von Sachsen über Hof, Bayreuth, Erlangen, Nürnberg, Augsburg, Memmingen, München, Ulm, durch das Wirtembergische bis an den Bodensee. Ohne uns näher auf den poetischen Theil des Buchs einzulassen, der viel für leichten, unbefangenen Genuss, aber nur wenig Stoff zu kritischen Speculationen darbietet, weisen wir bloss auf einige von den Bemerkungen und Urtheilen des reisenden Paars hin, die uns vor andern bemerkenswerth dünken. — S. 31. Die stille, menschenleere, sonst so lebhafte Residenz Bayreuth führt eine Betrachtung über die grossen und volkreichen Städte herbey. Alle aufgezählten Nachtheile treffen gewiss die *allzu*grossen Städte; nur dies ist eine Bestimmung, über die sich im Allgemeinen keine Regeln geben lassen. Dann beyher über Genuss, Luxus etc. — Der Scherz (S. 51.) von einem Bunde der deutschen Gelehrten, Künstler etc. gegen die indiscreten und zudringlichen Reisenden verdiente wohl eine ernsthafte Erwägung. Allerdings verdienten jene Schwätzer, die auf offnem Markt ausplaudern, was sie im Vertrauen oder doch im engen Zirkel von Freunden und Bekannten hörten, dass man ihnen die lächerlichsten Mährchen aufheftete, wodurch sie sich beym Nacherzählen selbst zum Gespötte machten; aber freylich ist das nicht jedermanns Sache. — S. 54. Schönes und verdientes Lob von Nürnberg, dieser ehrwürdigen Mutter den Künste, Manufacturen und Fabriken Deutschlands. Einige Missbräuche werden mit gutmüthiger Laune gerügt. (Das Lob Eines solchen einsichtsvollen, braven Mannes entschädigt diese gute Stadt hinlänglich für die witzlosen Spötteleyen von hundert reisenden armen Sündern.) Treflicher Charakter, heiterer Humor und Treuherzigkeit der Einwohner im Ganzen, die die Ungerechtigkeit einiger wenigen so hart büssen müssen! — S. 73. Verhältniss von Fürth zu Nürnberg. Bald werde man nicht mehr: Fürth bey Nürnberg, sondern umgekehrt: Nürnberg bey Fürth sagen. Das nun doch wohl sobald nicht. Nürnberg hat einen Namen, und wird ihn noch lange behalten, den in unsern Zeiten kein Handels- und Manufacturort im Innern von Deutschland erwerben kann. Fürth wuchs auf Kosten Nürnbergs, weil dieses zu fest auf deutsche Redlichkeit, und zu streng auf die Gesetze der Keuschheit hielt. — S. 78. Augsburg ist unerachtet seines verdunkelten Glanzes doch noch immer eine Fürstin unter den deutschen Städten. Die Schuleinische Cattunfabrik ernährt allein 2000 Menschen. Das Rathhaus ist eine Art von Migniaturgemälde des Charakters der Stadt. Ueberall sichtbares Bestreben des Reichthums nach Gold, Siber und Marmor: das Solide sollte durch die Schwere erreicht werden. Eine edlere Zierde der Stadt ist der ehrwürdige *Paul von Stetten*. Hn. *Cobres* trefliche Bibliothek der kostbarsten und seltensten naturhistorischen Werke ist nicht so bekannt, als sie zu seyn verdiente. — S. 100. Militar in München: schöne Menschengestalten; zum Theil Leute von ächt martialischem Ansehn,

Ansehn, an denen man aber durch eine elegante Uniform das Furchtbare zu mildern gesucht hat. Sie sind hübsch weiss gepudert, haben knappe und kurze Jäckchen, tragen statt eines Zopfs kleine niedliche englische Zwiebeln, und dazu haben sie einen ehrwürdigen römischen Helm oder ein Kaskett auf dem Kopfe, von dem etwas herunterhängt, das man für einen Fuchsschwanz, eine Feder, oder einen Flor halten kann. Für die sinnlichen Vergnügungen der Münchner haben die Regenten väterlich gesorgt. Nicht leicht bekommt man in Deuschland bessern Gesang und bessere Musik zu hören, als im Münchner Hoftheater. Der Hof besoldet einige 60 Personen für die Instrumentalmusik, einige 20 für den Gesang u. s. w. Der Charakter der Baiern erschien dem gutmüthigen Reisenden in einem weit günstigern Lichte, als andern: er fand in ihm Ehrlichkeit, Treue, Geradheit, Festigkeit, von der andern Seite freylich auch Trägheit, grobe Sinnlichkeit, und Leichtgläubigkeit, welche die 5000 Mönche im Lande gut zu nutzen wissen. Friedrich d. G. ist der Abgott der Bayern, und verdient es zu seyn; freylich nicht durch sein bekanntes, ungerechtes Urtheil über sie: *La Baviere est un paradis habité par des bêtes!* An öffentlichen Orten in München herrscht behutsame und scheue Zurückhaltung. — S. 155. Eine lange Diatribe gegen den Nachdruck: mitunter etwas einseitig und mit Behauptungen untermischt, deren Wahrheit noch sehr bestritten wird. Die Immoralität des Nachdrucks ist erwiesen, weit weniger die Gesetzwidrigkeit desselben, und der Nutzen für Viele, freylich auf Kosten einiger Wenigen, ist unläugbar. Dass aus Furcht vor den Nachdruckern gute Schriftsteller weniger bezahlt würden, und gute Bücher ungedruckt blieben, das glaubt niemand, der mit diesem deutschen Handelszweig nur etwas näher bekannt ist. Wer weiss nicht — doch, das Weitere an einem andern Orte! — S. 176. Mit Enthusiasmus betreten die Reisenden den Boden von Schwaben, das Vaterland von *Wieland*, *Schiller* und so vieler andern grossen und berühmten Männer! Der Osterberg bey Tübingen, wo der Sänger des Oberons als Jüngling einsam wohnte, die eigentliche Wiege seines schönen Geistes! — S. 18[illegible]. Ulm, diese sonst so blühende mächtige Stadt, ist im grösten Verfall. Ihr Geist ist gelähmt, das Gewerbe in Stockung gerathen, und an die Stelle des Reichthums sind Schulden getreten. — Sehr richtig ist die Bemerkung S. 191., dass ein Hof und eine Residenz sichre Probiersteine des Nationalcharakters sind. Nach unserm Reisenden hält der Schwabe diese Probe aus. „Der Glanz des Hofes hat den Stuttgardtern die „Augen nicht geblendet, die strengen Vorschriften der „Orthodoxie haben ihre Aufklärung nicht gehindert, die „Politur hat die Güte und Redlichkeit nicht weggeschliffen, die Weltklugheit der Menschen nicht verschlossen, und die Intrigue sie nicht verschmitzt gemacht"... Dass bey solchen allgemeinen Urtheilen immer viel auf den Standpunct des Beobachters, und die zufälligen Umstände, unter denen er beobachtete, gerechnet werden muss, versteht sich von selbst. — Auf der letzten Seite steht: „Ende des *ersten* Theils." Wir nehmen die beiden wackern und geistvollen Reisenden beym Wort.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Berlin*, In d. Voss. Buchh.: *Leben* Sr. königl. Hoheit des hochsel. Prinzen *Heinrich*, ältesten *Sohns* Sr. königl. Hoh. des Prinzen *Ferdinand von Preussen*. 1791. 32 S. gr. 8. (6 gr.) In einem sehr guten und höchst einfachen Vortrag, ohne alle sonst in Aufsätzen dieser Art gewöhnlichen Schnörkel und geschmacklosen Wortprunk, wird hier das Wenige erzählt, was aus dem Leben eines jungen Prinzen, der noch nicht in das öffentliche Leben eingetreten war, interessant seyn kann. Die Erziehungsgeschichte ist in solchen Fällen immer das Lehrreichste, und bey dieser verweilt auch der Vf., (als diesen nennt man den gewesenen Lehrer des Prinzen, den jetzigen Geh. R. *Bürbaum*,) am längsten. Die Geburt dieses Prinzen erweckte bey Friedrich d. G. und dem ganzen königl. Hause viele Freude, weil damals (1771), ausser dem Kronprinzen, kein Thronerbe weiter vorhanden war; allein schon seine ersten Jahre waren mit Leiden bezeichnet. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung des Arztes war die Wahl der Amme auf eine Person gefallen, in deren Blute sich Ueberreste des verderblichsten Giftes befanden, und leider machte man die Entdeckung zu spät. Der von Natur schöne Körper ward nicht allein dadurch auf das äusserste zerrüttet, auch die Geisteskräfte hatten von der Wirkung des Giftes sehr gelitten. Durch eine vortrefliche Erziehung wurden jedoch, nach und nach, Körper und Geist wieder gestärkt. Konnte der Prinz sich gleich im 5ten Jahre kaum auf den Füssen halten, erwachten gleich erst im 10ten Jahre die schlummernden Seelenkräfte und einiger Beobachtungsgeist, so war doch schon beym Eintritt in das Jünglingsalter der vordem schwächliche Körper zu einem der schönsten, kraftvollsten und nervigsten, so war doch auch die Denkkraft des Prinzen gestärkt und erweitert worden, und er fand selbst an ernsthaften Wissenschaften, an der Mathematik etc. Geschmack. Alles berechtigte zu den schönsten Erwartungen, die aber ein zweyter unglücklicher Zufall wiederum täuschte. Im Frühjahr 1790 bekam der jüngere Bruder die Masern. Prinz Heinrich fürchtete sich so ausserordentlich vor dieser Krankheit, dass er, bey aller Liebe zu seinem Bruder, es doch sorgfältig vermied, ihm zu nahe zu kommen. Allein das Zimmer des Kranken war von dem seinigen zu wenig entfernt: die Schlafkammer der beiden Brüder waren nur durch eine Thüre getrennt, und mehrere Personen, die den Kranken besuchten, waren auch um den Prinzen. Bald zeigten sich die Spuren der Ansteckung, und die Krankheit verwandelte sich in eine Lungensucht, die sich nach sieben Monaten voll Schmerz und Furcht mit dem Tode endigte. — Das auf dem Titelblatt befindliche, von *Berger* gestochene Brustbild des Prinzen, soll sehr ähnlich seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. December 1794.

PHILOSOPHIE.

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie* von *Friedrich Wilhelm Daniel Snell*, Professor der Philosophie zu Giessen. *Erster Theil*, Erfahrungsseelenlehre, Logik, Metaphysik, Aesthetik. *Zweyter Theil*, Moral, Naturrecht, moralische Religionslehre. 1794. 264 und 138 S. kl. 8.

Bey Lehrbüchern der Philosophie kommt es immer darauf an, ob man die Absicht hat, bloss philosophische Kenntnisse zu verbreiten, oder aber junge Männer, bey vorausgesetztem hinlänglichen Talente, *zu Philosophen zu bilden*. Dieser letztere, und, wie niemand in Abrede seyn wird, vorzüglichere Zweck scheint uns nicht wohl erreicht werden zu können, ohne dass man mehr den Weg der Untersuchung und Demonstration, als den des Belehrens und Erklärens einschlägt. Rec. kennt nicht ein einziges Lehrbuch der Philosophie, in welchem die *untersuchende Methode* beobachtet wäre. Die *Demonstration* findet sich in den *Wolfischen*, die daher auch da, wo ihre Belehrungen nicht mehr angenommen werden, doch zur Aufräumung des Kopfes, d. i. zur Gewöhnung an ein *methodisches* Nachdenken so vorzüglich brauchbar sind. Die *Belehrende* und *Erklärende* ist die gewöhnlichste und leichteste, aber in der That zur Erweckung eines eigenen ordnungsmässigen und fruchtbaren Nachdenkens die am wenigsten taugliche. Hr. *Snell*, der den Zweck des ersten Unterrichts in der Philosophie ausschliessend darin setzt, dass *den Lehrlingen eine vorläufige Uebersicht von dem ganzen Plane der gesammten philosophischen Wissenschaften gegeben, und ihnen die wichtigsten Wahrheiten derselben im Zusammenhange dargestellt werden*, der also mit einer philosophischen Encyklopädie den Grund zu legen nicht nur für rathsam, sondern sogar für nothwendig hält, muss, wie leicht zu erachten, seinem Zwecke gemäss, ebenfalls den letzten und gewöhnlichsten Weg einschlagen. Er führt seine Lehrlinge gleich zur Anschauung, stellt ihnen die philosophischen Präparate, meistens wie sie die neuesten Scheidekünstler in diesem Fache zubereitet haben, sogleich vor Augen, und erklärt sie oft ausführlich, ohne jedoch, wie er selbst sagt, eine sehr tiefgehende kritische Untersuchung dabey zu Hülfe zu nehmen. Weit entfernt, Hn. *S.* Verdiensten, der uns hierin bloss das jetzige Costume beobachtet zu haben scheint, das mindeste benehmen zu wollen, müssen wir doch gestehen, dass uns diess zwar der gebahnte Weg zu einer philosophischen Vielwisserey, aber keineswegs zum *eigenen Philosophiren* zu seyn deucht; und *Thyrsusträger haben wir ja ohnehin schon in Menge, aber wenig — blutwenig Begeisterte!* — Nachdem der Vf. kurz bemerkt hat, was er unter *Wissenschaft* überhaupt, und dann wieder unter *Erfahrungs-* und *Vernunftwissenschaft* verstehe, gibt er in seiner Einleitung gleich darauf die kantische Erklärung der *Philosophie*, so wie sie bey *Jakob* lautet (Jakobs Logik S. 6. K. 10. alte Ausgabe) und definirt sie durch *eine Vernunftwissenschaft aus Begriffen*. Historisch lernt nun zwar hieraus der Anfänger, wie man sich nach Kantischen Vorstellungen die Philosophie zu denken gewohnt sey; — allein bringt ihn diess auch in seinem selbsteigenen Denken nur einen Schritt weiter; noch mehr, ist es nur möglich, dass er sich bey diesen Worten selbst etwas Wahres, ihrem Sinne gemässes und deutliches denkt, ohne vorher mit der Kantischen Analyse des Erkenntnissvermögens, mit dem Unterschiede zwischen Vorstellung überhaupt, Vorstellung mit Bewusstseyn, Empfindung, Erkenntniss, Anschauung, Begriff, Notion, Idee, — vertraut geworden zu seyn? Ohne dieses wird ihm der Ausdruck: *aus Begriffen:* eben so viel bedeuten, als aus Vorstellungen oder Ideen, und ohne ihm den subtilen Unterschied zwischen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft beygebracht zu haben, wird man sich wieder vergeblich bemühen, ihm jene Ausdrücke deutlich zu machen, oder auch nur zu erklären, was *Vernunftwissenschaft* heissen soll. Würde hingegen bey einer Definition der *Philosophie* für Anfänger der Weg der Untersuchung eingeschlagen; so müsste man die Erklärung derselben von dem anfangen, was sich auch schon der gesunde Menschensinn mit aller erfoderlichen Deutlichkeit denken kann, und alsdann erst nach und nach den Begriff steigern, so dass der Lehrling aus dem, was er schon weiss, endlich das Unbekannte selbst fände. Es begreift z. B. ein jeder, dass ein Unterschied ist, ob er eine Sache bloss weiss, oder sie aus Gründen kennt, und eben so klar sieht er ein, dass zwischen der Sache und ihren Gründen ein nothwendiger Zusammenhang ist, dass also, wer die Gründe einer Sache wissen d. i. wer philosophieren will, auf die Einsicht in einen nothwendigen Zusammenhang der Dinge ausgeht. Wo liegt nun *das Nothwendige* des Zusammenhangs, in den vorgestellten Objecten, oder im denkenden Subjecte? Liegt es im letztern: so liegt es bloss in Begriffen, und so liesse sich endlich durch Untersuchung und Zergliederung aus dem bekannten das unbekannte finden, welches im gegebenen Falle hiesse: die Philosophie ist Vernunftwissenschaft aus Begriffen. Diess, deucht uns, wäre Anleitung zum eigenen methodischen Denken und zu diesem Behufe würden wir alsdann nicht, wie Hr. *S.*, mit der empirischen Seelenlehre, sondern mit der *Logik* den

den Anfang machen, auf diese die *Metaphysik* in ihrer neuesten Gestalt, nicht, wie hier, als blosse Namenerklärung von Möglichkeit, Wirklichkeit, Zeit, Raum u. s. w. sondern als Beförderin des subtilsten Nachdenkens über die Elemente unserer eigenen Erkenntnisskräfte folgen lassen, und nun dürften wir hoffen, dass es weder mit der empirischen Seelenlehre noch mit der praktischen Philosophie für unsern Lehrling viel Schwierigkeit haben würde: denn so hätte er nicht nur für diese, sondern auch für alles übrige Erlernbare die nöthigen Fächer, und zu jedem möglichen Nachdenken die Methode. Doch der Vf. wollte dieses nicht, sondern seine Absicht war bloss eine, auch dem Lehrlinge leicht verständliche, Bekanntmachung dessen, was im ganzen Felde der Philosophie heutzutag gelehrt wird, und diese Absicht hat er erreicht.

Berlin, b. Hartmann: *Fünf kosmopolitische Briefe* von *Fr. Bouterweck.* 1794. IV u. 148 S. kl. 8.

Diese Briefe hat Rec. mit vielem Vergnügen gelesen, der Vortrag ist leicht und deutlich, der Briefton durchaus glücklich getroffen und der Lehrvortrag vermieden. Ob Hr. *B.* nur der Herausg. oder der Vf. selbst ist, kommt bey Beurtheilung ihres Werths nicht in Betrachtung. Die Lehren, die diese Briefe enthalten, sind so tröstend und erfreulich, dass jedermann ihre Wahrheit wünschen würde, wenn ihnen auch der Vf. durch keine so lichtvolle Darstellung Eingang und Ueberzeugung zu verschaffen gewusst hätte. Eine kurze Darstellung der Gedanken des Vf. wird hoffentlich keinem Leser unangenehm seyn. Zuerst wird der Begriff des Kosmopolitismus bestimmt. Dieser Begriff muss, wenn er etwas Eigenes in sich fassen soll, – mehr ausdrücken, als blosse allgemeine Wahrheits- und Menschenliebe, denn dazu verbindet uns die Vernunft durchs Moralgesetz. Die eigentliche Bedeutung desselben wäre eine Vereinigung aller Menschen zu einem einzigen bürgerlichen Staat: aber in dieser Bedeutung des Worts ist es unmöglich, ein Kosmopolit zu seyn. Der Mensch ist nicht im Stande, alle Bedürfnisse aller Menschen in allen Erdstrichen zu übersehen, und ein so allgemeines Wohl zum Zwecke seiner Handlungen zu machen. Wenn der Name Kosmopolit etwas Erreichbares bedeuten soll; so kann er nur dem Namen Nationalist entgegengesetzt werden. Kosmopolitismus ist dann eine menschenfreundliche, von bürgerlicher Partheylichkeit freye, Gesinnung, wodurch man nie die Verbindung, in der man steht, auf Kosten der Menschen, die in andern stehen, zu bereichern sucht. Es ist eine Vermessenheit, wenn der Mensch die ganze Welt durch seine Ideen umschaffen will: diess kann nur der unendliche Genius des Ganzen. Ob aber die Menschheit einer allgemeinen weltbürgerlichen Verbindung immer näher rückt, und ob sie noch auf dieser Erde ganz glücklich wird? Diess führt auf die Untersuchung der Bestimmung der Menschheit. Diese lässt sich aber aus Nichts mit Befriedigung herleiten. Die Wünsche der Menschen, wären sie auch nicht so verschieden als sie es sind, können keinen Beweis von ihrer Erfüllung abgeben. Hier ist nicht von der Bestimmung des vernünftig freyen Wesen zum reinen Gute die Rede, sondern von der Bestimmung des Zieles, das die Menschheit in ihrer irdischen Laufbahn endlich erreichen soll. Diess lässt sich nur in soferne einem Theile nach erkennen, als sich im Menschen etwas findet, das ihn auch wider seinen Willen einem gewissen Ziele näher bringt. Diess ist aber nichts als die Ausbildung seiner Kräfte. Der Mensch muss klüger werden, er mag wollen oder nicht; er findet meistens Belehrung, wo er nur Genuss suchte. Die wahre Philosophie der Geschichte thut daher auf das Abwägen des Nationalglücks Verzicht und hält sich an den Werth, den die Menschen nach ihrer Ausbildung hatten. Ausbildung aller Kräfte lässt sich nur als Zweck erkennen, „und das Resultat der „Gemeinwirkung aller Particulargesellschaften auf die „Universalgesellschaft, das wäre denn die Bestimmung „der Menschheit.“ Nur aber so weit sie erkennbar ist; was aber dann die Bestimmung dieser vereinigten Menschheit wäre, darüber lässt sich nichts bestimmtes sagen. Diese Fortschreitung zeigen die Anlagen des Menschen; soll aber in den Begebenheiten, die die Geschichte aufzeichnet, eine Beziehung darauf gefunden werden; so ist es nicht genug, dass man zeigt, wie die Menschen Fortschritte in der Ausbildung machten; – diess musste geschehen – sondern man muss eine Beschleunigung dieser Fortschritte, und der Annäherung zur allgemeinen Verbindung mit einander zeigen können, die als eine ausser den Kräften der Menschen liegende, und in Beziehung auf ihn zufällige Veranstaltung erscheint. Dieses unternimmt der Vf. in den beiden letzten Briefen, und nach unsern Urtheile hat er die Zusammenstimmung der Hauptbegebenheiten, um die Menschen in nähere Bekanntschaft und Verbindung zu bringen, sehr gut gezeigt. „Von einer Weltrepublik kann aber gar nicht die Rede seyn, so lange die Menschen noch nicht rund um die Erde und nach allen Seiten hin fühlbar auf einander wirken. So lange in unsern Geographien noch unbekannte Länder vorkommen, können wir gar nicht wissen was das Schicksal mit der künftigen Menschheit für Absichten hat. Unsere Chroniken sind zerstreute sibyllinische Blätter. Ueber tausend Jahre nimmt vielleicht die Weltgeschichte ihren Anfang.“

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigten über die Evangelien der Sonntage und Feste eines ganzen Jahres* von M. *Gottfried Heinrich Schatter*, Pfarrer zu Neunhofen. I. Band. 1794. 495 S. 8.

Diese Predigten zeichnen sich unter der Menge der gedruckten sehr zu ihrem Vortheil aus und Hr. *S.* verdient dadurch unstreitig den Dank aller, denen nicht allein die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend, sondern auch die fortgehende Verbesserung und Vervollkommnung des Kanzelvortrags und der Predigtkunst am Herzen liegt. Der Vf. zeigt sich als ein Mann von hellem Blick und geläuterten theologischen Kenntnissen, dessen Lehren und Ermahnungen aus innerer Ueberzeugung und einem für das wahre Gute ganz erwärmten Herzen entspringen.

Er

Er besitzt dabey die, so manchem neueren Prediger mangelnde, Gabe der Lehrweisheit. Die Art, wie er mehrere in den übelgewählten evangelischen Texten vorkommende Schwierigkeiten und Wundergeschichten zu behandeln, bald leicht zu berühren, bald zu übergehen, alles nur aufs wirklich Praktische anzuwenden, aus dem Wunderbaren und Uebernatürlichen selbst, durch vorsichtige Scheidung, nur für das ganz natürliche und alltägliche Leben anwendbare Betrachtungen herzuleiten und bey allen dem jeden anstössigen Schein, sowohl von Neologie, als steifer Anhänglichkeit an das Alte, zu vermeiden versteht, ist oft musterhaft.

Am meisten scheinen Rec. diese Predigten in der Art des Vortrags sich auszuzeichnen. Des Vf. Vortrag hat meistens eine sehr unterhaltende Leichtigkeit, Anschaulichkeit und Mannichfaltigkeit. Seine Gedanken und verschiedene Betrachtungen folgen natürlich und sind doch nicht gemein und alltäglich, seine praktischen Anwendungen und Ermahnungen tragen das unverkennbare Gepräge, dass sie aus einem überzeugten und durch eigne Erfahrung geübten Herzen kommen und die Schlüsse mancher Reden sind vorzüglich schön. Unter den dem Rec. bekannten Predigten kommt der Vf. Sturms Manier, hauptsächlich in der Bearbeitung historischer Texte, am nächsten.

Die rühmliche Bescheidenheit, mit welcher Hr. *S.* in der Vorrede von sich spricht, muntert indessen Rec. um so mehr noch zu einigen Bemerkungen über das, was etwa noch fehlen dürfte, auf. Der Vf. nennt die Art seines Vortrags ein Sprechen. Er braucht fast in jeder Predigt die, auch an sich schon nicht edeln, Ausdrücke: wir wollen uns darüber besprechen; wir wollen das besprechen! er macht (Vorr. S. XII.) mit seinen Predigten die Probe, „ob er in einem Kreise gesitteter Menschen, „die des geselligen Umgangs wegen beysammen sind, „sobald sich ungefähr das freundschaftliche Gespräch auf „die nämliche Sache hinlenkte, alsdann das nämliche „und mit den nämlichen Worten zu sagen sich getrauete, „was und wie er davon in einer Predigt gesprochen „habe." In Ansehung der Sachen möchte diese Probe vielleicht sicher seyn, in Ansehung der Art des Vortrags aber gewiss nicht. Eine Predigt ist und bleibt eine Rede, die sich freylich bey dem, welcher zu der sanftern Beredsamkeit mehr Talent in sich fühlt, der gesitteten Umgangssprache mehr nähern wird. Aber gerade dieser Redner hat sich auch am sorgfältigsten zu hüten, dass er sich keine der Nachlässigkeiten und Eigenthümlichkeiten erlaube, die im geselligen Umgange nicht allein übersehen werden, sondern auch oft gelten. Dergleichen sind nun aber Hn. *S.* unstreitig oft begegnet. Dahin gehört mancher unedle Ausdruck z. B. ausser dem schon angeführten *besprechen*: „ich würde es damit heute gut seyn lassen S. 14. Jesus hat in seiner Todesnoth immer mit Gott zu thun." S. 290. Dahin gehören manche holprichte Stellen, homiletische Schnörkel und Tiraden, z. B. gleich S. 2. „die einer — der Weisen;" manche zu allgemeine und übertriebene Ausdrücke so oft; alle die; einige; immer für oft, manchmal; manche auf der Kanzel ins Süsslichte fallende Worte: der holde, liebe, brave. — Es gibt ferner in dem geselligen Gesprächston auch eine gewisse affectirte Natürlichkeit, ein gesuchtes ungenirtes Wesen, wodurch manche originell zu werden glauben. Auch gegen diesen Fehler scheint Hr. *S.* nicht ganz auf seiner Hut gewesen zu seyn. Davon scheinen Rec. hauptsächlich die Gebete zu zeugen, in welchen die schickliche Gebetssprache fast durchweg verfehlt ist, dagegen ein gewisser familiärer Ton herrscht, der den, durchs Gebet zu erweckenden Empfindungen gerade zuwider ist. Sie enthalten ausserdem gewöhnlich die blosse Disposition der Predigt, als eine Anrede an Gott ausgedrückt, und werden oft erst durch die nachherige Ausführung verständlich. Wie ist es daher möglich, dass der Zuhörer sie mit Andacht und Empfindung nachspreche, welches doch die Absicht eines jeden öffentlichen Gebets seyn sollte? Oder betet Hr. *S.* hier bloss für sich und spricht deswegen auch immer nur im Singular?

Auch die oft viel zu wortreiche an Geschwätzigkeit grenzende Weitläuftigkeit und unverhältnissmässige Ausführlichkeit in einzelnen Theilen der Rede, ist ein Fehler, wozu die, nicht sorgfältig genug bemerkten, Grenzen zwischen Rede und Gespräch verleiten. Daher wird so leicht im Anfang, hauptsächlich im ersten Theil, welcher doch selten der eigentlich praktische ist, zu viel gesprochen; und da Hr. *S.* seinen Predigten ein gewisses, und zwar mit Recht kurzes, Zeitmaass bestimmt hat: so ist dieses oft schon verflossen, wenn die wichtigsten Gedanken kommen, die alsdann kurz abgebrochen, oft nur bloss hingeworfen werden. Der Schluss insbesondre ist denn manchmal ganz hart abgeschnitten.

Man merkt nicht selten den Zwang, wenn Hr. *S.* über das Sonntagsevangelium predigen wollte oder musste und nicht gern alltägliche Themata daraus herleiten wollte. Der Einleitung ungeachtet fallen die, nach dem Text sogleich vorgetragenen, Themata doch oft so sehr auf, dass man gar keinen Zusammenhang mit jenem wahrnimmt. Die nachherige Entwickelung aus dem Texte kostet denn oft viele Zeit, die zur Ausführung der Hauptgedanken nützlicher angewandt werden konnte. — Die Themata selbst drückt der Vf. meistens concret und eben daher fasslicher aus. Mit den Unterabtheilungen macht er es sich aber oft gar zu bequem. „Ich werde erstlich eins und das andre anführen, was „in diese Betrachtung etwa gehören möchte" (s. die erste Predigt u. m. a.) Das soll doch wohl keine Eintheilung seyn und wird vielleicht bloss gesagt, weil eine Predigt nun einmal Theile haben muss? Daher kündigt auch wohl der Vf. allemal den 2ten Theil so ausdrücklich und beynahe immer mit derselben Wendung an.

Diese Sammlung wird nun wohl im zweyten Theile nach der Reihe der Evangelien fortgehen müssen. Es wäre indess zu wünschen, Hr. *S.* machte sich einmal von diesem unangenehmen Zwange ganz los und gäbe uns nur recht auserlesene Predigten über freye Texte, oder über solche Perikopen, welche die Materie ganz ungezwungen an die Hand geben. Er würde dann freylich bequemen Amtsbrüdern keine neuen Jahrgänge zum Abschreiben vorarbeiten, aber sich unstreitig um

die Verbesserung des Kanzelvortrags in dieser Art von Predigten verdient machen können, wenn er dabey die gröfste Sorgfalt auf die Ausarbeitung und mehrmalige Revision derselben verwenden, oft auch noch etwas mehr Wärme in die interessanteren Betrachtungen und in einzelne Stellen bringen wollte. So ganz ungezwungen und ungekünstelt Gedanken und Rede in diese Gattung von Predigten fortzufliessen scheinen müssen; so vielen Fleiss können sie doch ertragen, dessen vornehmstes Augenmerk zugleich seyn muss, dass er nicht merklich werde.

Nürnberg, b. Bieling: *Joh. Paul Sigm. Bunzels*, Pfarrers zu Pommelsbrunn, *Kurze Betrachtungen über biblische Texte bey den Sargen unsrer Mitchristen:* Zum Gebrauch bey sogenannten Leseleichen. Versuch eines Beytrags zur verbesserten Liturgie. Erster Theil. 1794. 345 S. Zweyter Theil. 353 S. Dritter und Vierter Theil. 1793 und 1794. 635 S. 8.

Die beiden ersten Theile dieses Buchs sind blofs eine neue, nach der Versicherung des Vf. verbesserte Auflage. Der dritte und vierte, die jetzt zum erstenmale heraus kommen, werden als ein besonderes Werk unter dem Titel: *Heilsames Nachdenken über unsere letzte Veränderung, nach Anleitung der sonntäglichen evangelischen Texte. Zur häuslichen Erbauung und zu öffentlichen Vorlesungen bey Begräbnissen* — verkauft. Der Vf. bestimmt diese Betrachtungen zunächst für Landleute: und dieser Bestimmung entsprechen sie in Absicht des Inhalts und des Vortrags recht gut. Der Inhalt ist immer gemeinnützig, und der Vortrag, ohne ins Niedere herabzusinken, fasslich und populär. Aus dem Grunde werden sie auch nicht allein gar füglich bey städtischen Begräbnissen gebraucht, sondern überdem noch auch von Personen aus gebildetern Ständen mit Nutzen und Erbauung gelesen werden können. Um aber beym Privatgebrauch allen, selbst die Erbauung vielleicht störenden, Unschicklichkeiten möglichst auszuweichen, möchte bey einer neuen Auflage eine — bemerkbare Einklammerung dessen, was auf die Begräbnisse zunächst Beziehung hat, und daher in diesem Fall nur lesbar ist, gar sehr anzurathen seyn. Denn ohne einen solchen Fingerzeig wird der gemeine, noch nicht genug geübte, Leser in die nothwendige Absonderung des *Allgemeinern* von *Besondern* sich nicht recht finden, noch die, aus der Vermischung beider Zwecke entstehenden besorglichen Unschicklichkeiten füglich vermeiden können. Ja, Rec. würde noch mehr thun, beide, nicht so recht mit einander vereinbare Zwecke von einander absondern, und darnach die neue Auflage einrichten. — Ausser diesen allgemeinern Bemerkungen nun noch einige besondere. In der Predigt am 6 Epiph. hat der Vf. *die Hoffnung des seligen Wiedersehens in jener Welt* recht praktisch abgehandelt; nur möchten die Gründe, womit er sie zu unterstützen sucht, nicht durchaus gut gewählt, noch für dem gemeinen Mann fasslich genug auseinandergesetzt und vorgetragen seyn. Der erneuerte Umgang Jesu mit seinen Freunden nach seiner Auferstehung kann höchstens zur Erläuterung, nicht aber zum Beweis dieser Erwartung dienen. In der Predigt auf Ostern über Fortdauer nach dem Tode würdigt der Vf. die Vernunft zu tief herab. Wie konnte er z. B. die harten Worte niederschreiben: „*was kann uns die Vernunft anders versprechen, als Aufhören unsers Daseyns und gänzliche Zernichtung, da sie nicht etwas sichres von einem Leben nach dem Tode — weiss?*" und wie kann ein aufgeklärter Religionslehrer noch heut zu Tage mit dem Vf., nach S. 301. behaupten könne, dass die Erlösung durch Christum *für uns noch immer ein Geheimniss sey.* Sie war diess zwar wohl dem Juden und dem Heiden: ja diesen war sie sogar Aergernifs und Thorheit; allein nicht also dem Christen, der sich an den Geist, und nicht an den Buchstaben der Lehre Jesu und seiner Apostel hält, und nicht mehr an die, aus dem jüdischen Opferdienst entlehnten, und auf die locale Vorstellungsart der Erlösung Jesu übergetragenen, Tropen gefesselt ist. Diesem liegt der Zusammenhang zwischen „*Jesu Thun*, *Menschenbildung* und *Menschenglück*" so offen, so hell am Tage, dass auch nicht einmal ein Schatten von etwas Geheimnisvollen dabey zurücke bleibt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Dyck: *Europäische Regententafel, auf das Jahr* 1794. 1 Bogen in fol. (1 gr.) — Wie gewöhnlich! Es wäre aber zu wünschen, dass man künftig in so ferne von dem Gewöhnlichen abginge, dass die Namen der Personen nicht nach der altväterischen Weise, lateinisch ausgedrückt würden. Warum denn nicht lieber: *Karl Theodor* statt *Carolus Theodorus?* Der vorige Herzog von Wirtemberg, der doch schon im October 1793 gestorben ist, wird noch als regierend aufgeführt. Vermuthlich eine Folge des ungereimten, ehehin schon von uns gerügten, Verfahrens, die neuen Kalender schon 3 oder wohl gar 4 Monate vor dem neuen Jahre zu drucken und zu verkaufen! Will man denn nie anfangen, dieser Thorheit zu entsagen? Eine solche Tabelle sollte von Rechts wegen äusserst correct gedruckt seyn, damit nicht z. B. aus dem Geburtsjahre des erwähnten Herzogs 1728 die falsche Zahl 1758 entstände. Der türkische Kaiser hat nicht viele *Gemahlinnen*, sondern *Concubinen*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. December 1794.

OEKONOMIE.

Freyberg, in der Craz. Buchh.: *Veranlaſſungen (?) und Vorſchläge zu einer ſowohl angenehmen als auch guten Landwirthſchaft*, von *Lüder Herrmann Hans von Engel*, Kurfürſtl. Sächſ. Rittmeiſter. 1794. 190 S. 8. (10 gr.)

Es hat auf den Ideengang des Vf. einen vortheilhaften Einfluſs, daſs er die Landwirthſchaft mehrerer deutſchen Provinzen kennen lernte, und durch Vergleichung ihrer Verſchiedenheiten in den Stand geſetzt wurde, die Behandlung der Landgüter nicht ſo einſeitig zu beurtheilen, als ſonſt von praktiſchen Oekonomen zu geſchehen pflegt, die gewöhnlich an den vaterländiſchen Boden, den ſie bearbeiten, auch mit ihren Einſichten gefeſſelt ſind. In 19 (vermuthlich an einen idealiſchen Wirthſchaftsluſtigen gerichteten) Briefen werden die Gutsbeſitzer veranlaſst, über die individuelle Beſchaffenheit ihres Gutes ernſtlich nachzudenken, und beſonders auf Herſtellung eines richtigen Verhältniſſes des Viehſtandes zum Ackerbau bedacht zu ſeyn. Da der Vf., ſelbſt mit Uebergehung des Oelbaues, bloſs auf gewöhnliche Getraidearten Rückſicht nimmt, (deren Erbauung die Grundlage aller guten und mit weſentlicher Verbeſſerung verknüpfter Benutzung des Bodens iſt,) und bey vorzunehmenden Neuerungen manche unnachlaſsliche Vorſichten empfiehlt, die nur gar zu oft aus der Acht gelaſſen werden: ſo kann von der Verbreitung dieſer mit vieler Unbefangenheit und Sachkenntniſs verfertigten Schrift beſonderer Nutzen erwartet werden. Es drängt ſich in jetzigen Zeiten eine ſo groſse Menge von Capitaliſten zu dem Beſitz von Grund und Boden, der mit Steuerfreyheit und mancherley Herrlichkeiten ausgeſtattet, und dem ungeachtet oft von ſchlechter Beſchaffenheit und geringem Ertrage iſt, daſs es äuſserſt wichtig wird, die Wirthſchaftsreformen, die ſonſt aus Mangel dazu beſtimmten Geldes liegen blieben, nun aber mit oft blinden Eifer unternommen werden, auf haltbare Grundſätze und Regeln zurückzuführen, damit die jetzt Mode werdende landwirthſchaftliche Goldmacherkunſt nicht in leere oder unſtatthafte Projecte der Unwiſſenheit und Uebereilung ausarte, und ihren hitzigen Adepten nicht mit Verluſt und Reue lohne, wie es geſchehen muſs; wenn, ohne eigene Kenntniſs der Landwirthſchaft und des gegebenen Orts zu Wirthſchaftsreformen Geld ausgeſetzt, und dabey andern überlaſſen wird, ob ſie bloſs koſtbare Veränderungen oder wirkliche Verbeſſerungen machen wollen und können. In allen Zweigen der Landwirthſchaft zeigt der Vf. gleich bewährte Kenntniſſe; der 14te Brief, welcher von der Forſtökonomie handelt, hat uns am wenigſten befriedigt. Beſonders leſenswürdig iſt der 7. 8. und 15te Brief, wo von dem Verhältniſs des Gutsbeſitzers zu ſeinen Bauern und zu ſeinem Geſinde mit praktiſcher Erfahrung und Menſchenkunde gehandelt wird; obgleich in jedem dauernden Verhältniſs Pflicht und Klugheit einerley Vorſchriften geben, weil ſelbſtſüchtige Klugheit nie klug genug iſt, ſo wird hier doch manches als bloſse Handlung der Klugheit, mit Bezug auf ſeine Folgen, empfohlen, wo ſich der gutgeſinnte Leſer das höhere Princip, welches gewiſs auch dem Vf. nicht abgeht, hinzudenken muſs; für manche, die ihr Heil bloſs im Reichwerden ſuchen, hat die Klugheitsregel freylich eine beſondere Gabe der Ueberredung voraus. Folgender ſonderbar gefaſsten Maxime können wir aber durchaus keinen Beyfall geben (S. 175.): „*Haben ſie*, (als abweſender Gutsherr) *einen Verwalter, der ihnen Unterſchleif macht, ſchafft ihnen aber noch ein halbmal mehr Ertrag als ein ehrlicher (?) ſo iſt die Frage gar nicht den unehrlichen tüchtigen Wirth oder aber den ehrlichen ſchlechten Wirth zu wählen;* d. h.: der Vf. bedenkt ſich nicht, einen geſchickten Oekonomen, der ihn betrügt, aus Furcht vor einem ungeſchicktern Nachfolger zu behalten. Rec. möchte wiſſentlich mit dem Unehrlichen den höhern Ertrag nicht theilen; wem die Pflicht, niemanden zum Betrug Gelegenheit zu geben oder zu laſſen, nicht einleuchtet; den muſs hier doch wenigſtens die Furcht vor Verachtung wegen einer ſolchen Genoſſenſchaft und die Beſorgniſs zurückhalten, daſs der ungerechte Haushälter zuletzt mit dem Eigenthümer gar nicht mehr theilen möchte, welches letzterer ſeinerſeits verdient hätte. Die gerügte Maxime gilt leider bey mehreren Ständen, die der Diener nicht entbehren können, und privilegirt gewiſſermaſsen die brauchbaren Schelme. Wer ſich wundert, eine vorzügliche ökonomiſche Schrift auch von dieſer Seite beurtheilt zu finden, der bedenke, daſs der Vf. nicht bloſs für Oekonomen, ſondern für Gutsherrn ſchrieb.

Berlin, b. Maurer: *Hiſtoriſche Vergleichung verſchiedener Gebräuche und Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft.* Eine Sammlung auserleſener Geſchichten, Erzählungen und Aufſätze zur Belehrung durch Beyſpiele und zur angenehmen Unterhaltung für den Landwirth. Aus den beſten ökonomiſchen Schriften und Reiſebeſchreibungen mit Zuſätzen und Anmerkungen, von *Johann Wilhelm Wäſer.* 1794. 398 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hat eine, ſo viel Rec. bekannt, noch wenig benutzte Methode gewählt, praktiſche Landwirthe zum Nachdenken zu bringen, und ihnen, im erzählenden Tone

Tone, (der von mehreren Seiten Vorzüge vor dem didaktischen hat,) Vorschläge zur Verbesserung ihres Haushaltes gethan, die in den Augen eines sich weise dünkenden Oekonomen einiges von der ihnen sonst vielleicht beygelegten Unanwendbarkeit verlieren werden, da sie als bereits mit Vortheil ausgeführt, dargestellt werden.

Die ersten 9 Geschichten geben Anleitung zur Urbarmachung wüsten Landes. Die erste macht uns mit einem ehemaligen Minister bekannt, der selbst Hand ans Werk legender Landbauer geworden ist; und hat bey den naiven Schilderungen der Freuden eines sich mit eigner Bearbeitung des Bodens beschäftigenden Landlebens entschiedene Vorzüge im Stile vor den übrigen Erzählungen, in denen der Reisebeschreiberton oft Störungen veranlasst. Die Geschichte der Verbesserungen des Grafen *Roncelle*, der eine unermessliche Erdfläche *geerbt* hatte, und sich durch Anlegung einer Stadt und eines Hafens Absatz der Produkte verschafft, die er durch Urbarmachung wilder Jagddistrikte seiner Voräitern entreisst, ist ein abstechendes Gegenstück der bescheidenen Betriebsamkeit des Exministers, dem nur das Wenige Genuss gewährt, was er mit eignen Stunden der Natur abverdient hat. Als Anleitungen für Männer, die nachbarliches Verhältniss auf einen bereits cultivirten Boden eingeschränkt hat, haben die letztern Erzählungen mehr praktischen Werth, und zeigen, dass man durch sorgfältige Einführung eines richtigen Verhältnisses zwischen Viehzucht und Ackerbau dem Boden einen ungemein erhöhten Ertrag abgewinnen kann. Billig sollte die erste Untersuchung jedes Landwirthes (der nicht, wie der Hollsteiner und Ungar, die Viehzucht für die Hauptsache anzusehen hat) dahin gehen, wie viel Dünger die Beschaffenheit seines Landes erfodere; wie viel wohlgenährtes Vieh er halten müsse, um diesen Dünger (in Ermangelung künstlicher Düngarten), herbeyzuschaffen, und wie viel Land er aufopfern müsse, um Winter, und wo möglich, auch Sommerfutter für dieses Vieh zu erbauen. Wer die Landwirthschaft aus diesem Gesichtspunkte ansieht, wird die historische Vergleichung des Vf. mit Vergnügen und Nutzen lesen, aus der man gelegentlich auch einsehen kann, dass der Landmann in Frankreich es in der Lage, in welcher er nach der Angabe des Vf. sich befand, nicht wohl länger aushalten konnte.

In allen Aufsätzen wird von der Nothwendigkeit der Befriedigungen und Verzäunungen gehandelt; bey den vielen Widersprüchen, welche diese eben so kostbare als nützliche Einrichtung überall, sowohl in der Denkungsart als in der Verfassung, findet, wäre es daher zu wünschen, dass die Gründe derselben gelegentlich von dem Vf. auseinander gesetzt worden wären. Befriedigungen sollen hauptsächlich den absichtlichen und zufälligen Verheerungen der Koppeltrift steuern, und bestimmen in eben dem Grade das Eigenthum eines jeden, indem sie ihm es werther und nutzbarer machen.

HANNOVER, b. Hahn: *Neue Abhandlungen und Nachrichten der Königl. Grossbrit. Churfürstl. Braunschweig - Lüneburgischen Landwirthschafts - Gesellschaft zu Celle. Dritter Band* mit Kupfern. 224 S. *Vierter Band.* 1794. 68 S. 8.

Der III. Band enthält 1) einen Unterricht über den Kleebau und die Kohlfütterung, in Fragen und Antworten für den lüneburgischen Landmann, welcher bereits 1791 auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und unentgeldlich vertheilt worden ist. Man kann aus demselben die schickliche Art erlernen, wie man mit dem Landmann sprechen soll, wobey die Provinzialismen der Gegend, für die man schreibt, mit Nutzen gebraucht werden. Der Unterricht ist besonders für Sandländer eingerichtet, kann aber mit einiger Rücksicht auf die Beschaffenheit andern Bodens, der dem Klee gewöhnlich günstiger ist, überall seine Anwendung finden. 2) Beantwortung der Preisaufgabe: Welches ist die vortheilhafteste Methode, den Flachs- und Hanfbau in den braunschweigischen Kurlanden zu betreiben? (vom Wirthschaftsactuario *J. C. Biallon* zu Dresden.) Dieser vorzüglichen Abhandlung ist der ausgesetzte Preis zuerkannt worden. 3) Von eben dem Vf.: Praktische Anweisungen zum Flachs- und Hanfbau für den Landmann (besonders den lüneburgischen). Der IV. Band enthält ebenfalls eine vollständige Abhandlung über die vortheilhafteste Methode den Flachs- und Hanfbau zu betreiben (von *C. G. Schmund*, Prediger zu Werden bey Ruppin), welche von der Gesellschaft das *Accessit* und eine ausserordentliche Prämie erhalten hat.

Diese 3 Abhandlungen verdienen in allen Gegenden, wo man Flachs und Hanf anbaut oder anbauen will, zu Rathe gezogen zu werden, indem darin nicht bloss die beste Behandlung dieser beiden Producte gelehrt, sondern auch ihr Verhältniss zum übrigen Feldbau und wie viel mehr sie Menschen beschäfftigen, genau erwogen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Neues Taschenbuch für die Jugend oder Anekdoten aus der Jugendgeschichte berühmter und guter Menschen*, herausgegeben von *J. G. Mächler* und *C. F. Splittegarb.* 127 S. 12.

2) LEIPZIG, b. Sommer: *Gesellschaftsspiele zu angenehmer und nützlicher Unterhaltung für Kinder mit Bildern aus dem Naturreiche.* 174 S. 12.

3) HAMBURG: *Minettens Wunschspiel*, oder der kleine kluge Finger sagt mir alles. 1 Bog. 8. (2 gr.)

4) LEIPZIG u. PRAG, b. Baumgärtner u. Calve: *Höhere Kenntniss des entdeckten Geheimnisses, aus der Karte sich zukünftige Ereignisse vorher zu sagen, welches im französischen genannt wird: dire la bonne fortune.* Zweyte Fortsetzung, als ein Beytrag zur gesellschaftlichen Unterhaltung. Mit 64 illuminirten Kupfern. 48 S. 8.

5) HALLE, b. Dreyssig u. BERLIN, b. Schropp: *Hannchens Winterfreuden, oder erste Sammlung von Gesundheiten, Fragespielen, Aufsätzen in Stammbücher*

cher, Lieder (n), Pfänderspiele (n) und Tänze (n). Ein Neujahrsgeschenk. 1793. 114 S. 8. (6 gr.)

Nr. 1) enthält 16 kleine historische Aufsätze zur moralischen Bildung der Jugend, die im Ganzen zweckmässig gewählt und eingekleidet sind; indess hätten verschiedene Stücke vielleicht besser mit andern vertauscht werden können, da dieses Büchelchen doch nich ausschliessend für Fürstenkinder bestimmt ist. Der Zweck der Herausg. war, ein kleines Kabinet von Bildnissen und Schilderungen solcher Menschen, die sich schon in der Jugend durch besondere Vortrefflichkeit des Charakters, durch Vorzüge des Geistes und Herzens auszeichneten, zu sammeln; gibt es aber solche Jünglinge und Mädchen nur allein, oder doch am häufigsten in den höchsten Ständen, und im Auslande? lieferte die vaterländische Geschichte so wenig Züge dieser Art, dass die Sammler die meisten vom Thron und Hofe, und aus der Fremde, besonders aus Frankreich entlehnen mussten? — Hinter den Erzählungen findet man einige leere Bogen, welche die jungen Besitzer dieses Taschenbuchs am Ende jeder Woche, zum Aufzeichnen des Merkwürdigsten, was ihnen begegnet, nutzen, und sich auf diese Weise zur Führung eines Tagebuchs gewöhnen sollen. Allerdings hat diese Gewohnheit, für manche Charaktere und Temperamente seinen guten Nutzen; nur muss wohl dafür gesorgt werden, dass die jungen Leute nicht zu viel Zeit damit versplittern, der Egoismus nicht Nahrung dadurch bekomme, oder endlich ein schädlicher Kleinigkeitsgeist erzeugt werde. Rec. kennt Beyspiele davon, und hat oft schon die Bemerkung gemacht, dass bey Personen, die ausführliche Tagebücher führen, die Tugend der Ordnung durch Uebertreibung häufig in Pedanterey und läppische Aengstlichkeit ausartet.

Nr. 2) Der menschliche Witz, sagt ein gewöhnliches Sprichwort, habe sich nirgend mehr, als bey Erfindung der Spiele gezeigt. Hievon muss wohl der deutsche Witz eine Ausnahme machen. Mit allen möglichen Patriotismus muss Rec. doch gestehen, dass er nichts langweiligeres und geistloseres kennt, als fast alle ursprünglich deutschen Spiele; vorzüglich aber gilt das von den in den letzten Jahrzehnden Mode gewordenen pädagogischen Spielen, die meistens das Ansehn haben, nicht *für* sondern *von* unbändigen Knaben erfunden zu seyn. Die hier angezeigten machen davon keine Ausnahme: im Gegentheil gehören sie zu den dürftigsten, die Rec. je vorgekommen sind. Eine ausführliche Kritik wird man uns gern schenken, aber etwas müssen wir doch zum Beleg anführen, damit auch nicht einmal ein Schriftsteller von Kinderspielen sagen könne, er sey ohne Beweis verdammt worden. Beym ersten Spiel werden an jede Person von der Gesellschaft, der Reihe nach, 18 vorgeschriebene Fragen gethan: bey jeder nennt der Gefragte eine Nummer, diese verweist auf ein Täfelchen, welches die Antworten enthält. Die bezeichnete Antwort wird laut vorgelesen und so *da capo!* Die erste Frage ist hier: *Was wünschest du dir am liebsten?* Wählt nun der Gefragte z. B. Nr. 8. so lautet die Antwort: *Sechs Tassen Choccolade!* Von diesem Schlag sind Fragen und Antworten durchaus, und Rec. kann sich durchaus keine andre Wirkung von diesem Spiel auf Kinder denken, als Langeweile, die bisweilen von einem gedankenlosen Gelächter unterbrochen wird, wenn die Antwort sich gar nicht mit der Person und Lage des Gefragten reimt, (wenn z. B. ein Mädchen sich *einen grossen Bart* wünscht) oder Schadenfreude und bittere Beschämung, wenn der Zufall einen wirklichen Fehler oder ein Gebrechen trifft. Die Charaden und Räthsel mögen noch eher brauchbar seyn; doch sind auch von diesen die meisten so beschaffen, dass sie weniger den Witz der Kinder üben, als durch Plattheit den Geschmack verderben, sie wohl gar etwas falsches lehren, oder von richtigen und bestimmten Denken abführen. Das Wort *Eidervogel* z. B. ist zu einer Charade gebraucht und zwar heisst es: *„die beiden ersten Sylben bedeuten etwas, das dem Menschen Schmerz und Ekel verursacht.“* Hier wird also *Eiter* mit *Eider* verwechselt! In einer andern wird der *Schnabel* als *derjenige Theil* des Vogels erklärt, *ohne welchen er nicht leben kann.* Als ob diess nur von dem Schnabel allein gölte! Fehler dieser Art, die an Kinderschriften doppelte Rüge verdienen, liessen sich zu Hunderten aufzählen.

Nr. 3) Gleichfalls ein sehr geist- und gedankenloses Spiel, vielleicht aber ein brauchbarer Probierstein der Fähigkeiten. Dasjenige Kind, das nur eine Weile bey diesem Spiel aushält, ist zuverläsig nicht bestimmt, der Welt dereinst mit dem Kopfe zu dienen; es gehört unter die Menge, geboren die Früchte der Erde zu verzehren, oder zu bauen.

Nr. 4) Kluge Aeltern und Erzieher werden, auch ungewarnt, ein Spiel dieser Art, das so geschickt ist, den Kopf zu verrücken, den dümmsten Aberglauben und Leidenschaften aller Art zu nähren, ohne dabey das mindeste Gute zu stiften, aus den Händen ihrer Kleinen entfernen. Der verderbliche, hier aufgetischte Unsinn ist aus dem albernen *Buche Thot* entlehnt. Wenn doch die Censoren, die so oft unzeitiges Bedenken finden, Wahrheit und Vernunft laut werden zu lassen, dafür den Druck solcher schädlichen Fratzen zu verhindern suchten!

Nr. 5) Arme Mädchen, die ihr sonst keine andern und bessern *Winterfreuden habt*, als diese, die euch hier *der grüne Mann* (ein ominöser Name!) für *euer baares Geld schenkt!* Unter den zusammengerafften Gedichten sind ein paar gute, ein paar schlechte und viel mittelmässige. Was Mädchen mit einem Studentenliede *à bonne amitie: Hier, Bruder, hier* etc. oder mit Liedern, wie S. 27. die nur für Männer passen, mit Punschgesängen etc. machen sollen, begreift, ausser dem grünen Mann, wohl schwerlich ein Sterblicher. Von den geselligen Spielen gilt ganz das, was oben von N. 2. — Die Pfänderspiele dürften zum Theil selbst in einer gesitteten Dorfspinnstube nicht geduldet werden können. „*Der zerlegte Bock*“, sagt der grüne Mann, ist eins von „*den allerlustigsten und zugleich lächerlichsten* Spielen. . . „Es trifft sich zuweilen, dass Stücke an Frauenzimmer „kommen, die beym Nachsprechen viel Lachens und „Kurzweil geben, weil sie nicht mit der Sprache her„auswollen u. s. w. Das *Lustige* besteht darin, dass alle „Mitspieler mit ihren Gliedern, z. B. *mit Brust und Bauch*

„*wackeln*" oder dem Vorsprecher nachsagen müssen: „*Meine Brust hat Haare, mein Bauch hat Haare.*" Wir wollen hoffen, dass nur liederliche Dirnen diesen Spiel Beyfall schenken, und auch diese nur von den schalkhaften Gesundheiten des grünen Mannes: z. B.

Dem, der bey Tage und bey Nacht
Der lieben Frau viel Freude macht!

Gebrauch machen werden.

GREIFSWALD, b. Lange: *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgeschichte, Scheidekunst, Land- und Stadtwirthschaft, Volks- und Staatsarzney;* herausgegeben von *Christ. Ehrenfr. Weigel.* 1ten Bandes, 1tes Stück. 1794. 120 S. 8. (8 gr.)

Der Titel dieser Zeitschrift macht uns mit dem weitem Umfang ihres Planes bekannt, wenn man sich dieses Ausdrucks überhaupt hier bedienen darf, denn schon im 1. Stücke findet sich ein Auffatz (Nr. 13.) welcher unter keine der angezeigten Rubriken gebracht werden kann. Nr. 1 bis 12 sind theils Auffoderungen der Schwedisch-Pommerischen Regierung an das Gesundheitscollegium zu Greifswalde, theils Gutachten der letztern und darauf von beiden an das Publicum ergangene Warnungen und Vorschriften, bey welchen das Einrücken der veranlassenden Rescripte billig hätte unterbleiben können. Nr. 2. *Unterricht und Anzeige der Hülfsmittel, leblos scheinende Verunglückte* (mancherley Art) *wieder zum Leben zu bringen;* verdient unstreitig bekannter zu werden, da bis jetzt in den meisten Ländern nur unzureichende Versuche gemacht worden, die gewöhnlich ganz verkehrte Art todtscheinende Personen zu behandeln, zu verbessern. Nr. 3. *Antrag wegen Einrichtung von Leichenhäusern zur Verhütung frühzeitigen Begrabens.* Diese neue Erfindung für die Menschen, dann Sorge zu tragen, wenn sie todt sind, möchte wohl nur an den Orten Nutzen haben, wo ein thätiger Arzt sie unter seine unmittelbare tägliche Aufsicht nehmen könnte. Nr 5. *Aeusserung über Verzinnung der kupfernen Gefässe.* Nr. 7. *Warnung an das Publicum vor dem Gebrauch kupferner, ingleichen kupfer- und bleyhaltiger Geschirre und Ueberzüge, zur Zubereitung und Aufbewahrung der Speisen und Getränke.* Nr. 8. *Patent wegen Verzinnung der kupfernen, messingenen und eisernen Gefässe.* Nr. 10. *Aeusserung über die Bleyglasur der Töpfergeschirre.* Nr. 12. *Aeusserung über die Verzinnung mit Salmiak.* Nr. 13. *Beschreibung eines neulich aufgeräumten heidnischen Grabmals zu Banzelwiz auf Wittow.* Nr. 14. *Ueber die hiesigen* (d. h. pommerischen) *Schlangenarten.* Nr. 15. *Anfragen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Mailand,* b. Galeazzi: *L'Invito, versi sciolti di Dafni Orobiano a Lesbia Cidonia.* Nuova ediz. accresciuta ed illustrata con note. MDCCXCIII. 39 S. 4. — Die unter ihrem arkadischen Namen *Lesbia Cidonia* nicht minder, als unter ihrem wahren, in Italien allgemein bekannte Gräfin *P. S. S. Grismondi* von Bergamo hatte einen beabsichtigten Besuch in Pavia bey ihren dortigen Freunden über eine poetische Einladung des Duca *di Ceri* nach Rom verschoben. Aus Besorgniss, dass sie dort Pavia ganz vergessen möchte, erinnerte der Vf. (dessen eigentlicher Name *Mascheroni* ist) durch das hier angezeigte Gedicht, worin er in freyen und reimlosen, aber fliessenden und ausgearbeiteten Versen alle Vorzüge dieser letztern gelehrten Stadt, ihre vornehmsten Schriftsteller, Dichter, Institute, kurz alles aufzählt, was in ihr für eine Dame von Geist, Talenten und selbst wissenschaftlichen Kenntnissen nur irgend Reiz haben kann, sie an ihr gethanes Versprechen. So wenig die Beschreibung von Naturaliencabinetten, physicalischen Apparaten, botanischen Gärten u. dgl. an sich günstiger Stoff für die Poesie ist, so geschickt hat ihn doch der Vf. zu behandeln, und daraus ein Gedicht zu ziehen gewusst, das man nicht allein ohne Langeweile, sondern selbst mit anhaltendem Vergnügen von Anfang bis zum Ende lesen kann. Hier sind zur Probe einige Zeilen aus der Schilderung des botanischen Gartens der Akademie zu Pavia:

Andiamo, Lesbie; pullular vedrai
Entro tepide celle erbe salubri,
Dono di navi peregrine: stanno
Le prede di più climi in pochi solchi.
Aspettan te, chiara bellezza, i fiori
De l'Indo: avide al sen tuo voleranno,
Le morbide fraganze Americane,
Argomento di studio e di diletto.
Come verdeggia il zucchero tu vedi
A canna arcade simile: qual pende
Il legume d'Aleppo dal suo ramo,
A coronar le mense util bevanda . . . . . .
Qui pure il sonno con pigre ali, molle
Da l'erbe lasse conosciuto dio
S'aggira, e al giunger d'espero rinchiude
Con la man fresca le stillanti bocce,
Che aprirà ristorate il bel mattino.
E chi potesse udir de' verdi rami
Le segrete parole allor che i furti
Dolci fa il vento su gli aperti fiori
De gli odorati semi, e in giro porta
La speme de la prole a cento fronde:
Come al marito suo parria gemente
L'avida pianta susurrar! chè nozze
Han pur le piante; e zefiro leggero
Discorritor de l'indiche pendici
A quei secondi amor alande oleggiando etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. December 1794.

GESCHICHTE.

London, b. Murray, Debrett u. a.: *The history of the Origin, Progress, and Termination of the American War*, by *C. Stedman.* 1794. Vol. I. 399 S. Vol. II. 449 S. 4.

Die Geschichte des merkwürdigen amerikanischen Krieges, vorzüglich dessen militärische Operationen betreffend, hat eine Menge Werke von sehr verschiedenem Gehalt hervorgebracht, und der Oberste Tarleton, dessen Corps in Südcarolina gewöhnlich nur aus etlichen hundert Mann bestand, hat bloss seine Züge, Angriffe und Niederlagen in einem starken Quartband beschrieben. Bey dem allen sind die Begebenheiten dieses Krieges noch lange nicht alle aufgehellt, vorzüglich solche, welche dem wirklichen Ausbruch vorhergingen, oder alle Bewegungen der Volksführer, die grosse Vereinigung aller Colonien gegen den Mutterstaat zu bewirken, und die Einwohner auch nach den grössten Niederlagen, und bey dem oft sehr zweifelhaften Ausgange der Waffenführung in dem ersten Eifer gegen die vermeynten Unterdrücker der amerikanischen Freyheit zu erhalten. Dr. Gordon enthüllt zwar für den, der seine schwerfällige, mit Kleinigkeiten überladene Geschichte durchzuarbeiten Muth genug hat, einzelne treffliche Züge, die andern Beobachtern entgangen sind, oder die sie nicht wissen konnten, aber die empörendste Partheylichkeit zu Gunsten der Nordamerikaner, zeichnet sein Werk fast auf jeder Seite aus, wie wir noch erst kürzlich bey wiederholter Prüfung einzelner Vorfälle gefunden haben. Ramsay's, in allen Betracht herrliches Werk, wirft zwar über die damalige Lage der Freystaaten und ihre innern Angelegenheiten ein sehr helles Licht, schränkt sich dagegen vorzüglich auf Südcarolina und die benachbarten Provinzen ein, und berührt die Bewegungen, Unruhen und Vorfälle der nördlichen, nur in sofern sie auch auf die erstern wirkten. Unser Vf. hat dagegen seinen Lesern den Ursprung, Fortgang und Ende des ganzen amerikanischen Krieges entwickelt, und seinen Plan als Geschichte des Krieges, und wie er von beiden Seiten geführt wurde, ohne andere gleichzeitige amerikanische Vorfälle zu berühren, vollkommen ausgeführt. Er war ein Augenzeuge der wichtigsten Begebenheiten, indem er unter Howe, Clinton und Cornwallis diente. Er hat die wichtige Streitfrage zwischen Grosbrittannien und seinen damaligen Kolonien gut gefasst, und aus der Menge, der über die ersten Streitigkeiten erschienenen grossen und kleinern Schriften, in der Einleitung den Anfang der Unruhen getreu, fasslich und anschauend vorgetragen. Er neigt sich freylich auf die Seite seines Vaterlandes, wo es ihm Recht zu haben schien, ohne doch in den Fehler der erhitzten, oft wüthenden Amerikaner zu fallen. Er vertheidigt unpartheyisch ihre Sache, wenn die Gegner etwa zu weit gingen. Er tadelt die Maasregeln des Parlaments, und der brittischen Anführer, wenn sie es verdienen, oder die gute Sache, durch ihre Schuld verdarben, und klug ausgedachte Plane halb oder gar falsch ausgeführt wurden. Die Männer, die sich bey dieser merkwürdigen Revolution von beiden Seiten auszeichneten, erhalten das ihnen gebührende Lob, und für manchen eifrigen Loyalisten kann Hr. *St.* leicht zu amerikanisch geschrieben haben. Sonst hat er, wie Gordon und andere, sich auch auf die Führung des hier behandelten Krieges in Europa und den andern Welttheilen eingelassen Eine Vollständigkeit, die wir hier nicht billigen können, da Hr. *St.* bey dieser Begebenheit, wie bey der Belagerung von Gibraltar, den brittischen Feldzügen gegen Hyder Ally, nur die gewöhnlichsten Führer und Nachrichten benutzen konnte, diese also hier ohne neue Aufschlüsse, Zusätze, oder auf dieselbe Art vorgetragen sind, als er sie in den jedermann zugänglichen Quellen fand. Dagegen war der Krieg in Westindien nicht zu übergehen, weil er mit den eigentlichen Nordamerikanischen in genauer Verbindung stand. Sonst sind die Hauptbegebenheiten bloss chronologisch geordnet, ohne jedoch gleichzeitige in einander zu verwickeln, und dadurch die Uebersicht zu erschweren, oder solche Vorfälle, die auf das Ganze zu geringen Einfluss hatten, und unerheblich waren, mit allem kleinlichen Detail auszumalen.

Die Einleitung, welche sich mit dem ersten Ursprung der Unruhen, bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges beschäfftigt, hat unsern ganzen Beyfall, und kein wesentlicher Vorfall ist darin übergangen; auch in der eigentlichen Kriegsgeschichte sind gehörigen Orts die vornehmsten brittischen Parlamentsdebatten für oder wider die Entwürfe des Ministeriums zusammengedrängt. Hier ist nun freylich solchen Lesern, die den Gang und die wichtigsten Veränderungen, dieses wider aller Erwarten geendigten Krieges, als Zeitgenossen beobachtet haben, das allermeiste bekannt; sie werden indessen mitten unter den so oft beschriebenen Scenen, manche kleine Züge, einzelne Anekdoten, oder gut zusammengestellte Nachrichten antreffen, die mehrere Hauptbegebenheiten herrlich aufklären, und seiner Arbeit unter den besten Quellen dieses Zeitraums einen wohlverdienten Platz verschaffen.

Die Einwohner von Virginien waren über die bekannte Stempelacte eben so aufgebracht, als die von Massachusetsbay. Einer von den Gliedern des Unterhauses, Patrik Henry, wagte es schon 1765 in einer öffent-

fentlichen Rede zu fagen: Cäfar hatte feinen Brutus, Karl I. einen Oliver Cromwel und — — In eben diefer Sitzung befchlofs das Unterhaus, dafs keine andre Abgaben rechtmäfsig wären, als die von der Verfammlung bewilligt würden. Dafs fie fchon 1651 von Abgaben und Taxen aller Art durch das englifche Parlament befreyet waren, und diefes fich durch jene Acte die Hände gebunden hatte, die Stempeltaxe ohne Einwilligung der Volksrepräfentanten in Virginien einzuführen, das wüfste keiner von den damaligen Widerfachern des brittifchen Taxationsrechts. In dem allererften Congrefs, der 1765 in Neuyork zufammen kam, um gemeinfchaftliche Maasregeln gegen die Verordnungen des Parlaments zu nehmen, waren von Nordcarolina, Georgien und Neuhampfhire keine Deputirte gegenwärtig, weil die Einwohner von diefen Provinzen noch nicht durch fliegende Schriften, wie in den andern, zur Widerfetzlichkeit gegen alles, was aus England kam, aufgehetzt waren. Durch die neuen Zölle, welche 1767 ftatt des aufgehobenen Stempelpapiers den Amerikanern auferlegt wurden, verminderten fich die Zolleinkünfte gewaltig, weil die Kolonien fich feitdem blofs auf die nothwendigften Bedürfniffe einfchränkten. 1767 war der Zollertrag in den fämmlichen Kolonien 110,000 Pfund Sterl. 1769 aber bis auf 30,000 Pf. gefallen. Der Streit um den Theezoll, worüber zuletzt die Feindfeligkeiten ausbrachen, verdiente von beiden Seiten die Beharrlichkeit nicht, ihn aufzudringen, oder von der andern Seite ihn als die gröfste Unterdrückung anzufehen. Er war für alle Kolonien nicht höher als 16000 L. angefchlagen. Bey der Action von Bunkershill 1775 wurden von Seiten der englifchen Befehlshaber eine Menge Verfehn begangen. Die Amerikaner konnten aller Wahrfcheinlichkeit nach mit geringem Menfchenverluft aus diefen Poften vertrieben werden, und während des Gefechts mufste man aufhören mit fchwerem Gefchütz zu feuern, weil die aus Bofton nachgefandten Kugeln für das Kaliber zu grofs waren. Die Beute, welche die Amerikaner an Ammunition, kleinem und grobem Gefchütz, in den eroberten canadifchen Feftungen machten, war für die Infurgenten von aufserordentlicher Wichtigkeit, dadurch wurden fie eigentlich im Stand gefetzt, fich gehörig zu bewaffnen. General Carleton war dabey fo ficher, und hielt einen Angriff auf die Provinz fo unmöglich, dafs er vor dem Einfall der Amerikaner den General Gage in Bofton verfichern liefs, mit einem Unterofficiercommando wolle er die Feinde abhalten. Bey der Räumung von Bofton i. J. 1776 liefs der General Howe eine Menge Lebensmittel und Ammunition zurück, woran die Feinde den gröfsten Mangel litten. Man weifs aus andern Nachrichten, dafs der Pulvervorrath der Belagerer fo geringe war, dafs man nur die Gewehre der Schildwachen fcharf laden konnte, und diefe beftändig auf den Poften blieben. Dennoch liefs Howe 250 Kanonen, wovon die Hälfte brauchbar waren, 25000 Scheffel Weizen etc. zurück. Der Vf. tadelt auch die brittifchen Anführer, dafs fie nicht die rechten Maasregeln trafen, die aus England nach Bofton beftimmten Schiffe von der Räumung diefes Platzes zu benachrichtigen, wodurch abermals ein ungeheurer Kriegsvorrath den Amerikanern ohne alle Mühe in die Hände fiel. Dafs Washington nach der Landung der Engländer auf Longisland, und einer erlittenen Niederlage mit 9000 Mann und allem Gepäcke und Kriegsvorrath glücklich nach Neuyork entkam, legt der Vf. ebenfalls diefem Befehlshaber zur Laft. Bey etwas mehrerer Entfchloffenheit und Nachdruck, und gehöriger Poftirung der Kriegsfahrzeuge, war die ganze Armee gefangen. Doch hat Rec damals fchon manches zur Vertheidigung des General Howe gehört, welches hier mitzutheilen uns zu weit von dem vorgefetzten Zweck abführen würde, unfer vorher gefälltes allgemeines Urtheil mit einigen Beweifen zu beftätigen.

Die amerikanifchen Truppen waren zu Anfang des Krieges von der fchlechteften Befchaffenheit und ohne alle Difciplin. Oft wählten die Gemeinen ihre Officiere. Hauptleute wurden überwiefen den Gemeinen ihre Felddecken entwandt zu haben, und man fahe zuweilen einen Officier die ganze Compagnie öffentlich rafiren. Unbegreiflich ift es jedem vom Kriegsfchauplatz entfernten Lefer, wie bey der grofsen Ueberlegenheit der brittifchen Truppen über Washingtons Armee fo wenig ausgerichtet wurde. Der Vf. hat verfchiedene Liften der beiderfeitigen Heere S. 282. mitgetheilt, die erfteres aufs klärfte beweifen. Im December 1776 waren die Engländer in Neuyork 27,7000, Washington nur 3,300 und im Junius des folgenden Jahres die erftern 3 ,000, Washington 8,800 Mann ftark. Wie die brittifchen Truppen nachher in der Chefeapeakbay landeten, waren die Pontons aus Verfehen in Neuyork zurück geblieben, wodurch die Armee im Marfch nach Philadelphia fehr aufgehalten wurde. Warum der brittifche Befehlshaber den Feind, der 1777 bey Valley Forge 26 englifche Meilen von Philadelphia ftand, deffen ganze Macht bis auf 4000 Mann gefchmolzen war, wovon die meiften von Hunger, Krankheit und Kälte abgemergelt waren, da oft keiner für einen Tag Lebensmittel hatte, kann der Vf. nicht erklären, da der Angriff zu Anfange des Frühlings ohne Zweifel glücklich ablaufen mufste. (Hr. Howe hat fich dagegen vor dem Unterhaufe, aber in fehr allgemeinen Ausdrücken, mit der geringen Anzahl feines Heers vertheidigt, womit er nicht zugleich angriffsweife agiren, Philadelphia vertheidigen, und andere Plätze, woher er Zufuhr erhielt, decken konnte). Die Spielfucht war nach unfern Vf. unter den brittifchen Officieren während des Winteraufenthalts in Philadelphia fo fehr eingeriffen, dafs manche aus Geldmangel ihre Stellen verkaufen, und hoffnungslos nach England heimkehren mufsten. Die Amerikaner hatten während der Zeit, dafs die Engländer fich 1776 der Stadt Neuyork bemächtigten, aufserordentliche Anftalten getroffen, ihnen die Fahrt auf dem Hudfonsflufs zu verwehren, die wie andere Vertheidigungsanftalten bey den canadifchen Seen zugleich von ihrer Anftrengung, Beharrlichkeit und Gefchicklichkeit zeugten. Bey dem Forte Montgomery, dafs Clinton kurz vor Bourgoines Gefangennehmung eroberte, hatten fie den 600 Yard breiten Hudfonsflufs durch feft aneinanderhängende Holzflöfse verfperrt, und überdem von einem Ufer bis zum andern eine ungeheure Kette gezogen, die über 100 Centner

wog

wog und über 50,000 Pf. gekostet hatte. Ein jedes Glied dieser Kette bestand aus einem drittehalb Zoll starken Quadrat.

Der 2te Band beschäftigt sich vorzüglich mit den Kriegsoperationen in den südlichen Provinzen, weil die brittische Hauptarme in Neuyork, nach der Räumung von Philadelphia grösstentheils unthätig war. Auch werden hier die Vorfälle in Westindien und andern Weltgegenden beschrieben, wie sich das Kriegstheater nach dem Unfall bey Saratoga zu erweitern anfing. Da der Vf. in Südcarolina und den angrenzenden Provinzen unter Lord Cornwallis diente, sind alle wichtige Begebenheiten von ihm sehr genau und darstellend behandelt. Wir haben auch, wo wir seine Erzählung mit Ramsays Berichten von eben diesen Vorfällen verglichen haben, die genaueste Uebereinstimmung gefunden, ungeachtet beide zu den entgegengesetzten, zu den einander bekriegenden Partheyen gehörten. Das Werk ist zur bessern Uebersicht mit verschiedenen Planen der vornehmsten Operationen versehen. Einige, wie die Vorstellung der Officiere bey Bunkershill, die Eroberung des Fort Clinton am Hudsonsfluss, nebst einiger Gefechte in Carolina, haben wir auch hier genauer, deutlicher und für militärische Leser vielleicht belehrender gefunden, als eben dergleichen Plane bey andern Schriftstellern dieses Krieges. Auch stellt der Plan die Belagerung von Charlestown i. J. 1780 die umliegende Gegend weit anschaulicher vor, als ein anderer in Ramsays Geschichte.

ERFURT, b. Keyser: *Franz Joseph Bodmann (s)*, Churfürstlich Mainzischen Hof- und Regierungsrath (s) und ord. Prof. des deutschen Privatrechts, wie auch der Diplomatik und Archivalpraxis auf der hohen Schule zu Maynz, *Diplomatische Nachricht von der Fürstlichen Wild- und Rheingräflichen Landgrafschaft im Nahgau.* 1792. 37 S. 4.

Hr. B. hat seitdem den Salm-Kyrburgischen Regierungsrath und Archivar Hn. *Schott* als den eigentlichen Vf. dieser kleinen Abhandlung bekannt gemacht, die sich durch eine gedrängte und deutliche Darstellung auszeichnet. Der Vf., welcher die Grenzen des Nahgaus selbst umgangen, gibt ihm eine weit grösere Ausdehnung, als *Kremer* und *Lamey*, weil er annimmt, nach der im J. 406 durch die Vandalen geschehenen Verwüstung des Maynzer Stifts, dessen westliche Dioces des Nahgau in sich begreift, hätten die Grafen des Wormsgaus auf dieser Seite zugegriffen, bis endlich *unter den sächsischen Kaisern* das Nahgau in seinen alten Grenzen wieder hergestellt worden. Diese Wiederherstellung unter den sächsischen Kaisern, von denen man vielmehr weiss, dass unter ihnen die Gauen zerfallen, scheint uns inzwischen noch vielen Zweifel zu haben, so wie wir auch dieses nicht zu vereinigen wissen, dass der Vf. anführt, mit dem Gaugrafen Emich VI. († 1140) sey der Name des Nahgaus erloschen, und doch kurz vorher selbst eine Urkunde von 1145, ja sogar eine von 1158 citirt, wo er noch namentlich vorkommt. Die angeführten 13 Landgerichte möchten wohl bey weitem nicht bis in die Zeit der Gauen hinaufreichen. Dass aber *Ein* Graf mehrern Gauen zugleich vorgestanden, ist so selten nicht. Wir erinnern uns dergleichen auch in des P. *Neugart Codex dipl. Burgund. Transjur.* gefunden zu haben. — Von der übrigens sehr gut gerathenen Beschreibung des Nahgaus geht der Vf. auf die von ihm so benannte *Landgrafschaft im Nahgau* über, wo er uns aber in einem geringern Grad befriediget hat. Indem nemlich der Vf. die Wildgrafen von Kyrburg von den alten Gaugrafen herleitet, welches seyn mag; so macht er daraus den Schluss, dass ihnen also noch heut zu tag alle Rechte der alten Gaugrafen des Nahgaus zukommen müssten, welche sie auch wirklich unter dem Namen der Landgrafschaft ausübten. Allein die den Wild- und Rheingrafen zustehende Landgrafschaft heisst in keiner der angeführten Urkunden eine Landgrafschaft des Nahgaus, sondern *die Landgrafschaft zwischen Mainz und Trier*, also in einer vom Nahgau in der That ziemlich verschiedenen Lage. Aus der Beylage Nr. 3. erhellt, dass sie nichts mehr als jede andere *Comitia* gewesen; ja die Beylage Nr. 4. setzt ihren Begriff nicht auf Hoheitsrechte, sondern blos auf ein Grundeigenthum. (*Bona quae vulgariter dicuntur Landgrafschaft.*) Es scheint also doch noch diejenige Meynung der Wahrheit am nächsten zu kommen, dass die vielen kleinen Landgrafen in Schwaben, am Rhein u. a. O. ihren Namen von der Ausübung eines Kaiserlichen Landgerichts über einen bestimmten Distrikt angenommen haben. Hiernächst hat Rec. noch eine eigene Muthmassung. Weil nemlich in der Urkundensprache *Landerbe* bekanntlich einen Allodialerben bedeutet, so möchte wohl auch ursprünglich *Landgraf*. im Gegensatz der alten Gaugrafen einen *Allodialgrafen* bezeichnen, wenn gleich auch diese in spätern Zeiten Lehengrafen geworden. — Dass mit dieser Art Landgrafschaften die Fürstl. Würde verbunden war, wie der Vf. behauptet, liesse sich mit unzähligen Beyspielen widerlegen. Die Grafen von Oettingen waren Landgrafen im Elsass, und doch niemals Fürsten, hielten sich auch noch lange nachher nicht einmal für fürstenmässig, weil sie in ihren alten Hausverträgen bestimmten, dass kein Fürstenmässiger ihrer Kinder Vormund seyn solle. Auch setzten sie den Landgräflichen Titel jederzeit dem Gräflichen nach. Dass sich die Grafen von Leiningen A. 1444 zu *gefürsteten* Landgrafen wollten erheben lassen, da sie doch vorher schon Landgrafen waren, bestärkt diesen Satz um so mehr, würde aber ausserdem zu den allzu neuen Beyspielen gehören.

FREYMAUREREY.

FRANKFURT, b. Esslinger: *Die geheimen Aufschlüsse.* 1794. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Buch, das weder *geheime* Aufschlüsse — eine Sache, die mit der öffentlichen Bekanntmachung in geradem Widerspruche steht — noch Aufschlüsse von Geheimnissen enthalt, rührt von einem in einer Winkelloge aufgenommenen Freymaurer her, dem man desshalb den Zutritt in achten Logen versagte, und zumuthete, sich noch einmal in einer solchen aufnehmen zu lassen.

lassen. Diess leitete ihn zum Nachdenken über das Wesen der Winkellogen; und daraus entstand die *erste* Abhandlung, *über die Winkellogen der Fr. M.* Er sucht in derselben zu beweisen, dass unter ächten und Winkellogen gar kein reeller Unterschied sey, und die ächten Logen verbunden wären, ja sogar durch obrigkeitliche Gewalt angehalten werden könnten, die Mitglieger von Winkellogen in ihren Versammlungen zu zulassen. So sonderbar die Form dieser Abhandlung ist, — sie ist in ein Paragraphen, mit vielen Anmerkungen, Scholien und Corollarien, abgetheiltes System — so sonderbar und abentheuerlich sind auch die von dem Vf. aufgestellten Gründe. Der Unterschied zwischen ächten und falschen oder Winkellogen, z. B. meynt der Vf., sey ein offenbarer Missbrauch. Die Mittheilung der *Zeichen*, unter welchen das *ganze Wissen* des Maurers zu verstehen sey, mache das *Werden* (vielleicht *Wesen?*) des Maurers aus. Wenn nun in einer nicht constituirten Loge eben die Zeichen, wie in einer constituirten mitgetheilt würden: so sey auch der in der ersten aufgenommene Fr. M. ein Bruder von allen *im ganzen Weltgebäude* existirenden Maurern, wenn er nur bey seiner Aufnahme nicht gewusst habe, dass die Loge oder der Bruder, die oder der ihn aufnahm, keine ächte Loge oder kein ächter Bruder, d. i. ein solcher sey, der auf eine andere Art, als durch eine wirkliche Aufnahme zum Besitz *eines oder des andern* Geheimnisses gekommen. Dieser sey darum nicht Maurer, weil er nicht alles wisse, was dazu gehöre, und dieses alles nicht wissen könne, weil er es nicht wissen solle, d. h. weil keiner oder mehrere von den Brüdern es ihm nicht mittheilen wollten. So bald ich will, heisst es ferner, dass eine gewisse Formalität mit einer Art von Ehrfurcht behandelt werden soll: so bald muss ich auch verhindern, dass sie ihre Kraft verliere. Durch eine zweyte Aufnahme wird die erste annullirt, und verliert Achtung, Kraft und Wirkung. Es ist aber jedes Maurers Pflicht, über Achtung, Kraft und Wirkung seiner Statuten zu halten. Jeder also, der eine neue Aufnahme verlangt, handelt wider seine Pflicht. Auch die *Pflicht des Eides* wird dadurch verletzt; denn dadurch, dass ich von dem andern verlange, den Eid noch einmal zu leisten, *muthe* ich ihm *zu*, dass er meineidig sey, weil ich alsdann glaube, dass er den ersten nicht halten werde; es ist auch abgeschmackt, einen Eid durch den nemlichen Eid zu *befestigen*. — Die Maurerey gehört, so wie jedes Individuum und jede andere Gesellschaft, unter die Jurisdiction der Obrigkeit, und ist schuldig von ihrem Thun und Lassen, in so weit es Recht oder Unrecht gegen irgend ein Individuum *von ihnen* oder ausser *ihnen* betrifft, dieser Obrigkeit Rechenschaft zu geben. Wenn das *Recht* oder *Unrecht* aber, welches einem Individuo geschieht oder werden soll, *obgleich durch ihre Statuten vertheidigt*, *Unrecht* bleibt, und nach dem allgemeinen Rechte doch *Recht* werden muss: so stehen Statuten, und, im Fall das Geheimniss damit verwickelt ist, selbst das Geheimniss unter der Jurisdiction der Obrigkeit. Folglich kann jeder, dem durch die Maurerey oder durch ein Mitglied derselben in Ansehung der Maurerey Unrecht geschieht, und der durch die in der Maurerey ausgemachte Statuten, Conventionen und Bündnisse nicht zu seinem Rechte gelangen kann, dieses Recht bey der Obrigkeit verlangen und erlangen; also auch der, den die Gesellschaft nicht als Bruder ansehen will. — Von gleichem Schrot und Korn sind auch die beiden übrigen Aufsätze dieser Schrift, von welchen wir nur die Ueberschriften anführen wollen, da die Leser an obigen Proben wohl genug haben möchten: II. *Lassen sich bey der jetzigen Lage der Maurerey Vortheile von der Vermehrung ihrer Glieder denken, und soll ein rechtschaffener Maurer nicht vielmehr darauf denken, dieser Verbreitung Einhalt zu thun?* III. *Notata, Anhang von besonderer Gattung*; worin der Vf. manche in der Mauerey vorhandene oder an Brüdern bemerkte Thorheiten aufdecken und lächerlich machen will. Dem Narren, meynt er, müsse man *die Kolbe lausen*, d. h. ihn mit Prügeln zu recht bringen; wo man aber das nicht thun könne, d. i. wo der Narr nicht *erklärter* Narr sey, sondern *nur in Handlungen* sich als Narr zeige, (eine sehr närrische Distinction!) da müsse man ihm *Seelenprügel geben*. Hier will er es mit der ersten *Tracht* versuchen. — *Vanae sine viribus irae.*

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Gotha* u. *Halle*, b. Gebauer: *Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände.* VIII. Abth. der Rechtsgelehrte. Heft I. 1793. 80 S. 8. — Nach dem Plane dieser Bibliothek soll in dieselbe auch dasjenige aufgenommen werden, was aus dem Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit für einen jeden Bürger wissenswerth ist. Die ersten Hefte, die hiezu bestimmt, sollen eine populäre Rechtslehre enthalten, und, wenn erst diese geendigt seyn wird, sollen die hieher gehörigen Auszüge, besonders aus interessanten Rechtsfällen, Gesetzen, Vergleichungen abweichender Verordnungen in den deutschen Provinzen, Biographien merkwürdiger Rechtsgelehrten u. s. w. folgen. In diesem Hefte nun wird der Anfang mit einer populären Darstellung des gemeinen Civilrechts gemacht. Der juristische Laye findet darin einen sehr fasslichen Unterricht über erlaubte Selbsthülfe, Eigenthum, Verträge, Kaufcontract, Wetten, Quittungen und Vollmachten, und wird dadurch in den Stand gesetzt, in den im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Fällen sich selbst zu rathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. December 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Debrett: *A topographical Description of the Western Territory of Northamerica, to which are added the discovery, settlement and present state of Kentucky. By George Imlay.* The second Edition. 1793. 433 S. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks, worin ein bisher unbekannter Theil der nordamerikanischen Freystaaten, oder die aus der Wildnifs allmählig entsteigenden Gegenden am Ohio, Tenasee, Webasch und andern Flüssen jenseits der Aleghannygebirge beschrieben worden, erschien bereits 1792. Hr. *Zimmermann* hat sie auch im folgenden Jahre deutsch herausgegeben, ungeachtet dasselbe, wegen der wenigen Ordnung und Bestimmtheit, der vielen Ausschweifungen und der aus andern Schriftstellern, vorzüglich aus Jefferson entlehnten Abschnitte, kaum diese Ehre verdiente. Die dort vorhandenen eilf Briefe, worin Hr. *Imlay* seine Beschreibung zusammenfasst, haben wir hier wörtlich wieder und in derselben Ordnung gefunden. Nur bey einzelnen Stellen sind von ihm nähere Erläuterungen unter den Text gesetzt worden, die sehr oft wichtige Zusätze oder speciellere Erklärungen enthalten; z. B wie S. 92., wo von den weniger bekannten canadischen Seen Nachricht gegeben wird. S. 112. ebenfalls im fünften Briefe, die genaue Angabe der verschiedenen Distanzen von Pittsburg bis zum Ausflufs des Ohio in den Missisippi, nebst einzelnen kleinen Noten.

Da der Anbau und die Ausdehnung des Staats von Kentucky den Hauptinhalt jener Briefe ausmachen: so hat der Vf., um hier bey dieser Provinz die wichtigsten gedruckten und ungedruckten Nachrichten beysammen zu haben, auch fremde Arbeiten hier wieder abdrucken lassen. Unter andern *Filsons* bekannte Beschreibung von Kentucky, nebst den darin befindlichen Abentheuern des Obersten Leon, der sich 1769 zuerst in diese Einöden wagte, und sich hier 1769 anzubauen anfing. Aber dieser ganze Anhang ist durch Filsons deutsche Uebersetzung und *Sprengels* Beyträge 5ter Theil, unter uns hinlänglich bekannt.

Indessen hat unser Vf. unter der Ueberschrift: *Appendix*, doch einige nähere Umstände von dem neuesten Zustande dieser Provinz angehängt. Zuerst eine sehr genaue Karte von Kentucky, welche die Grenzen und den Anbau des Landes sehr deutlich vorstellt. Es ist jetzt in 9 Counties vertheilt, welche Nelsen, Mercer, Lincoln, Maddison, Jefferson, Fayette, Woodford, Mason und Bourbon heissen. In Fayette liegt die Hauptstadt Lexington. Der Staat ist jetzt gegen die Wilden gut gedeckt. Gegen Westen schützt ihn der Ohio, gegen Norden eben dieser Fluss, und die neue französische Colonie Galliapolis, welche längst dem Ohio, zwischen dem Flusse Kanhaway und Sciota, sich auszubreiten anfängt. Gegen Osten wird er durch die Gebirge von Virginien geschieden, und gegen Süden deckt ihn der neue Staat Cumberland an den Grenzen von Nordcarolina. Ausser der Hauptstadt entdeckt man auf der Karte sehr viel Ortschaften, wie Bronsbourough, Danville, Petersburg, Frankfurt etc. Es werden dort schon Eisenwerke bearbeitet, auch hat Kentucky ergiebige Salzquellen. 1791 wurden zwey Expeditionen gegen die Wilden am Wabasch unternommen. Dieser Fluss läuft zwischen dem Ohio und Missisippi, und ergiesst sich in den erstern. Beide Züge werden hier näher beschrieben, nebst der Beschaffenheit des Landes in einer bisher ununtersuchten Gegend. Noch hat der Vf. zuletzt den Bericht des Staatssecretär *Jefferson* von 1791 angehängt, über die westlichen, meist noch volksleeren, Districte, die ost- und nordwärts jenseit des Ohio liegen, und sich bis in den See Erie längst den Staaten Virginien, Pensylvanien und Neuyork ausdehnen. Der ganze Raum, um den man mit den Wilden contrahirt hat, beträgt 35 Millionen Acres, von denen aber schon 13 bis 14 Mill. an Soldaten, Officiers und andere Privatpersonen abgetreten sind, so dass dem Congress noch zur fernern Disposition auf 21 Mill. Morgen verbleiben. Ausser der Karte von Kentucky hat der Vf. noch eine grössere, mehr umfassende Karte von Nordamerika beyfügt. Diese zeigt nicht nur richtig die verschiedenen Niederlassungen jenseit der alten Grenzen des Freystaats, wie Cumberland, Holston, mehrere neue Forts, welche zur Zeit jenseit des Ohio zur Deckung der Grenzen angelegt sind, sondern auch die ganze vorher beschriebene Gegend, die entweder einzelne Staaten schon andern überlassen haben, oder die der Congress Kauflustigen zum Anbau anbietet.

Münster, in der Platvoet. Buchh.: *Des Hn. Johann von Lery Reise in Brasilien.* Nach der von dem Verfasser selbst veranstalteten verbesserten und vermehrten lateinischen Ausgabe übersetzt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen. 1794. 406 S. 8.

Schon der Titel läfst keinen geschickten Uebersetzer vermuthen. Verstorbene werden nicht mehr *Herren* genannt, und wenn sie schon in dem 16ten Jahrh. aus der menschlichen Gesellschaft getreten sind: so kann die Höflichkeitsbezeugung, die man den Lebenden schuldig ist, bey ihnen nicht mehr statt finden. *In Brasilien* hätte auch deswegen *nach Brasilien* übersetzt werden sollen, weil der Vf. nicht in Brasilien herumgereist ist, sondern seine

seine Nachrichten an der Küste, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten, gesammelt hat. Der ungenannte Dollmetscher ist seinem Versprechen, das Original *wörtlich* zu übersetzen, nur gar zu getreu nachgekommen. Wenn wir ihm auch zugeben wollten, dass eine wörtliche Uebersetzung irgend eines Buches, ja wohl gar eines solchen Buches, wie *Lery historia navigationis in Bras.* anzurathen sey: so verräth es doch offenbar Unkunde der Sprache, wenn er *milia passuum tausend Schritte* übersetzt S. 65, 67, 74, 103, 131, 132, 368.; ein Fehler, der desto sonderbarer ist, weil fast beständig von Entfernungen zur See die Rede ist, die nicht mit Schritten ausgemessen werden können. Dass ein Mann, der eines so groben Schnitzers fähig ist, auch sonst den Sinn verfehlen würde, könnte wohl ohne Beweis angenommen werden. Hier sind einige Exempel, die einem mittelmässigen Schüler Schande machen würden. S. 67. *keine Lust hatten, den Ackerbau zu treiben oder Meeresstürme auszuhalten, und die heisse Zone und den Südpol zu sehen, neque solum vertere cuperent ut et maris tempestates zonamque torridam paterentur et polum viderent antarcticum.* Welch ein Lateiner, der *solum vertere Ackerbau treiben*, übersetzen, und welch ein Geograph, der die heisse Zone sehen kann! — S. 101. *wenn auch das aufgebrauste Meer unser festsitzendes Schiff nicht zerschlagen hätte, profligata salute si id quidem accidisset quod mare commotius illisam navem confregisset*, d. i.: *wir wären verloren gewesen, wenn es sich ereignet hätte, dass die Meereswellen unser auf die Klippen gerathenes Schiff zerschlagen hätten.* Wir setzen die Uebersetzung nicht um unsrer Leser Willen her, sondern dem Anfänger zu gefallen, der sich an die Uebersetzung eines lateinischen Buchs gemacht hat. — S. 131. *Da ich doch an nirgend einem andern Orte was davon geschrieben habe, quum tamen nunquam aliter, quam hic, scripserim.* Diese Worte sind so leicht, dass wir sogar zu dem Uebers. das Zutrauen haben, er werde, wenn er sie mit seiner Uebersetzung vergleicht, die Unrichtigkeit der letztern einsehen. — Auch ist die Uebersetzung, wo sie nicht fehlerhaft ist, doch so steif und bisweilen undeutsch, dass sie unmöglich ohne Ekel gelesen werden kann. S. V. *Als ich ihm* (dem vornehmen Manne) *den Namen dessen angegeben hatte, in dessen Hände das MS. gekommen war, gab sich derselbe dessenthalben so viele Mühe, dass er es wieder erhielt, und mir es im Jahre 1576 wieder zustellte, wobey er mich zugleich sehr gefällig bey sich aufgenommen hatte.* — S. 64. *Er sey Sinnes, allen, die — sich zu ihm flüchten würden, Sitze zu geben.* — S. 65. *Sie fingen, um sich sowohl gegen die Wilden als die Portugiesen, welche auf dem festen Lande schon viele Verschanzungen hatten, zu schützen, an*, u. s. w. In welcher Provinz mag der Uebers. zu Hause seyn, der schreiben kann S. 111. Anm. ** *Er (Thevet) machte mehrere Jahr durch viele Reisen in vielen Ländern umher.* Bey so auffallender Unbekanntschaft mit der lateinischen Sprache ist es zu verwundern, dass der Uebers. die latinisirten französischen Namen von Personen und Oertern grossentheils richtig übertragen hat, ausgenommen S. 76. *Neustrier*, wofür *Normannen* zu setzen ist. Denn *Normandie* hiess in dem Mittelalter *Neustria*. S. 68. für *Irlebonne* ist zu schreiben *Lislebonne, Lilebonne*, das *Julia bona* des Originals. Denn dieser, nicht jener Name kommt in den Geographien und Landkarten des jetzigen Frankreichs vor. S. 199. Die Insel *Hispaniola* ist unter diesem Namen, nicht dem von *klein Spanien*, bekannt. Die Anmerkungen haben unsre Erwartung übertroffen. Die von Lery beschriebnen Producte werden mit den Linnéischen Namen bezeichnet, aber doch nicht immer; z. B. S. 77. Die aus andern, nunmehr zum Theil seltenen, Büchern citirten Stellen sind nachgeschlagen, und wo es nöthig war, berichtiget. Spanische und portugiesische Bücher werden angeführt, und Stellen daraus übersetzt. S. 100, 139, 178, 182, 266, 269. Sollte der Uebersetzer diese Sprachen besser verstehen, als die lateinische, seine eigene mehr studieren, und sich leichter darin auszudrücken lernen, sollte er dabey in der Wahl alter Reisebeschreibungen glücklich seyn, so wünschen wir, dass er seinen Fleiss und etwanige Geschicklichkeit, von welcher wir freylich nach der vorliegenden Probe keine grossen Begriffe haben, an der Uebersetzung alter interessanter Reisen oder geographischen und historischen Bücher aus dem Spanischen und Portugiesischen ins künftige üben möge. Dass es dazu an Stoffe nicht fehle, wird der, welcher einige Untersuchungen in diesem Fache angestellt hat, wissen. Es würde gegen die Absicht dieser Blätter seyn, mehr davon hier zu sagen. Doch die Bemerkung kann nicht unterdrückt werden, dass durch die Menge der neuen Reisen die alten gar zu sehr verdrängt und vernachlässigt werden, und dass doch von manchem Lande, wie dieses auch bey Brasilien eintrifft, die ältern Beschreibungen vor den neueren den Vorzug haben. Die lateinischen blieben, unserm Rathe nach, unübersetzt, weil die, welche sie zu gebrauchen Lust haben, auch der lateinischen Sprache mächtig seyn werden. Eine neue Ausgabe, wenn das Buch schätzbar und selten ist, möchte schon hinreichend seyn, das Andenken daran zu erneuern. Lery hätte aus dem Grunde nicht übersetzt werden dürfen, und wenn man ihn in einem deutschen Gewande auftreten lassen wollte, so konnte gar füglich, was zur Person des Autors gehört, weggelassen werden, obgleich auch dieses, weil es zu den Religionsstreitigkeiten unter den Franzosen einen Beytrag liefert, für die jetzigen Zeiten einiges Interesse haben dürfte.

Weissenburg u. Schwabach, b. Mizler: *Geographischer Schriften dreyzehnter Theil.* Enthält die geographischen Einleit- und Beschreibungen des türkischen oder oschmannischen Staats und der diesem anhängenden Länder in Europa, und einiger europäischen Freystaaten. 1793. 1 Alph. 19 Bogen.

— *Vierzehnter Theil.* Enthält die geographischen Einleit und Beschreibungen der übrigen Theile der europäischen Freystaaten. 1793. 1 Alph. 12 Bog. 8.

Beide Theile auch unter dem Titel:

Neue Sammlung geographisch-historisch-statistischer Schriften. 13. u. 14 Band. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Joh. Georg Friedrich Jacobi* zu Weissenburg im Nordgau, fährt unermüdlich fort, das Gewerbe eines Nach-

Nachdruckers der Büschingischen Erdbeschreibung zu treiben, so wie wir es im J. 1785. B. 2. S. 236. und 1787. B. 3. S. 507. geschildert haben. Denn dass er ein Paar Einschiebsel macht, und hie und da ein unbedeutendes Wörtchen ändert, z. B. *wir* statt *ich* setzt, rettet ihn nicht gegen diesen Vorwurf. Hierzu kommt noch, dass er sich nicht einmal der neuesten Ausgabe von *Büschings* Erdbeschreibung, worin doch viele erhebliche Veränderungen zu finden sind, sondern der vorletzten, bedient. Ein deutlicher Beweis seiner literarischen Unwissenheit. Ueberdiess druckt er ganz sinnlos nach; z. B. Th. 13. S. 4. ist der Fehler, den Büsching oder vielleicht der Setzer beging, nachgedruckt, dem zu Folge das osmanische Reich in Europa gegen *Mitternacht* an das mittelländische Meer grenzen soll, da es vielmehr gegen *Mittag* heissen muss. Noch nicht genug! Diese Sudeley ist, wie gewöhnlich, durch viele Druckfehler unbrauchbar gemacht. So heisst es Th. 13. S. 1. *Tovens* statt *Covens*. S. 15. *Mosiemim* st. *Moslemim*. S. 55. *Nolsen* st. *Rolffsen*. S. 80. *kirkelesisch* st. *kirkeklesisch*. S. 91. *Tutscha* st. *Tultscha*.

Im 13ten Theil folgt nach dem römischen Reich: Ragusa, Venedig, (wo von Rechts wegen das Maierische Werk hätte benutzt werden sollen, so wie anderwärts neuere Hülfsmittel. So hätte sich doch Hr. *J.* über den verächtlichen Nachdruckerpöbel erhoben,) Genua, Lucca, St. Marino und die Schweiz, jedoch diese nicht ganz; denn ihre Landvogteyen und zugewandten Orte folgen im 14ten Theil; und dann noch die vereinigten Niederlande.

Berlin, b. Wever: *Neue Quartalschrift aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen.* 1tes bis 4tes Stück. 1793. 8.

Diese 4 Stücke enthalten abermals trefliche Auszüge aus *Savary, Poiret, Saussure, Toderini, Umfreville, Hommards, Bartels* Reisen, und andern guten und bekannten Büchern.

Leipzig, b. Voss und Leo: *Das Seifersdorfer Thal.* von *W. G. Becker.* 1792. 4. mit sehr vielen Kupfern.

Seifersdorf ist ein dem Grafen Moritz von Brühl gehöriges Rittergut in einer sehr romantischen Gegend, das durch englische Garten-Anlagen, Einsiedeleyen, Tempel, und Denkmäler berühmter Männer der alten und neuen Zeit, verschönert ist. Es war einer Beschreibung werth, und diese ist in einer schönen fliessenden Sprache abgefasst, und mit mancher Episode, als die Hirtin der Alpen, Nachricht von Pythagoras, Erzählung verschiedener Festlichkeiten in der Brühlischen Familie, und unter ihren Gutsunterthanen durchwebt. Die Kupfer, welche Hr. *Darnstedt* geliefert hat, machen ihm Ehre.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, im Verlag der Frauenholzischen Kunsthandlung: *Bilder für Kinder, mit Hinsicht auf die von Hn. Andre und Bechstein herausgegebenen Spaziergänge* — gesammelt von *J. F. Frauenholz.* 1792. 1—4tes Heft., enthalten zusammen die Farbentabelle, 15 ausgemalte, und eben so viel schwarze Kupfertafeln, nebst 28 S. Text und Vorbericht. 4.

Da die Frauenholzische Kunsthandlung, durch verschiedene auf Erhaltung und Fortpflanzung des guten Geschmacks abzweckende Unternehmungen sich bey dem Publicum gerechtes Lob und Achtung erworben hat: so ist es um so viel unangenehmer, von dem vor uns liegenden Werk ein ganz ungünstiges Urtheil fällen zu müssen. — Die Farbentabelle ist, unsers Erachtens, mangelhaft, und enthält weder die bequemsten Farben, noch ist sie einfach genug. So hätten z. B. die beiden Arten Grün ausgelassen werden können, da sie nicht nothwendig sind. Einem jeden Kinde wird es gewiss Unterhaltung und Freude gewähren, wenn es selbst, durch Vermischung von Blau und Gelb das schöne Phänomen der grünen Farbe hervorbringen kann. — Wozu sollen überdiess noch die seltsamen schmutzigen und durchaus unbrauchbaren Mischungen von Zinnober und Grün, Zinnober und Tusche, Zinnober, Blau und Gummi Gutti? Im 3ten Heft wird angezeigt, dass „von nun an auch „gebrannter und ungebrannter Ocker, — englische und „köllnische Erden etc.“ vorkommen — würden. — Dieses allerley ist eben so wenig der Fassungskraft der Kinder, als den guten Grundsätzen der Kunst angemessen. Die Bilder selbst sind fast ohne Ausnahme schlecht gerathen, die Vögel, Insekten und Pflanzen zwar noch erträglicher, als die vierfüssigen Thiere, die Landschaften aber über alle Masse abscheulich. Auf der 5ten Tafel ist ein sitzender Hirt ganz besonders merkwürdig, welcher nach perspectivischem Verhältniss, wenigstens ein dutzendmal höher seyn wird, als die Weinstöcke im Vorgrunde. Das Treibjagen auf eben derselben Tafel ist nicht viel besser. Ueberdiess gibt es in unserm Exemplar auch noch rosenfarbene Steine und Felsen, Baumstämme von Grün und Purpur, nebst blauen Aesten. Von Seiten des Verlegers wird zwar versprochen, die Fehler der Disproportion künftighin sorgfältig zu vermeiden, auch die mangelhaften Blätter neu bearbeiten zu lassen, und solche den Käufern des ganzen Werks unentgeltlich nachzuliefern. Wie schickt es sich aber zu solchen Bildern und zu einer solchen Aeusserung, wenn gleich vorher in der Vorrede gesagt wird: „Ohne Zwei„fel gehört es daher zu den wichtigsten Pflichten des „vernünftigen Jugendlehrers, seine Schüler frühzeitig „aufmerksam zu machen: nach welchen Gesetzen und „durch welche Kunstgriffe alle und jede Formen kör„perlicher Gegenstände, die mancherley Arten ihrer Be„leuchtung und Färbung, *ihre wahren und perspectivi„schen Verhältnisse* unter einander ausgedrückt werden „können. *Zu diesem Zwecke aber leisten richtig gezeich„nete und fleissig ausgemalte Bilder vortrefliche Dienste.*“ Und weiterhin. — „Man hat die Illuminirübungen schon „lange als eine der nützlichsten Beschäftigungen für Kin„der angesehen.“ — — „Demungeachtet hat man für diese

„diese wichtige Kinderbeschäftigungen bisher sehr schlecht „gesorgt. *Man hat den Kindern Kupfer vorgelegt, die „in Ansehung der Idee und der Ausführung gegen alle „Regeln des guten Geschmacks anstiessen;* — ?

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Wittenberg.* Die theologische Doctorpromotion und der Amtsantritt des zur erledigten theologischen Professur daselbst bestimmt gewesenen, aber noch während der Eintrittsceremonien gestorbenen Prof. *Gottlieb Leber. Spohn* hat folgende 3 akademische Schriften veranlasst:

1) Das Einladungsprogramm der theolog. Facultät von Dr. *Mich. Weber: de donis ecclesiarum apostolicarum spiritualibus 1. Cor. XII — XIV. commemoratis.* Pars I. 16 S. 4. — Unter jenen Charismen versteht der Vf. *omnes facultates, quas Dei benignitas per spiritum sanctum ecclesiis apostolicis concessit in causa religionis christianae.* Wolle man die göttliche Unterstützung Jesu, als Religionsstifters durch den heiligen Geist, *natürlich* nennen, so können auch diese Charismen so genannt werden. *Sin autem illa, quae Jesus per spir. s. docuisse et fecisse narratur, supernaturalia, ex mente certe scriptorum christianorum fuerunt, ea quoque, quae homines christiani per eundem illum spir. s. docuisse et fecisse dicuntur, ex eorundem scriptorum mente supernaturalia fuisse necesse est... Optionem relinquo philosophis* setzt Hr. *W.*, wenn Rec. ihn richtig versteht, mit einem bedeutsamen Winke hinzu, und verweist auf Kants Relig. innerh. d. Gr. d. bl. Vernunft S. 107 — 116. Allerdings muss genau unterschieden werden, was die Schriftsteller einer Zeit und ihrer Zeitgenossen *nach ihrer populären Psychologie* als Wirkungen des heil. Geistes (von aussen oder von innen) erklären zu müssen überzeugt waren, und was eine wissenschaftlich mehr ausgebildete Seelenkunde von eben diesen Wirkungen, als historisch richtigen Phänomenen, zum Erläuterungsgrund sich zu denken berechtigt sey. Hr. *W.* übersetzt die ganze Stelle fliessend, und grossentheils sprachrichtig. Wie er sich die einzelnen Charismen denke, erhellt aus folgenden Fragmenten seiner Version: XII, 8. *alii per sp. illum facultas datur populariter tradendi religionem, alii facultas subtiliter trad. relig... alii ea fiducia in vi divina, qua possit mirum in modum in res corporeas vitaque carentes agere.. alii fac. sanandi varii generis morbos... alii fac. imperandi mentibus, alii donum propheticum, alii fac. plures prophetias inter se comparandi ac dijudicandi; alii fac. variis loquendi linguis; alii fac. interpretandi ea, quae lingua audientibus ignota prolata sunt.* XII, 28... *tertio doctores, tum mentium rectores porro morborum curatores, adjutores, gubernatores, variis loquentes linguis.* XIV, 13. *Qui igitur donum linguarum habet, is precetur Deum, ut accipiat etiam facultatem interpretandi.* v. 14. *sed ingenium meum nihil fructus ecclesiae affert.* v. 29. *Ita etiam prophetae duo tresve loquuntur, alii vero prophetarum illorum oracula inter se comparent atque dijudicent.*

2) Einladungsprogramm von *Spohn* zu Anhörung seiner *Antrittsrede.* Es enthält *Specimen II. collationis versionis syriacae, quam Peschito appellant, cum fragmentis in Ephraemi Syri Commentariis obviis.* 30 S. 4., und ist eine Fortsetzung des 1785 schon erschienenen Specimen I., welche sich auf Jesaiahs K. XVIII bis LXVI. erstreckt, und grossentheils aus E. Commentar über *Jes.*, von K. 49. an aber aus seinen übrigen Schriften gesammelt ist. Die Antrittsrede betraf *rationem subsidiorum, quibus in Critica Vet. Test. uti possumus.*

3) Die *Spohnische* Doctordissertation hat die Aufschrift: *Examinatur S. Rev. Staeudlini Interpretatio loci Jes.* LII, 13. 14. 15. et LIII. tot. 46. S. 4. In *St.* neuen Beyträgen zur Erläuterung der bibl. Propheten (1791.) wird die Stelle als *Klaggesang auf die Hinrichtung des Jesaias* gedeutet. Sp., ohne eine eigene Meynung dagegen aufzustellen, sucht zu zeigen, dass diess ihr Sinn *nicht* seyn könne. Er stellt die Sache so vor, wie wenn man *nur zwischen zwey Subjecten* bey jener Stelle wählen könnte, Hinrichtung *Jesu des Messias*, oder *Jesaias des Propheten.* Da die Abhandlung über Jes. LIII. in den *Memorabilien* (III. St. 1792.) die neueste Erklärung jener Stelle war, welche sie auf den bessern Theil des israelitischen Volks als Collectivum bezog, und bald darauf von ihrem Vf. in seinem *Clavis über das alte Test. II. Th.* (1793.) philologisch genauer erwiesen worden ist, so wundern wir uns, dass Sp. hierauf nicht zugleich prüfende Rücksicht genommen hat. — Der Babylonische Talmud führt aus einem Buch, das Simeon bey Assai zu Jerusalem getroffen zu haben versichert, an: Jesaiah sey unter Manasse gewisser Widersprüche gegen Mosaische Aussprüche beschuldigt, und so zwischen Cedernholz zersägt worden; s. *Lightfoot Hor. hebr. in Ev. Joh.* Vol. II. p. 657. *St.* bewies, dass diess chronologisch möglich sey. Der Prophet wäre, wenn er beym Antritt seines Prophetenamts 30jährig war, wie gewöhnlich diess das Alter der Mündigkeit war, unter Manasse etwa nur 94 Jahr alt gewesen. Sp. ist übermässig strenge, wenn er fodert: St. hätte *die Wirklichkeit* erweisen sollen. Genug für eine exegetische Hypothese, dass sie auf einem möglich historischen Grund beruht, *wenn* sie sonst zur Erklärung dessen passt, was erklärt werden soll. Und warum sollte der Talmud, da er sich *hier auf ein schriftliches Denkmal beruft*, und da die Art, wie die Untersuchung über Jesaiah instruirt worden seyn soll, so sehr judaizirt, also locale Wahrscheinlichkeit hat, hierin nichts gelten? Nicht alles, was im Talmud von Anekdoten steht, ist talmudische *Fabel.* Dass Manasse bey seinem Regierungsantritt nur 12 — 13 Jahre alt war, beweist nicht für *Sp.*, dass dieser König den Günstling seines so ganz anders gesinnten Vaters, den alten Jesaiah, nicht habe hassen und morden lassen können. Der Talmud sagt auch nicht: Manasse habe ihn selbst verdammt. Jes. konnte auch sonst Feinde unter dem über die Aechtheit der Propheten urtheilenden Synedrium haben, welche nun über ihn, sobald er Chiskias Schutz nicht mehr für sich hatte, unter einem unmündigen, aber abgöttisch gesinnten, König herzufallen eilten. Nur dagegen hat Sp. gegründete Einwendungen, dass Manasse *sogleich nach* Jesaiahs Hinrichtung anders gesinnt worden seyn sollte. Vgl. dawider 2. B. d. Kön. 21, 16. 2 Chron. 33, 6. Uebrigens scheint doch auch uns die Städlinische Erklärung den Text der ganzen Jesaian. Stelle nicht genau angepasst werden zu können. Sp. prüft diess einzelne von S. 17. auf *seine Art*, worin wir ihm nicht weiter folgen können. So viel ist gewiss, wenn er die talmudische Erzählung von Jesaiahs Hinrichtung in der Folge immer *commentum thalmud.* nennt, so trifft ihn, was er gegen St. stark gebraucht: dass man von *können* nicht auf Wirklichkeit schliessen dürfe. Es *kann* ein talmudisches Mährchen seyn.

Verbesserung. Nr. 394. ist in der zweyten Zeile das erste Wort des Titels von dem daselbst recensirten Buche verdruckt. Es muss heissen: *Exegetisches Handbuch*, nicht: *Evangelisches Handbuch.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. Ettinger: *Deutsches Apothekerbuch*, nach neuern und richtigen Kenntnissen in der Pharmacologie und Pharmacie bearbeitet, von D. *Schlegel*, und Apoth. *Wiegleb.* 2 Theile. 1793. XXVII u. 594 S. (ausser den Registern) 8.

Gegenwärtiges Werk ist eine, nach dem heutigen Zustande der Pharmacie und übrigen dahin einschlagenden Kenntnissen, abgeänderte Bearbeitung desjenigen Handbuchs, welches Hr. D. *Schlegel*, vor 18 Jahren, unter dem Namen: *Deutsches Apothekerbuch, nach der Pharmacopoea danica ausgearbeitet* etc. herausgegeben hat, welchem besonders dadurch, dass der erste Vf. sich mit dem, um Chemie und Pharmacie verdienten Hn. *Wiegleb*, zur gemeinschaftlichen Arbeit an gegenwärtiger Ausgabe verbunden, eine höhere Vollkommenheit zugewachsen ist. Wegen der Aufschrift: *deutsches Apothekerbuch*, protestiren die Herausgeber gegen allen Verdacht einer Anmasfung, und erklären, dass solche nur allein auf die deutsche Sprache, in welcher das Werk verfasst ist, Bezug haben solle. Der *erste Theil*, dem eine kurze Einleitung vorangeht, handelt die *Materia pharmaceutica*, oder die rohen und einfachen Arzneymittel, ab, nach den Naturreichen in 3 Abschnitte eingetheilt, wovon, wie natürlich, der des Pflanzenreichs bey weitem der stärkste ist. Diese zerfallen wieder in Unterabtheilungen, welche, z. B. bey dem Pflanzenreiche, folgende sind: 1) Schwämme, Meergewächse, Moose; 2) Wurzeln; 3) Hölzer, Rinden, Stengel; 4) Kräuter, Blätter, Knospen, Sprossen; 5) Blumen; 6) Saamen; 7) Früchte; 8) trockne Säfte; 9) flüssige Säfte; 10) Salze. In diesen Unterabtheilungen stehen die einzelnen Artikel nach alphabetischer Ordnung. Der *zweyte Theil* begreift die zubereiteten und zusammengesetzten Mittel in alphabetischer Folge, unter Benennung der Ueberschriften und Ingredienzen der Formulare mit den gewöhnlichen lateinischen pharmaceutischen Namen. Bey diesen Vorschriften haben die Vf. sich nicht streng an die ältern Formulare gebunden, sondern sich willkührliche Verbesserungen und Abkürzungen erlaubt; welche, zum gröfsten Theile wenigstens, zweckmäfsig und beyfallswürdig sind. Für Deutschland können nur leider! dergleichen verbesserte Formulare nicht so leicht gemeinnützig werden, weil fast ein jedes Land und Ländchen seine eignen gesetzlichen Apothekerbücher hat, welche, ob sie gleich von den jetztmöglichen Graden der Vollkommenheit zum Theil noch weit entfernt sind, dem klügern Apotheker dennoch die Hände binden, nach bessern Vorschriften zu arbeiten. — Zum Beweise, dass Rec. das vorliegende Werk mit Aufmerksamkeit gelesen, mögen folgende Bemerkungen dienen. Unter dem Artikel *Nitrum* wird irrig Sicilien, anstatt Apulien, als die Provinz genannt, wo vor wenigen Jahren die berühmten Salpetergruben entdeckt worden. Auch kann man, seit Erfindung des übersauren kochsalzsauren Neutralsalzes, den Salpeter nicht mehr das *einzige* Salz nennen, das die Eigenschaft besitzt, mit brennbaren Körpern zu detoniren. Dass *Bernstein* sich von andern Harzen durch das Anziehen leichter Körper, nach gelinder Reibung unterscheide, ist falsch; denn solches ist eine Eigenschaft *aller* Harze. Dass auch aus Chili und Mexico *Zinn* nach Europa gebracht werde, ist Rec. etwas unbekanntes. Bey der *Belladonna-Wurzel* sollte doch deren heftige und gefährliche Wirkung, weswegen sie behutsam anzuwenden ist, bemerkt worden seyn. Bey der *Potasche* wäre es nicht überflüssig gewesen, auf deren sehr gewöhnliche Verunreinigung mit Kieselerde aufmerksam zu machen, und dazu die Prüfung anzugeben. — Dass die *Flores Zinci*, — wobey *Cincum* zu schreiben, ohne Autorität ist, — vor ihrer Anwendung zum innern Gebrauch, oder zu Augenmitteln, zuvor geschlämmt werden müssen, ist nicht erinnert worden. Zur Anfertigung des *Mercurii sublimati corrosivi* wird vorgeschrieben, das schwefelsaure Quecksilbersalz aus 5 Theilen Quecksilber und 3 Theilen Vitriolöl zu bereiten. Allein vom letztern ist sicherlich eine zweymal gröfsere Menge erfoderlich, wenn das Präparat ein vollständiger, in Wasser und Weingeist klarauflöslicher *Mercur. subl. corros.* werden soll. Bey *Naphtha Vitrioli* ist deren Rectification, wozu nur ein gelindes Lampenfeuer nöthig ist, nicht erwähnt. Im Unterlassungsfalle aber behält sie einen Antheil wäfsriges Phlegma in sich; so wie es auch nichts taugt, sie über Wasser aufzubewahren, weil sie davon wieder einen Theil in sich aufnimmt. Bey den *ätherischen Oelen* wird die Bereitung des Wermuthöls zu allgemein als die Norm zu allen übrigen angegeben. Wie sehr würde aber der seines Zwecks verfehlen, welcher z. B. zur Destillation des *Kamillenöls* das einzulegende Quantum auf 10 Pfund Kamillenblumen einschränken wollte? In dem Formulare zu *Sief album* ist *Sarcocolla* (Fleischleim) mit *Ichthyocolla* (Hausenblase) verwechselt worden. Gegen den zu willkürlich abgeänderten *Theriak* würde doch Rec. den alten gemeinen, selbst bey der Menge wirklich überflüssiger Ingredienzen des alten Formulars, nicht vertauschen. Die Erfahrung spricht wahrlich für diesen. Ueberhaupt will man anjetzt zu wenig Rücksicht darauf nehmen, dass aus einer innigen, bey dem Theriak durch anhaltende gelinde Gährung beförderten, Verbindung des Opiums mit anderweitigen wirksamen

famen Mitteln, Medicamente von neuen, aus den Eigenfchaften der einzelnen Gemengtheile nicht zu berechnenden, Wirkungen hervorgehen.

Prag, b. Herrl: *Handbuch für Apotheker und Scheidekünftler*, zum gründlichen Unterricht, die chymifchen Arzneymittel auf die leichtefte, gefchwindefte und wohlfeilefte Art ächt zu verfertigen, nebft ganz befondern von ihm felbft erfundenen Vortheilen in Scheidung und Wiederherftellung der Metallen, Halbmetallen und Mineralien, ohne alle Hypothefen und Hyperbolen. Von *Chriftoph ergner. Erfter Theil.* 1794. 160 S. *Zweyter Theil.* 1794. 200 S. *Anhang.* 1794. 118 S. 8.

Um unfern Vf. fogleich richtiger ins Geficht nehmen zu können, wollen wir hören, was er in der Vorrede, unter welcher er fich: *Bürger der königl. Altftadt Prag*, unterfchrieben hat, von fich felbft erzählt: „Nachdem ich von meinem 18ten Jahr an bis in mein 69ftes, fehr vieles in der Chymie verfucht, als habe auch allerhand Kenntniffe darinnen erlangt; befonders habe ich mir das Studium Chymico Hermeticum fehr angelegen feyn laffen, — in der Hoffnung, auch einmal ein Adeptus zu werden, denn ich glaubte, dafs die Gold- und Silbermacherey wohl das befte Handwerk wäre. Nachdem aber das Gold und Silber fo gefchwind nicht wollte reif werden, war ich gezwungen, bey der lateinifchen Suppenkocherey zu verbleiben, bis fichs endlich gefügt, dafs ich zu den hochfel. Hn. Grafen zu Würben und Freudenthal in Dienft gekommen, welcher der Prafes von allen hiefigen Allchymiften war. Diefer Herr hat alle Tage des ganzen Jahrs hindurch Tafel gegeben, und hiezu lauter Alchymiften, fowohl höhern als mittlern Standes, einladen laffen; da wurde nun in Gedanken fo viel Gold und Silber gemacht, dafs man die Gaffen damit hätte pflaftern können. Allda glaubte ich nun den hermetifchen Phönix zu erhafchen; allein auch hier hat mich meine Hoffnung betrogen u. f. w." Das weitere befagt, dafs er alsdann angefangen habe, an der Möglichkeit der Sache zu zweifeln, dafs ihm aber folche hernach von einem Freunde fey erwiefen worden, und habe er, bey Nacharbeitung feiner Vorfchrift, eine *fchöne* Möglichkeit der Zeitigung des Bleyes in Silber gefunden u. f. w. welchen Procefs er denn den lehrbegierigen Liebhaber im 2ten Theile mittheilt. Auch ift der Vf. einft bey dem Münzamte zu Prag als Goldfcheider angeftellt gewefen; bey welchem Poften, fo wie in allen feinen übrigen Lagen, es ihm nicht nach Wunfch gegangen feyn mufs; da er, an mehrern Stellen feines Buchs, feiner unmuthigen Laune Luft macht, gar vieles von ausgeftandenen Verfolgungen erzählt, und fich beklagt, dafs man ihn, als einen ungeprüften Winkelfchmelzer und Sudler, verabfchiedet habe. — Dergleichen Practicanten, zumal wenn fie fo an 50 Jahre lang laborirt haben, können wohl zu Zeiten eine oder die andere brauchbare Erfahrung auffinden; und diefes ift auch bey unfern gegenwärtigen Vf. mit unter wirklich der Fall. Dafs er aber die Kunft nie wiffenfchaftlich getrieben, und er überhaupt in den Principien der Chemie um ein halbes Jahrhundert zurück ift, davon findet man den Beweis auf jeder Seite; fo wie von feinen eingefchränkten Kenntniffen in den gemeinften Dingen hundert Stellen zeugen. Neue Schriften kennt er entweder gar nicht, oder fie find ihm, wenn er ja einige zu kennen fcheint, eine Thorheit. So ftehen z. B. die Crell. Annalen bey ihm in gar fchlechtem Credit. Aeufserungen, wie folgende: „die heutigen chymifchen Schriftfteller, (die er kurz zuvor auch Luftphilofophen nennt,) geben fich ftark mit Erklärungen deren allerhand Luftarten ab, ich fürchte aber, dafs folche (wer? die Schriftfteller?) zum Theil zu lauter Wind werden dürften" beweifen hinlänglich, wie viele Gegenftände der wiffenfchaftlichen Chemie jenfeits feines Horizonts liegen. Die Lehre von den luftförmigen Flüffigkeiten mag ihm alfo auch wohl nur „Kikel Kakel" feyn, davon er anderswo fagt: „mancher wird dafür gut bezahlt, mir gibt niemand was." Zur nothdürftigen Anzeige des Inhalts mögen einige Ueberfchriften der Kap. dienen. *Gefährlichkeiten*, die bey chemifchen Arbeiten vorkommen, als Kohlendampf, Bleyrauch, Queckfilberdampf, der bey Niederfchlagung der Schwefelmilch entftehende erftickende Dunft u. f. w. Von der Natur und dem Wefen folcher Dünfte, weifs der Vf. keine Sylbe. *Schmelztiegel* und anderes fteinernes Gefchirr. *Alaun*, wobey der Vf. einige gute empirifche Kenntniffe äufsert. *Vitriol*, wobey vom *Sal metallorum* auf gut alchemiftifch gefafelt wird. *Salz. Salpeter. Steinkohlen*, deren Gebrauch anzupreifen, der Vf. fehr bemüht ift; wobey er erzählt, was für Verfolgungen und Kränkungen er wegen des eigenen Gebrauchs derfelben in feinem Laboratorio habe ausftehen müffen. Als er einftmals dieferhalb, dafs er feine chymifche Oefen auf Steinkohlen eingerichtet, durch einen Stadtrichter mit feinen Gehülfen in Arreft abgeholt werden follen, habe er diefe Herren mit aller Höflichkeit, nemlich mit einem grofsen eifernen Piftill, abgewiefen. *Schwefel, Arfenik, Antimonium;* hierbey Glaubers Ofen, nebft Abbildung, um damit auf eine leichte Art *Flores Antimonii* zu bereiten etc.

Zweyter Theil. Zink, Mercurius, Bley, Zinn, Eifen, Kupfer, Silber, Gold, Kalk, Potafche, Scheidekunft, Goldfcheiderey, Scheidewaffer, trockne Goldfcheidung, Scheidung des Silbers vom Kupfer ohne Abtreiben; fünferley Materien in einem Tiegel zu fchmelzen, die fich unter einander nicht vermifchen; befondere Scheidung in Gufs und Flufs, Bleyglanz mit mehrerm Vortheil zu fchmelzen, Krätzfchmelzen, Krätzwäfche, Kupellen, Tefte, Zerftörung der Metalle, Alchymie, Imprägnatio lunae, Maturatio. — Bey *Alchymie* warnt er vor Betrügern, und führt ein Namenregifter von Perfonen auf, von welchen fich „ein gnädiger Herr, der dort zu Lande der gröfste Philofoph feyn wollen" nach einander habe täufchen laffen. Unter diefen faubern Gefellen paradirt auch ein Venetianer von Adel. Diefer, nachdem er, fammt Familie und Bedienten, lange Zeit in jenes Herrn Haus fich aufgehalten, und viel Geld erborgt hat, *fecit fe ex pulvere*, — wie unfer Vf. fagt, — nemlich, des Nachts zum Fenfter hinaus. Dem unerachtet ift aber unfer Vf. felbft ein gar ftarker alchemiftifcher Glaubensheld, und fchimpft, nach wohlhergebrachter

brachter Weise dieser Auserwählten, gar weidlich auf die Zweifler. Zwar will er eben keinen Menschen rathen, sich auf die Goldmacherey zu „verlegen;“ auch habe er selbst es darin nicht sehr weit gebracht, und noch nicht so viel an Gold erhalten, dass er nur die Kohlen hätte bezahlen können. Dennoch sey es ihm herzlich lieb, dass er sicher und gewiss wisse, es sey der Kunst möglich, aus Metallen, worin keine Spur Goldes enthalten, wahres Gold hervorzubringen. Es mögen auch Wiegleb und andere Widersacher ihre Nase darüber rümpfen, so sey und bleibe es doch eine Wahrheit u. s. w.

Der *Anhang* hebt an mit einer „wahrhaften“ Geschichte einer Veredlung des Kupfers in Silber und Gold, welche einer Namens *Stahl* — ein gemeiner liederlicher Kerl — zu Coblenz im J. 1761 practisirt — haben soll; von dem damaligen kurtrier. Münzdirect. Hn. *v. Meidinger* — als gläubigen Augenzeugen — beschrieben. Unter *Zubereitung von Arzneymitteln*, lehrt der Vf. einen verwerflichen Kunstgriff, die Farbe des Violensyrups zu verschönern. Dagegen sagt er doch bey dem Artikel *Agdstein*, von *Löwe's*, im Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker 1786 angegebener Bereitung des *Liq. Corn. Cerv. succin.* aus Essig, Potasche, Salmiak, Bernsteinöl und Hirschhornöl, ganz richtig: sie sey nicht einer faulen Feige werth. Unter den übrigen Artikeln erklärt er ein von Materialisten gekauftes Sauerkleesalz, für einen mit Vitriolsäure versetzten Weinstein; denn in Wasser aufgelöst, und mit *Oleum Calcis* vermischt, habe sich ein weisser Niederschlag gezeigt, „welcher von keiner andern, als nur von der Vitriolsäure erfolgen könne.“ Dass die Sauerkleesäure Kalkerde niederschlägt, ist, wie vieles ähnliche bekannte, ihm unbekannt. Mittel, Wanzen zu vertreiben — Ohrkriecher im Ohre zu tödten — Oel und Wasser zu Illuminationen zu färben — bringt der Vf. auch zu Markte; vielleicht um wahr zu reden, da er sagt: nun habe ich, geneigter Leser, meinen ganzen Kram ausgelegt. Zum Schluss, wiederholentliche Klagen, dass man ihn mit seinen Offerten immer abgewiesen, und er mit allen seinen Künsten kaum so viel übrig habe, sich mit Weib und Kind ernähren zu können. Zur Vermehrung seines Missgeschickes habe er auch zu seinem Werke weder Verleger noch genugsame Pränumeranten bekommen können, und daher den Druck grösstentheils selbst bezahlen müssen, ohne noch zu wissen, ob er einmal sein dafür ausgelegtes Geld zurück erhalten werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Alberti: *Gesammelte Schriften der Frau Herzoginn Julie von Giovane, geb. Reichsfreyen v. Mudersbach*, Sternkreuzordensdame, Ehrenmitgl. der k. Akad. d. sch. W. K. u. Alterth. zu Stockholm. Herausg. von *Jos. Edl. von Retzer.* 1793. 12 Bog. 8.

Die schönen und lehrreichen *Lettres sur l'education des Princesses* haben wir bereits in der A. L. Z. 1792. Nr. 203. mit dem verdienten Beyfall angezeigt. Gegenwärtige Sammlung enthält, ausser jenen Briefen, noch verschiedene andere, theils kürzere, theils längere prosaische und poetische Aufsätze, in deutscher, französischer und italienischer Sprache, die mit aller, dem innern Werth angemessenen, und der Albertischen Presse eigenen Eleganz und Pracht auf das schönste, pergamentähnliche Papier hier zusammengedruckt sind. „Alle „diese Schriften, sagt der geschmackvolle Herausgeber „sehr treffend, athmen die reinste Moral und die dem „schönen Geschlecht eigene Empfindsamkeit. Alle schei„nen von der Liebe für die gedrückte Menschheit ein„gehaucht zu seyn.“ — 1) *Die vier Weltalter* nach dem Ovid, in vier Idyllen. Dieser jugendliche, *Gessnern* gewidmete Versuch erhielt und verdiente das Lob dieses unsterblichen Dichters. Naturgemälde von verschiedenem Charakter, die durch den Contrast, den stufenweisen Uebergang aus der idealen in die wirkliche Welt, von dem Zustand roher Einfalt und Genügsamkeit zu dem, durch die entstehende Cultur erweckter Sturm der Leidenschaften, — und durch natürliche aber doch kräftige Darstellung anziehen. Die Sprache ist den Gegenständen angemessen, nur können wir die zu häufig angebrachten, etwas harten Inversionen nicht billigen: z. B. „Ehe will ich dir noch erzählen, was ich nach „Pflicht *verbergen stets sollte*, und jetzt, da ich zum er„stenmal der Geschichte erwähnte, doch aus süsser Er„innerung genossener Wonne *nicht ganz verbergen div* „*konnte.*“ — 2) *Auf die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen.* Die Vfn. verfertigte diese prosaische Idylle in ihrem 15ten Jahre, und liess sie zuerst in der *Pomona* abdrucken. Die Behandlung dieses Süjets macht ihrem Talent eben so viel Ehre, als die Wahl desselben dem Herzen eines jungen Mädchens von ihrem Alter und Stande. 3) *Abhandlung über die Frage: welche dauerhafte Mittel gibt es, die Menschen ohne äusserliche Gewalt zum Guten zu führen?* Der erste Versuch der Vfn. veranlasst durch die von der Münchner Akademie aufgegebene Preisfrage, ob gleich nicht bestimmt, mit um die akademische Krone zu ringen. Der grosse, vielseitige Gegenstand ist auf diesen wenigen Blättern freylich bey weitem nicht erschöpft; auch findet man hier eben keine neuen Bemerkungen und Vorschläge, allein die, wenn gleich nur im Allgemeinen angegebenen, Ideen sind grösstentheils vortrefflich, und es gewährt immer ein lehrreiches Vergnügen, so viel grosse Wahrheiten so geschickt und in so guter Ordnung in einen so engen Raum zusammengedrängt, zu übersehen. Mit Recht erwartet die Vfn. das meiste von der Erziehung, von einer für alle Stände verhältnissmässig gleich guten, lange genug fortgesetzten Erziehung, von reinem, vernünftigen Unterricht in der Religion und von der thätigen Einwirkung der Regierungen, in sofern diese ohne Beeinträchtigung der bürgerlichen Freyheit, bey der allein wahrer Wohlstand und Sittlichkeit gedeihen kann, möglich ist. In einigen Punkten kann Rec. der Vfn. doch nicht beystimmen, vielleicht aber bloss darum, weil sie sich bey der vorgesetzten Kürze nicht deutlich und bestimmt genug ausdrückte. Nur Ein Beyspiel! S. 28. „Es ist zu wünschen, dass eine Staatsre„gierung den Begriff des Luxus so weit ausdehne, als „es die allgemeine Ausbreitung dieses politischen und

 „sittli-

„sittlichen Uebels der Staaten erfodert. Es gibt nicht „nur einen Luxus der Lebensart des Menschen in der „Kost, Wohnung und Kleidung, sondern auch einen „Luxus der Erziehung, einen Luxus des Geistes in der „Sprache, in den Schriften der Gelehrten, einen Luxus „des Geschmacks in den Kunstwerken. Immer aber ist „er dem Geiste und Herzen schädlich, da er den einen „von der Wahrheit, und das andere vom Guten abführt. „Nicht nur den Ausschweifungen des Luxus in den Klei-„dertrachten sollte von der Regierung aus Einhalt ge-„than werden, sondern auch jenem Luxus, der sich in „andern Handlungen des Menschen zeigt; und welche „Handlung ist desselben nicht fähig?" Hier könnte die Kur leicht schädlicher und verderblicher werden, als das Uebel. Ueberhaupt kann eine weise und wohlwollende Regierung nicht behutsam genug bey ihrem Einflusse in die Privatverhältnisse der Bürger, den Lauf der Thätigkeit, des Handels etc. verfahren. Hier ist wahrlich Unthätigkeit oft weit besser, als zuweitgetriebene und am unrechten Orte angebrachte Geschäftigkeit. Wie viel Vorsicht überhaupt auch bey dem Gebrauch der edelsten Mittel, und welche genaue Rücksicht auf den Grad der Bildung und die Reife einer Nation vorzüglich bey jeder Neuerung nöthig sey, hat die, in eben dem Lande, aus welchem die hier beantwortete Frage kam, versuchte Aufhebung der Todesstrafen bewiesen. Der beabsichtigte menschenfreundliche Zweck ward dadurch so wenig erreicht, und konnte unter den Umständen freylich auch so wenig erreicht werden, dass man sich bald genöthigt sah, die deshalb gegebenen Gesetze zurückzunehmen. Von der Erziehung, und zwar von der ersten Erziehung muss alles ausgehn, was Bestand haben soll. 4) *Lettres sur l'éducation des princesses*; troisieme édit. revue et corrigée. 5) *Lettera di una dama sul Codice delle leggi di S. Leucio*, indirizzata al Sign. D. *Giuseppe Vairo*, Med. di Camera del rè etc. Die Colonie zu S. Leucio ist aus den Zeitungen und verschiedenen besondern Schriften, besonders aus dem nun vollständig abgedruckten Codex der Gesetze bekannt genug. Der König liess der Vfn. die Handschrift desselben mittheilen, und sie um ihr Urtheil und Gutachten darüber ersuchen. Diess gab die Veranlassung zu dem hier angezeigten Briefe, in welchem man, unter diesen Umständen, freylich nicht viel mehr, als feine Komplimente, und gut gewendete Lobsprüche erwarten darf. Indess konnte die Vfn. diess vielleicht thun, ohne sich so gar weit von der allgemein bekannten Wahrheit zu entfernen, als sie sich, besonders in einigen Stellen, erlaubt hat. So spricht sie von den *sodi e luminosi principi*, die die bey jenen Gesetzen durchaus zu Grunde liegen sollen; bey diesem Werk, das sein Urheber *in mezzo le gravi cure, le continue occupazioni e le sopragrandi fatiche del suo regno* unternommen habe. S. 8. *Quei principi, donde nascono gli stabilimenti, ch'egli* (der König) *ha fatti per la felice Colonia di S. L sono tante formole generali le meglio ideate, e colla più splendida chiarezza espresse, proprie a scioglierе ogni problema di legislazione, come nelle matematiche lo sono le formole algebraiche.* — Wollte Gott, es wäre der Wahrheit gemäss, was die edle Vfn. von unserm Zeitalter rühmt: „*Il punto „centrale, a cui da gran tempo tende la società civile, „egli è quello di una perfetta legislazione. E quantunque lento ne sia il cammino; pur nondimeno chi da „Filosofo rivolge gli annali del genere umano, si avvisa, „che già appianate ne sono le vie; alteso che svaniti sono i sistemi de' conquistatori: le macchine più portentose sopra di loro fondate „sono in fine crollate e frante a segno, che „con pena se ne possono discernere i frammenti: da giorno in giorno si rischiarano „quelle teorie politiche, dove il bene generale, trionfa della prepotenza, delle ricchezze e dell' eccessivo vantaggio di pochi „sopra il più della nazione.*" Die Theorie? Kaum — und die Praxis?? —

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b Maurer: *Einige Gedanken über den Werth und Nutzen der Alterthumskunde für den bildenden Künstler*, von *F. Eb. Rambach.* 1794. 38 S. 8. — Der Vf. zeigt auf den ersten Seiten, dass uns auch ohne Vorbild der alten Griechen und Römer, nicht nur Cultur in Wissenschaften, sondern auch Künste zu Theil geworden seyn würden; nur, setzt er sehr richtig hinzu, würde die *deutsche* Kunst eine ganz andere seyn, als sie jetzt ist. Da wir nun aber bey den Ueberresten alter Kunstwerke, und bey dem allgemein überhand genommenen Geschmacke, *nur in solchen*, die ewigen Gesetze des *Schönen* finden: so führt Hr. *R.* den Satz aus: dass der Künstler nicht bloss bey dem Werke allein stehn bleiben, sondern dass derselbe tiefer *bis in den Geist* desselben eindringen müsse; endlich entwickelt er mit vielem Scharfsinne den Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler die Alterthumskunde anzusehen hat. — In dieser kleinen Schrift herrscht zugleich eine blühende und grösstentheils correcte Schreibart.

Von demselben Schriftsteller ist eine Rede gedruckt, welche er „*am Geburtstage Sr. Majestät des Königs in der öffentlichen Versammlung der königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften* (am 24. Sept. d. J.) *gehalten hat.*" Die darin herrschende Hauptidee geht dahin: dass die Sitte eines Volks löblich sey, nach welcher es dem verehrten Regenten am Tage seiner Geburt, oder dessen beschützenden Genius, an diesem Tage dankbar ein Opfer bringt. Man wird mit der Ausführung um so zufriedner seyn, da die Ausarbeitung solcher Gelegenheitsreden oft sehr schwierig ist, wenn sie nicht ganz trivial ausfallen, oder mit niedrigen Schmeicheleyen angefüllt seyn sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Weimar, im Verl. des Industriecomptoirs: *Aufklärungen der Arzneywissenschaft aus den neuesten Entdeckungen der Physik, Chemie und anderer Hülfswissenschaften*, herausgegeben von *C. W. Hufeland* und *J. F. A. Göttling*. I. Bandes 2tes und 3tes Stück. 1793. 1794. 8.

Zweytes Stück. *I. Bemerkungen über den Gebrauch der verschiedenen Arten des vegetabilischen Laugensalzes in der medicinischen Praxis, und über die Nothwendigkeit, dieses Salz in einem bestimmten und gleichbleibenden Zustande anzuwenden* — vom Hn. *Fourcroy*. Die vegetabilischen Laugensalze, welche unter dem Namen: Pottasche, vegetabilisches Alcali, Weinsteinsalz, Salpeteralcali, Perlasche, zerflossenes Weinsteinsalz, Tachenisches Salz u. dgl. als analogische Arzneymittel gewöhnlich von (unchemischen) Aerzten verschrieben wurden, blieben wegen der fremdartigen Salze und Stoffe, die sie bald mehr bald weniger enthielten, in Absicht auf die jedesmal zu gebende Dosis, und der davon zu erwartenden Wirkung immer ein unsicheres Mittel. Die Vorschriften, welche daher zur Verfertigung eines seiner Natur und Wirkung nach sich immer gleich bleibenden, so wohl ätzenden, als milden, Laugensalzes hier gegeben werden, müssen jedem Arzte und Pharmaceutiker willkommen seyn. Hr. Prof. *Göttling* hat in einer Anmerkung verschiedenes über die Verfertigung des milden oder luftvollen Laugensalzes beygefügt. II. *Bemerkungen über die Destillation der Orangenblüthe*, von Hn. *Vauquelin*. Frische Orangeblüthen geben bey der Destillation bekanntlich vollkommen klares und farbenloses Wasser, worauf ganz farbenloses oder doch nur schwach gelb gefärbtes Oel schwimmt. Destillirt man die Blüthe nur einige Tage nach dem Pflücken: so gibt sie ein dunkleres Wasser, und ein stärker gefärbtes Oel, das zwar in der Wirkung jenem gleich, ja fast noch stärker als jenes sey, aber doch beym Verkaufe nicht gern genommen werde. Daher werden hier einige Vorschriften gegeben, es zu entfärben, wozu denn Zeit und Ruhe, Ausstellung am Tageslichte, langes Herumschütteln in der Luft, Durchseihung durch graues, und pulverisirte Pottasche nach Verhältnifs der Umstände empfohlen werden. Die Orangeblüthen werden übrigens deswegen beym Liegen an der Luft schwarz, weil sich Sauerstoff aus der Atmosphäre mit ihrer Substanz verbinde, und zwar in einem grösern Verhältnisse mit ihrem Wasserstoffe, als mit dem Kohlenstoffe derselben, wodurch denn letzterer herrschend werden, und so den Blüthen die schwarze Farbe ertheilen müsse. III. *Bericht über einige von der Gemeinde zu Arles vorgelegte Fragen, die Eröffnung einiger Todtengrüfte betreffend, in welchen im Jahre 1720 verpestete Personen begraben worden sind, mitgetheilt*, von Hn. *Thouret*. Beym Verkaufe einer Kirche zu Arles, worin sich drey dergleichen verklammerte hermetisch verschlossene Grüfte befinden, entstand die Frage: ob bey etwaniger Aufgrabung des Bodens, worin Leichname verpesteter Personen begraben liegen, etwas für die Salubrität der Luft zu befürchten sey, und eine pestartige Verunreinigung derselben entstehen könnte. Die Beantwortung wurde dem durch sein Werk über die Pest vortheilhaft bekannten Hn. *Paris* aufgetragen, der die Sache dahin entschied, dass allerdings contagiöse Substanzen lange Zeit hindurch in Leichnamen fortdauern könnten, und vorhandene Beyspiele, deren hier mehrere beygebracht werden, Besorgnisse erregen dürften, zumal da die Erfahrungen noch nicht hinreichten, den eigentlichen Zeitpunkt zu bestimmen, wenn man solche Grüfte ohne Nachtheil wieder öffnen dürfe. Sollte indessen von der Gemeinde zu Arles der Versuch gemacht werden, so sind hier mehrere Vorsichtigkeitsregeln angegeben. Unter andern finden wir auch die oxygenisirte Salzsäure empfohlen, die man wie beym Bleichen, in Tonnen bereiten, und dann durch hölzerne oder lederne Sprützen in die Gruft leiten solle. IV. *Ein neues und leichtes Mittel, die Gefahr der Ansteckung und selbst die Unannehmlichkeiten bey Sectionen auf anatomischen Theatern zu verhindern.* Man soll die Körper, die man zerlegen will, mit verdünnter oxygenisirter Salzsäure in den blofs gelegten Theilen befeuchten, und nachdem die Eingeweide herausgenommen, sowohl diese, als auch die Bauch- und Brusthöle mit solcher Säure imprägniren: so werde sich nicht allein sogleich der üble Geruch verlieren, sondern der Cadaver auch länger als 6 Wochen halten. Bey der Operation wende man das Gesicht ab, um nicht vom Dampf der Säure selbst zu leiden, oder halte etwas flüchtiges Laugensalz auf Baumwolle vor die Nase. V. *Neueste Versuche über die Kräfte der Metallbelegungen auf die thierische Elektricität*, von Hn. *Valli*. Hier über den Einfluss des Opiums, des heifsen und kalten Wassers auf diese Kraft — Wahrscheinlichkeit, dafs sie elektrischer Natur sey — Wirkung der Nerven, das elektrische Fluidum aus der innern oder anliegenden Fläche eines Muskels, gleichsam in sich zu ziehen, und dadurch das Gleichgewicht dieser Flüssigkeit in der Muskel aufzuheben. Der Nerve führe sie alsdann dem Gehirne zu, und diese Eigenschaft sey wesentlich zur thierischen Oekonomie, zu den willkührlichen Bewegungen, und zu den Operationen des Verstandes und Empfindungsvermögens — die thierische Elektricität wirke übrigens nur schwach auf die Blutgefäfse und Sehnen.

nen. Versuche über die Identität dieser Kraft mit der Nervenkraft — Wiederbelebung ertrunkener Thiere. Nur ein paarmal gelang es dem Vf., ein Huhn durch jene Kraft wieder zu beleben. Wirkung derselben auf andere Arten der Asphyxie — Einfluss verschiedener Gasarten auf diese Kraft. — Wenn die Metallbelegung auf einem Nerven einige Zeit hindurch gelegen habe; so werde er gleichsam dadurch gelähmt, und alle Bewegung des Excitators höre auf. Kalter Brand und Hungertod zerstörten die thierische Elektricität. Merkwürdige Erfahrungen über den Hunger, und die Veränderungen, die er im thierischen Körper hervorbringt. Das Blut der Thiere erhalte durch Mangel an Nahrung einen Ueberfluss von Stickstoff. Merkwürdig ist es, dass ein kleines Huhn in einer Glocke von 100 Kubikzoll atmosphärischer Luft in 22 Minuten starb, ein grösseres Huhn aber, das vorher 4 Tage gefastet hatte, in einem eben solchen Raume atmosphärischer Luft 39 Minuten lang lebte. Der Vf. hält dafür, dass die Luft in den Lungen und auf der Oberfläche eines Thiers, welches lange gehungert habe: entweder nicht auf die gewöhnliche Art zersetzt werde, oder das Blut sich sonst auf irgend eine Art von dem Uebermaasse des Stickstoffes befreye, und dass vielleicht überhaupt die Leber das Organ für die Absonderung des Stickstoffs aus dem Blute sey. Man habe bemerkt, dass bey Thieren, die aus Hunger starben, die Gallenblase von Galle sehr ausgedehnt war, und es sey der Mühe werth, noch zu untersuchen, ob nicht solche Galle mit Stickstoff überladen sey. VI. *Gedanken über einige neue Mittel, die Natur der Krankheiten zu erforschen.* VII. *Resultate einiger Beobachtungen über die freywilligen Veränderungen des Urins vom gesunden Menschen*, von Hn. *Hallé*. Ein sehr schätzbarer Beytrag zur genauern Untersuchung einer Flüssigkeit, deren semiotischer Werth jetzt so sehr vernachlässiget wird.

Drittes Stück. I. *Auszug aus einer Abhandlung über eine Reihe neuer Versuche, die animalischen Substanzen betreffend*, vom Hn. *Fourcroy*. — Ueber das Blut der Ochsen aus Puls- und Blutadern zusammengemischt. In dem Augenblicke, da es coagulirt, entbindet sich eine Menge Wärmestoff, welcher die Temperatur der Masse von 20 Reaum. Graden bis auf 25 erhebt. Dabey entwickelt sich eine Menge Gass, welches in grossen Blasen an den Wänden des Gefässes erscheint. In Lebensluft nimmt das Blut eine höhere, in Wasserstoffgas eine dunklere Farbe an. Getrocknetes Blut liess nach der Behandlung im Feuer eine ziemlich schwarze Masse zurück, welche wie Metall glänzte, und vollkommen wie das schwarze Eisen von der Insel Elba aussah. Versuche über das Daseyn der Galle in dem Blute, und einer eyweisartigen Materie in dem Blutwasser. II. *Ueber einige Bewegungen des Rückenmarks, die man zu beobachten im Stande ist*, von Hn. *Portal* und *Marnejoul*. Eine Bewegung in der Hirnmasse selbst könne nur so lange statt finden, als der Schädel noch nicht gehörig ossificirt ist. Aber in dem Rückenmarke lasse sich eine dergleichen vermuthen, die mit dem Ein- und Ausathmen zusammenhänge, und durch die bey jedem Ausathmen erfolgende Ausdehnung der venösen Blutgefässe des Gehirns, den Gegendruck desselben, und durch den Rückfluss des Bluts in die Wirbelblutadern, bewirkt werde, aber bey Erwachsenen nur in dem obern Theile des Rückenmarks in dem Theile der knöchernen Wirbelsäule, wo bekanntlich das Rückenmark viel weniger Raum einnimmt, als Platz dafür ist, statt finden könne. III. *Chemische Untersuchung der Gelenkschmiere (Synovia)*, von Hn. *Margueron*. 288 Gran derselben bestehen aus 34 Albumen in einem besondern, und 13 im gewöhnlichen Zustande, 5 Kochsalz, 2 Soda, 2 Phosphorsaurem Kalk und 232 Wasser. IV. *Beobachtungen über zwey neue Arten, das geschwefelte Wasserstoffgas und den in den mineralischen Wassern enthaltenen Schwefel zu erhalten*, von Hn. *Fourcroy*. Kohlenfreye Bleyglätte in dem Verhältnisse 1:32 zu diesen Wassern gemischt, hebe schnell alle schweflichte Eigenschaft derselben auf. Ein Theil des Sauerstoffs in dem Bleykalke, verbinde sich mit dem Wasserstoffe jenes Gases zu Wasser, und der dadurch weniger oxydirte Kalk, ziehe den Schwefel an, und werde dadurch schwarz. Kochsalzsäure sey im Stande, aus diesem leberluftartigen Bleykalke, beide Bestandtheile der Leberluft, wieder in Verbindung unter einander, als Gas, zu entwickeln, Feuer und die meisten andern Säuren vermögen es nicht. V. *Ueber eine neue Art Astragalus vom Berge Libanon, welche Tragantgummi gibt*, von Hn. *Labillardiere*. VI. *Analyse des männlichen Saamens*, von Hn. *Vauquelin*. 100 Gran desselben geben 90 Wasser, 3 Phosphorsauren Kalk, 1 Soda, 6 thierische Schleim. VII. *Analyse der Thränen und des Nasenschleims*, von Hn. *Fourcroy* und *Vauquelin*. Im Anfange eines Schnupfens ist die aus der Nase fliessende Feuchtigkeit klar wie Wasser, und von der Thränenfeuchtigkeit nur wenig verschieden. Man findet Kochsalz, Soda, und etwas weniges phosphorsauren Kalk darin. Am Ende des Schnupfens verdickt sich die langsamer fliessende Feuchtigkeit, sowohl durch die Hitze des Localfiebers, als auch durch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft zu einer eiterartigen Consistenz, und ein Theil Kohlensäure, welche beym Ausathmen aus der Brust strömt, verbindet sich mit der Soda des Nasenschleims, und theilt ihm die Eigenschaft mit, das Kalkwasser und die schwererdigten Salze niederzuschlagen — die Dämpfe der oxygenisirten Kochsalzsäure bewirken ein Fliessen der Nase, einen Schnupfen und Husten, mit allen Symptomen, wie der gewöhnliche. VIII. *Erfahrungen über die Heilkräfte der Elektricität nach sehzehnjährigen Versuchen*, von Hn. *Mauduit*. Der Vf. geht hier die Krankheiten durch, bey welchen 1) der Nutzen der Elektricität bewiesen ist, 2) bey denen die Wirksamkeit nur wahrscheinlich angenommen werden kann, und 3) bey denen die Elektricität gar keine Hülfe leistete, obgleich die ersten Anwendungen davon viel zu versprechen schienen. Umständlich die Fälle, wo sich die Elektricität bey Lähmungen nützlich bewiess. Dieser Aufsatz ist mit das beste, was wir über die verschiednen Arten der Anwendung der Elektricität auf den menschlichen Körper gelesen haben.

TECHNOLOGIE.

Wien, b. d. Herausg. u. b. Gräfer u. Comp.: *Praktischer Lehrbegriff der Baukunst auf dem Lande, oder Lehren, durch welche man von der vor Alters von den Römern ausgeübten Art, aus Pisé oder aus blosser Erde zu bauen Anwendung macht, die nichts als eine leichte Handarbeit kostet, sehr geschwinde von statten gehet, die jeder Eigenthümer selbst leiten kann, und wodurch alle Gattungen von Häusern und Gebäuden, zum Behufe der Industrie, der Handlung und des Feldbaues so fest und angenehm als aus Mauerwerk aufgeführt werden können. Ein Besitzern grosser Herrschaften wichtiges, und allen Leuten, die Landgüter zu verbessern haben, höchst nützliches Werk,* von einer Künstlergesellschaft. I. Theil. 80 S. II. Theil 132 S. III. Th. 98 S. IV. Th. 93 S. V. Th. 76 S. 8. mit vielen Kupfern.

Diess Buch ist die Uebersetzung eines französischen Werkes, das den Hn. *Cointereaux* zum Vf. hat, und nach und nach in einzelnen Heften herausgekommen ist. Die Herausgeber in Wien haben bey der Uebersetzung mehrere Umständlichkeiten des Originals, ohne Nachtheil des wesentlichen Inhalts, weggelassen, und liefern es solchergestalt um die Hälfte des Preises, den das französische Werk zu stehen kommt. Der Gegenstand desselben ist das bereits den Römern bekannt gewesene, sehr vortheilhafte Verfahren, Häuser bloss aus zusammengestampfter Erde aufzubauen; eine Bauart, welche in Absicht auf Dauerhaftigkeit, Kosten, Annehmlichkeit und Gesundheit, alle Empfehlung verdient, zumal in Gegenden, wo es an Holz, Steinen und sonstigen Baumaterialien fehlt. In den südlichen Provinzen von Frankreich und hin und wieder in Spanien ist sie sehr gebräuchlich, die meisten Landhäuser um Lyon, und an den Ufern der Saone sind auf diese Art gebaut, und Fremde, selbst Franzosen aus den nördlichen Provinzen kommen in diese Häuser, ohne dass sie nur diese sonderbare Bauart vermuthen sollten. Alle auf diese Art gebaute Häuser können in und auswendig angeworfen, auch wohl in Fresco, ohne Leim oder Oel, bemalt und verziert werden. Scheunen, Schuttböden, Stallungen, Magazine, Hospitäler u. dgl. sind nicht wohlfeiler und geschwinder, als auf diese Art zu erbauen, auch fängt man jetzt bekanntlich schon hin und wieder in Deutschland an, diese Bauart nachzuahmen. Die Möglichkeit, Häuser von 2, ja wohl 3 Stockwerken aus blosser Erde aufzuführen, auf ihre Böden die schwersten Lasten niederzulegen, und die beträchtlichsten Fabriken darin zu errichten, erregt allerdings Bewunderung, und wenn nicht bereits aufgeführte Gebäude dieser Art vorhanden wären: so sollte man fast an der Ausführung zweifeln. Es wird daher einem jeden Bauliebhaber damit gedient seyn, das Verfahren selbst kennen zu lernen, und dazu kann denn die gegenwärtige Anleitung dienen, welche in dem *ersten* Theile sowohl das Verfahren der Römer, als auch eine andere neuere, in Frankreich erfundene, und zur Errichtung von Hof- Garten- und jeden andern Ringmauern besonders anwendbare Art, aus Erde zu bauen, lehrt. Der *zweyte* Theil beschäfftigt sich mit den hiezu tauglichen Erdarten, mit dem Umständlichen der Handarbeit, mit den Hülfsmitteln, solche Gebäude so fest als gemauerte zu machen, und mit den verschiedenen Methoden Anwürfe zu verfertigen, um solche Gebäude geschmackvoll und wohlfeil zu bemahlen und zu verzieren. — Der *dritte* Theil zeigt die Anwendung der gegebenen Vorschriften auf Manufacturen, Fabriken, Landhäuser, Meyerhöfe u. dgl., und lehrt überhaupt solche Gebäude gesunder, gemächlicher, angenehmer und wohlfeiler herstellbar zu machen, man wähle welche Bauart man wolle, es sey aus Steinen, Ziegeln, Pisé (gestampfter Erde). — Der *vierte* Theil beschäftigt sich mit kleinen Häusern, Gewächs- und Treibhäusern, Backöfen, Vorrathskellern u. dgl., und lehrt unter andern auch, gesunde feuerfeste Dächer, Gewölbe und Fussböden anzulegen. Insbesondere wird hier das neuere Verfahren, Mauern aus *Quadern von gestampfter Erde* zu verfertigen, gelehrt, nachdem in dem vorhergehenden bloss die ältere Bauart, nemlich Wände aus blosser *zwischen zwey Brettern eingestampfter Erde* aufzuführen, gezeigt worden ist. Diess ältere Verfahren ist nicht in allen Fällen anwendbar, und verstattet nur Mauer in gerader Linien zu führen. Der Gebrauch der Erdquadern ist viel allgemeiner, und selbst zu Gewölben dienlich. Der *fünfte* Theil hat den besondern Titel: *Die wirthschaftliche Feuerung oder kritische Untersuchung der Heizung, die man von den französischen Kammern- und deutschen Stubenöfen erhält, begleitet von einer neuen Bauart der Feuerheerde zum Gebrauche des armen Handwerkers, und wirthschaftlicher bewährter Kaminöfen, welche die Vortheile jener beider Heizungen vereinigen, ohne ihre Fehler zu haben, nebst der Art, sich der Steinkohlen zur häuslichen Feurung zu Schmidten, Salpetersiedereyen u. dgl. zu bedienen, nebst einer Abhandlung über die Rauchfänge der Alten.* Da sowohl das Verfahren, Mauern aus Erde aufzuführen, als auch die Vorschläge zur Verbesserung der Herde, Oefen, Kamine, sich nicht in der Kürze vorstellig machen lassen, so begnügen wir uns hier bloss angezeigt zu haben, was die Leser in diesem praktischen Lehrbegriffe der Baukunst suchen dürfen, und wünschen recht sehr, dass das Verfahren, aus blosser Erde zu bauen, bald allgemeiner werden möchte.

Venedig, b. Zatta: *Saggi dei caratteri, vignetti e fregi della nuova fonderia di Antonio Zatta e figli Tipografi, Calcografi, e Librai Veneti.* 1794. Con Approvazione. 4.

Ungeachtet die Absicht des vorliegenden, ungemein prächtig, und mit abwechselnden Schriftarten gedruckten Werks eigentlich dahin gehet, eben diese Schriftarten, welche Hr. *Zatta* in seiner Giesserey zu *Venedig* verfertigen lässt, den Druckern zum Verkauf anzubieten, und ihnen Proben davon vorzulegen: so verdient dasselbe doch eine Anzeige in unsern Blättern, sollte es auch nur bloss deswegen geschehen, um den deutschen Buchdruckern einen Beweis zu geben, wie sehr man sich, nicht nur in *England, Frankreich* und *Holland,* sondern

dern

dern auch in *Italien* beeifere, alles zur möglichſten Verfeinerung einer ſo ſchätzenswerthen Kunſt beyzutragen. Hr. *Zatta*, gegenwärtig ein Mann von ſiebenzig Jahren, der jetzt, in Geſellſchaft ſeiner Söhne, das nemliche Geſchäft treibt, wodurch ſich ſchon ſeine Vorfahren berühmt gemacht hatten, verdient ſchon deswegen alle Achtung, da er ſeiner Schriftgieſserey, nicht bloſs um des daher zu erwartenden gröſsern Vortheils und häufigern Abgangs ſeiner Schriften willen, einen immer höhern Grad der Vollkommenheit zu geben ſucht, ſondern auch deswegen, weil er die Kunſt ſelbſt, wie er in der Vorrede ſagt, nach ihrem groſsen Werth zu ſchätzen gelernt hat. Und davon hat er denn auch in eben dieſem Werke einen deutlichen Beweis abzulegen geſucht, indem er mit eben dieſen verſchiedenen Schriftarten eine *kurze Geſchichte der Buchdruckerkunſt* geliefert hat. Freylich darf man hier nichts vollendetes ſuchen; doch ſiehet man auch aus dem wenigen, was er davon ſagt, daſs er nicht ganz Fremdling in derſelben ſey. Die voranſtehende Vorrede iſt an die Buchdrucker und an die Dilettanten ihrer Kunſt gerichtet. Schon in dieſen ſindet man eine ganz kurze Geſchichte der Erfindung und Ausbreitung derſelben, hauptſächlich aber handelt er von dem, was zu einer wohleingerichteten Schriftgieſserey und Buchdruckerey erfodert wird. Den Beſchluſs macht ein Verzeichniſs ſeiner Schriftproben, nach dem Gewichte u. ſ. w. Nun folgt das Werk ſelbſt, das man nun wohl ſelbſt ſehen muſs, wenn man ſich davon einen deutlichen Begriff machen will. Doch wollen wir es, ſo gut es ſeyn kann, beſchreiben. Es beſtehet ſolches aus 60 Blättern in groſs Quart. Der eigentliche Druck aber hat nur das Octavformat. Von dieſen 60 Blättern hat nur immer eine Seite einen Druck, nemlich, von einem Bogen von 4 Blättern, die 1, 4, 5, und 8te Seite. Jede von dieſen gedruckten Seiten hat eine zierliche Einfaſſung von verſchiedener Art, ſo daſs immer die eine anders ausfällt, als die andere. Auf einer jeden ſolchen Seite ſteht eine eigene Schriftprobe. Die erſte hat die Ueberſchrift: *Nonpariglia I*ª, und die letzte *Filoſofia corſivo da due righe.* Es enthält aber dieſelbe ein bloſses Alphabet. Denn die eigentlichen Schriftproben mit Text, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, gehen mit Canon IIª zu Ende. Dann folgt noch eine Seite mit *hebräiſchen* Lettern, aus welcher Probe man freylich ſiehet, daſs des Setzers Sache es wohl nie mag geweſen ſeyn, eine hebräiſche Zeile zu ſetzen. Es iſt der Anfang vom 1. B. Moſis, in welchem alles untereinander ſteht. Den Beſchluſs machen endlich verſchiedene Arten von Vignetten, oder Zierrathen, welche die Drucker am Schluſs der Capitel oder Bücher u. dgl. anzubringen pflegen. Nun noch ein Wort von dem Text, von dem Inhalt, von der Materie, oder wie man die Sache nennen will, die unter dieſen verſchiedenen Schriſtarten abgedruckt worden ſind. Voran ſteht auf 4 Seiten ein italiäniſches Gedicht zum Lobe der Buchdruckerkunſt, und dann folgt eine kurze Geſchichte derſelben, von ihrer Entſtehung und Ausbreitung an, bis auf die neuern Zeiten. Es iſt leicht zu errathen, daſs ſich auf ſo wenigen Blättern eben nicht viel erhebliches ſagen laſſe. Doch hat Hr. *Zatta* wenigſtens die meiſten berühmten Buchdrucker genennt, ja ſogar von einigen, von der berühmten Familie der *Stephane* etwas mehr, als von andern geſagt; und dieſes war denn auch für ſeine Abſicht hinreichend, dient uns aber auch zugleich zur Entſchuldigung, daſs wir dieſe Anzeige, ohne etwas von dem geſagten und allgemein bekannten zu wiederholen, hiemit beſchlieſsen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Wien*, in der Slavoniſch-Serviſchen Druckerey: *De recta ratione, linguam latinam in Gymnaſiis tradendi* diſſeruit *Johannes Groſz*, Director ac Profeſſor in Gymnaſio Carlowiczenſi. 1794. 62 S. 8. — Kaum die Hälfte dieſer kleinen Schrift beſchäftigt ſich mit dem, was der Titel erwarten läſst. Nach mehr als einer Abſchweifung, die gröſstentheils ihre locale Beziehung haben mögen, beſtimmt der Vf. den Begriff eines Gymnaſiums dahin, daſs es ſich von Trivialſchulen und Akademien durch das Studium der Humanioren, und das daraus entſtehende Gefühl der Humanität unterſcheide, ohne doch bis zur Aeſthetik vorzuſchreiten, welche den Akademien vorbehalten bleibe. Gymnaſien in dieſem Sinne werden dann in zwey Klaſſen abgetheilt: die eine, deren Zöglinge 13 — 14 Jahr alt ſeyn ſollen, in welcher Grammatik, die zweyte, in welcher Humanität vorgetragen wird. In der grammatiſchen dürfe man den Unterricht weder auf bloſse Erlernung der Regeln einſchränken, noch auch nach der Methode Hn. Lenzens in Schnepfenthal, deſſen Unterricht Hr. *G.* ſelbſt einmal eine Stunde lang beyzuwohnen das Vergnügen gehabt, denſelben bloſs ſpielend ſeyn laſſen, wenigſtens deshalb nicht, weil nicht alle Lehrer Hn. Lenzens Talente beſäſsen. — Und nun erſt S. 38. kommt der Vf auf ſeine Methode, durch die er einen Mittelweg zwiſchen den zwey vorher genannten zu treffen wenigſtens den guten Willen zeigt. Drey Jahre muſs freylich der Zögling an Hn. G. Hand dieſe Mittelſtraſse mitwandeln. Im 1ten Semeſtri muſs er Vocabeln, doch ſo lernen, daſs mehr als Eine Seelenkraft dabey geſchäftig iſt; in der 2ten Jahreshälfte wird er mit den Partibus orationis, und ihrem Unterſchiede bekannt gemacht. Im 2ten Jahre wird zu überſetzen angefangen, doch ſo, daſs die jungen Leute dabey Regeln für die Grammatik ſelbſt abſtrahiren lernen; der 2te Curſus dieſes Jahres lehrt ſie die Ausnahmen von den Regeln kennen. Im dritten Jahre wird ihnen nun erſt eine fremde Grammatik vorgelegt, und dazu die Bröderiſche empfohlen. Dann erſt gehen ſie in die Klaſſe der Humanität über. — Wir fürchten nur, daſs die fähigern Köpfe zuweilen etwas ungeduldig werden dürften, wenn Hr. *G* ſeine Methode nicht etwa für ſie hin und wieder anders zu modificiren verſteht. Uebrigens haben wir die gute Bekanntſchaft mit den Schriften der beſten Pädagogen Deutſchlands mit Vergnügen bemerkt, und einige kleine Sünden wider die lateiniſche Sprachrichtigkeit, z. B. *non auſus fuiſſem teſtaNDI, magis, atque* (für *magis, quam*) haben wir damit entſchuldigt, daſs der Vf. als Director ſich bloſs das Fach der Humanität vorbehalten haben werde, und dann iſt es ganz in der Regel; *Minima non curat praetor.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZÜRICH: *Museum der Heilkunde*, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. Mit 6 Kupfertafeln. 2ter Band. 1794. 310 S. 8.

Der Gehalt dieser Sammlung hat sich mit diesem 2ten Band gar sehr gehoben. Wir verdanken ihm die angenehme Hoffnung, dass die so trefflich für innere locale Zwecke organisirte helvetische Gesellschaft unsre Literatur auch mit einer Jahrschrift bereichern werde, wie seit dem *commercio Norico* keine unsrer medicinischen Zeitschriften war.

Geschichte einer Harnverhaltung von scirrhöser Vorhaut, vom Professor *Osiander* in Göttingen. Durch einen Fall entstand unter andern auch unwillkührlicher Abgang des Urins, der viele Jahre hindurch zum Tragen eines unbequemen Gefäßes von verzinntem Eisenblech nöthigte, welches aber sehr bald durch die Schärfe des Urins vom Zinn entblöst, rostig und durchlöchert wurde. 12 Jahre nachher bemerkte der Kranke, dass seine Vorhaut anfing, immer mehr und mehr dick und hart zu werden. Je mehr sie aber an Grösse, Dicke und Härte so bedeutend zunahm, desto enger wurde der Ausgang für den Urin und desto beschwerlicher das Uriniren. Die Ursachen waren vermuthlich der Reiz des Eisenochers, das beständige Reiben an dieser rauhen Fläche und die beitzende Schärfe des Urins. Es entstand endlich durch allerley Umstände gänzliche Urinverhaltung, Entzündung des Gliedes und Hodensackes und Brand an diesen Theilen. Ausser sonstiger zweckmässiger Behandlung schritt Hr. O. zur Operation der scirrhosen Vorhaut mit dem glücklichsten Erfolg. Beschreibung eines bessern Harnrecipienten von Hn. O. Erfindung, der nebst den kranken Theilen auf 2 Tafeln abgebildet ist. *Ein Beytrag zur Erörtung der Wichmannschen Theorie von der Krätze von Dr. am Stein. Bemerkungen über diesen Beytrag von Dr. Scherb älter* (dem ältern?). *Ueber Hn. Scherbs Einwendungen gegen die Milbentheorie von der Krätze von am Stein. Gedanken über die Wichmannsche Krätztheorie* vom Professor Achilles *Mieg*. Der verstorbne *am Stein* tritt hier als Vertheidiger der Wichmannschen Ideen auf, die er bündig darstellt und mit eignen Erfahrungen und Bemerkungen bereichert. Ungern müssen wir aber bemerken, dass er dennoch darauf ausgeht, Wichmanns grosse anerkannte Verdienste um die Lehre und Behandlung der Krätze zu verkleinern, indem er äussert, dass das alles schon vorher bekannt oder ihm doch nicht neu gewesen sey. Es fällt um so mehr auf, da gerade die besten Gründe, die hier vorgetragen werden, aus des würdigen Hn. *W.* Schrift entlehnt sind, ohne dass diese Quelle angezeigt ist. Unbedeutend sind die gegen die am-Steinsche Auseinandersetzung gerichteten Aufsätze, so wie alles, was bis jetzt noch unmittelbar gegen die Milben als Ursache der Krätze gesagt worden ist. Uns ist es zuwider, die ewigen Widerholungen zu lesen, immer zu finden, dass die Hauptmomente der Untersuchung übersehen werden, und dass sie ohne Aufwand von Nachdenken und ohne die nöthigen Versuche anzustellen, von der Oberfläche geschöpft wird. Wir gestehen, dass die praktischen Sätze des Hn. Wichmanns, wegen der man die Milbentheorie bestreitet, uns ausser allem Zweifel gesetzt zu seyn scheinen; dass aber die *wahrscheinliche* Hypothese von der lebendigen Ursache der Krätze nur mit Erfolg bestritten werden kann, wenn man zwar diese praktischen Sätze annimmt, aber entweder, wie Guldener von Lobes zeigt, dass bey ihrer für die Ausübung so wichtige Erörterung es nicht erfoderlich ist, etwas über diese Krankheitsursache zu entscheiden, oder wie Rec. einst in diesen Blättern bey Gelegenheit der 2ten Auflage von Wichmanns Aetiologie zu beweisen suchte, dass eine auf der Oberfläche der Haut erzeugte, auf ihr bleibende und auf ihr zu heilende Schärfe zur Erklärung aller Erscheinungen hinreicht. *2tes Fragment zur Infarctusgeschichte vom Hn. Hofrath Aepli.* Drey Krankengeschichten und Sectionen, die vom Wundarzt Sauter mitgetheilt werden, sollen darthun, dass der pituitöse Schlamm, der auf den Gebrauch der Kämpfischen Klystiere in solcher Menge und in so mannichfaltiger Form abgeht, nicht von den Klystieren erst erzeugt und allerdings auch bey Leichenöffnungen gefunden werde. Hr. A. glaubt, mit den Resultaten dieser Zergliedrungen nicht nur die Kämpfischen Gegner widerlegt zu haben, sondern auch zu beweisen, *dass er* (Kämpf) *die Sache entweder nicht recht gewusst oder nie untersucht habe.* Wir müssen gestehen, dass der sonst so scharfsinnige Aepli hier weder die Einwürfe der Kämpfischen Gegner, noch die Kämpfische Theorie selbst gefasst hat. Mannichfaltige und sehr wichtige Verunstaltungen der Gedärme und Eingeweide waren in allen 3 Fällen gegenwärtig und der Beweis, auf den zum gegenwärtigen Behuf alles ankommt, sollte schwer zu führen seyn, dass sie Folgen und nicht Ursachen der vorgefundenen Schleimmassen in den Gedärmen waren. Dass die Kämpfische Methode hier nicht angewendet wurde, macht Hr. A. gegen diejenigen geltend, welche behaupten, sie gebe zur Erzeugung des pituitösen Schlammes erst die Veranlassung (was sie aber nur treffen würde, wenn sie nicht auch andre Ursachen seiner Entstehung anerkennten.) Aber wenn es auch geglückt wäre, den Schlamm durch diese Methode aus dem

dem Körper zu schaffen: so wäre noch die Frage gewesen, ob er sich nicht von neuem erzeugt und gesammelt hätte, oder ob es zur Hebung der Krankheit etwas beygetragen hätte. Erfahrne Praktiker und selbst Kämpf versichern, solchen Stoff in ungeheurer Menge abgehen gesehen zu haben, ohne dass der Gang der Krankheit sich wesentlich verändert habe. Doch kann man das dahingestellt seyn lassen, indem es der eigentliche Streitpunkt nicht ist. Kämpf läfst die *infarctus* in den grofsen Blutgefäfsen und in den Eingeweiden und Drüsen des Unterleibes vorzüglich ihren Sitz haben. Nur seine Mittel, auf seine Weise gebraucht, können zu ihnen gelangen und auf sie mit Nachdruck wirken. Was im Darmcanal liegt, ist leicht zu erweichen und beweglich zu machen. Von der Seite nun muss man die Kämpfischen Ideen vertreten oder bestreiten, wenn man dieses um die ausübende Arzneykunst in jedem Fall so hochverdienten Mannes System bestätigen oder entkräften will. Zergliedrer von Ansehen standen vorzüglich gegen ihn auf und ihrer Behauptung, *nie* die grofsen Gefäfse, Drüsen und Eingeweide des Unterleibes in einem Zustand gesehen zu haben, wie er ihn annimmt, hat man nur schwache Gründe entgegengestellt, als z. B. die letzte Krankheit, der Todeskampf habe die *infarctus* aufgelöset und bis auf die geringste Spur verzehrt. Man fragte ferner, durch welche Wege diese angehäuften und so sonderbar geformten Massen aus den Gefäfsen, Drüsen und Eingeweiden in den Darmcanal gelangen könnten; eine Frage, die gar nicht zu beantworten ist. Dafs sie sich in den Gedärmen erst bilden, man mag sie nun als Ursache oder Folge andrer Uebel denken, oder ihr Daseyn von auf den Darmcanal wirkenden Arzneymitteln ableiten, ist gerade der Satz, gegen den sich die Theorie von *infarctus* noch nicht rechtfertigen konnte. Hr. Aepli fälle nun selbst das Urtheil, ob die von ihm mitgetheilten Beobachtungen, wenn man auch durchaus seinen Gesichtspunkt gelten läfst, nicht gerade zur Bestätigung eben dieses noch von keinem Kämpfischen Anhänger widerlegten Satzes gebraucht werden könne. Einer der fleifsigsten und feinsten Zergliedrer, der in den letztern Zeiten die schätzbare Richtung genommen hat, den kranken Zustand durch Leichenöffnungen aufzuklären, Hr. Sömmering erklärt S. 121. seiner Uebersetzung von Baillie Anatomie des krankhaften Baues, meines Erachtens lassen sich diese *Infarctus nicht einmal gedenken*, geschweige, dafs sie bey Leichenöffnungen gezeigt werden können. Sie wären gewifs nichts in irgend einerArt von Gefäfsen stockendes. Da er nun aber dennoch sagt, dafs der Schleim der Gedärme so zähe, dick und fest zusammenhängend werden könne, dafs er, wenn man ihn ins Wasser bringe, ein förmliches Rohr, das den Darm vorstelle, bilde, und hieher alle die Erscheinungen zieht, die man für die Kämpfischen Infarctus angeführt hat, so mache Hr. A. den Versuch, ob diese 3 Krankengeschichten nicht Sömmerings Vorstellungsart bestätigen, statt dafs sie sie, da sie doch für Kämpfs Lehre sprechen sollen, als durchaus falsch darstellen mufsten. Es folgen 4 Beobachtungen von dem scharfsinnigen Hn. Dr. *Rengger*: Der Harngang öffnet sich bey einem zweyjährigen Mädchen auf der Oberfläche des Unterleibes und es ist keine Harnblase da; ein schon mehrmal beobachteter Fall, der aber die genaue Untersuchung und treffliche Beurtheilung lehrreich macht; ein mit der Ruhr verbundner Pemphigus, ein seltner, aber kein ausgezeichneter Fall, für den der Vf. auch nichts that um ihn interessanter zu machen; Eklampsie einer Wöchnerin; eine allgemein Scirrhosität. *Sur les pleuresies bilieuses par Mr. Chatelanat, de Moudon.* Sagt einem Deutschen nichts neues. Diese Art von Seitenstichen wurden in der Gegend von Moudon verkannt und mishandelt. Deutsche Aerzte verkennen sie wohl auf eine andre Art, indem sie sie oft annehmen, wo sie nicht ist. Ueberaus vortheilhaft ausgefallene *Versuche mit der Eichenrinde in äusserlichen Schäden* vom Wundarzt *Sautter*. *Krankheitsgeschichte und Leichenöffnung einer wassersüchtigen Frau, von Dr. Husty* in Presburg. *Auszüge aus den Papieren eines verstorbnen Augenarztes* (des 1790 verstorbnen Wirtembergischen Leib- und Reisearztes, Reichenbach) *von Weber* zu Heilbronn. Zuerst ein Auszug von Reichenbachs *Dissertation Cautelae et observationes circa extractionem cataractae, novam methodum Synizesin operandi sistens* (Tübingen 1767) dann andre Fälle von Augenübeln und einige chirurgische Beobachtungen. *Beschreibung eines monströsen Foetus. Von einem Ungenannten.* Mit 2 Kupfertafeln. *Beobachtung von einem Kaiserschnitt von Stadtarzt Meyer* in Zürich. Ein unbewegliches Gewächs im Becken, gegen das nichts unternommen werden konnte, machte diese Operation nöthig, die das Leben der Wöchnerin nicht retten konnte. *Eine Eitergeschwulst am Nabel*, vom Dr. *Heer*. *Ein Beinfrafs an einem Mittelfussknochen vom Wundarzt Müller. Ueber medicinische Geburtshülfe von Hofrath Vogler* zu Weilburg. Wo grofse Misverhältnisse zwischen dem Umfang des Beckens und des Kindes statt finden, oder wo eine verkehrte Lage da ist, kann nur die Handhülfe, von Instrumenten unterstützt oder ohne sie, die Geburt zu Stande bringen. Diese einfache Wahrheit scheint Hr. Vogler auf seine einseitige Erfahrung gestützt, in etwas zu verkennen. Es gibt denn doch noch Geburtshelfer, die den vorübergehenden krampfhaften Zustand der Geburtstheile von jenem bleibenden Misverhältnisse zu unterscheiden wissen. Indessen gestehen wir mit Vergnügen, dafs Hr. V. Winke gibt, die die ernsthafteste Erwägung verdienen und Thatsachen anführt, die vieles in einem neuen Licht zeigen. Er stimmt vorzüglich für abspannende, erweichende, beruhigende und krampfstillende Mittel von innen und aufsen, und lobt den Mohnsaft nicht wenig. Der Wundarzt *Meier von der Wirksamkeit der Natur bey einer Armgeburt. Memoires et Observations sur les Polypes Uterins par Ricou.* Ehe Hr. R. die Levretschen Werkzeuge zur Unterbindung kannte, erfand er eins, auf das er nicht gedacht haben würde, wenn er von jenem gewufst hätte, das ihm aber einige Vorzüge zu haben scheint und das hier abgebildet ist. *Beschreibung einer Maschine zur Operation der Hasenscharte von Dr. Stückelberger.* Der Vf. sahe sie von einem herumziehenden Operator anwenden, Kupfer erläutern sie. *Beobachtung einer Pulsadergeschwulst vom Wundarzt Fischer. Beobachtung von einem tödlich abgelau-*

gelaufnen Fall von einem Baum, nebst der Leichenöffnung vom Wundarzt *Russli.* Gegen den Morgen des dritten Falles erfolgte der Tod erst, obgleich die Leber an ihrem grösern Lobus ganz zerschmettert war. Man fand die sie umgebende Haut von ihrer Substanz losgeschält und mehrere Risse von 3 bis 4 und von 4 bis 5 Zoll, die sich bis in die queerlaufende Grube erstreckten. Sogar mehrere von den grössten Aesten der Pfortader waren zerrissen und hatten die Bauchhöle ganz mit Blut angefüllt. *Bemerkungen Bells Vorschlag, die Eitergeschwulste vermittelst des Harseils zu öffnen und nach und nach auszuleeren, von Roschet. Beschreibung einer besondern Lähmung und darauf erfolgten corruptorischen Brandes, von Tobler,* Wundarzt. *Beurtheilung dieser Krankheit, von Hofrath Aepli.* Hr. A. führt noch einige ähnliche, sehr merkwürdige und seltne Fälle aus seiner Erfahrung an. Charakteristisch war immer, dass die Lähmung sich nur auf die untern Gliedmasen und der Brand sich nur auf die Theile des kleinen Beckens erstreckte. Die gewöhnliche innere und äusre Behandlung führt nur schneller den Tod herbey. Alles Reizende muss vermieden, die Brandkruste nicht geöffnet und das Todte nicht mit dem Messer weggeschnitten werden. Man müsse, glaubt Hr. A. auf eine atrabilarische Ursache Rücksicht nehmen.

Edinburg, b. Duncan u. London, b. Robinsons: *Medical and surgical observations by A. G. Richter,* Prof. of Medicine in the University of Göttingen. *Translated from the German.* 1794. XIX u. 330 S. gr. 8.

Die Art, wie Hr. Hofrath Richter medicinische Gegenstände behandelt und Beobachtungen anstellt, schien uns immer nach ihren eigenthümlichsten Richtungen, sich durch englische Schriftsteller gebildet zu haben, und gewiss ist es, dass er aus ihnen mit vieler Einsicht und Prüfung zu schöpfen weiss. *Die medicinische und chirurgische Bemerkungen,* vorzüglich im akademischen Hospital gesammelt (Göttingen 1793.) die hier ins Englische übersetzt geliefert werden, lassen das Gute und Wahre gewiss nicht vermissen, was man an der Manier und den Heilmethoden der Engländer loben muss. Dennoch hatte der geistvolle Uebersetzer, Hr. *Thomas Spens* so vielerley Wendungen nöthig, um seine Landsleute wegen des wenigen Fremdartigen, das die Richterschen Bemerkungen noch an sich tragen, in den rechten Gesichtspunkt zu setzen und zu beruhigen, dass man daraus das Schicksal unsrer mehresten medicinischen Schriften, deren Verfasser weniger vertraut mit englischen Vorstellungsarten sind, und sie sich weniger aneignen konnten, beurtheilen kann, wenn sie das Loos treffen sollte, das sie allerdings verdienen — den Engländern bekannt zu werden. Er nennt Hr. *Richter one of the most eminent physicians on the Continent of Europe.* Doch setzt er hinzu, der gelehrte Professor huldige noch Lehren, die man dort längst verworfen hätte. Aber er erscheine auf jeder Seite als *an attentive observer and a man of sense. His intimate acquaintance with all the learning of the ancients is too well seen, since it often confounds his own purer notions and gives a bias to his judgement.* Diese Stelle gibt gewiss manchem deutschen Arzt ein Aergerniss, der das Studium der Alten nicht gelten lässt, wenn man es zu einem höhern Zweck benutzt und nicht Prahlerey damit treibt. Wie sehr wird man Hr. R. dieses Tadels wegen nicht beneiden? Hr. Sp. erwähnt nun Richters Bekanntschaft mit den Ideen englischer Aerzte und seiner Achtung für sie mit grossem Ruhm und setzt hinzu: *the translator has no doubt but this compliment will be mutual, that his countryman will, in return, read the accounts of his author's practice, study his observations, give a fair trial to the different modes of cure which he proposes, and that they will have the candour to overlook those singularities in doctrine, which are less to be imputed to the illustrious author, than to the country in which he lives.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Crusius: *Italiänische Chrestomathie aus den Werken der besten Prosaisten und Dichter gesammelt,* und mit kurzen Anmerkungen begleitet von *C. J. Jagemann.* Erster Band. 1794. 512 S. 8.

Hr. *J.*, welcher sich um die Verbreitung der italiänischen Literatur in Deutschland so verdient gemacht hat, empfiehlt in der Vorrede seiner Sprachlehre die Novellen des *Boccaccio* und die Werke des *Macchiavelli* als das sicherste Mittel, diese Sprache gründlich und in ihrer Vollkommenheit zu erlernen. Um nun den Deutschen auch in dieser Rücksicht nützlich zu werden, verfertigte er nicht nur aus den erwähnten Schriften, sondern auch aus andern italiänischen Prosaisten die gegenwärtige sehr zweckmässige Chrestomathie, und verspricht in einem andern Bande eine gute Auswahl alter und neuer Gedichte zu liefern.

Der vor uns liegende prosaische Band zerfällt in 3 Theile. Der 1te enthält 16 Novellen aus dem Decamerone des *Boccaccio.* Bey dieser Gelegenheit sagt Hr. *J.* in der Vorrede ganz richtig: „Der nicht sehr „erbauliche Inhalt eines grosen Theils dieser Erzählun„gen, welche Boccaccio den Florentinischen Damen und „Edelleuten in den Mund legt, beweist nichts anders, „als dass *andere Zeiten andere Sitten* haben. Anfäng„lich kommt einem Fremden die Schreibart des Vf. weit„schweifig und verwickelt vor; wenn er aber einmal in „die Fülle seiner Gedanken eindringt, wenn er die Rich„tigkeit und den überall angemessenen Charakter und „Ton des Ausdrucks einsieht, und den Wohlklang in „der Verbindung der Wörter und Redensarten wahr„nimmt, so wird er nicht leicht wünschen, dass auch „nur ein Wörtchen aus seiner Stelle verrückt oder ganz „ausgestrichen werde." Hierauf folgen einige Kapitel aus des *Macchiavelli Discorsi sopra la prima Deca di T. Livio,* und einige Auszüge aus desselben *Istorie fiorentine;* dann ein wackeres Gespräch von *Gelli, la Circe* betitelt; darauf *l'Origine del Duello* aus *Maffeis* Werke *della scienza chiamata cavalleresca,* und endlich scherzhafte Einfälle possirlicher und lustiger Toskaner aus den

Veglie piacevoli von *Manni.* — Der 2te Theil begreift eine Sammlung guter Briefe von *Caro, Loredano, Galilei, Magalotti, Redi, Martinelli, Bertola*, hernach einige kaufmännische Briefe, und eine kurze Anleitung italiänische Briefe zu schreiben, wobey auch auf Titulaturen und Schlusformeln gesehen worden ist. — Der 3te Theil liefert für Anfänger ein Lustspiel von *Goldoni*, nemlich *il Padre di Famiglia*, welches unstreitig unter die besten Producte dieses Schauspieldichters gehört. Es ist für diejenigen bestimmt, die es ihren Kräften nicht zutrauen, bey den Novellen des Boccaccio anzufangen. — Die Anmerkungen, welche dieser schönen Chrestomathie beygefügt sind, erklären den Anfängern schwere Stellen und manche Freyheiten der italiänischen Schreibart. Ueberdiess sind immer die besten Ausgaben der Werke, aus welchen die Lesestücke genommen worden, zum Besten der Literaturliebhaber angemerkt. — Wir schliessen mit dem Wunsche des Herausgebers: „Möchte doch diese Chrestomathie zu einem wirksamen Mittel dienen, die schönste aller lebendigen Sprachen in unserm deutschen Vaterlande, so sehr, als sie es verdient, zu verbreiten!“

Leipzig, b. Göschen: *Recueil des poëmes intéressants tirés des meilleurs poetes françois, à l'usage de la jeunesse qui s'applique à l'étude de cette langue*, par *Charl. Henri Schmidt.* 1794. 327 S. 8.

Unter allen Sammlungen französischer Gedichte, welche für die Jugend in Schulen und Erziehungsanstalten bestimmt sind, zeichnet sich die gegenwärtige von Hn. *S.*, jetzt Prediger zu Dambeck und Malsdorf in der Altmark, sehr vortheilhaft aus. Sie liefert, was die besten französischen Dichter in den meisten Dichtungsarten vorzügliches aufzuweisen haben, und man sieht deutlich, dass der geschickte Vf. von Nachdenken und reifer Ueberlegung bey der Wahl eines jeden einzelnen Stückes in diesem Bande, welcher als der dritte seines Lesebuchs angesehen werden muss, geleitet worden ist. Mit treffenden Gründen bekämpft er in der Vorrede das Vorurtheil einiger Schriftsteller und mancher sonst gescheuten Männer, dass Poesie nichts mehr als Zeitverderb und unnütze Geistesbeschäftigung sey. Meisterstücke klassischer Dichter müssen nothwendig den Verstand des Jünglings mit grossen, erhabenen Gedanken, seine Phantasie mit starken und kühnen Bildern, und sein Herz mit den edelsten Empfindungen erfüllen. Sie bilden unvermerkt seinen Geschmack, verbessern seine Schreibart und seinen moralischen Charakter. Aber auf Wahl kommt dabey alles an. Hier ist alles geleistet, was geleistet werden konnte. Doch statt des Lobes, das dieser Sammlung unstreitig gebührt, wollen wir nur den Inhalt derselben kurz berühren, damit der Kenner der französischen Literatur über den Werth des Buchs selbst urtheilen können.

Der 1te Abschnitt enthält a) poetische Beschreibungen: *Les plaisirs de la campagne*, von *Bernis*; *le monde heureux*, von *Mercier*; *la mode* und *la cour*, von *Bernis*, und *les trois âges de l'homme*, von *Boileau*. — b) Dialogen: *sur la peinture*, von *Fenelon*: *Socrate et Montaigne*, und *Fernand Cortez et Montezume*, von *Fontenelle*. — c) Comödie: *l'avare*, von *Moliere*. — d) Allegorien: *Theleme et Macare*, und *Sesostris* von *Voltaire*. — Der 2te Abschnitt fasst in sich: a) Stanzen; von *Voltaire* u. a. — b) Poetische Briefe: von *Friedrich II*, *Voltaire*, *Boileau*, *Sedaine* und *Dorat*. — c) Lehrgedichte: *le stoïcien* von *Friedrich II*, *les jardins* von *de Lille*; *l'art poetique*, von *Boileau*. — d) Satyren: von *Boileau*. — Der 3te Abschnitt begreift: a) Idyllen: *le bonheur* von *Leonard*; *Milon* von *Berquin*; *le siecle pastoral* von *Gresset*; *Iris* von Mad. *Deshoulières*. — b) Fabeln: von *La Fontaine*, *Dorat*, *Aubert*, *Didot* und *Voltaire*. — c) Oden: von *Gresset*, *Voltaire*, *Rousseau*, *Thomas*, *Racine* und von *Friedrich II*.

Diese schönen, vollendeten Lesestücke bürgen hinlänglich für den Werth dieser zweckmässigen Sammlung; auch zweifeln wir nicht, dass viele Lehrer der französischen Sprache und Literatur dieselbe bey ihrem Unterricht mit grossem Nutzen gebrauchen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Auswahl kurzer Sätze aus der Lebensklugheit, der Geschichte und der Politik*, zur Selbstbelehrung und weitern Betrachtung. 1794. 91 S. kl. 8. Wir gestehen aufrichtig, dass die ganze, hier ausgeführte, Idee unsern Beyfall nicht hat. Mag hier und da einen, dem solche abgebrochene, aus dem Zusammenhang herausgerissene, Sätze vorgelegt werden, durch diesen oder jenen unter denselben zu weiterm Nachdenken aufgemuntert werden, oder etwa auch einen lebhaften, vielleicht bleibenden, Eindruck erhalten; dennoch ist immer zu fürchten, dass sie gerade von solchen Lesern, denen Schriftchen dieser Art allein bestimmt seyn können, einseitig und unrichtig aufgefasst und angewandt werden. Aber auch die Ausführung ist nicht ohne Tadel. Einige Sätze sind offenbar falsch oder doch nur halb wahr. So lehrt der Vf. z. B. Freude ist der *letzte Zweck aller* menschlichen Bemühungen oder an einem andern Orte: bey dem Hypochondristen haben sich in dem Fache seiner Einbildungskraft eine oder mehrere angeborne Ideen festgesetzt, der Philosoph also, nicht der Arzt, muss ihm eine Idee beybringen, die stärker ist, als jene, dann ist er curirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. December 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) VENEDIG, b. Fracasso: *Trattenimenti teatrali di Gaetano Fiorio.* Tom. I. 294 S. T. II. 329 S. T. III. 326 S. 1791. 8.

2) VERONA, b. Ramanzini: *Componimenti Teatrali* del Conte Tommasso *Tommasino Soardi*, Veronese, Socio della ducale Academia dei Dissonanti di Modena ed accademico iponcondriaco di Reggio. T. I. 211 S. T. II. 220 S. T. III. 215 S. 1791. T. IV. 1793. 242 S. 8.

3) BASSANO, b. Remondini: *Commedie di Gio. Gherardo de Rossi.* T. I. 306 S. T. II. 351 S. T. III. 339 S. 1790. 1792. 8.

Schon seit geraumer Zeit erkannten einzelne vorurtheilsfreye und hellersehende Italiener die grossen Mängel ihres Theaters und seine Armuth an guten, regelmässigen Schauspielen: seit einigen Jahren aber scheint diese bessere Einsicht sich allgemeiner verbreitet zu haben; wenigstens wird die Anzahl von Dichtern, die die Ehre ihrer poetischen Literatur auch von dieser Seite zu retten suchen, immer beträchtlicher. Wählen nun gleich nicht alle bey ihren patriotischen Bemühungen die richtigste Strasse und die zweckmässigsten Mittel; verrathen gleich die meisten von ihnen mehr Fruchtbarkeit, als Genie, mehr guten Willen und Muth, als Einsicht und Geschmack; so hat dennoch das italienische Theater von ihrer Anstrengung und ihrem Wetteifer im Ganzen Vortheil und Gewinn, und erhält unter einer Menge mittelmässiger Arbeiten zugleich auch manches schätzbare Stück, das mit allem Recht als eine Bereicherung desselben betrachtet werden kann. So sind hier auf Einmahl drey Dichter aufgetreten, mit deren gesammelten Werken wir unsre Leser etwas näher bekannt machen wollen.

1) Hr. *G. Fiorio* ist zugleich Schauspieler, dramatischer Dichter und Director des Theaters von St. Giovanni Grisostomo in Venedig. Darf man seinen Berichten trauen; so gehört er unter die sehr glücklichen Dichter, und seine meisten Stücke sind in den vornehmsten Städten Italiens mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen worden. Wie dem aber auch sey, ein sehr vorzügliches Genie ist er gleichwohl weder in der komischen noch in der tragischen Gattung. Zu der ersten besitzt er ungleich mehr Anlage, doch haben auch hier seine Arbeiten weniger Verdienst in Rücksicht auf Erfindung, Charakterzeichnung und innere Oekonomie, als von Seiten der äussern Einrichtung, der Berechnung dessen, was auf dem Theater Wirkung thut, und dem Gebrauch der unzähligen kleinen Mittel, die Augen und Ohren der Zuschauer zu beschäftigen, und auf diese Weise den sonst eher bemerkten Mangel einer durch sich selbst interessanten Handlung zu verbergen. Sitten, Gebräuche, Thorheiten, die auf der Oberfläche liegen, schildert er ziemlich treu und glücklich, aber seine Kenntniss der innern Triebfedern des menschlichen Herzens und des versteckten Spiels der Leidenschaften ist sehr dürftig. Nichts findet man bey ihm häufiger, als die im höchsten Grad widersinnigen und unnatürlichen Bemerkungen, welche die handelnden Personen in Situationen, wo jeder Mensch bey dem Drang der äussern Dinge die Beobachtung seiner selbst nothwendig vergessen muss, über ihren Zustand und ihre Empfindungen laut mittheilen: z. B. *Mi trema in petto il corsudo e gelo-tremo da capo a piè* u. s. w. Er hat sich — und schon das ist eben nicht das beste Zeichen — in allen Gattungen versucht, und heroische und bürgerliche Trauerspiele, komische Charakterstücke der höhern Art, Farcen und Pastoralen geliefert. *I Band.* 1) *La nobil vendetta*, Comed. di Carattere, 3 A. Es möchte dem Vf. etwas schwer fallen, die Bezeichnung dieses Lustspiels durch *Charakterstück* zu rechtfertigen: den Werth, den es etwa noch hat, erhält es keinesweges durch die darinn ausgeführten Charaktere, sondern einzig durch ein paar lustige Scenen, wo aber auch das Komische häufig zum Gemeinen und Pöbelhaften herabsinkt. Grafen, Barone und selbst Damen sprechen mit einander in einem Tone, der kaum ungeschlachter und plumper seyn könnte. Ein Baron, dessen drittes Wort *asino! canaglia! bestia!* ist, besucht eine Gräfin auf ihrem Landhause; da er sie noch im Bette findet, und kein Bedienter ihn melden will, so nimmt er einen Stuhl und schleudert ihn, vor den Augen der Zuschauer, gegen die Thüre ihres Schlafgemachs! So ist alles Karikatur mit grober Verletzung der Wahrscheinlichkeit. Das ganze Imbroglio entsteht aus den handgreiflichsten Lügen und Verläumdungen dieses feinen Hrn. Barons, die aber hier durchaus offnen Ohren und nicht dem mindesten Zweifel begegnen. 2) *Imelda e Bonifacio* Traged. 5 A. in reimlosen Versen. Dieses ungemein glückliche tragische Süjet ist aus der Geschichte der Stadt Bologna von *Gherardacci* genommen, und schon von zwey ital. Dichtern, *Moreschi* und *Ringhieri* behandelt worden. Welch ein Meisterstück hätte ein Shakespear oder Göthe aus diesem Stoffe bilden können! Auch die Arbeit unsers Vfs. ist nicht ohne Interesse und Schönheiten, aber diese sind grösstentheils nicht Werk seines Genies und seiner Kunst, sie liegen in dem Süjet selbst. Hr. F. thut sich viel auf seine historische Treue zu gute: allein, wenn er das Wesen und die Erfordernisse des Trauer-

Trauerspiels besser gekannt hätte, so würde er sicher zum wahren Vortheil seines Stücks manches verändert und noch mehreres ganz aus dem Spiel gelassen haben. Dass der Vf. wenigstens kein tragisches Genie ist, beweisst schon der Umstand, dass er den Stoff zu den herrlichsten Scenen übersieht; Dinge, die mit drey Worten abgethan werden mussten, in lange Scenen ausspinnt, und dagegen in kurze, kahle Erzählungen zusammendrängt, was eine lange, ächt tragische, erschütternde Scene werden konnte und musste. Nur Ein Beyspiel! Die Ruhe von Bologna war seit langen Jahren durch die tödliche Feindschaft ihrer beiden mächtigsten Familien der *Geremei* und *Lambertazzi* gestört worden, und die Empörung der kleinen Stadt Forli, die von den letztern heimlich unterstützt ward, drohte einen neuen Ausbruch des alten Grolls. Die ungleich gemässigtern und patriotischern Geremeiw ünschten eine Versöhnung, und liessen durch ein Glied ihrer Familie, den jungen Bonifacio den Lambertazzi Vergleichsvorschläge thun. Bey dieser Gelegenheit lernte er die reizende Imelda, die Tochter des alten Orlando C. kennen; sie sahen sich, liebten sich und schwuren sich ewige Treue. Durch einen Zufall entdeckt der tückische, rachsüchtige Orlando, der den Frieden verabscheut, die Hälfte dieses Geheimnisses, die Leidenschaft des Bonifacio für seine Tochter, und beschliesst, diesen Umstand zur Täuschung und Demüthigung seiner Feinde zu benutzen. Er läfst seine Tochter kommen und erzählt ihr, dass Bonif. um sie angehalten, und er seine Einwilligung gegeben habe. Diess nie geträumte Glück erfüllt das unschuldige, nichts Arges ahndende Mädchen mit Entzücken; *aber* — fährt nun der Alte fort — *Du musst ihn ausschlagen! Du musst dein Herz einen andern schenken* u. s. w. Welch eine Scene hätte diess unter der Behandlung eines wahren tragischen Dichters geben müssen! Unser Vf. läfst dagegen Imelden den ganzen Vorfall hinterdrein — ihrer Vertrauten erzählen. Mein Vater, sagt sie:

— Finse accordar di buona voglia
Il richiesto Imeneo, purch' io prestassi
Volontario l'assenso a queste nozze,
Indi nel proprio gabinetto chiusa,
De' Fratelli all' aspetto, e d'ira acceso
Di formidabil ira, che dagli occhi
Gli sfavillava, ed in tremendo tuono
Così mi disse: Ti sia noto, Imelda,
Che Bonifacio Geremei richiese
La mano tua, ch' io ti concessi a lui.
A tali detti, mi balzò nel petto
Con insolito moto il cuore amante
E me stessa ingannando, in volto al padre
Più non leggevo la mia trista sorte.
Indi soggiunse con terribil voce,
Voce ch' al rammentarla il cor m'agghiaccia:
Tu devi ricusar ferma, ed ardita
La man di lui, che sol per te respira.
Odiarlo dei, se pur tu sei mia figlia.
E perchè tolta a lui sia la speranza,
Caccia-Nernici, a Geremei rivale
Fia sposo tuo. — — —

Fast der ganze letzte Akt könnte wegfallen; er steht bloss hier, damit die strengste poetische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Wie unlauter der Geschmack des Dichters ist, beweist die seltsame Forderung, die er (S. 132. A. 3. S. 2.) an den Schauspieler thut, der die Rolle des Orlando auszuführen hat. Orlando soll eine lange Anrede an seine Tochter *so* vortragen, *so: „con tutte l'arte per sedurre Imelda lasciando trasparire l'inganno all' auditore!* Diess ist ohne Lazzi, die in einem Süjet dieser Art durchaus unerträglich sind, nicht möglich. 3) *Meleagro*, Trag. 5 A. in reimlosen Versen. Ein mythologisches Süjet, das ausschliessend für die Aufführung behandelt ist, und dem Decorateur und den Statisten alle Hände voll zu thun gibt; übrigens ist der Vf. selbst offenherzig genug zu gestehen, dass der Styl *unter* dem Gegenstande sey, und dass der Beyfall, den dieses Stück in Venedig gefunden, grossentheils auf Rechnung der von *Sacchetti* meisterhaft gemahlten Scenen und der reichen und kostbaren Garderobe des Theaters Grimani komme. Das wilde Schwein wird auf dem Theater, trotz seiner Furchtbarkeit, vom Meleager wie ein junges Huhn geschlachtet. So etwas lieben die Italiener, und vorzüglich die Venetianer! Atalanta, die das Unthier zuerst angreift, geräth in Noth: *Ah! disarmata son, chi mi soccorre? Meleager* (eilt herbey) *Chi vive sol per te: porgete un dardo.*. Ein Wurf, und es liegt, und rührt sich nicht mehr! — 4) *Il sogno avverato*, Favol. pastor. 2 A. Eine kleine Farce. Die handelnden Personen sind eine Mischung von arkadischen Hirten und ital. Bauern. Dieses Stück, so wie die letzten in beiden folgenden Bänden; von gleichem Geschmack, schrieb der Vf. für eine Truppe kleiner Schauspieler, von denen der älteste nicht über 12 Jahr alt war, und deren Vorstellungen in Turin, Mayland, Parma, Piacenza, Bologna, vorzüglich aber in Venedig vielen Beyfall erhielten. *II Band.* 1) *L'Oppresso d'animo felicitato ossia il Conte d'Osbach*, Comed. 5 A. in Prosa. Eine sehr freye Nachahmung des *Grafen von Olsbach* von *Brandes*. Die Veränderungen sind so zahlreich und so beträchtlich, dass man ohne die Nahmen und die ausdrückliche Erinnerung des Vfs. vielleicht kaum an das Original erinnert worden wäre. Es ist nicht zu läugnen, der Vf. hat *„molte prolissità e diverse incongruenze“* des Originals vertilgt, aber dafür auch manche andere von dem Seinigen wieder an ihre Stelle gesetzt. 2) *Vincislao di Lituania*, Dramma eroico comico, 5 A. in reimlosen Versen. Ein dramatisirter abentheuerlicher Roman, schauderhafte Unthaten mit Possen vermischt, die endlich in einen komischsentimentalen Theaterstreich zusammenfliessen: ein menschlicher Tieger wird in Einer Scene zum Lamme! Der Vf. läfst nicht bloss, wie andre Dichter dieser Gattung, tragische und komische Scenen mit einander wechseln, er mengt beide unverträgliche Ingredienzen auf eine das Gefühl beleidigende Weise unmittelbar durcheinander und doch hat man das in Venedig, Modena, Piacenza und Mayland vortreflich gefunden! 3) *Ines de las Cisternas*, Dramma, 5 A. in reimlosen Versen. Das Süjet ist aus einem, nicht genannten Roman genommen, und das sieht man dem Stück auch leicht an. Es hat

hat die gewöhnlichen Fehler aller dramatisirten Romane, Unwahrscheinlichkeiten und gezwungene Situationen in Menge. Beym Lesen wird es wenig Glück machen, bey der Vorstellung aber kann der Zuschauer durch den raschen Gang der Handlung im Athem erhalten werden. 4) *I Pazzi corretti*, Comed. 1 A. in Prosa. *III Band.* 1) *Un momento c'è per tutti*, Comed. 3 A. in Prosa. Das beste Charakterstück des Vfs. vielleicht das einzige, das diesen Nahmen wirklich verdient. Zwar ist der Charakter der Hauptperson, eines Mistrauischen und Argwohnischen, nicht ohne Ueberladung, allein er hat auch eine Menge guter und aus der Natur gegriffener Züge. Der Charakter eines klugen Hausvaters ist dem Vf. in der Rolle des Gr. Giacomo nicht minder geglückt: es herrscht in ihm Natur und eine gewisse Originalität. Nachgiebig, bisweilen scheinbar leichtsinnig, und doch fest, unerbittlich in wichtigen Angelegenheiten, bleibt er treu seinen Grundsätzen, deren Güte er erprobt hat, und macht da, wo Liebe nicht Gehör findet, vollen und strengen Gebrauch von seiner rechtmäfsigen Gewalt. — 2) *Alberto e Mastino Secondo*, Signori di Verona. 5 A. reimlos. Verse. Ein historisches Schauspiel aus den Annalen von Verona. Der Hauptgegenstand ist eine Verschwörung, und die Anlage des Stücks nicht übel. Der Vf., der sonst der Geschichte so genau als möglich folgt, hat sich doch hier in so weit von ihr entfernt, dass er die Rebellen am Ende begnadigen läfst. Hr. *F.* ist ein sanfter Mann, und nicht so wie unsre meisten Tragiker, ein Freund blutiger Katastrophen. Diess zeigt sich auch in folgenden Stück: 3) *Agnese*, azione tragica spettacolosa, 5 A. Eine freye Bearbeitung unserer berühmten *Agnes Bernauer*. Ein ital. Edelmann *Pievantonio Codelli* übersetzte das Stück treu in ital. Prose, und liess es in dieser Gestalt aufführen, wo es aber nicht sonderlich Beyfall erhielt. Diess bewog Hrn. *F.* es nach dem Geschmack seiner Landsleute zu bearbeiten, und wie er versichert, wurden seine Bemühungen durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Die von unserm Vf. sorgfältig beobachtete Einheit des Orts (die Scene ist bey ihm ein fürstl. Schloss zu Straubingen) hat allein, ohne wahren Vortheil zu bringen manche nachtheilige Veränderung veranlasst: so ist z. B. die schöne Scene der Agnes am Ufer der Donau weggefallen. Das Rauhe und Heftige im Charakter Ernsts und Alberts ist sehr gemildert: ja der Ital. legt letzterm so gar mit unter wahre Schäfersentiments in den Mund: S. 235.

> *— — abbiasi il trono*
> *Chi più n'è degno. Che a me basta solo*
> *Meritare l'amore della mia Agnese — —*

Charakteristisch ist auch die Aenderung, dass die Rede der Agnes, womit sie ihren Geliebten auffordert: „ohne „Waffen, ohne Prunk, ohne Herzogshut in freye Ge„genden zu reisen, sie mit sich zu nehmen, zu leben „wie glücklich niedrige Menschen u. s. w." von dem Ital. zu einem Gedanken Albrechts gemacht wird:

> *Quando placar non mi riesce il padre,*
> *Prima che cada il sol, al nuovo giorno*
> *Partirò da Straubinga, e con Agnese*
> *Sotto altro cielo andrò a cercar ventura — — —*

Manchen Meisterzug des deutschen Dichters scheint Hr. *F.* gar nicht verstanden und gefühlt zu haben. So in der 2 S. des 3 A. wo Albrecht, nachdem er seinem Vater die Fehde angekündigt, in Begleitung vieler Ritter zurückkehrt, und wie er Agnes erblickt, *einen Schritt zurückthut*, und sie seinen Begleitern bloss mit den zwey bedeutungsvollen Worten zeigt: *die ists*! Statt diesem der Natur abgelauschten, das Originalgenie charakterisirenden Zug, sagt Albrecht bey dem Italiener eine höchst alltägliche Rittergalanterie:

> *Eccola, amici. E questa, è questa Agnese,*
> *Certo son io, che il sol vederla basta,*
> *Ed il vostro valor non abbisogna*
> *Di spron maggior, perchè si sacri a lei — —*

Von der 5 S. des 3 A. geht Hr. *F.* einen ganz eignen Gang. Albrecht läfst sich zu seinem Vater locken: äusserst dürftig ist der Umstand motivirt, dass A. abreisst, ohne Agnes auch nur mit Einem Wort Nachricht von seinem Entschluss zu geben. Auf dem Rückweg läfst ihn Ernst in Verwahrung nehmen, so wie auch Agnes mit Gewalt aus dem Schlosse entführt wird. Der Vizedom kündigt ihr *allein* im Gefängniss das Todesurtheil an. Ernst läfst, man sieht nicht wozu? Agnesen vor sich bringen, und sie erweicht ihn so, dass ihr auf seinem Befehl die Ketten abgenommen werden. Der Vizedom bringt indess den Herzog bald wieder zu seinem ersten Vorsatz zurück, und schon ist Agnes auf der fatalen Brücke dem Tod nah, als der Vizedom (der, man begreift abermals nicht, wie? und warum? einen Aufruhr gegen den Herzog erregt hat) entlarvt wird. Albrecht, der mittlerweile (auch nicht auf die wahrscheinlichste Weise) die Freyheit wieder erhalten hat, eilt herbey, sie zu retten, und läfst dafür den Vizedom in den Fluss stürzen. Agnes und Albrecht werfen sich zu Ernstens Füssen, der ihnen mit folgenden Worten, die das Stück schliessen, verzeiht:

> *Vieni Alberto al mio Sen. Abbraccia Agnese.*
> *Doni Baviera al lagrimevol caso*
> *S'io frango le sue leggi. Di mia mano*
> *Vi stringo il sacro nodo. Amante Padre*
> *Donna, sempre m'avrai. Il Cielo arrida*
> *E felici vi renda. Apprenda ognuno*
> *Dalle scorse vicende quanto e come*
> *Abbatter debba il saggio di passione*
> *La prepotente voce; e il mio perdono*
> *Non autorizzi d'un' amante core*
> *L'ingannevole speme, e i folli errori.*

Das ist wenigstens erbaulich. 4) *La Vedova, Medico e Filosofo.* Comed. 2 A. in Prosa.

Nr. 2) Hr. *Soardi*, Vf. dieser 4 Bände Lust- und Trauerspiele, denen noch mehrere folgen sollen, ist ein grosser Bewunderer und Nachahmer *Goldonis*, aber mehr der Fehler dieses wahrhaft komischen Genies, als seiner Vorzüge. Hr. S. ist so weitschweifig und wort-

aber nicht so geistreich und launig, als Goldoni: er declamirt weit mehr, und ist weit weniger scharfer Beobachter und treuer Darsteller der Sitten und Thorheiten. Mit Goldonis Entfernung aus Italien, versichert er, sey es auch zugleich um die durch ihn bewirkte heilsame Reform des Theaters und des Geschmacks des grössern Publikum geschehen gewesen; mit jedem Jahre sey man tiefer in die alte Wildniss zurückgekehrt, Dichter und Schauspieler hätten sich dazu die Hände geboten u. s. w. Sein Zweck sey, diesem Verderben aus vollen Kräften entgegenzuarbeiten, so sehr ihm auch der herrschende schlechte Geschmack, die Kabalen seiner Gegner und die Unwissenheit und Halsstarrigkeit der Schauspieler im Wege stünden. Aus allem geht hervor, dass Hr. *S*, eine ungemein hohe Idee von sich und seinem dramatischen Genie hat, zuverlässig eine grössere, als er sollte. Fast in jeder Vorrede zu jedem Stück (schon diese Menge von Vorreden verräth Egoismus) hat er es mit den bösen Kritikern zu thun, die bald seine Charaktere übertrieben, bald die Handlung seiner Stücke zu matt und unbedeutend finden u. s. w. Urtheile, die er immer höchst *ungerecht* und *unvernünftig*, findet — und doch sind sie ganz der Wahrheit gemäss. Dem rauhen beleidigenden Ton, in dem er sich höchst weitschweifig und mit ekler Rechthaberey gegen jene Vorwürfe vertheidigt, hört man es an, dass Hr. *S.* ehedem Grenadiercapitain gewesen. Das Talent, einzelne gute und treue Sittengemälde, und komische Scenen zu entwerfen, läst sich ihm nicht abstreiten; allein die Verbindung dieser Scenen zu einem Ganzen mislingt ihm fast immer. Kein einziges Stück hat eine wahre, vollständige, interessante Handlung: ihr Werth beruht auf einzelnen Zügen, Einfällen, Situationen etc. Im Tragischen, worin er sich ganz nach den französischen Dichtern gebildet hat, bekennt der eingebildete Vf. selbst seine Schwäche. Schwerlich hat irgend ein Dichter das Lächerliche der plötzlichen Bekehrungen und das Handhaben der strengsten poetischen Gerechtigkeit so weit getrieben, wie dieser Hr. *S.* Die Personen behalten bis zur letzten Scene die gröbsten Fehler und Thorheiten bey, gelangen aber dennoch vor dem Ende des Stücks zur völligen bessern Einsicht, zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Besserung, und zum besten Willen dazu. So werden am Schluss des Lustspiels *La Moda*, nicht weniger, als vier Personen beiderley Geschlechts von der übertriebensten Modesucht radical geheilt! Folgendes sind die Titel der Stücke: I. T 1) *I protettori delusi.* Com. in Prof. 2) *Una rara fedeltà*, Com. in Versa. 3) *Damerini in disgusto*, Com. Prosa. II T. 1) *La Moda*, Com. P. 2) *Haran Califo*, Trag. Vers. sc. 3) *I Comici in sconcerto*, Com. Prof. III T. 1) *Il Ritorno dalla Corte*, Com. Prof. 2) *I Matrimonj formati dall' accidente o sia la forza della Simpatia*, Com. Vers. 3) *La Irresoluta vinta dall' Erasmo*, Com. Pr. IV T. 1) *Un felice inganno* Com. Prof. 2) *La Cremenina*, Traged Vers. 3) *Il Temporale*, Com. Pr. sammtlich in 5 Aufz.

Hr. *G. Rossi*, Vf. der Sammlung Nr. 3.) gibt in jedem Bande 4 Lustspiele, jedes von 3 Aufzügen und sämmtlich in Prosa. I T. 1) *Il secondo giorno del matrimonio.* 2) *Il cortigiano onesto, ovvero; Cambiamenti d'un giorno.* 3) *Il calzolajo Inglese in Roma.* 4) *La Famiglia dell' uomo indolente.* II T. 1) *Le Sorelle rivali.* 2) *l' stratto Geloso.* 3) *Il Maestro di Cappella.* 4) *La Commedia in Villeggiatura.* III T. 1) *Il Podestà di Bisenzo.* 2) *La prima sera dell' Opera.* 3) *Le Conseguenze di una imprudente risoluzione.* 4) *Il Presuntuoso.* Ein *vierter* Theil ist noch zu erwarten. Gleich die Vorrede zeigt Hrn. *R.* als einen Mann von Einsicht und Geschmack, der über die Kunst nachgedacht hat. Wenn seine Stücke gleich keine Muster wahrer Lustspiele sind, und gewissermaassen unter die Gattung gehören, die die Franzosen *pièces à tiroir* nennen, so verdienen sie dennoch in mehrerer Rücksicht viel Lob. Er hat eine Menge vorzüglich komischer Situationen, viel interessante Sittengemalde, die wenn schon nicht immer für das Theater von hinlänglichem Effekt, doch als launige, satyrisch-moralische Dialogen ihr Verdienst haben. Treue Nachahmung der Natur, Simplicität der Handlung ohne romanhafte Verwicklung, ohne Entführungen, Verkleidungen, Zweykämpfe u. s. w. Charaktere ohne Ueberladung, ein natürlicher Dialog — diess waren die Hauptpunkte, die der Vf. bey seinen Arbeiten vor Augen hatte, und die er auch selten ganz verfehlt hat. Wenig dramatische Dichter der Italiener haben sich von dem Fehler der Weitschweifigkeit, der Unart zu declamiren, und am unrechten Ort zu moralisiren, so frey erhalten, als Hr. R. Er verwirft, und gewiss mit guten Gründen, den kurzen, abgebrochenen Dialog, worinn viele seiner Landsleute den Franzosen nachaffen, und der sich für den Geist und die Sprache seiner Nation so wenig schickt. „*Quando le medesime lodevolissime commedie Francesi da un poco accorto traduttore si vogliono trasportare nella lingua nostra colla stessa economia di parole, quel dialoga, che nell' originale Francese ci parea si elegante e vibrato, diventa nella copia Italiana duro, incerto ed oscuro. Scrivo in Italia, scrivo agl' Italiani, ed imito i loro costumi. Non è qui il luogo di quistionare, se la copia di parole della lingua Italiana debba apporlesi a difetto; ma è sicuro che gli Italiani sono piuttosto verbosi, e che la nostra lingua richiede una certa abbondanza di parole per ben' esporre una idea.*“ — Gewissermaassen gilt diess auch vom Deutschen, und unsere Uebersetzer würden wohl thun, wenn sie auf diesen Umstand etwas mehr achteten, und unsrer Sprache nicht alle, zum Theil mit einander streitende Eigenheiten fremder Idiome aufdringen wollten!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. December 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NEUWIED, b. Gehra: D. *G. Brüning*, Fürstl. Wiedischer Hofmedicus, *über die Schädlichkeit des Mohnsafts in der Ruhr.* 1794. 244 S. 8.

Die Ruhr entstehe von einer durch grosse Hitze erzeugten scharfen Galle und Fäulniss. Eine äussere Ursache trete hinzu, nemlich eine schnelle Veränderung der Luft, wodurch der Auswurf der unnützen Säfte nach der Haut gehemmt werde, die nun nach dem Darmcanal gehen. Jede Ruhr, sie sey gut- oder bösartig, ziele immer auf ein Fieber *faulender Art* und auf einen Brand der Därme ab. Die durch den Stuhl entleerten stinkenden Dünste breiten sich in der Luft aus und gehen so in andre Körper, in andre Blutmassen über, wo sie den Keim zum Verderben entwickeln. Durch die Ausdünstung komme ein Theil dieser verdorbnen Säfte wieder in die Luft. Die Fäulniss steige so endlich auf den höchsten Gipfel. Gesunde sollen nie auf den Abtritt der Ruhrkranken gehen (dagegen warnt jeder Arzt); denn die Erfahrung zeige, dass der *Geruch des Kranken* schon anstecke (soll heissen: die Atmosphäre des Kranken. Ein falscher Satz, der schief und unverständlich ausgedrückt ist.) dass der Athem anstecke (sollte das in der That *die Erfahrung zeigen?*) und dass die grösste ansteckende Kraft in dem Stuhlabgang zu suchen sey. (Die Hauptidee, die dieser ganzen Vorstellungsart zum Grund liegt, die von gallichtfaulen Stoffen im Darmcanal, als Ursache der Ruhr, nicht als eine Complication, die sie eingeht, ist längst von unsern bessern neuern Aerzten verworfen. Aber wer sie auch als wahr anerkennt, muss doch das einseitige, unbestimmte Räsonnement anstössig finden, welches sich sogar nicht in den Schranken der Erfahrung hält. Wir brauchen es nicht näher zu entwickeln; aber wir wollen doch darauf aufmerksam machen, wie alles auf Ansteckung zurückgebracht ist und der allgemein angenommene epidemische Charakter gar nicht in Anschlag kömmt.) Hr. *Br.* geht nun die mehrsten empfohlnen und zu empfehlenden Mittel gegen die Ruhr durch, setzt seine und andrer Meynung über sie auseinander und erwähnt zuletzt auch des Mohnsaftes, aber nicht mit mehr Ausführlichkeit, als aller andrer Mittel. Natürlich, dass er bey seinen Ideen über die Natur der Ruhr seinen Gebrauch nur in sehr wenigen Fällen gestatten kann.

Den grössten Theil der Schrift füllt ein Streit über die Ruhrkrankheit eines Prinzen von Wied aus, den sein Arzt, *Hartung* mit grossen Gaben Mohnsaft behandelte, denen dann die später hinzugerufnen Aerzte die misslichen Zufälle zuschrieben, wegen welcher sie hinzugezogen wurden. Der Prinz wurde hergestellt. Hartung schickte die Krankengeschichte Hn. Hofrath Richter in Göttingen zu und legte ihm Fragen vor, die sein Verfahren rechtfertigen sollten. Man sieht es der Antwort an, dass Hr. *R.* nicht in den Streit hineingehen und den einzelnen Fall so wenig als möglich berühren wollte. Er sucht durch einige höfliche Wendungen den Wiedischen Arzt mit seinen Fragen abzuweisen. Da man aber Hn. *H.* den Gebrauch des Mohnsaftes in der Ruhr überhaupt zur Last legte und ihm offenbar sehr hart behandelte, so sagte Hr. *R.* einige allgemeine Worte ohne alle persönliche Beziehung über die Denkungsart vieler Aerzte, sich jeder neuen Methode zu widersetzen und ihre Nebenärzte zu verunglimpfen. Diese in dem Zusammenhang unbefangnen Aeusserungen wurden von einem Hofrath Wendelstadt in Wetzlar sehr übel aufgenommen, der durch sein Gewicht *H.* ganz niedergedrückt hatte, da durch eine Indiscretion von *H.*, die nicht genug zu rügen ist, Richters Brief gedruckt wurde. Da Richter Hn. *W.* weder durch den Ruf noch von Person kannte, seine Vertheidigung nicht gehört, seinen Namen nicht genannt hatte, und bloss in einem Privatbrief im Allgemeinen sprach: so hätte dieser Brief auf jenen gar keinen Eindruck machen sollen. Aber *W.* Gefühl als angesehener Praktiker und Kenner der Alten wurde so beleidigt, dass er fortwährend in auffallenden und unanständigen Anzüglichkeiten an und über *R.* schrieb, obgleich dieser nur einmal antwortete. Den Anfang eines spätern Schreibens an *R.* wollen wir doch hersetzen und commentiren: die *Unwissenheit*, dass Ihre angeblich neue Heilart der Ruhr ein allerlängst verachteter Schlendrian ist (Hn. Hofr. *R.* interessirt nur die Zweckmässigkeit, nicht die Geschichte einer Curmethode. Ueber diese spricht er gar nicht. Die Ideen, die Hr. *R.* mit dem Gebrauch des Mohnsaftes in der Ruhr verbindet und seine Weise, ihn zu geben, waren den Alten in der That fremd, obgleich Hr. R. selbst einige neuere Schriftsteller nennt, die seine Vorgänger waren. Wir empfehlen Hr. *W.* von Geuns über die Ruhr) enthält zwar den hinlänglichen Beweis, dass sie mit alten Aerzten wenig Bekanntschaft haben, was aber diese *traurige* Entdeckung (die doch lange nicht so traurig wäre, als die, dass ein prakticirender alter oder junger Arzt die neuern praktischen Schriftsteller nicht kennt) noch mehr bestätigt, ist, dass sie sogar unsre Kunstwörter weder recht verstehen noch gehörig zu gebrauchen wissen. Eine harte Beschuldigung, über die der bescheidne Mann eine lakonische und *attisch gesalzne* (!) Vorlesung ankündigt. Hr. *R.* rede von einer Metastase nach der Haut, auf welche die üble Zufälle gewichen seyn sollen. Er müsse also Galenus Commentar über Hippokra-

tes Lebensordnung in hitzigen Krankheiten nicht gelesen haben, in dem festgesetzt würde, dass Apostasis die Krankheit bricht und den Kranken von allem Uebel befreyet; Metastasis hingegen den Anfang andrer Krankheitszufälle und Schmerzen macht u. s. w. Diese hervorgesuchte Galenische Subtilität, die wir auf ihrem Werth beruhen lassen, von der wir aber doch sagen müssen, dass kein schätzenswerther und belesner neuerer praktischer Arzt von ihr Gebrauch macht und zwar ohne Nachtheil für die Kunst, würde es aber gerade nothwendig machen, im gegenwärtigen Fall das Wort Metastasis anzuwenden; denn ein Hautausschlag, der nicht näher bestimmt wird, kann doch wohl für den Anfang andrer, nur nicht so bedeutender Krankheitszufälle und Schmerzen gehalten werden, die nur Kochung und Ausleerung verlangen. Nun aber was die angegebene Metastasis nach dem Kopfe betrifft, fährt unser humaner Arzt fort, so macht es mir einen geringen Begriff *von Ihrem eignen Kopf*, Hr. Professor! u. s. w. Hr. Brüning wendete sich gleichfalls mit einem Schreiben an Hn. R., aber wie es scheint, in einem feinern Ton und erhielt auch eine sehr befriedigende, hier ohne Erlaubniss abgedruckte Antwort, die selbst Hn. Wendelstadt zufrieden stellte, aber die Herren nicht von der Idee abbrachte, die ganze Correspondenz abdrucken zu lassen; eine Idee, deren Ausführung sehr tadelnswerth ist und Hn. *W.* gerade dem grossen Publicum in einem sehr nachtheiligen Licht bekannt macht.

Die abgedruckte Krankengeschichte und andere beygebrachte Beweise zeigen Hn. Hartung allerdings als einen Mann, dem das Talent, zu beobachten, bestimmte Anzeigen zu fällen, die Arzneymittel in den gehörigen Gaben und Mischungen zu verschreiben, nicht verliehen ist, und der selbst wider die Rechtschreibung sündigt. Wir bedauern, dass Hr. *R.* ihn aus Höflichkeit einer Antwort würdigte. Aber wahrscheinlich hatte Hr. *R.* keinen Beruf, die Krankengeschichte mit einer Aufmerksamkeit zu lesen, die ihm diese Fehler klar gemacht haben würde. Doch was legte ihm auch auf der andern Seite die Pflicht auf, diese Fehler zu rügen? Hr. *W.* benutzt die Hartungischen Erbärmlichkeiten, um Hn. *R.* ähnliche aufzubürden, einem Mann, der ausser seinen mannichfaltigen chirurgischen Verdiensten, uns reine Beobachtungen über sehr wichtige Krankheiten geliefert hat, die er auf eine originelle, tiefgeschöpfte Weise zu wissenschaftlichen Erörtrungen benutzte und dem eine grosse Anzahl der bessern Aerzte in und ausser Deutschland ihre Ausbildung zu danken hat. Tiefe Indignation flösst es ein, wenn solche allgemein anerkannten vielseitigen Verdienste von einem stolzen Praktiker, der nie den Trieb äusserte, seine Zeitgenossen und die Nachwelt zu belehren und den man nur in seinem kleinen Distrikt kennt, öffentlich mishandelt werden. „Man sieht aus allem, schreibt dieser Hr. *W.* einem Richter, dass Sie verblendet sind, dass Ihre ganze Wissenschaft schwankt, wahrer Erfahrungsgeist aber Ihnen gänzlich mangelt. Wäre es mithin nicht besser, Sie blieben bey dem, was man *mit der Hand thut*, liessen sich von allem, was gründliche Wissenschaft und eine Erfahrung fodert, gänzlich hinweg? Im Staarstechen und Bruchschneiden sind Sie übrigens auch mein Mann." Gesetzt Hr. *R.* wäre nur ein praktischer Wundarzt, nicht einmal ein chirurgischer Schriftsteller und Lehrer, so wäre das doch keinesweges die Sprache, die man sich gegen ihn erlauben dürfte. Wir gestehen aber, nicht begreifen zu können, wie man die Stirne haben kann, sich einem Manne *gegenüber*, sondern *sich hoch über ihn* zu stellen, ohne mit etwas solche Prätensionen zu begründen. Keinen unter uns für einen Mann von Geist und Kenntniss zu halten, der nicht eine Stelle im gelehrten Deutschland ausfüllt, ist ein kleinliches Vorurtheil. Aber der bessre Schriftsteller hat doch unstreitig keinen geringen Anspruch auf Achtung mehr. Ihn nur im Vertrauen auf eignes vorübergehendes locales Ansehen öffentlich herunterwürdigen zu wollen, nicht nur ohne sich als competenten Richter geltend zu machen, sondern auch ohne auf jenen Zweck mit zulässigen Mitteln hinzuarbeiten, ist nur als ein sehr verwerfliches, keckes Benehmen anzusehen. Hr. *W.* hätte zum wenigsten über die Ruhr und die Schädlichkeit des Mohnsafts in ihr selbst eine Schrift verfassen müssen. Rechnet er es Hn. *R.* schon so hoch an, dass er einem Hartung antwortete, was würde er erst von ihm urtheilen, wenn er die seicht und schief verfasste Abhandlung eines andern, als er zuerst im Publicum auftrat, durch literarisch unbedeutende und moralisch sehr zu tadelnde Beyträge vermehrt hätte? Ist der angeführte Fall aber nicht ganz der des Hn. *W.* in seiner Beziehung zu dieser Schrift? Hätte Hr. *W.* aber statt dessen die Welt mit einem Werk beglückt, das ihn als einen neuen Hippokrates oder Sydenham darstellte, so würde er dennoch nicht die Befugniss haben, das Verdienst irgend eines andern zu kränken. Das Gefühl für solche Unthaten zu wecken, einen angesehnen Schriftsteller mit Waffen, die uns Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe in die Hände geben, zu vertreten und den sich immer mehr verbreitenden Ton des Zankens und Schimpfens gehässig zu machen, veranlasste uns, den bloss wichtigen wissenschaftlichen Untersuchungen bestimmten Raum dieser Blätter zur Aufdeckung moralischer Blössen, die unsre Literatur entehren, zu verwenden.

Nun noch wenige Worte über den Krankheitsfall selbst. Die den Verlauf einer Krankheit hindurch gegebene Menge eines Mittels kann nicht in Betracht kommen, sondern nur die jedesmal verordnete Gabe nebst ihrer Wirkung. Im Allgemeinen lässt sich auch nicht festsetzen: wer die gewöhnliche Gabe in der oder jener Krankheit übersteigt, oder das oder jenes Mittel hier überhaupt gebraucht, ist ein Ignorant oder Giftmischer. Man muss den ganzen Zustand in Betrachtung ziehen, nicht den Namen der Krankheit. Wir können uns Zufälle und Verbindungen und einen Gang der Ruhr denken, verbunden mit einem individuellen Krankheitscharakter, in denen der behutsamste Arzt eine gleiche Quantität Mohnsaft (nicht viel unter 100 Gran) anwenden würde. Nach allem, was man hier von Hn. Hartung erfährt, möchten wir seine Vertheidigung nicht übernehmen. Aber die unmassgebliche Meynung des Rec. ist, dass der nicht zu leugnende Missbrauch des Mohnsafts dem Prinzen wenig geschadet hat. Die Ausleerun-

leerungen durch den Stuhl waren nichts weniger, als ganz unterdrückt — ausleerende Mittel wurden nicht ganz versäumt und die charakteristischen Zufälle von Vergiftungen durch den Mohnsaft, der anhaltende betäubende Schlaf und die lebhaften Zuckungen waren nicht gegenwärtig. Gerade vorher war auch der starke Gebrauch des Mohnsaftes unterbrochen worden, und Hr. *W.* muss zu der Hypothese seine Zuflucht nehmen, dass der Mohnsaft im Körper verweilt und sich nach und nach gesammelt hätte! Was den Rec. in seiner Meynung bestärkt, ist, dass er einen ähnlichen Zustand, als in dem gegenwärtigen Fall dem vielen Opium zugeschrieben wird, mehrmals bey bösartigen Ruhrkrankheiten bemerkte, wo gar kein Mohnsaft angewendet worden war, und wo man eher den Missbrauch von Abführungen hätte verdächtig machen können. Besserte sich nicht auch der Prinz auf andre Mittel, als die, die ihm gegen Mohnsaftvergiftungen verordnet worden waren, und die bald nach Hn. Wendelstedts Abreise aufgegeben wurden? Die Richtersche Idee von einer Metalfase nach dem Kopfe oder *ad nervos* läſst sich in der Möglichkeit zwar nicht bestreiten, hat aber für uns keine Wahrscheinlichkeit *).

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Maurer: *Frankreichs drey Constitutionen, nebst einer Beleuchtung ihrer ersten Grundsätze.* Ein Beytrag zur politischen Aufklärung von *George Wilhelm Bartoldy.* 1794. 402 S. 8.

Bey der hier gelieferten Uebersetzung der 3 *Constitutionsurkunden*, die im Ganzen recht gut ausgefallen ist, findet sich nur das einzige zu erinnern, dass die zu grosse Sucht, alles *deutsch* zu geben, hin und wieder Unverständlichkeit, und sogar öfters Undeutschheit, hervorgebracht hat. Warum sollen Worte die so allgemein bekannt sind, und so sehr das Bürgerrecht in unsrer Sprache erlangten, als *Departement*, *Colonieen*, *Repräsentant*, *Nationalgarde* u. s. f. in *Hauptgebiet*, *Pflanzungen*, *Stellvertreter*, *Nationalschaar* (welches letztere doch nicht einmal ganz deutsch ist) umgeschaffen werden? Denkt man sich wohl bey der *einrichtenden* Nationalversammlung eben das, was man sich bey der *constituirenden* denkt? welchen Begriff verknüpft man mit dem Ausdruck: „Die französische Verfassung ist *stellvertretend?*" Und heisst denn diess Wort soviel als *repräsentativ?*

Da der Titel dieses Buchs einen Beytrag zur politischen Aufklärung verspricht: so erwartete Rec. einen Commentar, oder doch etwas einem Commentar ähnliches über die 3 Constitutionen, weil sich nicht wohl absehen läſst, wie diese an und für sich, und ohne dass zu Betrachtungen darüber Anlass gegeben wird, zur politischen Aufklärung beytragen können. Der eigentliche Zweck und Werth der Arbeit musste also nothwendig in den von Hn. B. hinzugefügten beiden Abhandlungen gesucht werden.

Diese sind aber nichts in der Welt weniger als ein Mittel, die Beurtheilung jener Constitutionen zu erleichtern. Sie beziehen sich auf keine derselben. Sie enthalten einige ganz allgemeine Betrachtungen 1) über *Menschenrechte*, 2) über den *Zweck des Staats*; es ist jedoch von diesen Betrachtungen weder die geringste Anwendung auf die französischen Constitutionen gemacht, noch auch nur der Uebergang zu einer solchen Anwendung auf irgend eine Weise angedeutet. Als Bestandtheile des vorliegenden Buchs müssen sie also für unnütz und müssig erklärt werden.

Was nun den eigenthümlichen Werth dieser Abhandlungen betrifft: so wird der Kenner bald inne werden, dass sie nicht unter die schlechtesten Schriften dieser Gattung, aber auch bey weitem nicht unter die vorzüglichern, gehören. Die Begriffe von *Recht* und *Pflicht* sowohl als die von dem *Wesen* und *Zweck der Staatsverbindung*, welche der Vf. zum Grunde legt, sind aus guten Quellen geschöpft: er selbst hat die Theorie weder durch neue Ideen, noch durch neue Verknüpfungen alter Ideen bereichert.

Was der Vf. von der *Gleichheit der Rechte* sagt, bedarf einer Berichtigung. Es ist keinesweges einerley, ob man sagt: „das Recht des einen Menschen ist so viel werth als das Recht des andern," oder „alle Menschen haben gleiche Rechte." Der letzte Satz ist und bleibt in alle Ewigkeit falsch, weil er auf einer Verwechselung zweyer Begriffe beruht, welche jede Sprache sehr sorgsam unterscheidet. *Das Recht*, ist ganz etwas anders, als *die Rechte.* Wenn der einfache Begriff von *Recht* auf mehrere Gegenstände bezogen wird: so entstehen *Rechte*, eben so wie *Pflichten* entstehen, wenn man den einfachen Begriff von *Pflicht* auf mehrere moralisch-nothwendige Handlungen anwendet. Der Vf. irrt sich daher gewaltig, indem er den Satz: „*Alle Menschen haben gleiche Rechte,*" durch den Satz: „*Alle Menschen haben gleiche Pflichten*" den nach seiner Meynung niemand läugnen dürfte, zu stützen sucht. Der letzte dient bloss dazu, die Unrichtigkeit des erstern in ein noch helleres Licht zu stellen. Es ist eben so wenig wahr, dass alle Menschen *gleiche Pflichten*, als dass sie *gleiche Rechte* haben, weil es in die Augen fällt, dass die Begriffe von Pflicht und Recht bey dem einen auf eine ungleich grössre Anzahl von Objecten bezogen werden, als bey dem andern.

Die Formel der rechtlichen Gleichheit kann, wenn sie etwas wahres ausdrücken soll, nicht anders lauten als so: „*Ein Recht ist des andern werth;*" oder, wie der Vf. ganz richtig sagt: „*Ein Recht ist nicht stärker und schwächer als ein anderes Recht.*" Alsdann ist sie aber, theoretisch und praktisch betrachtet, nicht des Aussprechens, am wenigsten des Aufhebens werth, was seit einigen Jahren darüber gemacht wird. Nicht *theoretisch,*

*) Ueber dasselbe Buch finden unsre Leser noch einige Erinnerungen von einem andern unsrer Herren Mitarbeiter im Intelligenzblatt der A. L. Z. d. J. N. 147. S. 1197.

retisch, weil das Axiom: „Ein Recht kann nie mehr und nie weniger seyn, als ein Recht“ ein höchst leeres und unbedeutendes Axiom ist. Nicht *praktisch*, weil es ins Lächerliche fällt, sich oder andern einzubilden, dass die Unbekanntschaft mit diesem Axiom oder die Vernachläsigung desselben, eine fruchtbare, oder gar die einzige Quelle aller Unterdrückungen in der Welt gewesen sey. Der Mächtige, der das Recht des Schwachen mit Füssen tritt, handelt immer nur nach einer von folgenden beiden Maximen: Entweder er bezweifelt, es sey nun aufrichtig, oder es sey durch Selbsttäuschung, die Gültigkeit eines solchen Rechts: oder er erkennt es an, und verachtet es geflissentlich, weil ihm an der Befriedigung seiner Lüste mehr als an der Gerechtigkeit liegt. In beiden Fällen wird ihn das Axiom nicht umstimmen. Dieses würde nur dann heilsam auf ihn wirken können, wenn er vorher in dem ernsten Glauben gestanden hätte, dass das Eigenthumsrecht seines Nachbarn, der einen Morgen Landes besitzt, nicht eben so gut ein Eigenthumsrecht sey, als das, vermöge dessen er über tausend Morgen gebietet. Dergleichen Abgeschmacktheiten aber haben die Unterdrücker, auch ehe es eine Declaration der Rechte gab, nie geglaubt.

Noch eine Stelle, vielleicht die einzige, worin der Vf. etwas ganz originelles und ihm eignes gesagt hat, kann Rec. nicht unberührt lassen. Sie betrifft die Ableitung des Wortes *Naturrecht*, von dem es (S 385.) heisst: „Der Mensch darf jeden ungerechten Widerstand „als *Naturgewalt* ansehen, und durch *Naturgewalt* vertreiben: er hat das Recht, jeden zu zwingen, der „seine Rechte kränkt. Aus diesem Grunde, weil jeder „Widerstand gegen wahre Rechte nur von der *Natur*“ (d. i. der *Sinnlichkeit*, wie er kurz zuvor ganz richtig erklärt hat) „herrührt, und durch *Natur* bezwungen „werden darf, heisst der *Inbegriff aller Zwangsrechte* mit „einem sehr schicklichen Namen, das *Naturrecht*.“ Neu ist diese Derivation gewiss, dass sie aber irgendwo Eingang finden sollte, ist schwerlich zu erwarten. Man sieht wohl, dass der Vf., ob er sich gleich nicht deutlich darüber auslässt, hier das Wort *Naturrecht* als gleichbedeutend mit dem, was einige Rechtslehrer *vollkommnes Recht* (zum Unterschiede des *unvollkommnen*, dem eine blosse *Gewissenspflicht* correspondirt) nennen, annimmt: und selbst wenn man bey dieser Bedeutung stehen bleiben wollte, wäre seine Etymologie äusserst gezwungen. Sie fällt hingegen gänzlich zusammen, sobald man erwägt, dass diejenigen, welche sich des Wortes *Naturrecht* zuerst bedienten, so wie bey weitem die meisten, die es jetzt noch gebrauchen damit den Gegensatz des *positiven Rechts* bezeichneten. Dieses wäre aber, wenn des Vf. Erklärung gelten sollte, mit dem *Naturrecht* eins, weil alle Merkmale seiner Erklärung darauf völlig anwendbar sind. Denn auch der Widerstand gegen wahre *positive* Rechte rührt nur von der widerspenstigen *Natur* her, und kann nur durch *Natur*, d. i. durch Mittel, die auf die Sinnlichkeit wirken, überwunden werden.

Die Arbeit des Vf. verräth im Ganzen Flüchtigkeit in der Composition, und er gesteht selbst in der Vorrede, er sey mit den Abhandlungen übereilt worden. Es wäre also unbillig, sie als den Maasstab dessen, was er in diesem Fache zu leisten im Stande ist, anzusehen. Dagegen glaubt Rec. mit gutem Fug und Recht fragen zu können: ob es jemals und unter irgend einem Vorwande erlaubt sey, über Materien von solcher Wichtigkeit flüchtig zu schreiben?

London, auf Kosten d. Vf. u. b. Dilly etc.: *Siglarium Romanum; sive explicatio notarum ac literarum, quae hactenus reperiri potuerunt, in marmoribus, lapidibus, nummis, auctoribus, aliisque Romanorum veterum reliquiis, ordine alphabetico distributa. Complectens non tantum singulas quae in commentariis antiquis inveniuntur, sed etiam quascunque viri eruditi, ad hunc usque diem, in lucem protulerunt.* Curante *Johanne Gerrard*, eccles. Angl. presbytero Londinensi. 1792. 655 S. gr. 4. (9 Rthlr. 16 gr.)

Beynahe möchte der vorstehende vollständige Titel statt aller weiteren Anzeige dienen können. Er bestimmt den Zweck, und gewissermassen auch die Einrichtung dieses sauber gedruckten Werks, das in manchem Betracht schätzbar ist und seinem Sammler nicht wenige Mühe gekostet haben mag. Ein wesentlicher Fehler zeigt sich indessen Jedem gleich bey dem ersten Anblick, nemlich der: dass den Citationen die gehörige Genauigkeit fehlt. So sind bey den Erklärungen von den einzelnen Siegeln nur die Namen von Schriftstellern und Quellen in den Noten im Allgemeinen angegeben, z. B. *Ursatus*, *Probus*, *Scaliger* etc.; allein nirgends die Kapitel oder Seitenzahl oder eine andere nähere Nachweisung. Mühsam ist also doch noch immer das Nachsuchen, wenn Erklärungen zweifelhaft sind oder nähere Prüfung erfodert wird. Selten werden auch mehrere Quellen und Schriftsteller zugleich genannt; und doch war diess in vielen Fällen gewiss nützlich und oft gar nothwendig. Vieles würde endlich dieses Werk noch an Werth und Brauchbarkeit, und besonders in Hinsicht auf Vollständigkeit, gewonnen haben, wenn der Vf. die neuern Diplomatiker und Numismatiker in Deutschland gekannt, und ihre Werke benutzt hätte. Diess ist um so mehr zu bedauern, da so ein Werk, wie dieses, wohl sobald keinen Verleger finden, und selbst ein Nachtrag dazu schwerlich zu hoffen seyn dürfte, wofern der Herausgeber desselben es nicht auf eigene Kosten drucken liesse. Doch vielleicht beschenkt Hr. G. das Publicum einst noch mit einem Supplement!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. December 1794.

GESCHICHTE.

1) ZÜRICH, b. Orell u. Comp.: *Leonard Meisters kurze Geschichte des französischen Reichstages bis zur Bürgerbewaffnung*, nebst Neckers Vortrag. 1789. XCVI u. 124 S. 8.

2) FRANKFURT a. M., b. Fleischer: *Wahre Darstellung der grossen französischen Revolution*, entworfen von *C. F. v. K.* 1791. 149 S. 8.

3) DRESDEN, b. Hischer: *Blicke eines Moderatisten auf den gegenwärtigen Zustand Frankreichs*, ein politisch philosophisches Fragment von *Reuschel*, königl. Preuss. Hofrath. 1794. 38 S. 8.

4) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Neu-Frankreich und Alt-Deutschland*, eine Rede in der deutschen Gesellschaft zu Helmstädt gehalten von *D. J. N. Bischoff.* 1794. 38 S. 8.

1) In der ersten Hälfte dieses Buchs werden die Hauptbegebenheiten der letzten Jahre vor der Revolution, und was sich bis zum 14ten Julius 1789 in und ausser der Ständeversammlung zutrug, erzählt; die andre Hälfte ist eine Uebersetzung der bey der Eröffnung dieser Versammlung von dem Könige, dem Siegelbewahrer und dem Hn. Necker gehaltnen Reden. Die Arbeit trägt keine Spuren einer vorzüglichen Sorgfalt, und der Stil besonders ist nicht anziehend.

2) Wie diese Schrift zu dem Titel: *Wahre Darstellung* u. s. f. gekommen ist, wird man so leicht nicht ergründen. Es finden sich nichts als einzelne und abgerissne Betrachtungen darin, und es gehört übrigens keine kleine Geduld dazu, sich durch diese Betrachtungen hindurch zu winden.

3) Dies *politisch philosophische Fragment* könnte allenfalls Fragment eines Fragments heissen: so dürftig, so abgebrochen, und so wenig selbstständig ist es ausgefallen. Das Resultat des Vf. ist, „dass der gewaltsame Zustand der Zerrüttung, in welchem sich Frankreich befindet, nicht immer dauernd seyn kann! nur das *wann* und *wie* möchte wohl *für die gegenwärtige Generation* (?) problematisch bleiben.“ Ungefähr so viel wusste wohl ein jeder von der Sache, ehe er sich durch die *Blicke* dieses *Moderatisten* (?) zu belehren suchte.

4) Wenn man diese (bey Gelegenheit der Rückkehr des Herzogs von Braunschweig gehaltne) Vorlesung als eine *Rede* beurtheilt, und ihr daher einen etwas gesuchten und geschmückten Vortrag zu Gute hält: so verdient sie sowohl wegen der darin herrschenden Grundsätze als wegen der Anwendung, die von demselben gemacht worden ist, Beyfall.

MAGDEBURG, b. Creutz: *La Fayette als Staatsmann, als Krieger und als Mensch.* Nach dem Französischen. Mit einer Vorrede von *J. R. Forster.* 1794. 291 S. 8.

Hr. *Forster* sagt in der Vorrede, dass die Uebersetzung dieses Buchs von einem Sach- und Sprachkundigen, edeln, jungen Manne verfertiget worden sey; er setzt hinzu: „es wäre zu wünschen, dass unsrer deutschen Lesewelt lauter Bücher von gutem und nützlichem Inhalt in die Hände gegeben würden, wozu das gegenwärtige gewiss gehöre.“

Wenn gut und nützlich nur so viel heissen soll, als *unschädlich*, so unterschreiben wir das Urtheil des Hn. F. sehr gern. In jeder andern Bedeutung aber müssen wir dieses Buch für eines der unnützesten erklären, da es weder belehrend noch unterhaltend ist, weder von Seiten der Materien, noch von Seiten der Form auf den Beyfall eines Lesers, der gewohnt ist, sich Rechenschaft zu geben, *warum* er lieset, und was er beym Lesen gewinnt, Anspruch machen kann.

Es wird uns nemlich hier nichts anders, als eine Sammlung von Reden, Adressen, Danksagungsschreiben, und andern für *La Fayette* ehrenvollen Stücken aufgeführt, die theils seine Thaten in Nordamerika, theils sein Verhältniss in den ersten Jahren der französischen Revolution betreffen. Diese Stücke enthalten aber sammt und sonders (einige wenige Auszüge aus Reden in der Notabelnversammlung ausgenommen, die schon an andern Orten gedruckt zn finden sind,) nicht die geringsten Realitäten, nichts, woraus der Charakter des Mannes, oder die Periode, in welcher, oder die Menschen, mit welchen er lebte, auf irgend eine Art in hellres Licht gestellt würden, keine Facta, keine Aufschlüsse, nicht einmal Räsonnement oder Bemerkungen über Facta, sondern nichts als leere Complimente, davon eines dem andern so ähnlich sieht, dass man sich die Mühe, mehrere zu lesen, ganz füglich ersparen kann, wenige, noch dazu unbedeutende und ganz uninteressante Anekdoten, endlich einige allgemein bekannte Züge aus La Fayette's öffentlichem Leben. Der Uebersetzer scheint es selbst gefühlt zu haben, dass er dem Publicum nicht viel Reelles und Erbauliches vorlegte, indem er, um diesen Schwall von leeren Worten doch wenigstens mit einigen Gedanken zu begleiten, die Auffätze des Hn. von *Archenholz* über *La Fayette* seiner Sammlung als einen Anhang beyfügt.

Ein Buch, wie dieses, würde, wenn es auch von einem der grössten Männer aller Jahrhunderte handelte, einem

einem vernünftigen Leser unausstehlich seyn. Denn 20, 30 und 40mal zu hören, wie diese Stadt und jene Stadt, und dieses Regiment und jene Division einem General ihre Achtung und Erkenntlichkeit versichert, und wie der General darauf antwortet, und wie er hernach wieder die Nationalgarde heute becomplimentirt und morgen becomplimentirt, — zu einer Zeit, wo in Frankreich auf wichtigere Dinge als auf Complimente zu achten war, — kann unmöglich ergötzen oder gar unterrichten. Da nun *La Fayette* bey allen seinen Verdiensten doch noch lange nicht unter die *gröſsten* Männer gerechnet werden darf: so läſst sich leicht übersehen, was von dieser langen und trocknen Reihe leerer und unwesentlicher Actenstücke, die ganz offenbar ein Schmeichler oder ein Enthusiast, der seine Verehrung durch nichts besſres an den Tag zu legen wuſste, im Original zusammen drucken lieſs, zu erwarten seyn muſs.

Berlin, b. Unger: *Catharina II dargestellt in ihren Werken zur Beherzigung der Völker Europens.* Von dem Verfasser der ökonomisch-politischen Hefte für den Norden. 1794. 199 S. 8.

Daſs der Vf. dieses Buchs von den glänzenden Eigenschaften und Thaten der Monarchin, die er preiset, lebhaft durchdrungen war, wird niemand, der sich entschlieſsen kann, diesen Panegyrikus bis zu Ende zu lesen, bezweifeln. Daſs er aber die Kunst, dem Leser seine Empfindungen mitzutheilen, besäſse, und daſs sein Werk einer Fürstin, die ganz andre Schriftsteller zu Lobrednern gehabt hat, ein sehr willkommnes Opfer seyn sollte, wird so leicht keinem einleuchten. Die äuſsere typographische Pracht dieses Buchs, ein neues Probestück der Vollkommenheit, zu welcher Hn. *Unger's* Producte gediehen sind, verdient eine besondre ehrenvolle Erwähnung.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dietrich: *Poetische Blumenlese aufs Jahr* 1794. 216 S. 12. (12 gr)

Dieſs ist der *sechszehnte* und leider der letzte von *Bürgern* besorgte Jahrgang dieser Blumenlese. Die deutschen Musen und Musenfreunde beklagen bey dem Grabe dieses wirklich groſsen und originellen Dichters mehr das unglückliche Schicksal, das ihn verfolgte, und ihn von seinen Talenten und seinem verdienten Ruhme mehr herbe, als süſse Früchte ernten lieſs, als den frühzeitigen Tod, der, in seiner traurigen Lage, ihm gewiſs unendlich mehr Schmerzen erspart, als Freuden geraubt hat. — Von seiner Hand ist hier gleich das erste Stück, die Nachahmung der meisterhaften Erzählung von Boufflers: *La Reine de Golconde.* Sie hat einzelne glückliche Verse, doch ist der Ton und die eigenthümliche Manier des Originals fast ganz verfehlt. An die Stelle der raschen Erzählung, der unvergleichlichen Laune, Naivität und Feinheit des Französischen, hat die deutsche Nachbildung Weitschweifigkeit, Zwang, Derbheit, und sogar einige plumpe Züge gesetzt. Die erste beste Stelle, die man vergleichen wird, muſs wenigstens Einen Theil dieses Urtheils bestätigen. Man sehe z. B. folgende:

Boufflers. *„Sortant un jour de l'Opéra, je me trouvois par hasard à coté d'une jolie femme, qui attendoit son carosse; après m'avoir regardé avec attention, elle me demanda si je la reconnoissois; je lui répondis, que j'avois le bonheur de la voir pour la première fois. Regardez-moi bien, dit-elle. L'ordre n'est pas dur, répondis-je, et votre visage saura bien Vous faire obeir: mois plus je vous regarde, plus je trouve de difference entre tout ce que j'ai vu jusqu'à présent et ce que je vois à cette heure. Puisque mes traits ne me rappellent point à votre souvenir, dit-elle, peut-être que mes mains seront plus heureuses. Alors ôtant son gant, elle me montra l'anneau que j'avois jadis donné à la petite Aline. L'étonnement m'ôta la parole; son carosse arriva, elle me dit d'y monter avec elle, je la suivis."*

Wer wird diese schöne, rasche Prose nicht matten und gezwungenen Reimen, wie nachstehende Zeilen sind, vorziehen?

Einst, nach *vollbrachter* Oper, fand
Ich mich von ungefähr bey einer hübschen Dame,
Die ihres Wagens wartend stand.
Auf einmal machte die auf mich die Aufmerksame,
Und fragte: Kennen Sie mich nicht?
Verzeihen Sie, Madam, nie sah ich Ihr Gesicht" —
Nie? Ei, betrachten Sie mich doch einmal genauer."
Dieſs, schöne Dame, wird zwar wahrlich mir nicht sauer:
Doch, was ich schönes auch in meinem Leben sah,
So kam doch nie etwas dem, was ich sehe, nah." —
Nun, weil denn mein Gesicht nichts in Erinn'rung bringet,
So will ich sehn, obs nicht der Hand gelinget" —
Hier zog sie ihren Handschuh ab,
Und zeigte mir den Ring, den ich Alinen gab.
Alin', Aline! wollt' ich sagen;
Doch vor Erstaunen starb das Wort
Im Munde mir. Indessen kam ihr Wagen.
Wir stiegen ein, und rollten fort — —

Unter seinen übrigen Beyträgen sticht nichts besonders hervor. Den meisten Werth hat vielleicht, aber mehr dem Inhalt, als der Form nach, *die Freyheit* S. 113. Noch entdeckt man *Bürgers* schlechtern Genius leicht unter einigen Verkappungen, unter den Namen *Menschenschreck, Sansculotte* — doch kein Wort von diesen, dem Andenken des Dichters wenig Ehre machenden Neckereyen! — *v. Gökingk*; einige artige Kleinigkeiten, aus denen wir mit Vergnügen sehen, daſs dieser witzige Kopf den Musen nicht ganz entsagt hat. Auch von *Nantchen* ein paar gefällige Lieder, wenn sie schon den bessern von ehedem nicht gleich kommen. — *Conz.* Es ist gut und rühmlich, daſs unsre Dichter die Schätze der Ausländer benutzen; vorausgesetzt, daſs es mit kluger Wahl und Geschmack geschieht. Von allen spanischen Dichtern verdient vielleicht keiner die Ehre einer Uebersetzung weniger, als Gongora, und von allen seinen mittel-

mittelmäſsigen Producten vielleicht keine weniger, als das von Hn. C. nachgeahmte *Glück und Unglück*, S. 92. Angenehme Schwermuth herrscht in der kleinen Elegie auf den Kirchhof; nur iſt der Ausdruck in einigen Verſen ſehr miſslungen. „Der *hohe Gottesfriede*, der mit *losgebundenem Flügel* um die ſtillen Hügel ſchwebt" iſt poetiſcher Schnickſchnack, nichts weiter. Wie kann der *Tod die Leiden der Todten heilen?* Vom demſelben Vf. ſcheinen die mit *Cz.* unterzeichneten drey Sonnette (S. 211—213.) zu ſeyn, von denen das erſte vorzüglich ſchön iſt. — *Haug. Wilhelms Klage*, ein artiges Lied. Unter den Sinngedichten hat dieſsmal keines einen beſonders ſcharfen Stachel. Meiſt hat die Wendung zu viel Aehnlichkeit mit andern bereits bekannten. Folgendes z. B. glaubte Rec. ſchon zehn und mehrmal geleſen zu haben:

Schwätzers Epitaphium.

Ach! gälte mein Gebot, ſo ſtände
Hier pünktlich ausgeführt, *woran*
Und *wie* ich ſtarb. — O Wandersmann,
Stirb, ſtirb, damit ich dir mein Ende
Umſtändlicher erzählen kann.

Woltmann. Drey Gedichte voll feuriger Einbildungskraft, von ungemeinem Wohllaut und ſeltner Kraft und Eleganz des Ausdrucks. Schade nur, daſs der Grund, auf dem dieſe lebendigen und ſeelenvollen Farben aufgetragen ſind, nicht mehr Conſiſtenz, ſo wie die Compoſitionen ſelbſt nicht mehr Bedeutung und Intereſſe haben, und Herz und Verſtand nicht eben ſo angenehm beſchäftigen und füllen, als die Phantaſie und das Ohr. Vorzüglich hat das Gedicht *die Erſcheinung* einen originellen Schwung und neue glänzende Bilder. Welch ein reiches, ächt poetiſches und trefflich contraſtirtes Gemälde iſt das S. 178.! Der Dichter verſetzt ſich in die Zeiten der Vorwelt zurück, wo noch die Tempel und Altäre der Götter Roms und Griechenlands Prieſter und Opfer hatten:

Es zecht, umarmt vom Rebengotte,
Dioneas Sohn in einer kühlen Grotte,
Das kleine, roſenvolle Haupt
Mit Dionyſos Blättern rings umlaubt.
Schon iſt ein Pfeil von ſeinem Bogen
In ſeines Zechgenoſſen Herz geflogen,
Und ungeſtümer ſtrömt des Gottes Blut
Von Eros Macht, als vor der eignen Glut.
Er ſieht mit ſchlauer Liſt, wie ſeine Rotte
Die Nymphen fängt, lautlärmend vor der Grotte,
Und ſtürzt ſich bald, indem er ſeinen Stab
Voll Reben ſchwingt, in ihren Schwarm hinab.
Nun fliehen, auf verwachs'nen Pfaden
Rings aufgeſcheucht die ſchüchternen Dryaden;
Nun jauchzt der Faune wilde Schaar,
Die ſchon im Schlaf verſunken war,
Und haſcht die jammernden Najaden,
Die ſich in ſichrer Ruhe baden.
Die keuſchen Grazien entfliehn,
Wo durch den Hain die trunknen Rotten ziehn,
Und Nymphen ſchreyn: Ihr, des Olympus Götter,
Ach! ſeyd der Unſchuld ſchnelle Retter!

Schon brauſt der Sturm! der Faune Schwarm entflieht,
Und Furcht verjagt das lärmende Getümmel;
Im ſchwarzen Donnerwetter zieht
Die Gattin Jupiters herauf am Himmel.
Ihr folget Zevs und wirft mit Macht
Den Flammenkeil aus ſeiner Wolkennacht:
Da wankt des Berges Felſengipfel,
Wie dieſer Linde Blüthenwipfel,
Und durch der Erde Tiefen dröhnt
Der dumpfe Schall, der bis zum Orkus tönt.
Der Schatten ernſte Götter ſteigen
Herauf in ſchauervollen Reigen,
Und Hekate, die graue Göttin, ſitzt,
Wie ein Gewölk, in ſtark bewegten Zweigen,
Und jauchzet, wenn es um ſie blitzt — — —

v. Einem. Einige fremde Einfälle, zum Theil ganz leidlich nachgeſagt, nur iſt der Ausdruck wenigſtens zu nachläſſig und proſaiſch. — S. 86. liefert einen Beweis, was für unerlaubte Freyheiten dieſer — — Beyträger, (denn für ihn, ſo wie für manchen andern, wäre *Dichter* zu gut, und *Reimer* etwas zu hart,) ſich in dem Mechaniſchen ſeiner Kleinigkeiten erlaubt, zu denen er ohnehin die Materie ſich wohlfeil genug zu verſchaffen weiſs:

Der Junker und der Bauer.

d. J. Ei, Grill, ihr waret ſonſt ein guter Kerl; wie kamet
Ihr denn dazu, daſs ihr den Sack voll Korn mir nahmet.
d. B. Ach! gnädger Herr, wer jetzt ſich ehrlich nähren will,
Der muſs wohl ſtehlen, *ſagte Grill.*

Dieſs *ſagte Grill* iſt eine klägliche Flickerey, und deſto unerträglicher in einem Dialog von vier Zeilen, wo die redenden Perſonen ohnehin ſchon auf eine doppelte Weiſe bezeichnet ſind. Hr. v. E. reimt ſchon ſo lange, aber immer noch gehorcht er ſklaviſch dem Reime, der ihm gehorchen ſollte. — *F. C. W. Meyer.* Mittelgut. In dem Liede *Gluth und Nacht* S. 66. iſt weit mehr *Nacht* als *Gluth.* Sehr ſchwach ſind die *Gleichheit*, die *Sehnſucht* etc., unerträglich platt aber iſt der *Stoſsſeufzer* einer Jacobinerin:

Gib Himmel jeder Bürgerin, daſs ſie frey,
Und jeder Bürger ohne Hoſen ſey!

Ein dürftiger Einfall, der nicht holperichter und undeutſcher ausgedrückt ſeyn könnte! In dem beſten Stücke dieſes Vf. — *Auf den Tod Ludwig XVI* — iſt doch das *heilige Blut* dem beſonnenen Leſer anſtöſsig. — Auch die Tändeley nach *Sarti* S. 164. gehört unter ſeine beſſern Beyträge. — *Karl Reinhard.* Ein Dutzend kleiner poetiſcher Tändeleyen, meiſt Gemeinwörter der Liebe und Galanterie, die zum Theil mit nicht unglücklichen Wendungen in ein paar Hexameter oder Reime gebracht ſind. Das Lied an die *Töchter des Harzes* S. 57. hat

 ſehr

sehr gute Strophen: desto weniger aber dürften einem gesunden Gaumen die Sentiments und Concetti *à la Marino*, *Guarini* etc. schmecken: S. 184. 197., wo ein Liebhaber *auf den Knien* vor seiner Schönen sagt:

> Dein Blick wird mir das Todesurtheil sprechen;
> Und darfst du Gnade nicht vor Recht verleihn,
> So fleh' ich nur mir bald den Stab zu brechen. —

Dieses Knien, dieser Jargon, diess zum Glück veralterte und im Leben längst verworfene Costume der romantischen Schäfer- und Ritterliebe, die nicht unter unserm Himmel entstand, und den Charakter einer ernsthaften Nation so schlecht kleidete, sollte in unsern Tagen nicht anders, als Gegenstand des Spottes behandelt werden. S. 183., wo ein Mädchen ersucht wird, bey trübem Wetter mit ihren *beiden allmächtigen Sonnen* doch einmal *hinauszulächeln*, und den Nebel zu verjagen! Diese verbrauchte Hyperbel kommt S. 200. abermals vor. — Oeffentlichen Blättern zufolge wird Hr. *R.* künftig die Herausgabe dieser Blumenlese besorgen. — *Bouterweck.* Drey Gedichte in seiner gewöhnlichen kostbaren Manier, übrigens von geringer Bedeutung. — *Franke*, ein schönes Lied *Berenice.* Der Dialog *Brutus und Porcia* hat gute Stellen, und würde durch Abkürzung noch mehr gewinnen. — *Ninis*, ein paar mehr, als mittelmässige Fabeln. — *Schubart*, ein feuriger Gesang *der Morgen*, S. 201. — *Gerhard*, einige artige Gedichte, die nur zu sehr den Nachahmer verrathen. Wenn doch unsre jungen Dichter bedenken wollten, dass allein das Nachahmen ausländischer, wenig bekannter Gedichte, verdienstlich und dem Leser angenehm seyn könne! — Nicht ohne Werth sind die beiden Stücke von *F. A. A. Meyer.* — *J. G. Zimmermann*, epigrammatisirt, immer noch in Erwartung des ersten erträglichen Einfalls. — — Von Beyträgen ungenannter Vff. verdienen erwähnt zu werden: S. 185. — die mit *L. D.* unterzeichneten; S. 54. von G. S. 56.

Der Unterschied.

> Oft wenn des Kiels und Schwertes Zunft
> Für Sache sich und Sache messen,
> Sitzt doch im Kiel noch wohl Vernunft;
> Im Schwerte hat sie nie gesessen,

Berlin, b. Maurer: *Chef-d'oeuvres de Pierre Corneille, avec la vie de l'Auteur*, par Mr. *de Fontenelle* et les Commentaires de Mr. *de Voltaire.* T. III. IV. 1792. 202 u. 202 S. 8.

Diese beiden Theile machen den *zwölften Band* der *Collection d'Auteurs classiques françois* aus, und enthalten den Polyeucte, Horace, le Menteur und la Suite du Menteur. Auch ist, Buchhändlercatalogen zufolge, noch der *dreyzehnte Band* oder der 5 und 6te Theil von *Corneille* erschienen, dem Rec. aber nicht zu Gesicht gekommen. Der typographische Werth dieser Sammlung sinkt in der Fortsetzung nicht merklich, das Papier ist schön, die Schrift scharf, auch der Druck ziemlich correct; indess ist doch der Preis für blosse Abdrücke zu hoch. Für dasselbe, ja zum Theil für weniger, Geld kann man schöne Originalausgaben von den bisher gelieferten Dichtern haben.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: E. R. *Grafen von Vargas vermischte Blätter. Erster Theil. Erzählungen.* 1793. 253 S. 12.

Die Sittenlehre wird nichts gegen diese Erzählungen einzuwenden haben, wohl aber die Kritik, wenn anders Voltaire Recht hätte, als er behauptete: Alle Gattungen wären gut, nur nicht die langweiligen. Die Erfindungen sind höchst mager, z. B. *Sonnenschein und Schatten.* Freyherr von E. soll Fräulein Luisen von N. heurathen. Alle Anstalten sind gemacht, als zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut darüber, dass der erstere im Sonnenschein ging, ein heftiger Streit entsteht; dieser Streit zieht Hass, Trennung der Heurath, und einen Process nach sich, welcher den Freyherrn von E. zum Bettler macht. Ein solcher Stoff kann nur durch eine meisterhafte Bearbeitung gefallen. Das ist aber hier nicht der Fall. Man findet weder feine Bemerkungen, noch lebhafte Darstellung. Der Stil ist gedehnt, und doch manchmal dunkel. So verstehen wir gleich in der Zueignungsschrift folgende Stelle nicht: *Wahrheit mit Blumen zu bedecken, die man unter ihnen und nach ihrem Genusse antrifft, macht die Glückseligkeit einer gewissen Stimmung aus, welche den Menschen weit sanfter liebt und an sich zieht, als der kalte Heldenmuth des Eifers. Aber gerade wenn die Seele in einer gewissen Spannung und Aufmerksamkeit auf sich selbst nachläfst, um der Bewegung eines leisen Ergusses sich ganz hinzugeben, so entblössen sich alle ihre Schwächen; sie rafft zusammen, was sie neben sich findet, und unter ihre Schöpfungen stiehlt sich leicht eine übersehene Schlange mit ein.* Vermuthlich verstehen unsere Leser, und, wie wir fürchten, der Verfasser selbst diese Stelle eben so wenig als wir. Vorn ist sein Porträt von *Arndt* sehr sauber gestochen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Böhme: *Für Zeichenschüler*, von *C. Gottl. Hartmann.* 1792. 32 S. gr. 8. (3 gr.) Die hier kurz, aber sehr fasslich vorgetragenen Regeln betreffen die Verhältnisse, den Entwurf, die Auszeichnung und das Schattiren. Der Vf., der diese Anleitung eigentlich nur für seine Zöglinge bestimmte, aber auch andern, die den von ihm mit Recht gelobten *Unterricht im Zeichnen von Meil.* Berlin 1789. 90. dabey der Kupfer wegen zu Rathe ziehen wollen, nützlich werden kann, zeigt sich überall als einen durch vieljährigen Unterricht in seiner Kunst mit den Bedürfnissen der Anfänger wohlbekannten Zeichenmeister, der nicht ausschrieb, sondern seinen eigenen Weg ging. Wir können daher diess Büchelchen mit gutem Gewissen allen Lehranstalten empfehlen, in welchen ein geschickter Zeichenmeister *gern nach bestimmten Regeln unterrichten* möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. December 1794.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Voss u. Sohn: *Versuch über die Transcendentalphilosophie* mit einem Anhang über die symbolische Erkenntniss und Anmerkungen von *Salomon Maimon* aus Lithauen in Polen. 1790. 444 S. in klein 8.

Durch diese Schrift machte sich Hr. *M.* der philosophischen Welt zuerst auf eine vortheilhafte Weise bekannt. Schon der Gedanke an die seiner Cultur so ungünstige Lage, in welcher er sich bis dahin befunden hatte, musste nicht wenig Achtung für einen Mann erwecken, der sich in derselben dennoch bis zum Range eines kritischen Philosophen zu erheben wusste. Allein diese verdient er um so mehr durch seine Schrift selbst, die ihn als einen scharfsinnigen, speculativen, ja in gewisser Rücksicht originellen, Denker kenntlich macht. Da aber Köpfe von der Art vorzüglich in Gefahr sind, sich durch kühne Flüge der Einbildungskraft eine Ideenwelt zu schaffen, und hierdurch die Nutzbarkeit ihrer Talente selbst zu hindern; so ist es Recensentenpflicht, bey Beurtheilung ihrer Schriften desto weniger nachsehend zu seyn. Rec. nahm das Buch mit Begierde in die Hand; nur zwey Dinge machten ihm die Lectüre sehr beschwerlich, und veranlassten eben, dass die Anzeige desselben so spät erscheint. Nicht etwa der Styl, (denn diesen fand Rec. besser, als er ihn erwartet hatte,) sondern zuvörderst der Mangel an Ordnung und jedesmaliger genauer Bestimmung der Begriffe. Denn hierdurch wird die eigentliche Abhandlung, die in neun Abschnitten 166 Seiten beträgt, dem grössten Theil nach, fast völlig unverständlich. Hr. *M.* schien dieses selbst zu fühlen; daher fügte er noch eine *kurze Uebersicht des ganzen Werks* hinzu, in welcher er die nähern Bestimmungen der Begriffe nachbohlt, und seine wahre Meynung zwar deutlicher, aber auf 96 Seiten anzeigt. Um aber bey einigen kurzgefassten Stellen den Missverstand zu verhüten, setzte er noch am Ende *Anmerkungen und Erläuterungen* hinzu, die wieder 112 Seiten ausmachen. Will man daher den wahren Sinn des Hn. *M.* einsehen; so muss man mit dem eigentlichen Werke erst jedesmal das dahin gehörige in der so genannten kurzen Uebersicht, und dann zugleich die am Ende beygefügte Anmerkung vergleichen. Wie mühsam aber hiedurch die Lectüre werden muss, erhellt von selbst. Hr. *M.* entschuldigt sich zwar hierüber dadurch, weil er sonst das ganze Werk völlig hätte umarbeiten müssen. Allein dieses hätte in der That geschehen sollen, und die Entschuldigung ist bloss auf den Fall gültig, dass etwa die individuelle Lage des Vf. keinen Aufschub des Drucks verstattete.

Ein vorzüglicher Umstand aber, der dem Leser lästig wird, ist der, dass Hr. *M.* die *kantische* Terminologie beybehält, ihre Bedeutung aber sogleich bey den Grundbegriffen willkürlich abändert. Kant hat alle seine Ausdrücke mit der grössten Präcision bestimmt, und dennoch wurde er so sehr missverstanden, weil man ihnen noch immer den Sinn unterlegte, den man vormals damit zu verknüpfen gewohnt war. Was würde also nicht geschehen, wenn man ihren einmal festbestimmten Sinn von neuem abändern wollte? Die Frage ist: ob Kants Sätze in *dem* Sinne wahr sind, in welchem er sie selbst verstanden wissen will. Sie willkürlich in einem andern Sinne nehmen, und jetzt ihre Richtigkeit bestreiten, ist eben so unerlaubt, als fruchtlos.

Der Inhalt des Buchs ist keines Auszugs fähig, und eine Beurtheilung aller einzelnen Behauptungen desselben würde ein neues Buch erfordern. Rec. glaubt daher den Geist desselben am besten kenntlich zu machen, wenn er diejenigen Punkte auswählt, welche Hr. *M.* selbst S. 9. dem denkenden Leser besonders zur Prüfung vorlegt. Sein Plan ist auf nichts geringeres angelegt, als Kants Kritik d. r. V., die er S. 338. zwar für eben so unwiderlegbar als Euklids Elemente, aber weil sie keine Beziehung der *Ideen* auf Gegenstände angeben kann, für unzulänglich und unbefriedigend hält, zu berichtigen und zu ergänzen. Daher ändert er zuerst, wie schon bemerkt worden, die Erklärung der Grundbegriffe ab. *Empfindung* ist ihm eine Modification des Erkenntnissvermögens das (die) bloss durchs Leiden, ohne Spontaneität, in ihm wirklich wird. (Diese Erklärung ist zweifach fehlerhaft. Denn Empfindung ist unstreitig eine *Vorstellung*, aber Vorstellung ist nicht eine *Modification* des *Vorstellungsvermögens*, sondern das, was durch letztres *im vorstellenden Subjecte* möglich wird. Ausserdem besteht das *Erkenntnissvermögen* aus Sinnlichkeit und Verstand, aber nicht das Erkenntnissvermögen überhaupt, sondern bloss die Sinnlichkeit ist es, welche *leiden* kann) *Anschauung*, sagt Hr. *M.*, ist eine Modification des E. V., das (die) zum Theil durchs Leiden, zum Theil aber durch Handeln in ihr (ihm) wirklich wird. Die erstere heisst die Materie, die letztere aber der Form derselben. (Also wäre Anschauung eine *Empfindung*, deren *Form* durch *Selbstthätigkeit* hervorgebracht wird. Wer versteht dieses? Menschliche Anschauung gehört bloss zur Sinnlichkeit. Bey ihr ist also das Gemüth ganz leidend. So bald dieses sich im mindesten dabey thätig zeigt; so ist sie nicht mehr blosse Anschauung, sondern Imagination oder Begriff. Die nothwendigen Formen der Anschau-

schauung sind Raum und Zeit. Diese aber werden nicht erst durch einen Act der Selbstthätigkeit in uns hervorgebracht, sondern sind uns mit völliger Bestimmtheit ursprünglich *gegeben.* Ueberdem gibt es nach dieser Erklärung keine anderen Anschauungen, als *empirische,* weil sie auf einem Leiden beruhen sollen, und so würde dann freylich von selbst folgen, dass Raum und Zeit bloss empirische Anschauungen wären, die uns, wie Hr. *M.* auch wirklich sich ausdrückt, *erscheinen*, von uns *wahrgenommen* werden u. s. w. Aber was berechtigte Hn. *M.*, durch eine willkührliche Erklärung alle Anschauung *a priori* schon zum voraus für ein Unding zu erklären?) *Erscheinung* erklärt Hr. *M.* durch eine unbestimmte Anschauung, in so fern sie im Leiden gegründet ist. (Das wäre also *Materie* der Anschauung, *ohne alle Form!* Ohne diess hat man unter Erscheinung oder Phänomenon noch nie die Anschauung selbst, sondern immer den *Gegenstand* derselben verstanden. Denn dieser sey, was er wolle, ja selbst Vorstellung, so muss er doch in jeder Vorstellung als das *Vorgestellte* von ihr selbst unterschieden werden.) Einem vorzüglichen Werth scheint Hr. *M.* auf seine Erklärungen: was *a priori*, und was *rein* sey, zu legen. *A priori* ist ihm, absolut betrachtet, eine Erkenntnissart, die der Erkenntniss des Gegenstandes selbst vorhergeht, d. h. der Begriff eines Gegenstandes überhaupt, und alles, was man von demselben als ein solches behaupten kann, oder wo das Object bloss durch Verhältniss bestimmt wird, wie z. B. die Objecte der reinen Arithmetik. Erkenntniss a priori im engsten Verstande und absolut betrachtet, ist ihm also die Erkenntniss eines Verhältnisses zwischen Objecten auch vor der Erkenntniss der Objecte selbst, worunter dieses Verhältniss angetroffen wird, ihr Princip ist der Satz des Widerspruchs oder der Identität wenn aber die Erkenntniss der Objecte der Vorstellung des Verhältnisses vorausgehen muss; so heisst es in diesem Verstande *a posteriori.* (Nach dieser Erklärung die mit Bedacht bloss auf *Begriff*, *Erkenntniss*, und *Verhältniss* berechnet ist, wird also nicht nur wiederum ohne Befugniss vorausgesetzt, dass *Anschauungen a priori* Undinge sind, sondern — was, wofern hier eine Gradation statt fände, noch unverzeihlicher ist — es wird in derselben ohne alle Umstände zugleich vorausgesetzt, dass *synthetische* Sätze a priori schlechterdings nicht möglich seyn, sondern alle Erkenntniss lediglich auf dem Satze des Widerspruchs, oder der Identität beruhe! Doch, ohne einmal hierauf Rücksicht zu nehmen, wird Hr. *M.* bey näherer Prüfung seiner Definition ihre Unrichtigkeit hoffentlich von selbst einsehen. Denn der eigentliche Sinn derselben ist dieser: ein Satz heisst *a priori,* wenn seine Richtigkeit einleuchtend ist, ohne dass man vom Subjecte desselben die mindeste Vorstellung haben darf. „Gesetzt, sagt er, ich habe keine Vorstellung von einer geraden Linie, und jemand fragte mich: kann eine gerade Linie zugleich nicht gerade seyn? so werde ich gewiss nicht mein Urtheil verschieben (unter dem Vorwande, ich weiss nicht, was eine gerade Linie sey) bis ich die Vorstellung davon erlangt habe, sondern ich werde mit meiner Antwort sogleich bey der Hand seyn, dass dieses unmöglich sey. Fragt er mich hingegen: ist eine gerade Linie die kürzeste? so werde ich antworten, ich weiss nicht, vielleicht ja, vielleicht auch nein, bis ich eine Vorstellung vor einer geraden Linie werde erlangt haben.“ Allein wenn ich den Satz: eine gerade Linie ist nicht gerade, schlechthin verneine, ohne erst darnach zu fragen, was gerade Linie sey; so denke ich sie offenbar bloss als ein A überhaupt, und unter einer nicht geraden ein non A. Also würde unsere ganze mögliche Erkenntniss a priori bloss in den beiden Sätzen bestehen: A ist nicht non — A, sondern A ist A. Wie aber Hr. *M.* diese Sätze eine *Erkenntniss* nennen könne, ist eben so unbegreiflich, als wie er S. 173. die Kunst besitze, von irgend einer gegebenen geraden Linie durch *Wahrnehmung* zu erkennen, dass sie unter allen zwischen ihren Endpunkten möglichen Linien die kürzeste sey. Denn wahrnehmen, dass eine gezeichnete Linie in der That *gerade* sey, geht schon über Menschenvermögen. Sie empirisch mittelst eines Zirkels *messen* wollen, setzt schon das durch keine Wahrnehmung mögliche Axiom voraus, dass zwischen zwey Endpunkten nur *eine* gerade Linie möglich sey. Allein durch Wahrnehmung ausfindig machen wollen, dass sie unter *allen* zwischen diesen Endpunkten *möglichen* Linien die *kürzeste* sey, dazu wäre nichts geringeres erforderlich, als dass man alle diese *unendlich vielen* Linien wirklich gemessen hätte — ein Geschäfte, das sich selbst widerspricht.) *Rein* nennt Hr. M. das, worin nichts, was zur Anschauung, in so fern sie bloss unvollständige Handlung ist, angetroffen wird. (Allein ohne zu wiederhohlen, dass zum Anschauen kein Handeln erfordert wird, was konnte Hn. *M.* wohl berechtigen, hiedurch die Möglichkeit *reiner Anschauungen* so geradezu auszuschliessen? Und wie lässt sich mit dieser Erklärung seine ohnehin falsche Meynung S. 208. vereinigen, dass das Ich eine *reine* Anschauung a priori sey?) Was für Resultate aus allen diesen scharfen Begriffen: die eine totale Sprachverwirrung bewirken würden, fliessen müssen, lässt sich leicht vermuthen. So leugnet Hr. *M.* die apodiktische Gewissheit der Geometrie, indem er S. 173. ihren Axiomen bloss einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit einräumt, und daher die darauf gegründeten Sätze nur unter dieser Bedingung, mithin nur für *wahrscheinlich* richtig hält! So setzt er, nach seinen willkührlichen Erklärungen, S, 177. voraus, dass alle Sätze a priori, die wir für synthetisch halten, bloss wegen Mangel unserer Erkenntniss synthetisch seyn, weil wir ihr Subject nicht gehörig zu definiren wissen, dass ferner die Sinnlichkeit bey uns nichts anders als der unvollständige Verstand und daher der Raum als Anschauung ein Schema oder Bild von der Verschiedenheit der gegebenen Objecte, d. i. der Dinge *an sich* sey — Behauptungen, in deren Gründen Rec. nichts gefunden was nicht bereits von Kant und andern hinreichend widerlegt wäre.

Eine vorzüglichr Bemühung des Hn. *M.* geht dahin, die Deduction der Kategorien ins Licht zu setzen. *Kant* gründet ihre objective Gültigkeit darauf, weil ohne sie keine Erfahrung möglich ist, und setzt also

voraus

voraus, daſs wir letztere wirklich haben. Hr. *M.* aber bezweifelt hier ſchon das *Factum*, daſs es Erfahrung gebe. Unter Erfahrung aber verſteht er Erfahrungsſätze, d. i. ſolche empiriſche Urtheile, in denen die Beziehung des Prädicats zum Subject objective Nothwendigkeit in ſich ſchlieſst. Ein ſolcher Erfahrungsſatz iſt es z. B. wenn wir ſagen: das Feuer erwärmt den Stein, denn dieſes bedeutet nicht bloſs die Wahrnehmung der Folge zweyer Erſcheinungen in der Zeit, ſondern die *Nothwendigkeit* dieſer Folge. Dieſe aber läſst ſich nie wahrnehmen. Alſo läſst es ſich nicht als *Factum* annehmen, daſs es Erfahrungsſätze gebe, und *Hume* bleibe alſo unwiederlegt, wenn er den Begriff der Urſache für erdichtet hält, der bloſs dadurch entſprungen ſey, daſs man die, aus der oft wahrgenommenen Folge derſelben Erſcheinungen aufeinander, durch die Gewohnheit in uns entſtandene ſubjective Nothwendigkeit fälſchlich für eine objective angeſehen habe. Hr. *M.* geht daher ſo weit, daſs er ſelbſt an der Realität der *hypothetiſchen* und *apodiktiſchen* Urtheile in der allgemeinen Logik zweifelt, und ſie für unächte Formen des Urtheilens hält, die man bloſs von den fälſchlich für objectiv nothwendig gehaltenen Sätzen abſtrahirt und ſo, in die Logik hinein getragen habe. — Beſtünde die Erfahrung die Kant als ein unbezweifeltes Factum vorausſetzt, wirklich darin, daſs wir in den empiriſchen Urtheilen die *Nothwendigkeit* der Beziehung des Prädicats aufs Subject, z. B. die Nothwendigkeit der Folge von A auf B *wahrnehmen*; ſo wäre ſeine ganze Deduction der Kategorien allerdings nach ſeinen eigenen Grundſätzen ungereimt, weil es Baſis ſeiner Kritik iſt, daſs Wahrnehmung uns keine Nothwendigkeit lehren kann. Aber eben dieſes hätte Hn. *M.* beſorgt machen ſollen, ob ihm hier nicht vielleicht das Schickſal ſo vieler andern begegnet ſeyn möchte, Kants Sinn nicht völlig zu erreichen. Wenn Kant Erfahrung als ein *Factum* vorausſetzt; ſo verſteht er unter derſelben bloſs die Syntheſis der Wahrnehmungen in einem *aſſertoriſchen* Urtheil, und nun beweiſt er eben, daſs ein ſolches aſſertoriſches Urtheil, wofern es *objectivgültig* ſeyn ſoll, erſt dadurch *möglich* wird, daſs es *durch eine Kategorie* als *apodiktiſch* gedacht wird. So beſteht beym Satze der Cauſalität das ganze vorausgeſetzte Factum bloſs in dem empiriſchen aſſertoriſchen Urtheile: in einer Erſcheinung folgt die Beſtimmung A auf eine andere B, z. B. auf die Kälte des Steins folgt die Wärme deſſelben. Nun enthält dieſes Urtheil eine Syntheſis zweyer Wahrnehmungen in Abſicht auf ihre *Zeitordnung*, B und A ſollen nemlich in der Verbindung, der Zeit nach, als *vorhergehend* und *nachfolgend* gedacht werden. Soll alſo das Urtheil: A folgt auf B, wie angenommen wird, *objectivgültig* ſeyn; ſo muſs in der Syntheſis der beiden Wahrnehmungen die *Zeitordnung* als *beſtimmt* d. i. als *unabänderlich* und *nothwendig* gedacht werden. Denn wäre dieſe veränderlich, ſo daſs ſie ſich auch umkehren lieſse; ſo könnte ihre Syntheſis ſich nicht auf *Wahrnehmung* gründen, weil es widerſprechend iſt, das Folgende früher als das Vorhergehende *wahrzunehmen*, mithin wäre ſie nichts weiter, als eine willkührliche ſubjective Syntheſis der Einbildungskraft. Nun aber heiſst dasjenige, was die Zeitordnung in der Syntheſis der Wahrnehmungen A, B nothwendig macht, die *Urſache* der Folge von A auf B, und die Folge ſelbſt heiſst die *Wirkung*. Alſo iſt jede Folge einer Beſtimmung A auf eine andere B, d. i. jede Veränderung Wirkung einer Urſache. So beweiſst Kant den Satz der Cauſalität aus dem bloſsen Facto: es gibt Veränderungen, d. i. Folgen von Beſtimmungen aufeinander. Will alſo der Skeptiker dieſes Factum bezweifeln; ſo muſs er die Wirklichkeit der *Veränderungen*, und zwar nicht nur der äuſſern, ſondern auch der *innern* in unſerm Ich bezweifeln. So weit aber iſt wohl noch niemand in ſeinem Skepticismus gegangen, zu zweifeln; ob es in ihm eine Folge von Vorſtellungen gebe?

Indeſſen bezweifelt Hr. *M.* nicht bloſs die Frage: *quid facti*? ſondern auch die: *quid juris*? d. i. wie es möglich ſey Kategorien als Begriffe a priori auf Erſcheinungen anzuwenden? Nach Kant geſchieht dieſe Anwendung unmittelbar auf die Zeit, als Anſchauung a priori. Hr. *M.* meynt aber, da doch Anſchauungen mit Verſtandesbegriffen heterogen ſind; ſo komme man hiedurch nicht viel weiter. Allein warum ſollen denn Begriffe und Anſchauungen, ſo heterogen ſie auch als ſolche ſind, ſich nicht in Anſehung deſſen, worin beyde *homogen* ſind, nemlich als *Vorſtellungen a priori* aufeinander beziehen laſſen? So müſste auch kein Verhältniſs zwiſchen einem Viereck und Dreyeck möglich ſeyn! Hr. *M.* macht hiebey zugleich einen Verſuch, die Frage: *quid juris*? auf eine neue Art aufzulöſen, die wenn ſie gleich nicht die Probe hält, doch ſeinem Forſchungsgeiſte Ehre macht. Nach ihm ſollen die Kategorien bloſs auf die *Elemente* der Erſcheinungen anwendbar ſeyn, die er *Verſtandesideen* nennt, und unter denen er das *Unendlichkleine*, oder das *Differenzial* jeder ſinnlichen Anſchauung und ihrer Formen verſteht, welches den Stoff zur Erklärung der Entſtehungsart der Objecte liefert. Die Anwendung der Kategorien der Urſache ſucht er z. B. S. 138. 139. ſo zu erklären: In jeder Veränderung müſſen die Beſtimmungen der Subſtanz einander entgegengeſetzt ſeyn, z. B. man kann nicht ſagen: das kalte Waſſer iſt ſüſs geworden, ſondern nur: es iſt warm geworden. Nun aber muſs eine Beſtimmung etwas poſitives ſeyn, und doch ſoll die folgende der vorhergehenden entgegengeſetzt ſeyn, mithin muſs ſie negativ ſeyn und doch ſind dieſe beyde entgegengeſetzte Qualitäten zur Erfahrung nothwendig. Um alſo dieſen Widerſpruch zu heben, und folglich Erfahrung möglich zu machen, müſſen ſie im Objecte ſo vereinigt werden, daſs ſie ſich am wenigſten Abbruch thun, d. h. ihre Gegenſetzung muſs ein *Minimum* ſeyn. In dieſem Falle haben wir alſo Erfahrung, d. h. Wahrnehmung deſſelben Beharrlichen mit verſchiedenen in der Zeit wechſelnden Beſtimmungen verknüpft. Dieſe Beſtimmungen ſind auch zugleich poſitiv, weil die darin bemerkte Gegenſetzung die kleinſte mögliche iſt, und dieſes iſt der ſogenannte Satz der *Stetigkeit*, der alſo ein Satz a priori iſt. — Allein ſo ſinnreich auch dieſes Verfahren iſt, die Möglichkeit der Erfahrung auf einem andern, als dem kantiſchen Wege, begreiflich zu

zu machen; so verfehlt es dennoch nicht nur seinen Zweck selbst, sondern es ist auch an sich unrichtig. Denn a) wird dadurch die Anwendbarkeit der Kategorie der Ursache auf das Minimum der Veränderung, die Hr. *M.* doch eben zeigen wollte, gar nicht gezeigt, ja es wird im ganzen Beweise nicht einmal daran gedacht, wie es möglich sey, die *bestimmte Zeitordnung* im im Wechsel der Bestimmungen wahrzunehmen, dass nemlich A auf B, und nicht umgekehrt B auf A folge, sondern die ganze Schlussfolge besteht bloss darin, dass zur Wahrnehmung des *Wechsels überhaupt* Stetigkeit nothwendig sey. b) Allein auch dieses ist unrichtig. Denn eben weil Stetigkeit nicht nur ein Begriff a priori ist, sondern auch gerade darin besteht, dass im Stetigen kein Minimum möglich ist und sich keine zwey *nächsten* Grenzen darin angeben lassen; so können zwey Bestimmungen, deren Gegensetzung ein Minimum ist, gar nicht wahrgenommen werden, viel weniger also zur Wahrnehmung nöthig seyn, und ihre Möglichkeit erklären, mithin ist selbst die Art, wie Hr. *M.* den Satz der Stetigkeit deducirt, widersprechend. Stetigkeit ist eine Qualität, von der wir gar nichts wissen würden, wenn sie uns nicht in der Anschauung des Raums und der Zeit unmittelbar *gegeben* wäre. Wäre daher diese nicht *a priori*: so wäre der Begriff der Stetigkeit für uns ganz unmöglich, und der Satz, dass jede Veränderung stetig ist, lässt sich also bloss daher beweisen, weil sie objective Folge in der *Zeit* ist. c) Das *Unendlichkleine* oder *Differenzial* einer *endlichen* Grösse ist nicht eine *Verstandesidee*, sondern eine bloss *imaginäre* Idee, eine blosse *Fiction* der *Einbildungskraft*. Denn soll daraus ein Quantum entstehen; so muss es selbst ein *homogenes* Quantum, d. i. ein *Theil* des endlichen Quantum seyn, mithin, da ein endlichvielster Theil desselben selbst endlich ist, ein *unendlichvielster* Theil, d. i. ein solcher, der *unendlichvielmal* genommen was *Endliches* gibt, das heist, ein sich selbst widersprechendes Ding. Soll also das Unendlichkleine was Reales bedeuten; so kann es nicht als Theil einer endlichen Grösse, sondern bloss als ihre *Grenze* gedacht werden, d. i. als etwas mit ihr eben so heterogenes, als Punkt und Linie, als Null und Zahl. Nun aber läst sich aus Punkten eben so wenig eine Linie, als aus Nullen eine Zahl erzeugen. Also kann der Mathematiker von einer solchen Null dx, dy etc. nicht anders Gebrauch machen, als dass er dieselbe als einen *imaginären Theil*, nemlich als den unendlichvielsten Theil des des Endlichen betrachtet, d. i. $dx = \frac{x}{\infty}$, $dy = \frac{y}{\infty}$, und nun kann er mit diesen imaginären Theilen eben so sicher rechnen, als ob sie was reales wären. Ist z. B. $x = ny$; so folgt, dass $dx = ndy$ ist. Obgleich also dx, dy eigentlich blosse Nullen sind; so kann der Mathematiker, da er sie in der Imagination als Theile von x, y betrachtet, *in eben dieser Imagination* ganz consequent auch dx für n mal grösser, als dy ansehen, und rückwärts aus $dx = ndy$ schliessen, dass $x = ny$ sey. Versteht man daher unter dem Moment einer Realität, z. B. der Schwere, Differenzial; so ist dasselbe in Ansehung ihrer durchaus nichts anders, als Null, indessen kann der mathematische Physiker das Moment der Schwere auf der Erdfläche ohne Bedenken für grösser als in der Gegend des Mondes ansehn, aber blos in demselben *imaginären* Sinne, in welchem er das Moment der Schwere, selbst als Schwere ansieht. Für die Mathematik sind also die Differenzialen von unendlichen Nutzen, und Hr. *M.* hat völlig recht, dass die Demonstrationen, die durch Differenzialrechnung geführt werden, nicht nur eben so strenge, sondern (in vielen Fällen z. B. in Messung der krummen Linien durch gerade) weit strenger sind als die Demonstrationen der Alten. Um die Philosophie hingegen, als Philosophie, würde es sehr trübe aussehen, wenn man die Differentialen, auch in diese einführen wollte, denn das hiesse: statt des Verstandes die Einbildungskraft zur Erkenntnisquelle machen, und hierdurch würde das durch die Kritik der reinen Vernunft so glücklich verbannte Herumschwärmen im Gebiete des Uebersinnlichen, bald wieder in vollen Gang kommen. Hr. *M.* sieht die Differenzialen in der That schon als eine Brücke an, auf welcher er nicht nur Raum und Zeit, sondern auch die Kategorieen ins Reich des Uebersinnlichen hinüberführen könne, indem er vermittelst derselben zu beweisen versucht, dass z. B. unser Ich eine Substanz und einfach sey!

Je weniger indessen die neue Vernunftkritik des Hr. *M.* den Beyfall des Recensenten hat, desto mehr hat ihn der ihr als Anhang beygefügte Aufsatz *über die symbolische Erkenntniss*. Ausser einigen nicht ganz richtigen *mathematischen* Räsonnements liefert dieser vortrefliche Grundsteine, so wohl zur Philosophie der Sprache als zu der sogenannten ars characteristica combinatoria. — Wissenschaften, die vor Erscheinung der Kritik d. r. V. jedem Weltweisen misglücken mussten, zu deren Erfindung aber jetzt, nachdem die ursprünglichen Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft genau bestimmt sind, die Hoffnung wieder aufleben kann. Vorzüglich verdient die Art, wie Hr. *M.* den Unterschied zwischen eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücken bestimmt, die grösseste Aufmerksamkeit. Rec. enthält sich ungern, die Hauptideen davon auszuheben. Allein unangesehen, dass die Anzeige schon ohnehin fast zu lang geworden, würde dieses von wenigen Nutzen seyn. Die Abhandlung muss ganz gelesen werden, und sicher wird sie niemand, dem Philosophie der Sprache werth ist, ungelesen lassen.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

December 1792.

I. Verzeichniss der im December der A. L. Z. 1792. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(

La-

II. Im

II. Im December des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preisaufgaben.

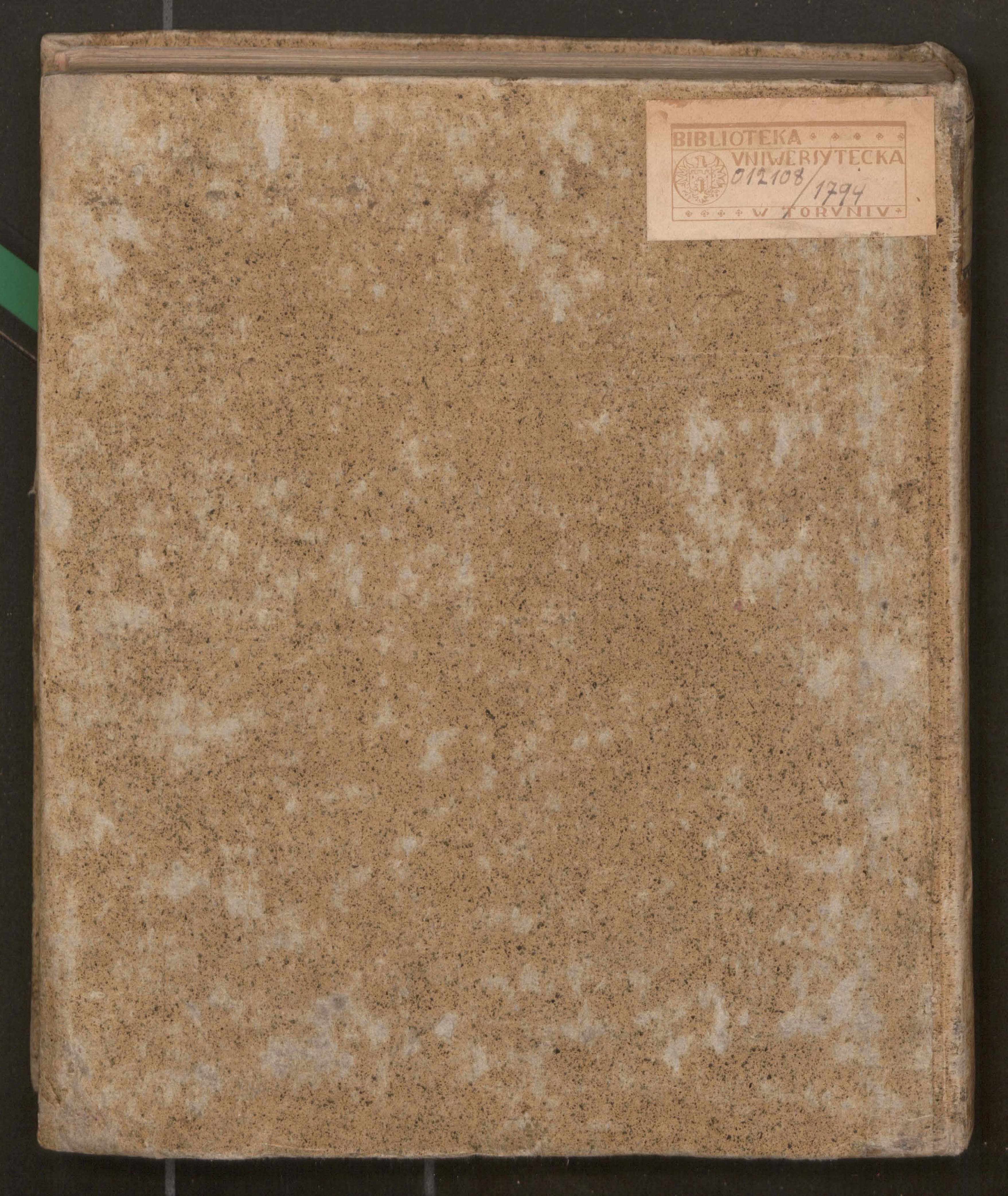
Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.






BIBLIOTEKA
VNIWERSYTECKA
012108/1794
W TORVNIV